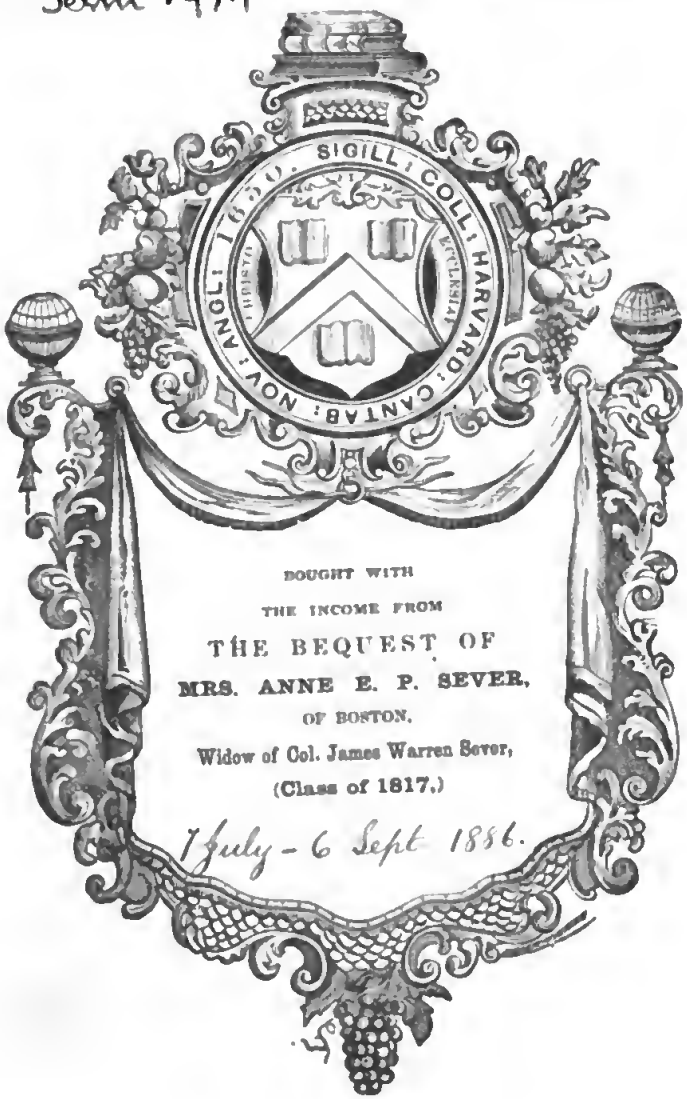
P Germ 147.1

Bd. March, 1887.



Digitized by Google

Deutſche Revue

über das

geſamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleiſcher.

Elfter Jahrgang. — Dritter Band.
(Juli bis September 1886.)

Breslau.
Verlag von Eduard Trewendt.

PGerm 147.1

1886, July 7-

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs XI.

(Juli bis September 1886.)

Seite

Ossip Schubin: Hollunderblüten. Erzählung 1

Lose Blätter aus dem Nachlasse eines alten Diplomaten. IV. V. (Schluß.) 11. 137

Batsch, Viceadmiral: Deutsche Seehelden. I. II. III. 19. 145. 293

K. Th. Heigel: Kronprinz Ludwig von Bayern und Minister Graf von Montgelas im Jahre 1813 31

Die ungarischen Salons 42

L. von Bar: Das Überhandnehmen der Duelle 55

Hermine von Hillern: Erinnerungen aus dem Leben Wilhelmine von Hillerns. IV. V. VI. 63. 158. 324

Willibald Beyschlag: Die Religion und die moderne Gesellschaft. I. II. (Schluß.) 75. 173

Hermann Brunnhofer: Die Ästhetik der Sprachen 83

Hermann Lingg: Verhüllt. Novelle. 129

S. Bermejo: Fal. Novelle aus dem Spanischen 183

Marco Minghetti: Der Bürger und der Staat. I. II. (Schluß.) . 211. 336

A. Freiherr von Hammerstein: Die Zukunft der Kolonien nach eigener Forschung. I. II. (Schluß.) 229. 350

Ein Mahnruf zur Erhaltung des Siebengebirges 255

P. K. Rosegger: Das Ereignis in der Schrun. Erzählung 257

Theophile Gautier: Herr Rouher 272

Paul Nadestock: Geistige Frühreife 309

Berichte aus allen Wissenschaften:

Erd- und Völkerkunde.
S. Israel: Land und Leute im Damara- und Namaquagebiet . 99
Medizin.
L. Kleinwächter: Der schädliche Einfluß des Rauchens 113
Geschichte.
Zum Gedächtnis der Nuntiaturstreitigkeiten und des Emser Kongresses 238
Technologie.
H. Schwarz: Der Thomas-Eisenprozeß und die Landwirtschaft . 274
Pädagogik.
K. Bruchmann: Gedächtnis und Denken 362
Staats- und Rechtswissenschaft.
L. Fuld: Weibliche Mörder in Frankreich 366
Botanik.
L. Dippel: Neuere Beobachtungen über Bau und Wachstum der Pflanzenzellwände und der Stärkekörner 372

Kleine Revuen:

Naturwissenschaftliche Revue 117
Litterarische Berichte 124. 251. 376
Litterarische Revue 246
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 380

Elfter Jahrgang. Preis vierteljährlich 6 Mark.

HARVARD COLLEGE
JUL 7 1886
LIBRARY

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben
von

Richard Fleischer.

1886. Juli.

Vierteljährlich erscheinen 3 Oktavhefte und 1 Kunstheft in Folio mit Kunstblatt.

Breslau und Berlin.
Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau
Expedition: Tauenzienstraße 60.

Berlin
Expedition: W. Kurfürstenstr. 12.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

Juli 1886.

Seite

I. Ossip Schubin: Hollunderblüten. Erzählung. 1

II. Lose Blätter aus dem Nachlasse eines alten Diplomaten. IV. . 11

III. Batsch, Viceadmiral: Deutsche Seehelden. I. 19

IV. K. Th. Heigel: Kronprinz Ludwig von Bayern und Minister Graf von Montgelas im Jahre 1813 31

V. Die ungarischen Salons. 42

VI. L. von Bar: Das Überhandnehmen der Duelle. 55

VII. Hermine von Hillern: Erinnerungen aus dem Leben Wilhelmine von Hillerns. IV. 63

VIII. Willibald Beyschlag: Die Religion und die moderne Gesellschaft. I. 75

IX. Hermann Brunnhofer: Die Aesthetik der Sprachen. 83

X. Berichte aus allen Wissenschaften 99

1. Erd- und Völkerkunde. S. Israel: Land und Leute im Damara- und Namaquagebiet.

2. Medizin. L. Kleinwächter: Der schädliche Einfluß des Rauchens.

XI. Naturwissenschaftliche Revue 117

XII. Litterarische Berichte 127

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

HARVARD COLLEGE
JUL 7 1886
LIBRARY.

Hollunderblüten.

Erzählung
von
Ossip Schubin.

Schwere, plumpe, alltäglich aneinander gereihte Häuser, hellgrün, rosa oder auch gelb angestrichen, armselige Kramläden, in welchen Legionen von alten Stiefeln und Schuhen, dazu alte Hosen, alte Hüte, alte Haare und unter Umständen alte Knochen zum Verkaufe ausgeboten werden, unappetitliche Winkelschlächtereien, in denen das Fleisch nicht frisch, Hökerladen, in denen das Gemüse welk ist, dazwischen wieder eng verschlossene, unheimlich stille Baracken mit verschmitzten Hehlermienen, hier und da ein zufällig geöffneter Thorweg, durch den man in ein Rembrandtdüsteres Schattenlabyrint blickt, dazu eine rachytische, schachernde, schnarrende, teils jüdische, teils christliche Bevölkerung, eine Atmosphäre von Knoblauch, schlechtem Fett und ungesunder Ausdünstung, im ganzen Aussehen die cynische Lässigkeit eines Viertels, in dem die Allgemeinheit des Elends einen jeden davon befreit, sich seines speziellen Elends zu schämen und es zu verstecken, etwas, das an die finstere Verdrossenheit des Trastevere in Rom und zugleich an den aggressiven Straßenschacher des mercato vecchio in Florenz erinnert: das ist die Judenstadt zu Prag, nun freilich schon seit geraumer Zeit durch die moderne Humanität in „Josefstadt" umgetauft!

In diese teils nüchterne, teils ekelhafte Umgebung trämmt der berühmte Judenfriedhof hinein, ernst und schauerlich wie eine alte Legende, die sich in den Roman eines modernen Realisten verirrt hat.

Zwischen der schwermütig murmelnden Moldau und einem Hospital, das ein edler Jude für Kranke ohne Unterschied der Konfession hat erbauen lassen, von einer plumpen Synagoge und schnöden Winkelwerk umschlossen, liegt er da, eine kühle, grüne Friedensstätte, inmitten des kränklich fiebernden Ghetto-Lebens!

Mooszerfressen, zeitverdorben, eng aneinander gedrückt, ragen die Grabsteine empor aus dem smaragdfarbenen Rasen, unter welchem zahllose Generationen ihres letzten Schlafes genießen.

Wilde Stachelbeerbüsche beugen sich mit liebkosender Schwermut über die

alten Denkmäler, und schwarzstämmige Hollunderbäume spannen darüber ihr anmutiges Geäst. Andere liegen sturmgeknickt und von ordnender Hand unberührt am Boden. — Es heißt, die Hollunderbäume seien hierher verpflanzt worden eines hygienischen Prinzips halber, um die Ausdünstung der Gräber an sich zu ziehen und durch den Geruch ihrer Blüten im schwülen Juniimonat die Miasmen zu bannen, welche, wahrscheinlich seiner großen Überfüllung wegen, ehedem schädlich dem Totenacker entschwebten. Sieben Schichten hoch ruhen die Toten hier über einander, sintemalen nach jüdischem Gesetze keine Menschengebeine ausgegraben werden dürfen, sondern der Erde bleiben muß, was ihr einmal anvertraut worden. Wer dem entgegen handelt, der beschwört den Zorn Jehovas herab, und auch von irdischen Richtern wird seine Schuld als Schändung der Religion furchtbar geahndet.

Blumen sucht man auf dem Judenkirchhofe vergebens, auch kein kleinlicher Zierat entweiht den starren Ernst der Stätte, und immer seltener werden sogar die Steinchen, welche die Pietät frommer Juden auf die historisch berühmten Denkmäler legt. Man sieht, daß der Schmerz der Lebenden den Frieden dieser verschollenen Gräber nicht mehr stört ist, daß dies ein Totenacker, der mit der Welt abgeschlossen hat.

Nur ein Grab giebt es hier, an dem der Führer den Fremden heute noch nicht ohne Grauen vorüber geleitet, und das ist das Grab des Lippmann Beck, der hier als einer der letzten beerdigt ward im Jahre 1784.

Dem Totenacker der Kinder steht es gegenüber, durch einen schmalen, spitzgiebligen Leichenstein bezeichnet, zwischen zwei uralten Denkmälern von zeitverdorbener Ehrwürdigkeit. Ein gebrochener Hollunderbaum liegt daneben, dumpfe unheimliche Traurigkeit umschwebt die Stätte, denn eine gar schreckliche Begebenheit hängt mit dem Grabe zusammen — so todesgrausig, mit ekelster Fäulnis und subtilster Poesie vermischt, daß die Einbildungskraft sich sträubt den Spuren der Wahrheit zu folgen. Nur einen Augenblick lüften wir den Schleier, dann aber decken wir ihn eilig über die Vergangenheit, wenden wir uns ab und suchen zu vergessen die Geschichte der Esther Blümele!

* * *

Wie war sie so schön, die Esther Blümele! Ihre goldenen Haare und blauen Augen waren unter der ganzen schwarzlockigen und schwarzäugigen Bevölkerung der Judenstadt berühmt, und viele vornehme Leute aus den christlichen Vierteln kamen sogar in den Ghetto, das schöne Judenmädchen zu schauen. Und immer in Samt und Atlas und goldstrotzenden Brokat gekleidet, ging sie einher und war gehalten wie eine Prinzessin. In ihrer Wohnung konnte man zu Ende des vorigen Jahrhunderts — damals eh' noch Lippmann Beck begraben worden — manch kostbaren Tand bewundern; es blinkte in dem kleinem Zimmer von florentinischem Goldgerät, von venetianischen Lüstern und Spiegeln und allerhand seltenem Porzellangeschirr. Denn der Vater der Esther, der Salomon Blümele, war der reichste Mann in der ganzen Judenstadt und er hatte seine Tochter gar lieb.

Auf welche Art er seinen Reichtum zusammengescharrt, wußte niemand, es hieß, daß an seinem Golde Thränen und Blutstropfen hingen. Mochte dem nun sein, wie ihm wollte, zuhause benahm er sich immer sanft und gut und seine Tochter verwöhnte er über die Maßen.

Er wohnte in einem kleinen Gebäude, das knapp neben dem Kirchhof stand, hoch und schmal, fast wie ein Turm, und mit kunstvoll verschnörkelten Balkonen aus geschmiedetem Eisen verziert. An den Fenstern, die auf den Kirchhof hinaussahen, da saß die Esther so gern und träumte — besonders an lauen Junitagen, wenn die Hollunderbäume in der Blüte standen — denn der Duft der Hollunderblüten, so widrig er den meisten Menschen erscheinen mag, übte auf sie geradezu einen unheimlichen Zauber aus; aufregend und giftsüß drang er in ihre Seele und Herz und brachte ihr wonnige Betäubung. Wenn zu Zeiten der Hollunderblüten der Mond schien, dann kam eine große Unruhe über sie, und oft stieg sie des Nachts aus ihrem Fenster und wandelte, sich mit den langen weißen Fingern weiter tastend, an den verschnörkelten Mauervorsprüngen entlang, stieg manchmal auch hinab in den Friedhof und schritt langsam zwischen den Grabsteinen einher; fast schien es, als suche sie unter den Toten ein geheimnisvolles, schauerliches Glück.

Wenn sie dann den nächsten Morgen erwachte, wußte sie nichts von solch' nächtlicher Wanderung, fühlte sich jedoch sehr müde und litt an heftigem Kopfschmerz. Die Ärzte sagten, man solle sie bewachen, nicht aber einen ihrer somnambulen Anfälle jählings stören. Mit der Zeit würde sich dieses krankhafter Nervenüberreizung entspringende Schlafwandeln von selbst bei ihr verlieren.

Von wegen ihrer Bläße und unheimlichen Lieblichkeit, vielleicht auch weil sie eine Vorliebe für diese Blume hegte, nannte man Esther im Ghetto „die Hollunderblüte."

Ja, sie war ein ganz seltsames Geschöpf, und seltsamer Art war auch ihre Schönheit! Ihr Wuchs war hoch und schlank, der Hals lang und lang die schön geformten, etwas dünnen Arme. Ihr reiches, ins rötliche hinüberschillerndes, blondes Haar legte sich um ein längliches Gesicht von durchsichtiger Weiße, aus dem die Lippen scharf abgegrenzt und dunkelrot hervortraten. Ihre blauen, von goldenen Wimpern beschatteten Augen blickten unter den fein und schwach gezeichneten Brauen mit feierlicher Starrheit in die Ferne.

Kalt und rein sah sie aus wie eine Schneeflocke und erinnerte an die blonden Engel, wie sie Boticelli in seinen Heiligenbildern malt, neben dem Thron der Gottesmutter, eine Lilie in der Hand.

Wenn sich die Seele eines solchen Geschöpfes irgendwo festträumt, so ist sie nicht loszureißen von dem Gegenstande ihrer Sehnsucht, und wenn die Liebe in das Herz eines solchen Geschöpfes einzieht, so wütet sie darin wie ein Fieber und ist nicht auszurotten und zu töten, man schlüge denn das Herz mit tot.

Esther Blümele liebte!

Der, den sie liebte, war kein anderer als jener Lippman Beck, der Kassierer eines reichen Bankhauses, auf dessen Grab noch der schmale, hochzugespitzte Leichenstein zu sehen.

Ein wüster Geselle war er, der seinen Geschäften mit geringschätzendem Leichtsinn oblag, aber von vornehmen Wesen und schöner Gestalt. Es hieß, und Lippmann selbst behauptete es oft mit cynischer Prahlerei, sein Vater sei ein Edelmann gewesen, der sich bis zum Wahnwitz in ein schönes Judenmädchen verliebt, in wilder Ehe mit demselben gelebt und schließlich von seinesgleichen ausgestoßen, elend und verschuldet im Ghetto eine Zufluchtsstätte gesucht, wo er bald darauf verschieden.

Um dieses Vaters willen verachtete Lippmann Beck seine Umgebung und ward von allen Juden gehaßt und und der Ketzerei beschuldigt. Den Frauen aber gefiel sein herrisch wegwerfendes Wesen, es gefiel ihnen, daß man von ihm erzählte, er habe außerhalb des Ghetto manch schönes adliges Lieb, es gefiel ihnen, daß er die gelben Judenborden, das Abzeichen der Ächtung, so geschickt unter allerhand modischem Aufputz zu verstecken wußte. Er aber kümmerte sich um keine in dem ganzen Ghetto, außer um Esther Blümele — die Hollunderblüte.

Ihr Vater wollte von einer Verbindung mit ihm nichts wissen. Er stellte ihr vor, daß Lippmann, ein verlüderter Geselle, sie nicht suche aus herzlicher Neigung, sondern nur aus Müdigkeit, um von seinem wüsten Leben auszuruhen, daß er ihr das Herz brechen würde durch Roheit und Gleichgültigkeit. Auf dieses alles antwortete sie nichts, sondern senkte stumm den Kopf in geziemender Demut.

Dabei wurde sie bläßer, und ihre Augen wurden hohler mit jedem Tage, und die ganzen Nächte schleppte sie sich auf und nieder, die Hand auf dem Herzen, rast und ruhelos, und stand am Fenster und blickte mit starren Augen hinab auf den Friedhof.

Da starb der alte Blümele.

Esther betrauerte ihn aufrichtig, — Drei Monate später verlobte sie sich mit Lippmann Beck. —

Durch den Ghetto tönte ein dumpfes Murren und Grollen. Nur Unglück, so hieß es, könne entspringen aus so ruchlosem Beginnen. Die Vornehmsten des Viertels wandten sich ab von Esther.

Sie aber schwelgte in seligem Taumel und schmückte sich herrlich und schmückte auch auf das schönste die Wohnung, in welche sie einziehen sollte mit ihrem Bräutigam. Sie hatte dazu die unteren Räume des Hauses bestimmt, fast als ob sich ihr Zartgefühl dagegen sträubt, in die oberen Gemächer, wo sie ihre Jugend neben ihrem Vater hingebracht, den Gatten einzuführen.

Alle Tage durchschritt Esther die schön geschmückten Zimmer langsam, träumerisch, die Augen starr in süße Visionen versenkt.

Da kam ein Montag Nachmittag im Juni 1784. Esther stand in ihrem Gemach und erwartete den Geliebten. Gar prächtig war sie gekleidet in ein silberdurchädertes Brokatgewand, mit einem blaßgelben Schleier um den Kopf. So stand sie erwartungsvoll in dem Zwielicht des Frühlingsabends. Die meisten Gerätschaften des Gemachs waren bereits in verschwommene Dämmerung gehüllt, wie ein dunkler Rauch senkte sich's von der Zimmerdecke, nur da und dort ließ ein gelbes Flimmern einen bronzenen Lüster und ein goldenes Gefäß erraten.

Da erſcholl plötzlich Lärm auf der Treppe, wüſter, unheilkündender Lärm! Sie legte die Hand auf das Herz und horchte hinaus. Die Thüre öffnete ſich, die Menge ſtrömte herein, und bald war die Stube von Wehklagen und Schadenfreude durchhallt. Einer hatte es eiliger als der andere, Eſther die ſchreckliche Botſchaft zu bringen.

Vor einer Stunde hatte man den Lippmann Beck in einer verrufenen Gaſſe, vor einem übel beleumundeten Spielhauſe gefunden, tot, mit einem Dolche in der Bruſt!

Eſther ſtieß einen Schrei aus, dann blieb ſie wie erſtarrt ſtehen mit weit vorgeſtreckten, ins Leere greifenden Armen!

Keine einzige Thräne floß aus ihren Augen, aber den Leuten, die ſie ſahen, ſtockte das Blut im Herzen. Und ſelbſt die Schadenfrohſten überkam es wie eine Art Mitleid, und ſie boten ihr ein Wort des Troſtes.

Sie hörte nichts und dumpf wimmernd, wie ein tötlich verwundetes ſtummes Geſchöpf, drängte ſie durch die Menge gegen die Thüre.

„Wohin?“ fragten die Leute.

„Zu ihm, ihn noch einmal ſehen, ein einzig Mal“ ächzte ſie.

Die Gevatterinnen hielten ſie zurück. Es ſei nicht ſchicklich für ein lediges Frauenzimmer die Wohnung eines unverheirateten Mannes zu betreten, erklärten ſie.

Während Eſther, dieſen Anſtand predigenden Widerreden zum Trotze, noch wie irrſinnig hinausſtrebte, ſchwanden ihr plötzlich die Sinne, und ſie ſank ohnmächtig zurück.

Als ſie erwachte, war ihre Erinnerung an das Geſchehene dumpf und verworren. —

* * *

Sie zogen dem Leichnam ein weißes Leichenhemd an und hüllten ihn in den Gebetmantel von ſchwarzumrändertem, weichem Weißzeug. Sie legten ihn in den deckelloſen Sarg von einfach gehobnten Brettern, in welchem arme und reiche Juden ihre Toten beſtatten, und begruben ihn, dem Gottesacker der Kinder gegenüber, wo noch heute ſein Grabſtein ſteht.

Eſther ſtand am Fenſter des ſchmalen, hohen Hauſes, das einen langen Schatten auf den Kirchhof warf, und blickte hinab.

Um ihren Vater, gegen den ſie ſich verſündigt, hatte ſie geweint, viel und aufrichtig, — um den Geliebten weinte ſie nicht. All' ihr Denken und Empfinden zog ſie in die Vergangenheit zurück. Sie träumte von ſüßen Stunden und lächelte.

Der nächſte Tag, der, welcher Eſthers Hochzeitstag hatte ſein ſollen, brach herein.

Eine ſchreckliche Unruhe kam über ſie. Sie geberdete ſich wie wahnſinnig, wimmerte, wandelte unſtät aus einem Zimmer in das andere, und rang die Hände. Sie ſtieg in die Gemächer hinab, die für ihr neues Leben vorbereitet waren.

Digitized by Google

Später sahen die Leute sie am Fenster stehen, den heißen, durstigen Blick starr auf den Kirchhof gerichtet.

An dem Fenster stand sie bis tief in die Nacht! —

Es war eine schwüle Frühlingsnacht, und der Mond schien, und der Hollunder blühte! —

* * *

Den nächsten Tag stellte es sich heraus, daß Esther sich in der verflossenen Nacht die Haare abgeschnitten, nach Sitte jüdischer Bräute bei ihren Hochzeiten, daß sie nun ein Tuch auf dem Kopfe trage, wie es einer jüdischen Ehefrau geziemt.

Die Leute sagten — der Schmerz um den Toten habe ihr den Sinn verwirrt! —

Kurz darauf brach in den Häusern, die dem der Esther am nächsten standen, eine häßliche Seuche aus, und da die Ärzte den Ursprung derselben in den Ausdünstungen zu finden glaubten, welche dem überfüllten Totenacker entschwebten, so durfte seitdem, und zwar auf allerhöchsten kaiserlichen Befehl, keine Leiche mehr in dem alten Friedhof bestattet werden.

* * *

Jahre vergingen — mannigfach veränderte sich den neuen Anforderungen entsprechend, die schnell zusammengefügte Notarchitektur in den schmalen Straßen der Judenstadt. Dies Haus wurde erhöht, jenes erweitert; — das Haus neben dem Kirchhof mit dem zierlichen Eisenbalkon blieb unverändert, wenigstens durch Menschenhand; nur Zeit und Wetter trieben damit ihr triumphierend verwüstendes Spiel. Der Mörtel sprang ab — bald hier, bald dort blickte das Gestein dann bläulich oder rot hervor. Die kunstvoll geschwungenen Mauervorsprünge, an denen sich ehemals die schlafwandelnde Esther weiter getastet, zerbröckelten, schlüpfrig schleimige Flechten und grauer Schimmel umwucherten die Fenster! — Und still gings in dem Hause zu, totenstill und dürftig und karg. — An schwülen Junitagen, wenn der Hollunder blühte, sah man öfters an einem der Fenster ein mageres Weib in einem schlechten braunen Kleide mit einem dunklen Tuch um den Kopf, aus dem das Gesicht wachsbleich und unheimlich starr wie eine Totenmaske hervorblickte. Es war Esther Blümele. Ihre Züge hatten sich wenig verändert, und der edle, zarte Schnitt war ihnen in merkwürdig hohem Maße geblieben, ihr Ausdruck aber war stumpf und seelenlos. Nur manchmal zuckte es darüber hin wie ein unheimlich sehnsüchtig Lächeln.

Und die Alten erzählten dann ihren Kindern, das seltsame, dürftig gekleidete Weib sei dereinst das reichste und schönste Mädchen gewesen in der ganzen Judenstadt.

Etwas Geheimnisvolles umschwebte die Gestalt der Blödsinnigen — der Volksglaube hatte eine böse Sage über sie ausgestreut. „Die Esther sei nicht blödsinnig hieß es, sondern thue nur so, um ihre dämonische Weisheit desto besser zu verbergen. Sie halte es mit dem Tode, und von Zeit zu Zeit kehre der

Sensenritter bei ihr ein, dann aber verbreite sich jedesmal eine verheerende Krankheit über das Judenviertel, denn die Esther habe den Ghetto verflucht und verhext, um Rache zu nehmen an den Juden, die ihren Bräutigam getötet!" Dies alberne Gerücht hatte seiner Zeit viel böses Blut gestiftet und meistens sogar einem Volksauflaufe zum Anlaß gedient; mit den Jahren war es vergessen worden wie Esthers verblühte Schönheit und ihr verlorener Reichtum.

Wo war der große Reichtum hin? — Mit Esther zusammen wohnte eine Alte, die schon zu Lebzeiten des Salomon Blümele in seinem Hause gedient. Die reichsten Juden waren damals an Dienerschaft arm. Sarah Katz vertrat in ihrer Person allein Esthers ganzen Dienertroß. Sie zählte um etwa fünf bis zehn Jahre mehr als Esther und hatte ein gelbes Gesicht mit scharfen Raubvogelzügen und Augen so kalt und dunkel wie ein offenes Grab. Sie war unverheiratet geblieben, nicht aus besonderer Abneigung gegen den Ehestand und auch nicht um einer unglücklichen Liebe willen, sondern weil sie zu arm gewesen, um einen Freier zu reizen, und das Heiraten der Juden bei der damaligen, ihrer raschen Vermehrung sehr abholden Gesetzgebung mit großen Schwierigkeiten verbunden war. Darum hatte sie ihr Herz an ihren Bruder gehängt und dessen Kinder, deren eines sie sich zu ganz besonderer Abgötterei ausgewählt, den hinkenden, schwarzgelockten Ignatz.

Und fast täglich gegen Abend, wenn die Dämmerung dumpf und dicht auf den Schmutz und das Elend des Ghetto hinabzugleiten begann, so daß nur hier und da ein fahler Lichtschimmer kränklich eine Pfütze oder ein paar Fensterscheiben rötete, und wenn das schrille Geschacher zu einem heiseren Murmeln sich abgedämpft hatte, so daß das Schluchzen des Flusses hinter dem alten Friedhof vernehmbar klagend das Stadtviertel durchklang — da schlich sich an die Schwelle des Blümelehauses ein gelber, hinkender Judenknabe. Wenn er aus dem Hause heimkehrte, war's schwarze Nacht! —

Der schwarzlockige Knabe wuchs heran. Er stand an der Spitze des reichsten Geschäftes im Ghetto und hatte eine schöne Frau und zahlreiche Kinder. Und der alten Sarah lachte das Herz im Leibe!

Viele Jahre vergingen, da wurde die Stadt Prag durch eine Seuche verheert, die bösartiger wütete als irgend eine Krankheit, deren die ältesten Leute sich zu erinnern vermochten. Wie triumphierend durchzog der Todesengel die Straßen, an alle Thüren klopfte er, gebieterisch fordernd und niemand schonend — weder Kind noch Greis, weder Bettler noch Fürst. Auf den Gassen sanken die Menschen nieder, röchelnd sich windend in wahnsinnigem Schmerz und mit den widerlichsten Symptomen einer jähen Vergiftung. Manche litten ein paar Stunden lang, andere starben nach kürzerer Frist, und ihre Leichen wurden schwarz.

In der Kirche ereilte sie der Tod an den Stufen des Altars, wo sie den Allmächtigen um Schutz angefleht, in dem Postwagen, in den sie sich gestürzt um der Epidemie zu entfliehen, an der Tafel, wo sie sich cynischen Schwelgereien ergeben hatten, um das böse Sterben zu vergessen. Die, welche fasteten, die, welche praßten, die, welche beteten, und die, welche fluchten — alle wurden sie gemeinsam

hinweggerafft. Niemand kannte die Krankheit, die Ärzte gaben ihr einen Unheil kündenden, fremd klingenden Namen. — —

In den schmalen Straßen der Judenstadt herrschte Angst und Schrecken. Nur Ignatz Katz gab vor über solch' kindische Furcht erhaben zu sein. Er hängte sich und seinen Kindern jedem ein großes, rundes Blechstück um den Hals und sagte, nun sei er gegen die Seuche gefeit.

Es war am Samstag Abend. Die Juden saßen in ihren weißen Gebetmänteln, den Hut auf dem Kopfe, in den Gotteshäusern und flehten Jehova an, auf daß er Erbarmen habe mit dem Volke Israel und die schreckliche Seuche von ihnen abwende.

Dumpfe schwere Sommerluft erfüllte die Judenstadt. Die Wolken hingen tief. Von Zeit zu Zeit durchzischte ein heißer Windhauch die brütende Schwüle und erstarb wieder. Auf den Straßen sah man um die Stunde nur Frauen und Kinder. Einige gingen vereinzelt, den Kopf weit vorgestreckt, sehr hastig und von Zeit zu Zeit stehen bleibend, als eilten sie nach Hause und fürchteten sich doch vor dem, was ihrer dort harre. Manche gingen zu zweien und erzählten einander etwas Schauerliches. Hier und da fand sich eine Gruppe zusammen. In den Geruch von welkendem Gemüse und fauler Ausdünstung, den spezifischen Geruch dieses ärmlichen Straßengewinkels, mischte sich der Qualm von verbrannten Kräutern und anderen Räucherungsmitteln. Aus einigen Häusern tönte heiseres Gebetmurmeln und auch das Röcheln eines Kranken bis auf die Straße hinaus.

Plötzlich entstand eine eigentümliche Bewegung. Etwas Dunkles, Unheimliches war um eine Straßenecke gehuscht — ein dürres Weib, eine Greisin in schwarzen Gewändern, mit weißem Haar, das ihr unter ihrer schwarzen Haube wirr um das gelbe Gesicht flackerte. Sie ächzte, keuchte und zerriß ihre Kleider. —

„Wer ist's?" fragten die Leute einander, . . . „wer ist's?"

„Die Sarah Katz!"

„Ist der Blümele etwas geschehen?"

„Gott bewahre, dem Ignatz aber sind zwei Kinder gestorben heute über Nacht, nun, heißt es, habe er sich selber niedergelegt. Darüber hat die Alte den Kopf verloren. Sie liebt ihn wie ihr Augenlicht. Wohin sie eilen mag? — in die Apotheke? — Sarah!"

Doch Sarah hörte nicht. Bis an die Thüre der Alt-neu-Synagoge schleppte sie sich mit wankenden Knieen und stolpernden Schritten.

Die Juden traten aus dem Gotteshaus, ein rötlicher Lichtschein schimmerte hinter ihnen durch die Thoröffnung. Die Alte packte den Rabbiner beim Arm. Er fuhr von ihr zurück. „Hört mich, um Gotteswillen hört mich!" keuchte sie, „ich habe Euch ein schauerliches Geheimnis anzuvertrauen — — so bleibt doch, hört: ein Verbrechen, ein furchtbares Verbrechen ist begangen worden, hört, auf daß mein Geständnis zur Sühne diene für meine Mitschuld."

Man hielt sie für wahnsinnig. Keiner achtete anfänglich ihrer Worte. Noch

einmal versuchte der Rabbi sie abzuschütteln. Sie aber klammerte sich an ihn, und ihre Hände waren wie eiserne Krallen.

Ihr wißt's oder ihr wisset es nicht — denn es ist schon lange her," begann sie, da hat man der Esther Bräutigam, den Lipmann Beck, erstochen an einer Straßenecke gefunden und ihn dort begraben dem Totenacker der Kinder gegenüber. Aber das Grab ist leer, hört Ihr, leer! Denn in der Nacht, die ihre Hochzeitsnacht hätte sein sollen, da ist es über die Esther gekommen wie ein Fieber, sie hat keine Ruhe gehabt, nicht an dem Ort, nicht an jenem, hat beständig seinen Namen gerufen und sich schließlich an das Fenster gestellt und die Arme hinausgestreckt zu dem Kirchhof — und dann . . . dann hat sie ihr Brautkleid angethan und ist hinabgeschlichen in den Kirchhof und hat sich niedergeworfen auf sein Grab und es geküßt und mit den Nägeln die Erde aufgewühlt. — Und dann — dann . . . für uns Juden war damals kein Platz auf der Erde und nicht unter der Erde — kaum einen Schuh tief hat man die Leichen verscharrt. — — — Sie hat den Totengräber bestochen — er hat auswandern wollen mit dem Gelde, ist aber den nächsten Tag plötzlich vom Schlage gerührt verschieden."

Bis dahin hatte man ihrer Rede keine Wichtigkeit beigelegt, nun aber erhob sich aus der Menge die Stimme eines verwitterten Greises, der rief: „Das ist wahr, ich erinnere mich dessen. Man hat zwei goldene Armspangen gefunden bei dem Toten und eine schwere, goldene Kette."

Die Menge wurde aufmerksam. Die Augen Sarahs glühten wie zwei Kohlen, ihre schlaffen Lippen zitterten vor Angst und Entsetzen. „Sie haben ihn ausgescharrt, und ich ließ es geschehen. Die Esther hat sich das Haar abgeschnitten, dann haben sie ihn hineingeschleppt durch ein Fenster in das Haus der Esther, dort haben sie ihn niedergelegt, und seine Leiche war noch unversehrt und gar schön zu schauen. Esther hat die Leiche umarmt und mit Küssen bedeckt . . "

Die Alte zitterte am ganzen Leibe, von abergläubischen Gewissensbissen gefoltert, und stieß ein furchtbares Röcheln aus, als schaudere ihr vor dem, was sie noch zu erzählen habe.

Der Rabbi nahm sie sanft beim Arme. „Kommt fort," sagte er leise, und wollte sie hinwegführen — „kommt — Ihr wißt nicht, was ihr sagt, Ihr redet im Fieber," und sich zu der Menge wendend, sagte er: „es ist ein schrecklich Phantasma, das sie quält — und was sie sagt, ist unmöglich!"

Die Spannung der Menge jedoch war bereits auf das Äußerste gewachsen. Alle wollten hören, der Rabbi vermochte nichts gegen den Andrang des Pöbels, und Sarah erzählte weiter.

Ihre Worte kamen heiser röchelnd aus ihrem Munde, und während sie sprach, hielt sie sich die Hände vor das Gesicht. — Wie die Leiche zu verwesen begann, wie ein schrecklicher Ekel, eine panische Ratlosigkeit plötzlich die unglückselige Totenbraut erfaßt, wie sie schließlich die Leiche mit der Esther hinabgeschleppt in den Keller, wo dieselbe langsam verfault und deren Gerippe wohl noch zu

finden ſei, — das alles erzählte die Sarah-Katz an der Thüre der Alt-neu-Synagoge. Kaum die Dauer eines Atemzuges blieb die Menge ſtill. Da mit einem Mal hieß es: „Zurück, zurück, die Seuche!“

Die Leute drückten ſich gegen die Wand, um einer Bahre Platz zu machen, auf der man einen Kranken unter der Sackleinwand, mit der er bedeckt war, unheimlich zucken ſah.

Die Bahre zog vorüber! — — — da wie ein Gewitterſturm — erſt leiſe ſtöhnend, nach Atem ringend, dann laut tobend, ſo klang es durch die Straßen, das Rachegeheul der empörten Judenſchaft! —

* * *

An dem Fenſter des ſchmalen Hauſes neben dem Kirchhof ſteht ein blaſſes, ſchwächliches, alterndes Weib und lächelte hinab auf den blühenden Hollunder. —

Die tobende Rotte dringt ein, kreiſchend und fluchend ſtürmt der Pöbel die Treppen hinan. Plötzlich erſchallt aus dem Gemache der Eſther ein furchtbarer Schrei. —

Als man hineindrang, war es leer! Sie hatte offenbar die Menge heranſtürmen hören und war entflohen. Auf das Äußerſte gereizt, raſte die Meute von Zimmer zu Zimmer . . .

Wie außer ſich geberdete ſich Sarah. „Dort . . . dort, rief ſie endlich triumphierend aus, indem ſie auf einen halbgeöffneten Kaſten deutete. In der Tiefe des Kaſtens befand ſich eine geheime Thür, dieſe führte durch verborgene Gänge hinab in den Keller, worin Salomon Blümele geſchmuggelte Waaren zu verſtecken pflegte. — „Licht! — Licht!“

Wie eine Schar ſchwarzer Rachegeiſter ſtürzte es die ſchmale, feucht-ſchlüfrige Kellerſtiege hinab — Allen voran, eine rotflackernde Kerze in der Hand, Sarah Katz. —

Eine abſcheuliche Moderluft ſchlug aus dem Keller hervor. Die Flamme der Kerze erloſch! Sie ſtolperten durch einander, ſie heulten und ſchrieen! Durch einen trüben, vergitterten Fenſterſpalt flimmerte ein fahler Lichtſtrahl.

„Dort . . . ja dort . . .“ Triumphierend tönte es durch den Keller. Dort gegen die feuchte Wand gedrückt, lag Eſther tot. Neben ihr, von ein paar halb vermoderten Lappen umhüllt, ein menſchliches Gerippe! —

* * *

Jahre ſind verſtrichen ſeit jener Zeit. Das Haus der Eſther iſt der Erde gleich gemacht und alles hinweggetilgt worden, was noch an ihre grauſig gerächte Schuld erinnerte!

Der Hollunder aber blüht noch alle Jahre über den ſtillen Gräbern des alten Friedhofs, und, o Wunder! trotz Schmutz, Elend und Übervölkerung und die Luft einengenden Winkelwerks zählt die Judenſtadt heute zu den geſundeſten Stadtteilen Prags!

Die Seuchen ſind gewichen! —

Lose Blätter aus dem Nachlasse eines alten Diplomaten.

IV.

Der Kaiser von Rußland erwies mir die Ehre, mich durch Fürst Orlow um einige Noten über die Königin Victoria, ihren Hof und ihre Minister ersuchen zu lassen. Ich übergab dem Gesandten zur Beförderung an seinen hohen Herrn folgende Daten:

Die Königin hat schon zu verschiedenen Malen bewiesen, daß sie vollkommen fähig ist, den ihr zukommenden Anteil an der Kontrolle der öffentlichen Angelegenheiten in Händen zu behalten. Sie hat ihr Regierungstalent und ihren Verstand in der bedenklichen Frage der dänischen Erbfolge an den Tag gelegt, wo sie auf sehr geschickte Weise die falsche Politik Lord Palmerstons bekämpft, paralysiert und aufgehalten hat, eine That, durch welche England vor einem sehr unpolitischen Kriege mit Preußen, den der leidenschaftliche und unruhige Minister im Sinne führte, bewahrt wurde. —

Eine zur Regierung so geeignete Fürstin verlangt natürlich, in dieser Hinsicht ernst, — als wirklich souveräne Majestät genommen zu werden, und der Kaiser wird daher ihre Zuneigung nicht leichter gewinnen können, als wenn er sie als solche behandelt und sowohl ihre Minister wie auch das Parlament ihr gegenüber zu übersehen scheint. —

Die Königin, die von den Whigs erzogen worden, hat schleunigst dieser politischen Partei den Rücken gekehrt, die in ihren Lehren nur immer die königliche Prärogative als eine automatische Macht hinstellt und die Prätension gehabt hat, die Herrscherin zu bevormunden. Demgemäß gehört die Königin schon seit längerer Zeit der Partei der Tories an. Von ihren gegenwärtigen Ministern schätzt sie thatsächlich nur einen einzigen: Disraeli, der ihr volles Vertrauen besitzt, dessen Ergebenheit für ihre Person sie kennt, dessen seltenes parlamentarisches Talent sie hoch achtet und dessen Kraft der Ausdauer sie bewundert, einer Ausdauer, welche speziell der jüdischen Rasse angeboren ist und dank welcher Disraeli sich von nichts zum ersten Rang in einer hocharistokratischen Gesellschaft emporgeschwungen hat. Sehr oft gefällt sich die Königin darin, in diesem Sinne mit ihren fürstlichen Besuchen von ihrem Minister zu sprechen. — Die übrigen Mitglieder des Kabinets sind ihr teils gleichgiltig, teils auch unsympathisch, besonders Lord Derby, von dem sie weit weniger Aufhebens macht als von seinem Vater, und dessen halb-torysche Prinzipien, Skeptizismus, Indolenz und Charaktermangel ihr mißfallen. —

Der Hof und die hohe politische Gesellschaft sind heute mehr oder weniger schlecht auf Deutschland zu sprechen. Es wird dem Kaiser nicht schwer fallen, dieses Gefühl zu erkennen, — hingegen dürfte es unmöglich sein, dasselbe für den Augenblick zu ändern, zu vermindern oder verschwinden zu machen; das muß der Zeit überlassen bleiben. Heutzutage giebt es keine Eifersucht mehr zwischen

England und Frankreich; die alte politische Rivalität ist für immer aus dem Geiste der beiden großen Völker verschwunden, die gleich zwei Magnetnadeln einander von einer Seite anzogen und von der anderen abstießen, welche sich aber nun nicht mehr bekriegen werden und sich darauf beschränken, einander nachzueifern und sich um die Wette auszubilden. — Was England gegenwärtig fürchtet, ist der Ehrgeiz und der Eroberungsgeist Deutschlands; was es mit Bangen sieht, ist der allzukurze Weg, den diese Macht übers Meer zu machen haben wird, sobald ihre maritime Kraft vergrößert ist und sobald sie sich eines Teils der französischen oder belgischen Küsten bemächtigt hat, nach welchen sie, zufolge der mißtrauischen Meinung Englands, große Gelüste fühlt. —

Der Schwiegersohn der Königin und Bruder des Herzogs von Augustenburg zählt zu den unversöhnlichsten Feinden des neuen deutschen Reiches. Er hört nicht auf, die Königin von einer allzugroßen politischen Annäherung an jenes Reich abwendig zu machen und seiner Schwiegermutter von der Gefahr zu predigen, welche einmal der nationalen Unabhängigkeit infolge einer Landung eines preußischen Armeekorps auf seinem Adoptivvaterlande drohen könne. Seine Frau, die Prinzessin Helene, denkt in dieser Sache genau so wie ihr Gatte. Sie ist die Lieblingstochter und die politische Vertraute ihrer Mutter, die sich ihrer Feder für die Korrespondenz mit den Ministern bedient. Mit ihrer Schwester, der Kronprinzessin von Deutschland steht sie nicht auf bestem Fuß und stellt ihr mit absichtlicher Betonung ihren Titel einer Herzogin von Sachsen entgegen. —

Die gesamte königliche Familie bethätigt eine große Abneigung gegen Fürst Bismarck, und Disraeli teilt mit ihr dieses Gefühl. Bei letzterem datiert dasselbe aus der Zeit des zweiten französischen Kaiserreichs, wo der Fürst eines Tags einem Diner bei dem Grafen Brunow in London beiwohnte und in einem Privatgespräch mit dem englischen Minister seine Kriegs- und Eroberungspläne mit dem geringen Zwang und jener Offenheit der Sprache, die ihm eigen ist, entwickelte.

Da ich eben den Namen des Grafen Brunow erwähnt, und die Wahrheit allein meine Feder leitet, darf ich nicht verhehlen, daß dieser Gesandte auf gleiche Weise der Königin, ihrer Umgebung und ihrer Regierung mißfällt. —

Die Königin ist durch Familienbande mit den Orleans vereint. Sie hofft, daß die neue französische Republik ihre Häupter unter den Prinzen dieser Familie wählen und daß Frankreich unter deren verständiger Führung sich aufraffen, mit der Zeit sich wieder der Monarchie zuwenden und so endlich seinen früheren Rang im europäischen Konzert einnehmen werde. — Damit der allgemeine Friede von Dauer werde, damit er aufhöre, ein falscher Friede zu sein, der durch seine ungeheuerlichen Rüstungen die Völker diesseits und jenseits des Rheins erdrückt, ist es notwendig, daß Frankreich aus seiner Sonderstellung trete und daß es sich mit den europäischen Mächten völlig aussöhne. —

* * *

Eine der lächerlichsten Persönlichkeiten in Frankreich ist der Herzog von La Rochefoucauld-Bisaccia. Als er entdeckte, daß er in der Kammer nicht genug Aufsehen erregte, packte ihn die Idee, sich zum Gesandten in London zu machen. Sein eigener Schwiegervater spottete über dieses Ansinnen, und Thiers, der die Unfähigkeit dieses Mannes und seinen Mangel an Bildung ganz gut kannte, wollte nichts von ihm wissen. — Später, als der Herzog von Broglie durch die Legitimisten überrumpelt wurde, ließ er sich herbei, ihn zu ernennen, und nun ist der Gesandte im begriff, sein Haus in London auf einen großen Fuß einzurichten.

Als er seine Kreditbriefe überbrachte, glaubte die Königin, mit einem Repräsentanten der französischen Republik zu thun zu haben, darin täuschte sie sich großartig, denn es war ebensowenig von der Republik, von Frankreich und vom Marschall Mac-Mahon die Rede als vom Mond, sondern der Herzog verkündete der Königin mit feierlicher Stimme, daß er durch Heinrich V., legitimen König von Frankreich und Navarra, akkrediert sei, daß er sich auf Befehl und im Dienst jenes Souveräns nach London begeben habe, um dort das Amt zu versehen, mit dem er am königlich britischen Hof beehrt worden, und daß er auf seinem Gesandschaftsposten nur so lange bleiben würde, als Heinrich V. fortführe, der legitime Beherrscher Frankreichs zu sein. —

Es scheint, daß die Königin, nachdem der erste Augenblick der Überraschung vorüber war, den Scherz nicht allzuschlecht aufnahm, indem sie zum Herzog ironisch bemerkte (wie er selbst einigen Freunden in Paris erzählt), daß dies ein ganz einziger und merkwürdiger Umstand in ihrer Regierungszeit sei, einen französischen Repräsentanten der Legitimität zu empfangen, nachdem sie bisher ausschließlich mit orleanistischen, imperialistischen und republikanischen Gesandten zu thun gehabt! — .

Und Guizot sowie die übrigen Minister gestatten diesem sonderbaren Diplomaten, statt ihn zurückzuberufen, sein Possenspiel fortzusetzen, und lachen ihn dabei aus. Ein spaßiges Land, dieses Frankreich aus dem Jahre des Heils 1874!

* * *

Der Herzog von Gramont fährt fort, sich immer mehr und mehr in seine alte Chimäre einer Allianz zwischen Österreich und dem seligen Kaiserreiche festzurennen. Die bonapartistische Partei bedient sich aber dieser Fabel, um sich von der Schande eines „schlecht vorbereiteten Krieges" mit Deutschland zu reinigen. Das Beste dabei ist, daß Louis Napoleon nie ein sonderliches Vertrauen zu Herrn von Gramont hatte, den er mit „Schwätzer" bezeichnete, und daß die Verhandlungen in diesem heiklen Punkt zwischen den Tuilerien und dem Wiener Kabinet auf ausdrückliches Verlangen des französischen Kaisers mit Übergehung des Herzogs von Gramont geführt wurden. —

Heute veröffentlicht der Temps ein neues Belegstück jenes Allianzprojektes, nämlich den vertraulichen Brief des Grafen Beust an Fürst Metternich vom 20. Juli 1870, ein Schreiben, welches vom Grafen Vitzthum redigiert war, und das mehr als alles, was bisher gebracht worden, beweist, daß nie von einer kombi-

nierten österreichisch-ungarisch-französischen Aktion die Rede sein konnte, da die einzige Politik, die das Wiener Kabinet in den gegebenen Verhältnissen befolgen konnte, die Neutralität war. — Es ist wahrhaftig erbärmlich, zu sehen, daß in einem ähnlichen Drama die ersten Rollen von so mittelmäßigen Kräften gespielt werden sollten. Die Kabinete von Petersburg und Berlin müssen wohl heimlich lachen, wenn sie sehen, wie diese Herren post festum ihre schmutzige Wäsche vor dem Publikum aufhängen! Man möchte da mit Luther rufen: „Wenn sich der Teufel beim Spiel langweilt, wirft er die Karten auf den Tisch!“ —

* * *

Herr Leon Renault, der Polizeipräfekt, ist der rechte Mann für die beiden Minister-Herzoge. Auf ihr Anstiften ist er zu einer Untersuchung gegen das bonapartistische Komitee geschritten; bald war er auf der richtigen Spur und hat vollkommene Beweise eines gut organisierten Restaurationskomplottes gefunden. Vor einiger Zeit hat Rouher in öffentlicher Kammersitzung die Existenz eines solchen Komitees geleugnet, aber heute ist er selbst durch die Papiere, die man bei verschiedenen Mitgliedern und Agenten gefunden, arg kompromittiert. — Ich erfuhr dies zu früher Stunde durch den Herzog Decazes selbst, der mir hierauf sagte: „Rouher und seine Partei werden für die Zukunft nichts mehr im Hause gegen die Regierung unternehmen können; sie müssen sich gar still verhalten, wir können sie dazu zwingen. Die Untersuchungsakten gegen sie sind bereit, um dem Tribunal übergeben zu werden; ihr Prozeß ist aufgeschoben, — aber nicht aufgehoben!“ — So ist das große Nebelbild des so imposanten Kaiserreiches, das man für ebenso fest wie die Pyramiden gehalten, mit einem Windhauch in nichs zerstoben, — Leinwand und Papier — eine Art spanischer Wand, nichts weiter! In Bälde ist sie außer Dienst, — man wirft sie auf den Speicher und man weiß schließlich gar nicht mehr, daß sie einst gewesen ist. „Sie sagen: der Kaiser,“ — aber welcher Kaiser? Ohne Zweifel Kaiser Wilhelm, der Eroberer von Elsaß-Lothringen?“— „Nein, der junge Kaiser von — China, der unter der Vormundschaft seiner Mutter steht.“ — „Ah, ganz recht, — wie unser ehemaliger in Chislehurst, der unter der Vormundschaft seiner Frau stand!“ .. auf diese Art spricht man heute.—

Die großen Damen des Kaiserreiches, eine Mercy d'Argenteau, — eine Mouchy, — eine Pourtalès, eine Banlincourt und so viele andere, waren nach der Katastrophe von Sedan wie vernichtet; sie zeigten sich untröstlich über den Verlust eines Hofes, der an den Karneval der Regentschaft erinnert hatte, — sie betranerten die Bälle und Festlichkeiten, . . . insbesondere aber die Stellen und lukrativen Beziehungen ihrer Männer und Liebhaber. Aber der Charakter der französischen Frau ist zugleich starr und elastisch; je mehr man ihn zusammendrückt, um so lebhafter schnellt er wieder empor . . . er gleicht einer Feder aus Stahl. — Nach mehreren Monaten richteten sich diese Damen wieder auf, sie gewannen die Erinnerung und den Stolz wieder und zeigten sich dem alten Foubourg St. Germain feindlich gesinnt, — hauptsächlich aber der Republik, die sie von ihrer

erhabenen Stellung herabzustürzen und auf den Fuß der Gleichheit mit den anderen zu setzen drohte. — Von diesem Augenblick an begannen sie ihre Wallfahrten nach Chislehurst und bearbeiteten ihre Männer und Freunde, um im Hause, in den Salons und in der Provinz die zukünftige Republik zu bekämpfen. — Die französische Frau des 18. Jahrhunderts war in der Regel freisinnig, fortschrittlich, dem Manne ergeben und in der Liebe sehr uninteressiert; jene des 19. Jahrhunderts ist das gerade Gegenteil: sie ist hochmütig, egoistisch, reaktionär in Religion und Politik und kennt kein anderes Interesse, als das des Goldes, der Toiletten und des Luxus. In diese Kategorie reihe ich die Mehrzahl der adeligen und der reichen bürgerlichen Frauen; die eine wie die andere ist meist sehr leichtsinnig und sehr korrumpiert. —

Nicht so steht es mit der kleinen Bürgerschaft; dort fast allein findet man noch die moralische, regelmäßige Lebensweise, die Liebe zur Arbeit, die Nüchternheit, den ehrbaren Haushalt und brave Kinder, welche die Familienbande festigen. Frankreich existiert und erhält sich nur durch diese ehrenwerten Klassen in den Städten und durch die ackerbautreibenden Massen auf dem Lande.

* * *

Auf eine Einladung des Herzogs Decazes begab ich mich nach Versailles. Der Minister begann sogleich von dem Besuch des Fürsten Hohenlohe zu sprechen. Der Gesandte hatte ihm eine Zuschrift vorgelesen, in welcher ihn sein Kabinet benachrichtigte, daß man beschlossen habe, eine deutsche Eskadre nach der spanischen Küste zu senden, um die Karlisten wegen ihrer Grausamkeiten zu züchtigen. Dann beeilte sich der Fürst zu bemerken, daß er gar keinen Auftrag habe, der französischen Regierung diese „ganz konfidentielle" Mitteilung zu machen, daß er aber glaube gut zu thun, wenn er das Ministerium davon verständige. —

Der Herzog dankte, bemerkte jedoch mit leichter Ironie, daß ihm diese Nachricht schon von anderer sicherer Quelle zugekommen sei.

Fürst Hohenlohe verharrte bei der Frage und bemerkte, daß die karlistische Partei schon längst vernichtet und der Bürgerkrieg beendet wäre, wenn es Frankreich gewollt hätte, und daß sich alles im Nu beruhigen würde, wenn Frankreich fest darauf beharre; ferner, daß Deutschland, ohne sich irgend eine Meinungsäußerung betreffs der Politik, welche das Versailler Kabinet in bezug auf Spanien für gut findet, zu erlauben, seinen unwiderruflichen Entschluß gefaßt habe, dem Marschall Serrano bei der Vernichtung der Karlisten beizustehen und in Kürze die republikanische Regierung von Madrid ebenso anzuerkennen, wie man die Frankreichs anerkannt, um endlich mit Don Carlos und seinen Banden ein Ende zu machen. —

Der Herzog erwiderte hierauf dem Gesandten: „Ich kenne Spanien nur allzugut und ich wage es zu behaupten, daß Ihre Intervention in nichts die gegenwärtige Situation daselbst ändern wird. In geographischer Hinsicht gleicht Spanien den Frauen, die man nie festhält, da sie sich zu Wasser und zu Lande jeder Überwachung zu entziehen wissen. Die Klagen gegen unsere Neu-

tralität sind mir wohlbekannt; ich habe sie genau untersucht und teils übertrieben, teils ungerecht gefunden. Unser Präfekt der Niederpyrenäen ist kein Adler, dabei aber kein Karlist, und ich kann ihn doch nicht wegen Nachlässigkeiten und Fehlern zurückberufen, die er nicht verschuldet hat! Wir werden uns völlig abseits von Spanien halten und keiner von beiden Parteien beistehen; immerhin wüßte ich ein Mittel, mit dem Karlismus und dem Kriege ein Ende zu machen; wollen Sie es wissen ? . . . Ihr Kaiser möge sich mit Frankreich verbinden, um Don Alfonso als König von Spanien anzuerkennen, — und Sie sollen sehen, daß wir dann leicht die Ruhe in jenem Lande erlangen werden, schlagen Sie dieses Mittel dem Fürsten Bismarck vor." —

Als der Gesandte schließlich noch den Aufenthalt der Infantin Margarethe auf französischem Boden tadelte, entgegnete der Minister: „Im Grunde haben Sie recht, — aber was soll ich thun? Sie ist eine Prinzessin von Bourbon, die Nichte des Grafen Chambord; wollen Sie, daß ich Sie polizeilich abschaffen lasse?" —

Die Besprechung nahm hierauf ein Ende, und der Fürst zog sich zurück. — Der Herzog bemerkte mir gegenüber: „Hohenlohe ist ein gutmütiger und gemäßigter Mann, aber nicht sehr geschickt. Die Art, wie er mir sein angeblich privates Amtsschreiben mitteilte, war eine übergroße Zurückhaltung des Fürsten Bismarck; das sind Finessen, die man mit weißem Zwirn genäht hat. Selbstverständlich werde ich kein Wort auf diese Kommunikation erwidern; ich betrachte sie als nicht angekommen. Übrigens berichtet man mir ganz eigentümlich extravagante Dinge über die preußische Expedition: man sagt, daß Fürst Bismarck sich eines Hafens an der Küste von Barcelona, — etwa Tarragonas bemächtigen will. Ich mag daran nicht recht glauben, — allein nach dem Attentat von Kissingen ist heutzutage von der Berliner Seite alles möglich! —

Was die Prinzessin Margarethe betrifft, so bereitet sie uns in der That große Verlegenheiten. Ich ließ sie erst neulich bitten, sich gütigst zu entfernen und das französische Territorium wenigstens auf einige Monate zu verlassen, gestern nun sandte sie mir die Antwort, daß sie Pau nicht verlassen könne und wolle und daß sie entschlossen sei, noch dort zu residieren!"

Da sich der Gesandte von Dänemark anmelden ließ, nahm unser Zwiegespräch hiermit ein Ende. —

* * *

Der russische Hof wird lange des empfindlichen Affronts gedenken, welcher der Zarin und der Herzogin von Edinburgh bei Gelegenheit ihres Besuches in London vonseiten der Königin Viktoria und der englischen Aristokratie angethan worden ist. Selten oder noch nie ist etwas Ähnliches zwischen gekrönten Häuptern vorgefallen, und noch seltner hat man die einfache Schicklichkeit auf eine so empörende Weise verletzt gesehen: Eine Prinzessin, welche niederkommt, ohne daß ihre Schwiegermutter sich im mindesten dadurch stören läßt oder sich um den Gesundheitszustand der jungen Frau bekümmert: — dann eine Kaiserin, welche herbeieilt, um der Entbindung ihrer Tochter beizuwohnen und zu spät kommt,

. . . im Buckingham-Palast als Gast der Königin absteigt, welche ihr nichts destowenlger gar keine Aufmerksamkeit schenkt und sogar gestattet, daß die Besucherin dort auf eigene Kosten residiere, gerade so als wäre dieselbe im nächstbesten Gasthause elnquartiert! Es ist das der eingewurzelte Haß gegen die Zarin und die Russen, der sich hier voll in diesen Vorgängen zeigt, und welchen die Königin von ihrem Gemahl und dem gemeinschaftlichen Mentor, dem Baron Stockmar, geerbt hat.

Diese üble Laune war schon während des Aufenthalts des Zaren in England ausgebrochen; die Königin, welche sehr ungeduldig gewesen, ein Ende dieses ihr langweiligen und störenden Besuches zu sehen, wollte nicht einmal seine Abreise abwarten, um nach Schottland zu gehen. Dem zufolge hatten die Minister alle Mühe und Not, sie in Windsor zurückzuhalten, wie mir Lord Malmesbury gelegentlich mit einigen pikanten Details erzählte. Der geheime Siegelbewahrer ist nach Disraeli der am meisten in Gunst stehende Minister; als er durch seine Kollegen beauftragt wurde, der Königin wegen dieses plötzlichen Abreiseentschlusses Vorstellungen zu machen, erwiderte sie mit Bitterkelt: „Ich muß fort: ich brauche Ruhe und Einsamkeit, da der Todestag des Prinzen Albert nahe ist; . . ich benötige weder Diamanten noch Pelzwerk!" —

Lady Palmerston hat für die Königin den Namen „Lady Lucifer" erfunden. In der That besitzt sie viel Hochmut und wenig oder gar keine natürliche Güte; aber dabei finden sich doch in ihrem extravaganten Charakter eben so viele Spuren einer einstigen Zuneigung wie solche eines nie vergessenden Grolles. — Die ersten Eindrücke sind in der Regel bei ihr die haltbarsten und bestimmen bei ihr endgiltig sowohl auf „gut" wie auf „schlecht" ihr Urteil über Personen und Dinge, umso schlimmer für solche, die ihr beim erstenmal mißfallen. Lord Palmerston war sie von ihrer ersten Unterredung an gram, und der Krieg zwischen den beiden dauerte so lange fort, bis es ihr gelungen war, ihn zu isolieren und zu Gunsten ihrer Familienpolitik unter seinen Kollegen unmöglich zu machen.

Guizot hingegen hatte es verstanden ihr augenblicklich ein Vertrauen und eine Achtung einzuflößen, die sie ihm bis zu seinem Lebensende bewahrte. — In Louis Philipp achtete die Königin den braven Familienvater und den ehrlichen und gemäßigten Mann, — aber sie sagte sich schnell wieder von ihm los vom Augenblick an, da er sein formelles Versprechen zurücknahm, das er am 2. Dezember 1843 der Königin im Schloße Eu gegeben: der spanischen Heirat zu entsagen. — Diesen Wortbruch hat sie dem Könige nie verziehen und sie ließ ihn ihren Groll bis zu seinem Tode fühlen. Heute noch bringt sie die Sache in einem Buche in Erinnerung, das sie eben veröffentlichen läßt: „The life of the prince consort."

Prinz Albert, der mit Leib und Seele Preuße war, hat längst die Königin gegen Österreich eingenommen, sie gefiel sich besonders darin, dem Fürsten Metternich ihren Ärger darüber zu zeigen, daß er beim Galadiner, welches Friedrich Wilhelm IV. im Schlosse Brühl gab, den Vorrang des Erzherzogs Friedrich vor dem Prinzen-Gemahl errelcht hatte. —

Man wunderte sich über die Mesalliance, die ihre Tochter, Prinzessin Louise, machte, indem sie den Marquis of Lorne zum Gatten nahm; man wußte eben nicht, daß die Königin, als sie eines Tages ihren gegenwärtigen Schwiegersohn bei seinem Vater in Argyll-Lodge sah, durch die Schönheit des Kindes gefesselt, dessen Porträt malen ließ und zu demselben eine große Zuneigung faßte. Ebenso umgab sie sich später mit Bildnissen des jetzigen Königs von Bayern, dessen schönen Kopf sie ganz besonders bewundert. —

Als Prinz Albert, der Gattin müde, anderswo Zerstreuung und Verhältnisse suchte und eine Zuneigung zu der schönen Marquise von D., nachmaligen Herzogin von W., faßte, wurde die Verbindung zwischen den beiden Gatten für immer zerrissen. — —

Nachdem die Familienverbindung zwischen dem englischen und russischen Hofe eine schlimme Wendung genommen, war die politische Trennung die baldige Folge davon. Der Groll gegen England ist in Petersburg ein sehr lebhafter, trotzdem dürfte aber ein offner Bruch zwischen den beiden Mächten vorderhand noch nicht zu befürchten sein —

Graf Schuwalow ist entschlossen, seinen englischen Gesandtschaftsposten aufzugeben, auch ist seine Frau nach allem, was jüngst vorgefallen, weniger denn je disponiert, sich ihrem Gatten in London anzuschließen. Es ist bekannt, daß Gräfin Schuwalow, Witwe des Grafen Orlow-Demidow, viel Geist besitzt und auch in politischen Dingen für eine Person von auffallend hohem Verstande gilt. Sie übt einen großen Einfluß auf ihren Gatten aus und hat ihm, als er Polizeiminister war, sehr mit guten Ratschlägen beigestanden. — Dabei läßt ihr aber der Ehrgeiz keine Ruhe, und auf ihre Inspiration hin soll Graf Schuwalow das Projekt gefaßt haben, nach der Stelle eines ersten Ministers in seinem Vaterlande zu streben. — Die Schwäche des Staatsoberhauptes, seine fortwährende Furcht vor Verschwörungen, seine Unentschlossenheit und sein zu hypochondrischer Melancholie hinneigender Geist scheinen gleich günstige Umstände für das Gelingen dieses Planes zu sein. — Wie man sagt, hat die Gräfin, die nun nach Petersburg zurückgekehrt ist, in einem langen Zwiegespräch mit der Kaiserin den Boden für ihre Privatmission vorbereitet. —

Die sieben ersten Regierungsjahre haben dem Kaiser Alexander eine große Popularität verschafft; es war dies die humane und liberale Epoche seiner Herrschaft, die dem drückenden, absoluten System des Kaisers Nikolaus auf dem Fuße folgte. — Hiernach kam aber die Zeit eines Katkow mit seinem moskowitischen Enthusiasmus und seiner exklusiven Nationalität. Sie hatte schon 1863 begonnen, war jedoch vor dem Ansehen, welches Deutschland durch seinen letzten Krieg gewann, platt auf die Erde gefallen. Seither ist nun Rußland in seine letzte Umwandlungsperiode getreten; es macht sich durch zwei auffallende Thatsachen bemerkbar: durch den Verfall des Adels und den Fortschritt des dritten Standes. Der Adel, der zum größten Teil durch die Bauernemanzipation zugrunde gerichtet wurde, hat aufgehört, eine Stütze des absoluten Thrones zu sein, und der dritte Stand gewinnt von Tag zu Tag mehr Einfluß durch die materiellen Interessen, die sich in seinen

Händen befinden. Solange der Frieden dauert, mag es so fortgehen, — vom Augenblick aber an, wo Krieg oder Revolution ausbricht, dürfte die Regierung Alexanders Stöße erleiden, die leicht seinem absoluten System und seiner persönlichen Regierung ein Ende machen können! — —

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Seehelden

von

Vizeadmiral **Batsch.**

I.

Freiheit der Person und Herrschaft der Ordnung sind im Staatswesen wie im Handel und Wandel unzertrennliche Begriffe; Frieden pflegt, Krieg verscheucht sie; im allgemeinen Verkehr giebt es keine Ordnung ohne wohlausgebildeten Begriff der Obrigkeit, und im Staatswesen giebt es keine Macht ohne einheitliche Zusammenfassung ihrer Quellen, ohne die Herrschaft gesetzlicher Ordnung im großen Verkehr.

In unverkennbarer Wechselwirkung gedeihen die Blüten der Kultur mit den Quellen der Macht, mit einer verständigen Gliederung ihrer Teile, mit der Ausbildung und Wirksamkeit ihrer Kräfte und mit der Zusammenfassung derselben als Bethätigung der Macht. So ist es im friedlichen Treiben, wo Sitte und Gesetz die Grundlage sind, und wo die staatliche Zusammenfassung der Gemeinden auch die Vereinigung ihrer Kräfte zum Ausdruck bringt.

Aber auch der Krieg ist geeignet, Macht, Einheit der Kräfte und Ordnung im Staat zu vermitteln, wenn Recht und Sitte, strenge Gerechtigkeit und Moral sich an seine Fersen heften und die steten Begleiter sind im Kampf der Gewalten.

Nirgends ist die Gefahr ihrer Beiseitesetzung so naheliegend wie in dem Leben und Treiben, welches sich auf der weiten Fläche des Ozeans entwickelt; die schützende Hand des Gesetzes übt da nur in beschränktem Maße ihres Amts, und der Kampf mit dem Element ist dem wüsten Spiel entfesselter Leidenschaft nichts weniger als hinderlich.

Da gedieh das Faustrecht, das wilde Kind lockerer Staatsverbände, und drohte allem mit Untergang, was einem Staatswesen Macht und Halt giebt, dem Adel des Rittertums nicht minder wie der Selbstständigkeit, dem freien Leben des gesitteten Staatsbürgers. Der rohen Gewalt, die damit als Geißel der Zeit zum Ausdruck kam, hatte man weder zu Lande noch zur See wirksame Mittel entgegenzusetzen, denn es gab der Staaten nur wenige, die zu solch' einheitlicher Machtentfaltung fähig waren.

Wie das Mittelalter und auch eine noch spätere Zeit unbekannt war, mit neueren Heeres-Einrichtungen, so hatte auch der Seekrieg in seinen Mitteln und seinen Zielen eine wesentlich andere Gestalt. Wo man in den Zeiten des Faustrechts sich begnügte, Herden wegzutreiben, Kaufmannszüge zu plündern und Burgen, wie Städte zu verbrennen, wo der Gewappnete ungestraft Mord und Raub ausübte an dem wehrlosen Hirten, Händler und Bürger, da standen auf dem Meere schon Gewalt gegen Gewalt; denn auch im friedlichen Verkehr war der Kaufmann gewappnet oder von sogenannten „Harnisch-Männern" begleitet.

Die Zeiten, wo in Europa kein Kanonenschuß fiel, ohne daß alle Mächte, — Monarchien wie Republiken, — Teil daran hatten, waren noch nicht gekommen; auch bildeten die Staaten noch nicht Macht-Einheiten, jede mit selbstbewußtem, unabhängigem Ziel und Willen, mit fester, gesammelter Streitkraft, bereit, jenem Willen nach außen Geltung zu verschaffen.

Noch waren die Völker nicht gewöhnt, sich mit ihren innersten Interessen am Kriege zu beteiligen, wie das heute der Fall ist. Das Kriegsmittel des Tages bestand in der rohen, ungebändigten Kraft des Menschen, im Verein mit schrankenloser Gier und Raubsucht; es war ein Werkzeug, dessen man sich im Geist der Zeit bediente, ohne es in der Gewalt zu haben. Man sah sich im Besitz einer zweischneidigen Waffe, vor deren zerstörender Rückwirkung auf die eigenen Lebens-Interessen man sich wohl hüten mochte, es zu thun aber häufig außer stande war.

So notwendig Mord, Brand und Plünderung waren als Beigabe zum Landkrieg, bis zu einer Zeit, wo kräftigere Regierungen stehende Heere schufen und der Geißel des Krieges damit bestimmte Grenzen zogen, so war es doch anders damit bestellt auf dem Meere. Das kriegstüchtige Seevolk, welches in Gestalt der Wasser-Geußen die niederländische Küste so kräftig gegen spanische Geschwader verteidigte, war im Grunde nur eine Nachbildung des wüsten Raubvolkes der hanseatischen Zeit. In dem ungestümen, rauhen Handwerk, welches in den beiden nordischen Meeren sein Wesen trieb, war der Germane immer voran, und nur politischer Unstern konnte ihn, wie es in späterer Zeit geschehen, dem Meere entfremden.

Mit Schiffen, deren Außenhaut aus zusammengenähten Tierfellen bestand, zogen die Hengist und Horsa nach den britischen Küsten; das war Angelns und Sachsens urkräftiger Stamm, der kühn den Seeweg nutzte, das Inselland seiner Entwickelung entgegenzuführen. Vom Meere her aus römischem Joch befreit, sollte es auf demselben Meer seine Größe finden. Jenem ersten kriegerischen Andrang einer wilden Schar folgte nach Jahrhunderten ein zweiter friedlicher. Es war der deutsche Kaufmann, der mit seinen Warenballen, seinem geschäftskundigen Fleiß in der Briten Hauptstadt einzog. Nicht weit von der Stelle, wo der Tower von London sein ehrwürdig trotzendes Haupt erhebt, sind noch heute die Plätze zu sehen, wo in der Gegend von Bishopgate Street, der Stahlhof und die Gilde-Halle den Sammelplatz deutscher Kaufleute bildeten. Zu Heinrich III. Zeit hatte ein deutscher König englischen Stammes ihnen dort willkommenen Eingang verschafft. Ihre Schiffe waren von denselben Niedersachsen und Friesen

bemannt, mit denen schon der große Alfred sein Reich vor den Dänen zu schützen vermochte. Es war ein kühnes Seevolk, zu allen Unternehmungen bereit, im guten, wie im bösen Sinne, hart und unempfindsam gegen die Unbill nordischen Klimas, wie gegen die Gefahren der See, ein Volk, welches nur in den wetterharten Männern der wendischen, preußischen, finnischen Küsten der Ostsee seinesgleichen fand.

In den deutschen Meeren des Nordens herrschten die „Hansen" schon seit der Mitte des 13. Jahrhunderts. Um diese Zeit war es, wo die Seestädte sich einigten zu stärkerem Bund und gegenseitigem Schutz. Von da ab entwickelte sich zusehends die Blüte ihres Handels und in gleichem Schritt ihre Geltung und Macht zur See. Mit Bewunderung blickten schon die seefahrenden Zeitgenossen des großen Kurfürsten auf eine Zeit, wo die „Harnisch-Männer" der alten Hansa mit ihren für die heutige Zeit so bescheidenen „Bredens-Koggen" auf den baltischen Gewässern, im Sund, in der Nordsee und in der damals berüchtigten „Bay" — der Bay von Biskaja — den Beschlüssen ihrer Ratsherren trotzig Geltung verschafften. Brustharnisch und eiserne Sturmhaube waren ihre Wehr, Speer und Armbrust ihre Waffe, und neben den „Gewappneten" traf man auf diesen mittelalterlichen Schiffen noch den Kaufmann, der auch über die See hin seine Waren begleitete.

„Kraut und Loth," der spätere Zunftausdruck für Pulver und Blei, waren noch unbekannte Dinge; mehr als ein Jahrhundert sollte vergehen, ehe diese neuen Kriegsmittel, zugleich mit dem schweren Geschütz und seinem Eisenhagel, den Weg auf die Schiffe und über das Meer fanden. Im Winter ruhte die Fahrt; das nordische Klima mit seinem Eis und Schnee, den gefrorenen Häfen wie dem andauernden Unwetter, gebot Stillstand für die Wintermonate; auf den Zusammenkünften der „Tagfahrten" beschloß man den jedesmaligen Beginn der Seezüge des Frühjahrs, dann setzten die Geschwader der Flandern-, der Bergen-, der Schonen-Fahrer und der eigentlichen „Osterlinge" nach London im Westen, nach Whisby und Nowgorod im Osten fast insgesamt sich in Bewegung. Demungeachtet blieb es in diesen Meeren ein hartes, rauhes Handwerk; die Beigabe kriegerischen Elements diente händlerischen Zwecken, zum Schutz des Mein und Dein, zur Beilegung kaufmännischer Händel. Das See-Handwerk als solches, der stete Kampf mit dem Element, erforderte an und für sich größere Kraft; eine Entwickelung als Seestreitkraft hatte hier nicht so leichtes Spiel, wie es der Fall war mit den Zeitgenossen von Genua und Pisa, deren sich schon der sechste Heinrich gegen Neapel als Kriegsmacht zur See bedienen konnte, gleichwie es mit den damaligen Lehnsaufgeboten zu Lande geschah.

Aber auch im Norden waren die Zeiten nicht fern, wo zur See für den politischen Kampf Machtmittel in größerem Maßstab aufgeboten wurden. Vor allen anderen war es Lübeck, welches sich mit dem nächsten Nachbar, Dänemark, in blutige Fehden einließ, die zur See ihre Schlichtung fanden; die Herrschaft im Sund war Grundbedingung des Alleinhandels in der Ostsee, und darum hat es sich Jahrhunderte lang gehandelt. In der Schlacht von Bornhöved hatte

im Jahr 1227 ein tapferer Lübecker Ratsherr, Alexander von Saltwedel, den Dänen das nördliche Deutschland entreißen helfen, Mitbürger von ihm waren es, die sieben Jahre später die Dänen in einer ersten wirklichen Seeschlacht besiegten; im Triumph brachte der kommandierende Ratsherr ein den Dänen abgenommenes Kriegsschiff in die Trave. Im Jahr 1249, acht Jahre nach der Vereinigung der Seestädte, läßt Erich IV. von Dänemark, um Nord-Albingien wieder zu erobern, Schiffe und Kaufleute Lübecks in seinen Staaten verhaften. Aber die Lübecker gingen in See, nahmen und plünderten Kopenhagen, verbrannten Stralsund, damals noch eine dänische Anpflanzung, und kehrten abermals triumphierend, mit reicher Beute beladen, unter demselben Alexander von Saltwedel in ihren Hafen zurück. Einige Jahre später fochten sie bei Skanör nicht so glücklich, landeten aber auf Mön und Falster und erzwangen dort für die Herzöge von Schleswig und Holstein günstige Bedingungen.

Schon damals erkannte dieser Städtebund sehr bald, wie sehr die Entwickelung ihres Handels abhängig sei von der Herrschaft über ihre Meere und von der Stärke ihrer Streitkraft zur See.

Der friedliche Verkehr des Meeres hatte selbst bis dahin nur wenige Störungen erlitten; da traten gegen Ende des 14. Jahrhunderts Dinge ein, die wohl geeignet waren, die Kraft eines lockeren Städtebundes auf die Probe zu stellen. Dem Einfluß der Hansa war es gelungen, seit 1363 den Herzog Albrecht von Mecklenburg auf dem schwedischen Thron zu erhalten. Aber auch Margarethe von Dänemark stand bei der Hansa in Gunst, und als die unternehmende Fürstin nach der Besiegung Albrechts Schweden zur Union von Calmar zwang, fand sie, weil sie das Recht des Alleinhandels der Städte anfrecht erhielt, bei diesen keinen Widerstand. Nur Stockholm war noch unbesiegt und leistete Gegenwehr. Im Lande Mecklenburg erwachte Teilnahme für die bedrängte Stadt; sie bedurfte der Zufuhr, die nur von der Seeseite möglich war. Man bot deshalb Schiffe auf, Viktualien hinzuschaffen; auch wurde denen, die sich dazu erboten, von Rostock und Wismar verkündet: „so jemand auf Freibeuterei und eigene Unkosten abenteuern wollte gegen Dänemark und Norwegen, brennen und nehmen, der solle sich in denen Städten Wismar und Rostock melden, dort wolle man ihnen „Stehlbriefe" geben, auch erlauben, den Raub überall zu verkaufen." Auch Ribnitz und Golwitz an der pommerschen Küste sollten den Freibeutern als Zufluchtsorte dienen.

Damit waren die Geister gerufen, die man so bald und so leicht nicht wieder bannen konnte. Bestimmt zur Verproviantierung Stockholms wurde ein Reigen der Seeräuberei eröffnet, wie man ihn nicht geahnt.

Unter der Führung waghalsiger Ritter, von denen man die Namen eines Henning von Manteuffel, Wigbold Wigmann, eines Moltke nennt, ward die Ostsee zum Tummelplatz einer Schar von Seewölfen, deren Wahlspruch „Gottes Freund und aller Welt Feind" den friedlichen Handel bald ins Stocken brachte.

Das waren die berüchtigten Vitalianer oder Viktualienbrüder, die zeitgemäße Bethätigung deutscher Raufluft zur See, ein Fluch und eine Geißel für

Freund und Feind. Die Häfen von Wismar und Rostock genügten bald nicht mehr, und die Insel Gotland mit Wisby diente als Hauptzufluchtsort. Von dort schwärmten sie in kleinen Flotten nach allen Richtungen, zu den Manteuffels und Mylges gesellten sich die Zickow, Berkelink und Marquard Preen als die kühnsten der Führer. Der Letztere wagte es, mit einem den Preußen abgenommenen Kauffahrer in den Seen von Stockholm zu landen, den Bischof Tordo von Strängnäs zu überfallen, zu plündern und ihn samt seinem Hofgesinde dem Herzog Johann von Mecklenburg in Stockholm zu überliefern. Dafür that Papst Bonifazius VI. die Vitalianer in den Bann, als aber der Erzbischof von Upsala sie wieder freisprechen wollte, sofern sie die Kirche durch angemessene Spenden versöhnten, wiesen sie das schnöde zurück.

Dieser von der wendischen Küste und Gotland gegen die dänische Königin gerüstete Raubkrieg nahm einen Umfang, daß von friedlichem Handel in der Ostsee bald nicht mehr die Rede war. Daß es den Vitalianern auf die Dauer mehr um den Raub als um den Entsatz Stockholms zu thun war, schien erklärlich. Desto härter und enger war die Belagerung seitens der Dänen; der Einschließung vom Lande folgte die zur See; schon drittehalb Jahre hatte man ausgehalten und war dem Unterliegen nahe. Da rüstete man zu Wismar im Winter 1394 ein Geschwader von 8 Schiffen, dessen Führung der „Hovetmann" Meister Hugo erhielt, es war mit Lebensmitteln reich beladen, auch mit „Gewappneten" in großer Zahl; es sollte Stockholm entsetzen, koste es, was es wolle; aber auch die Dänen hatten ein großes Geschwader in See, bestimmt zum Seeangriff gegen die Stadt. In der „Detmarschen Chronik" ist zu lesen, wie das deutsche Geschwader an der schwedischen Küste angelangt, mit dem Eintreten unerhört starken Frostes, rings von Eis besetzt ward und völlig einfror; wie der Befehlshaber Hugo die Mannschaften über das Eis nach dem Lande schickte, um große Mengen von Sträuchern und Bäumen herbeizuholen und damit einen Verhau um die Schiffe zu bilden; den habe man mit Wasser begossen und solchergestalt einen Wall von Eis zustande gebracht.

Bald seien die Dänen herangekommen, das Ganze zu stürmen, doch ohne Erfolg; ehe sie zum zweiten Versuch geschritten seien, habe der deutsche Flottenführer zwischen Wall und Schiff große „Waken" oder Öffnungen in das Eis schlagen lassen, und als die Dänen beim nochmaligen Versuch den Eiswall gestürmt, seien sie in großer Zahl ins Wasser gestürzt und ertrunken, „also," wie es wörtlich heißt, „dat vele hundert Dänen den Dach vorsopeden," und während sie auf diese Art umkamen, hätten die Deutschen gerufen: „Kaiz, Kaiz, Kaiz!" „Also plegt man tho ropen wenn man die Katten (Katzen) jaget."

Also, so heißt es weiter, erhielten die Wismarer ihre Schiffe mit List und Gewalt, bis Gott ander Wetter gab, und das Eis verschwand. Da segelten sie nach dem Holm und entsetzten die Stadt. In den wendischen Städten aber, in Lübeck, Rostock und Wismar war die Freude groß, und der unerschrockene Hauptmann wurde als Seeheld gefeiert.

Es gab eine Zeit, wo selbst namhafte Schriftsteller das Mordbrennertum für

würdig genug erachteten, um ihre Feder dem Ruhm seiner Helden zu widmen. Auch die Vitalianer sind der Ehre teilhaftig geworden, weil ein gewisser Kern kühnen deutschen Unternehmungsgeistes, der sie beseelte, den Anlaß dazu bot; die Namen ihrer Helden wurden der Nachwelt aufbewahrt, während man von den opfermutigen Männern, die hinaus zogen, um das Meer von ihnen zu säubern, nur wenig weiß. Das Baltische Meer war der freie Tummelplatz der Vitalianer, verödet für den Kaufmann, als die skandinavische Union sich ihrer Verwirklichung nahte. Die Energie der unternehmenden jungen Fürstin auf Dänemarks Thron, der Königin Margarethe, ruhte nicht, bis das Werk vollendet war, und der Hansa mächtiger Schutz stand ihr zur Seite. Dabei geriet aber infolge der Meeresunsicherheit der Handel und Seeverkehr ins Stocken; die „Schonen-Fahrer" der Hansa stellten ihre Fahrten ein, sodaß, wie es in der Chronik wörtlich heißt, „der Hering teuer wurde." Aber auch den „Osterlingen," die nach Novgorod zogen, an St. Petershof, ward der Weg durch die wüsten Räuberscharen versperrt, denn die Insel Gotland, deren sie sich ganz bemächtigt, war der Mittelpunkt ihrer Raubherrschaft. Die östlichen Städte fühlten die Not des Unwesens empfindlich, und so sah sich auch der Hochmeister des deutschen Ordens in Preußen, Konrad von Kunzingen, zum Einschreiten genötigt.

Den Unions-Zielen der dänischen Königin wohl gewogen, erkannte er das Unwesen des Seeräubertums, wie es sich angeblich für den Schutz Stockholms entwickelt hatte, und rüstete einen Seezug gegen Gotland.

Unter den preußischen „Hauptleuten" Johann von Mecklesfeld, Wilhelm von Oringen, und dem Lübecker Heinrich Gildehusen ward zu Danzig eine Flotte gerüstet von 10 großen und 30 kleinen Schiffen, mit 2000 Gewappneten, wovon 400 Mann von jeder der fünf östlichen Städte (Reval, Riga, Königsberg, Elbing und Danzig). Auch die Hauptleute Johann von Thorn und Lifhard von Heresorde schlossen sich von Elbing dem Zuge an.[1])

Trotz schneller Ausrüstung, trotz der Unbill des Wetters und der Jahreszeit, denn es war im Februar, war selten eine Seeunternehmung so vom Glück begünstigt. Nach Mittfasten (na midvastene, wie es in der Chronik heißt) ging diese preußische Flotte in See nach Gotland; in tiefem Schnee und unter dem Feuer des Feindes ward die Landung bei Garn, unweit Wisby bewerkstelligt. Der Schnee war so tief, heißt es, daß man von dem mitgelandeten schweren Geschütz nicht Gebrauch machen konnte.[2])

Daß die Besatzung dieses Geschwaders schon Pulver und Büchsen führte, ist

---

[1]) Der Marienburger Rezeß vom 23. Januar 1398 lautet wörtlich: Des zo wart der homeister czu rathe mit synen gebietigern und mit synen steten, das her dys meynte czu storen und lys usrichten wol 84 schiff, cleyne und gros . . . und saezte dorin 4000 man czu harnisch, und gab yn methe in dy schiff 400 pherd . . . . . .

[2]) Wortlaut der Chronik in dem gesagten Recesse . . . Dornach half Got, das des homeisters volk quam mit allen yren schiffen vor das landt Gothlandt, und zigilten in eyne habe dy do heyst Garn, do das roubslos vorlag, das do heist Landeskrona, davon aller schade geschach . . . . . .

unzweifelhaft, aber auch das Vorhandensein schweren Geschützes wird von verschiedenen Geschichtsschreibern bestätigt.

Ungeachtet aller Beschwernisse eroberten sich die Ordensmänner bald festen Fuß auf der Insel, die Raubschlösser der Vitalianer wurden zerstört, und diese selbst ganz von der Insel vertrieben. Wer nicht flüchtete, ward niedergemacht. Zehn Jahre hat Gotland sich seitdem im Besitz des preußischen Ordens befunden.

Die Seeräuber verließen das Baltische Meer, und der Handel konnte sich in alter Weise entwickeln. Dafür ward die Nordsee, insbesondere die Küste von Ostfriesland, der Tummelplatz der Vitalianer. Die Namen Stortebecker und Wigmann leben dort noch heute im Munde des Volks, und die Chronik der Stadt Hamburg weiß davon zu erzählen. —

Folgt man zu Wilhelmshaven dem Wege, der nordwestlich über das Dorf Kopperhörn nach dem alten Schloß der Grafen zu Kniphausen führt, so erblickt man rechts vom Wege, ehe man nach Neuende kommt, ein einzelnes Gehöft; ganz nahe dabei erhebt sich ein Hügel von geringer Höhe, der nur wenig in die Augen fällt. Fragt man nach Namen und Bedeutung, so erhält man die Antwort: „Das ist Sibethsburg; Sibeth Papinga war einer jener friesischen Seeräuber, er soll hier gehaust haben."

Die Einförmigkeit der Gegend wirkt wenig anregend auf Sinn und Gemüt, und nur wer mit tieferem Eifer darauf eingeht, erfährt, in wie blutigen Zügen die Geschichte dieses Butjadinger Landes geschrieben ist.

Und wieder begegnet man in dieser Geschichte jenen Seewölfen des Baltischen Meeres, den vom Preußischen Orden aus Gotland vertriebenen Vitalianern. In der Bucht von Helgoland, vor den Mündungen der Elbe, Weser, Jahde und Ems, setzten sie das alte Unwesen fort, und die Städte und Burgen an der friesischen Küste, wie Emden, Gretsiel und Norden, dienten als Zufluchtshäfen, wo sie bereitwillige Aufnahme fanden. Sie drangen auch in die Flüsse hinein, segelten 1418 die Weser aufwärts bis vor das Schloß Friedburg, nahmen es mit Sturm und erschlugen den dort kommandierenden Hauptmann Arnold Bulles, Ratsherrn von Bremen.

Es kostet nicht allzuviel Mühe, das Bild jener Zustände selbst in Einzelnheiten zu verfolgen; der Überlieferungen sind nicht wenig, und auch an örtlichen Spuren ist die Gegend nicht arm. Wenn der noch aus jener Zeit stammende Kirchturm von Neuende bei Wilhelmshaven erzählen könnte, er würde Zeugnis ablegen von dem wüsten Treiben in seinem Umkreis, wie Junker Siebold Papinga auf Sibethsburg die vom Norden und Osten einkehrenden Freibeuter hegte. Im Norden war die noch heute so genannte „Harle", zwischen Wangerooge und der Nachbar-Insel hindurch, im Osten die Jahde, das Rüstringer-Siel, ihr Hafen. Der Ort Schaar lag damals an einem von Osten, von Rustringen aus in das Land hineintretenden Meeresarm; das war der Hafen, wo die Beute zu Markte kam. Noch heute wandert der Friese im Augustmonat zum Jahrmarkt in Schaar, eine Festzeit der dortigen Gegend, wie „Sommergewinn" im Eisenacher Land, und doch nichts als

ein Überbleibsel jenes seeräuberischen Beuteverkaufs. Wenn die Geschwader der Flandern-, der Biskaja-, der London-, der Bergen-Fahrer sich in Elbe und Weser zur Ausfahrt rüsteten, dann begann auch hier ein reges Leben. In Saus und Braus war der Winter verlebt, jetzt kam die Zeit der That, wo man seine Mannen berief und in Theer und Tauwerk die „Koggen" seebereit stellte. Auch auf den Inseln ward es lebendig. Wo sich jetzt an dem uralten Kirchturm von Wangerooge die brandende Nordsee bricht, war damals ein belebter Ort. Das Ufer ging weiter in die See. Wo heute vor dreißig Jahren die neu hereingekommenen Preußen noch mit den friesischen Mädchen tanzten, brandet heute das Meer. Noch jetzt zeigt man in jenem Turm der alten Grafen von Oldenburg Kirchenstand. Die Ahnen jener Zeit hielten es mit dem Strandrecht nicht so genau; in der Hauptsache war das ein Bethaus für den Strand und reiche Beute. Helgoland und die friesischen Inseln dienten als Sammelpunkte beim Kreuzen, Emden, Norden, Schaar, Kniphausen, Rüstringen, Esumer-Siel, auch Kuxhaven im Lande Hadeln als Stapelplätze für den Fang. Bei den Häuptlingen der Friesen, Kenno tem Broke in Gretsiel, Edzard Loringa und den Cirksena in Norden, fanden die Vitalianer bereitwilligen Schutz; auch bei dem geistlichen Herrn zu Emden, dem Propst Hisko, der reiche Beute gern willkommen hieß.

Aber die Städte rüsteten zur Wehr. Simon von Utrecht wurde mit einem hansischen Geschwader hinausgesandt gen Helgoland; die Chronik nennt ihn einen „im Seekrieg sehr erfahrenen Helden, und ihm gelang es, dem überhandnehmenden Raubwesen ein Ende zu machen. Mit dem eigenen Flaggschiff „bunte Kuh" enterte er des berüchtigten Stortebecker und Wigmann Schiffe, bohrte sie in den Grund und brachte die Räuber nach Hamburg. Dann machte er mit seiner Flotte den Zug nach Friesland, die Schiffe liefen in die Harle bei Wangerooge und in den Dollart, die gelandeten „Harnisch-Männer" nahmen Esumer-Siel, Dokkum, drangen nach Butjadingen und zerstörten Papingas Räubernest, die Sibethsburg. Von dem wilden Junker selbst geht die Sage, auf das Angebot seiner Begnadigung und des Ratsherrn von Bremen Tochter zum Ehebund habe er trotzig geantwortet: „Lieber das Rad, als des Pfefferkrämers Tochter zur Frau!" Worauf das gleiche Geschick der Enthauptung wie dem Stortebecker zu Hamburg ihm zu teil ward.

Und doch war nicht die Zeit fern, wo auch die Hansa, Hamburg wie Lübeck insbesondere, dieselbe Räuberschar zur Hülfe gegen ihre Feinde wieder herbeirief. Denn als vier Jahre später, 1422, Erich X. von Dänemark Schleswig und Gottorf belagerte und auch zur See seine ganze Flotte herbeizog, da wurden die fast verschollenen Geister von neuem lebendig, und die alten Vitalianer sammelten sich an Holsteins Küsten, als willkommene Hülfsmacht der hansischen Flotte. Daß auch Erich sich desselben Werkzeugs bediente, beweist nur, wie wenig das Sittliche damals ins Gewicht fiel, wo immer es sich um Kriegszwecke handelte.

Noch mehr trat das hervor, als bald darauf die Macht der Hansa sich auch gen Westen zu richten hatte. Erich war in Holstein überwunden, aber sein Einfluß hatte die flandrischen Städte dem Hansa-Bund entfremdet. Burgund, von

Philipp dem Kühnen vor einem halben Jahrhundert geſtiftet, gewann ſich die ganze Seeküſte von Holland, Seeland und Weſtfriesland und ſtrebte nach Erweiterung ſeiner Macht im Oſten. Dem Widerſtand der Hanſa begegnete man auf dem Meere, und dem Zwecke, ihn zu brechen, dienten die altgewohnten Mittel, eine von der Ritterſchaft in Holland und Seeland ausgerüſtete Flotte von 80 bis 100 Kriegsſchiffen genügte nicht, und auch der Hülferuf Philipps von Burgund war ein neuer Glücksſtern für die unermüdliche, nirgends fehlende Räuberſchar der Vitalianer.

Wenige Kriege wurden mit ſolcher Erbitterung geführt. Von den nach Spanien verkehrenden Hanſeaten fielen ganze Flotten an flandriſcher Küſte dem kühnen Seevolk zur Beute; man ſuchte ſich zwar am feindlichen Handel zu entſchädigen, aber die großen und reichen Ladungen, die des Fangs verlohnten, waren immer nur die der Deutſchen.

Unterdeſſen war Erich vertrieben und Chriſtoph auf däniſchem Thron; er vermittelte, und ein in Kopenhagen geſchloſſener Vergleich brachte Frieden nach einem Kriegsgetümmel, meiſt zur See, von beinahe fünfzig Jahren.

Dem ungeachtet behielten die Hanſeaten zur See einen ſchweren Stand. Noch waren alle Gewäſſer, des Kanals ſowohl, wie die der flandriſchen und engliſchen Küſten, voll des wilden, kriegeriſchen Treibens, wie jene, die immer noch die Beherrſcher der nordiſchen Meere waren, es um ſich verbreitet hatten. Namentlich hatten an der Küſte von England die Orlogſchiffe Hamburgs und Bremens gefürchtete Namen. So ſchreibt der Geſchichtsſchreiber Philipp von Comines über das Jahr 1470: „Nicht ohne Grund werden die Oſterlinge von den Engländern gefürchtet, denn ſie ſind tüchtige Kämpfer, haben ihnen großen Schaden zugefügt, und viele ihrer Schiffe erbeutet.“

Zu jener Zeit war der Danziger Admiral Paul Beneke der Held des Tages. Mit einem hanſiſchen Geſchwader näherte er ſich von Oſten her dem Kanal; in der Meinung, es ſeien flandriſche Schiffe, kommt der Graf Warwick mit einer engliſchen Flotte aus dem Hafen von Calais; ungeachtet der Erkennung des Irrtums kommt es zu heftigem Kampf mit den Hanſen, und Warwick eilt mit großem Verluſt nach Calais zurück. Von jenem Kampf berichtet der engliſche Geſchichtsſchreiber John Jerningham: „ſeit vierzig Wintern habe er keine ſo große Schlacht zur See geſehen,“ und „wir ſind in der That recht tüchtig geſchlagen worden.“

Von demſelben Paul Benecke, von dem es heißt, er ſei in ſeinen Unternehmungen immer ſehr glücklich geweſen, habe alle engliſchen Schiffe genommen, die er in See gefunden, habe alle anderen angehalten, durchſucht und ihnen die engliſche Ladung genommen, erzählt die Detmar'ſche Chronik heroiſche Thaten mit großer Ausführlichkeit. Mit dem den Engländern abgenommenen Schiff „der grote Johannes“ habe er zur See viel Beute gemacht und viel Schiffe genommen.

Als er, von einer großen florentiniſchen Galeere angegriffen, ſeine Mannſchaft dem Verzagen nahe geſehen, habe er ſie mit feurigen Worten ermutigt,[1])

[1]) Seine Anſprache lautete nach Detmar, R. Kock, wörtlich: „Ach Geſellen, wat do wi nu! Wat will hieruth werden? Wo willen unde konnen wi dat verandtwordten? Ruhe wollte

die Galeere mutig geentert und ihre Besatzung teils niedergemacht, teils genommen, das Schiff aber haben sie in die Elbe gebracht.

Das war die Zeit, wo in England der Krieg der beiden Rosen auf dem Höhepunkt war; mit einer hanseatischen Flotte war Eduard IV. im Humber gelandet, aber auch niederländische Schiffe hatte der Herzog von Burgund ihm mitgegeben; Karl des Kühnen Einfluß herrschte im ganzen Norden, und die alte Macht der Hansa deutete schon auf Niedergang: als Amerika entdeckt, der indische Seeweg geöffnet wurde, waren die vergilbten Stapelrechte des alten Hansa-Bundes neuem Unternehmungsgeist nicht mehr gewachsen. Hatte auch ein fast hundertjähriger, steter Kampf mit dem skandinavischen Norden dem deutschen Städtebund die Seeherrschaft in Ost- und Nordsee zuerkannt, machte auch Lübeck mit seinen Jürgen Wullenwever und Markus Meyer gewaltsame Versuche zu neuer Thatkraft, es war vergebens.

War die deutsche Streitbarkeit auf dem Meere den älteren Tudors immer ein mächtiger Freund, so brachte Elisabeths aufgehender Stern unausbleiblichen Wechsel. Auch Holland drängte nach einem „freien Meer" und berief sich auf Kaiser Karl IV. Wort: „Die freie Ostseefahrt der Niederländer will ich aufrecht erhalten, ob es auch vier oder fünf Königreiche kosten möge."

Neben der Hansa allmählichem Niedergang gewahrt man ein Wachsen ihrer Engherzigkeit in der Zulassung freien Verkehrs. Aber trotz ruhmvoller Vergangenheit der Flotte reichte die Macht schon nicht mehr aus, dem Andrang Halt zu gebieten, der sich vom Westen, vom Norden, und auch neuerdings vom Osten her geltend machte.

Schon 1533 waren — so erzählt Barthold — Abgeordnete von Lübeck den dänischen König mit dem Gesuch angegangen, sie gegen die Holländer zu schützen, weil sie den Ostsee-Handel an sich rissen; aber er ließ das Gesuch unberücksichtigt, und so waren die Städte darauf angewiesen, sich selbst zu helfen.

---

ick doch, dat ick dussen Dach, nicht affgeleved, dat ick mit meinen Ogen mocht ansehen, dat so menniger Dudescher Kriegsman und Schipman vor den Walen (Welschen), vorzaget unde den Flucht nimpt! Wat hedden wi doch vor Orsake, wat maket uns so vorzagedt? Were uns nicht erlicker, dat wir alle vor unse Kiende umme unses Vaderlandes Fryheidt gestorven unde thor Stede gedleven, also dat wie de Schande unse Levelank scholen dragen, dat uns de Kindere mit Fingern anwiesen, unde nachschrieen: Dat sein de, de sik von den Walen hebben laten vorjagen! Wo mennigen framen Dudeschen Schippman unde Kopmann werden wie umme Liff und Godt bringen! Och, hede wie uns des Speles nicht vorgenamen! . . . Hedde ick nicht tho juw thoveren gesecht: Broder, dar were woll eine gode Bute vorhanden, averst se will Ardeits kosten! . . . Averst unerschrocken Herte und Fuste willen dartho horen. De Galeye is grot, dartho ein unschußlich Beest anthosehende, des gi nicht gewahne sinnt, vele groter, denn unse Schip, dartho mit velem Volk und Geschutte thogerustet; averst eit sinn Walen und kene Dudeschen. So wi averst unseren Vorvederen nha mit herten un Fusten wollten Dudesche sind, so scholde uns die Butte nicht entsthan, und unse Levedage uns godt don. — Och, grote Got, nu moth ick mit meinen Ohrenn annhoren, dat Whaten uns nharopen, so schall man de Dudeschen Hunde jagen! Scholde nicht ein erlicker Dudescher sterven, also sodanes horen?"

Mit dergelicken Worden makede Pawell Beneke seinem Volke dat Blodt warm, dat se spreken: Leve Here Hovedtmänn, hir is noch nicht veele vorsehen . . . .

Das war die Zeit, wo auch die Kämpfe der Reformation schon Riesen-Schatten vor sich her warfen; noch war der Norden wenig von ihnen berührt, aber um so fester hatte die neue Lehre dort Wurzel gefaßt, und neben den Handelsinteressen herrschte auch die Kirchenfrage in des Städtebundes Politik. Überall rang das Neue mit dem Alten, an Umwälzungen fehlte es nirgends. Die Bürgermeister-Fehde lebt im Gedächtnis der Nachwelt, ihre Haupthandlung lag schon durch die Personen ihrer Vertreter in der Flotte, und von den Vorgängen, wie sie sich da entwickeln, mögen einige Züge angeführt werden.

Die Herrschaft der Ostsee fand in Jürgen Wullenwever, dem neuen Ratsherrn und Bürgermeister, einen beredten Verteidiger. Mit trotzigem Hinweis auf Kopenhagen mahnte er zur schleunigen Rüstung der Flotte und fand in seinem Magister equitum Marx oder Markus Meyer, General und Admiral der hansischen Streitmacht, eine kräftige Hülfe.

Keine Anstrengung, keine Kosten wurden gescheut, das infolge der Reformation eingezogene Kirchensilber wanderte in die Kriegskasse, alle Kirchengeräte wurden zu Geld, und auch der mächtige Kronleuchter von St. Marien ward nicht geschont.

Eilig gingen, wie Barthold erzählt, bei Beginn der Schiffahrt zwei Orlogschiffe, von zwei neuen Ratsherren geführt, in See und durchsuchten alle Fahrwasser bei Bornholm und den dänischen Inseln nach holländischen Schiffen. Als aber die Holländer, davon unterrichtet, ihre Schiffe daheim hielten, legten sich jene lauernd in den Sund. Energischer wurde die kriegerische Maßregel, als Marx Meyer den Befehl der Flotte selbst übernahm.

Von ihm heißt es, er sei zuerst Hufschmied, dann Landsknecht gewesen, erst die Kriegsläufte unter dem nachher in Sonderburg gefangenen König Christiern brachten ihn auf die See, und die Natur schien ihn zu einem höheren Stande ausersehen zu haben. Er war eine große, kräftige Gestalt, mit einnehmenden, männlich schönen Zügen, von geschmeidigen und über sein früheres Verhältnis gebildeten Umgangsformen, voll Gewandtheit in allen Lagen des Lebens und dabei eines so unbezwinglichen Mutes, daß er die verwegensten Anschläge auf sich zu nehmen wagte.

Nach mancherlei Kriegsfahrten, von denen man nur weiß, daß er 1523 vor Kopenhagen focht, war er nach Holland, dann unter Christians Flagge und mit ihm nach Norwegen gekommen.

Durch persönliche Tüchtigkeit flößte er seinen Gegnern solche Achtung ein, daß die Lübecker, als er im Frühjahr 1524 mit einem Schiff in ihre Gewalt geriet, ihn als Fähnrich in ihre Dienste und nach mancher „lobwürdigen" That bei Opsloe den bewährten Kriegsgesellen mit nach Lübeck nahmen.

Jetzt war er Admiral der Hansa-Flotte, mit der auch Jürgen Wullenwever vor Kopenhagen erschien, um zunächst die nach Friedrich I. Tode dort eingesetzte Regentschaft, im weiteren auch die beiden anderen skandinavischen Kronen, zum Beistand gegen die Niederlande zu gewinnen, sodann aber auch, wenn thunlich, die Wiedereinsetzung des gefangenen Königs anzubahnen.

Digitized by Google

Der Sund war von Holländern frei, worauf der Admiral mit der Flotte in die Nordsee und in den Kanal segelte. Dort landete er für seine Person an englischer Küste und ward, wegen angeblich mangelnden Geleites, von Heinrich VIII. in den Tower gesetzt. Man sagt, der hansische Admiral habe dem König die dänische Krone versprochen, sei plötzlich auf freien Fuß gesetzt und mit der goldenen Kette begnadigt worden. Sicher scheint, daß dem König gerade damals ein Bündnis mit dem noch mächtigen Bund der Hansa in mancherlei Beziehung sehr erwünscht war.

Während dessen führten die Ereignisse daheim zu einem langen, von unsäglichen Gräueln begleiteten Kriege, der vom Grafen Christoph von Oldenburg, als Feldherrn des Städtebundes, auf den dänischen Inseln, in Jütland und Schleswig geführt wurde. Marx Meyer kehrte nach Lübeck zurück und erhielt dort abermals den Befehl über eine gegen Gustav Wasa bestimmte Expedition; er landete auf Schonen, focht aber unglücklich und ward ein Gefangener Gustavs auf Wardbjerg Schloß. Auch die Lübecker Flotte kämpfte mit wenig Erfolg gegen die unter Gerdt van Mecheren in der Ostsee erschienene holländische Flotte. Lübeck selbst wurde von des dänischen Königs Obersten Johann von Rantzau zu Lande eng eingeschlossen und belagert, bis der Stockelsdorfer Frieden dem ein Ende machte.

Marx Meyer war nahe daran, von Waldbjerg Schloß zu entkommen, fiel aber in der Feinde Hand und fand seinen Tod auf dem Rad.

Die mit so vielem Aufwand von Kräften zu Lübeck und Kopenhagen in Szene gesetzte „Bürgermeister-Fehde" nahm ein klägliches Ende. Die Absetzung Wullenwevers, die sich daran knüpfende peinliche Verfolgung und sein Tod waren das Zeichen einer verhängnisvollen Wendung für den gesamten Nordischen Städtebund. Jener letzte dänische Krieg war auch, wie Curd von Schlözer sich treffend ausdrückt, „der Hansa letzter Waffengang."

Die Seemacht zerfiel, denn der Handel auf dem Meere geriet in andere, thatkräftigere Hände. Holland behauptete sich in der Ostsee, in England verlor die Hansa nach Heinrichs VIII. Tode ein Vorrecht nach dem andern, den Weg nach Rußland hatten sich die Engländer, vom Sunde unabhängig, schon um das Nordkap über Archangel gebahnt, durch Amerika, Indien und das im Osten neu erstehende Rußland veränderten alle Handelsgebiete ihren Schwerpunkt, und mit Recht konnte schon im siebzehnten Jahrhundert der englische Schriftsteller John Wheeler von der altgewordenen Seemacht sagen: „die besten Zähne sind ihr ausgefallen, der Rest sitzt nur noch locker und lose."

(Fortsetzung folgt.)

Kronprinz Ludwig von Bayern und Minister Graf von Montgelas im Jahre 1813.

Von

K. Th. Heigel.

„Es gehört zu den frühsten Erinnerungen meines Knabenalters," sagt Döllinger in einer Trauerrede auf Ludwig I. von Bayern, „daß damals in Franken und wohl auch anderwärts neben dem Freiherrn vom Stein der Name des Kronprinzen von Bayern genannt wurde, dessen freimütiger deutscher Sinn wie ein Licht in der Finsternis schien; es ward uns Knaben als eine tröstliche Thatsache von unseren Vätern erzählt, daß dieser Prinz doch gewagt habe, dem Weltgebieter gegenüber, vor welchem alles sich zitternd beugte, seinen eignen Willen zu behaupten."

Heute sind wir insbesondere durch die Memoiren des bayrischen Ministers Grafen von Montgelas über die Entwickelung jenes Verhältnisses zwischen dem bayrischen Thronfolger und dem Schutzherrn und Gönner des neuen Königreiches gut unterrichtet. Abneigung gegen die Selbstüberhebung und Herrschbegier der Franzosen hatte der Prinz schon in jungen Jahren namentlich aus dem Studium der Geschichtswerke des von ihm hochverehrten Johannes Müller geschöpft: den Beweis liefern Gedichte aus der frühesten Jugendzeit, worin er die Drangsale, welche französischer Chauvinismus immer wieder über die Pfalz verhängte, mit bitterem Unmut beklagt. Er empfand es als unerträgliche Demütigung, daß ein genialer Abenteurer das ehrwürdige Deutsche Reich in Trümmer schlug. Als er im Jahre 1805 in Tivoli die Stätte sah, wo einst die Villa des Varus stand, regte sich patriotische Scham in seiner Brust:

„Hermann! tönet es dumpf in die Stille des einsamen Thales;
Freude und Scham zugleich treibt in die Wange mir Glut,
Denkend an das, was Teutschland ist und was es gewesen.
Es gehorcht Teutschland, sich selbst vernichtend, dem Korsen,
Und die Zwietracht allein hat es besiegt und besiegt's."

Gerade während sich der Prinz in Italien aufhielt, wurde der engste Anschluß Bayerns an Frankreich vollendete Thatsache. Man gab sich nun alle Mühe, auch den Erben des Thrones mit der neuen Gestaltung der Dinge zu befreunden. Ludwig machte jedoch aus seinem Mißvergnügen über das Franko-Bavarentum kein Hehl. Er hielt an dem nach Ansicht des Vaters und des Ministeriums unmöglich gewordenen Projekt einer Vermählung mit der russischen Großfürstin Katharina fest und war gleich seiner Stiefmutter ein offener Gegner des „System Montgelas."

Mit kluger Berechnung bat der Minister selbst den Monarchen, der Prinz möge während des österreichischen Feldzuges in Napoleons Hauptquartier gesendet werden. Wirklich imponierte der große Schlachtenmeister dem für alles Große und Eigenartige empfänglichen Jüngling, sodaß der Minister nach der Heimkehr des

Prinzen mit dessen Stimmung sehr zufrieden war. Auch Napoleon ließ sich während seines Aufenthalts in München nach Abschluß des Preßburger Friedens ernstlich angelegen sein, den Sohn seines Bundesgenossen für sich zu gewinnen. Er bedachte ihn mit allerlei ehrenvollen Auszeichnungen und Geschenken und lud ihn nach Paris ein. Noch im Januar 1806 ging der Prinz dahin ab. Allein die Eindrücke, welche er in unmittelbarer Nähe des Kaiserthrones in sich aufnahm, waren ganz andere, als die Vertreter der Rheinbundpolitik erwartet hatten. Montgelas räumt dies in seinen Memoiren unumwunden ein. Der Prinz, erzählt er, habe nach der Heimkehr zwar mit Enthusiasmus von den in der Welthauptstadt aufgehäuften Kunstschätzen gesprochen; aber nur mit Mißachtung und Widerwillen von dem alles brutalisierenden Tyrannen, der nun das deutsche Wesen ausrotten wolle, wie er das deutsche Reich zerschmettert habe. Am Hofe Napoleons, aus der Zwingburg selbst, hatte der deutsche Prinz mit dem mächtigsten Gegner des Kaisers, dem Zaren Alexander, neue Unterhandlungen wegen einer Vermählung mit Katharina angeknüpft. Kabinetssekretär Käser und sein Schwager, Baron Posch, waren die Zwischenträger. Der heimliche Plan wurde jedoch verraten, Käser und Posch wurden entlassen, und der Prinz bekam den Befehl, sich sofort zur bayrischen Armee zu begeben, die in Preußen einrücken sollte. Aber auch unter den französischen Adlern fechtend hielt der Prinz an seiner deutschen Gesinnung fest. Bekanntlich faßte er gerade nach der Einnahme von Berlin, während sich französische Frivolität breit machte, die französischen Marschälle in den Palästen unter den Linden residierten und auf dem Exerzierplatz Feuerwerke abgebrannt wurden, die den Ruhmestempel Napoleons im Strahlenglanz erscheinen ließen, in jenen Tagen der tiefsten Erniedrigung Deutschlands den Entschluß, dem deutschen Genius einen Ehrentempel, die Walhalla, zu errichten. „Es macht das einen Eindruck," sagt Döllinger in seiner Trauerrede, „wie wenn ehedem römische Senatoren dem von der Niederlage bei Cannä heimkehrenden Konsul Varro entgegen gingen und ihm dankten, daß er doch am Vaterland nicht verzweifelt habe." Der erste Gang des Prinzen in Berlin war zu Schadow, dem er den Auftrag gab, für die Walhalla eine Büste Friedrich des Großen zu bilden. Die Abneigung gegen den „Korsen, der den Teutschen Sklavenketten schmiedet," wandelte sich immer mehr in bitteren Haß, und wie Ludwig überhaupt eine enthusiastische Natur war, ließ er sich von diesem Instinkt gänzlich leiten. Aus den von Wertheimer jüngst veröffentlichten Berichten des österreichischen Gesandten in München, Grafen Stadion, erhellt, daß der Kronprinz dem Vertreter Österreichs eine förmliche Aufforderung zugehen ließ, der Wiener Hof möge doch ja aus der durch den spanischen Aufstand für Napoleon geschaffenen Verlegenheit Nutzen ziehen, und daß er, als es wirklich zum Kriege kam, für den Fall, daß den Österreichern ein erster Schlag glücken sollte, seine Mitwirkung zu Gunsten der gerechten Sache in Aussicht stellte. Während des Feldzuges in Tirol machte er, obwohl selbst Kommandant der bayerischen Division, aus seiner Sympathie für das heldenmütig kämpfende Gebirgsvolk so wenig Hehl, daß der mit dem Oberkommando betraute Marschall Lefevbre an Napoleon schrieb, er müsse, wenn er bei der Tafel die Augen schließe,

durch die Konversation seiner Nachbarn zur unfehlbaren Annahme verleitet werden, daß er im österreichischen, nicht im französischen Lager sich befinde. Der Kaiser geriet über diese Meldungen in leidenschaftliche Aufregung. „Wer hindert mich," rief er in Gegenwart des Generals Lubna aus, „diesen Prinzen erschießen zu lassen?" Und als die Scheidung von Josephine in Szene gesetzt wurde, äußerte Napoleon: „Des Vizekönigs Eugen Kinder sind ja auch Enkel des Königs Max, und Bayern wäre doch eine hübsche Entschädigung!"

Nun könnte zwar aus zwei Briefen des Kronprinzen an Napoleon aus dem Jahr 1811, welche jüngst in den preußischen Jahrbüchern (56. Bd. S. 510) veröffentlicht wurden, die Folgerung gezogen werden, daß sich das Verhältnis in den nächsten Friedensjahren wesentlich gebessert haben müsse, denn der Prinz befleißigt sich darin einer devoten Ausdrucksweise, welche mit seinen früheren Kundgebungen in offenem Widerspruch steht. Es kann aber konstatiert werden, daß er damit nur den Wünschen, ja sogar ausdrücklichen Befehlen seines Vaters nachkam. In den Memoiren des bayerischen Ministers wird erzählt, daß Max Josef mehrmals für nötig hielt, seinem Sohn, der als Statthalter abwechselnd in Innsbruck und Salzburg residierte, wegen unvorsichtiger Äußerungen über das Regiment Napoleons und die Haltung der bayerischen Regierung ernste Vorstellungen zu machen.

Da ließen endlich die Mißerfolge der französischen Waffen in Rußland, die Erhebung Preußens, die Annäherung Österreichs an die nordischen Mächte den Prinzen Hoffnung schöpfen, daß sich auch sein Vaterland vom unwürdigen Satellitendienst lossagen könne. Aus Briefen von Anselm Feuerbach wußten wir schon, daß sich bei Beginn des Befreiungskampfes am patriotischen Sinn des Thronfolgers alle jene Bayern aufrichteten, welche die deutschnationale Sache nicht verloren geben wollten. Unbekannt war jedoch bisher, daß der Prinz schon im Frühjahr 1813 in diesem Sinne auf den leitenden Minister einzuwirken suchte. Wir sind nun in der Lage, die damals an Montgelas gerichteten Originalbriefe mitzuteilen, und dem geschichtskundigen Leser wird nicht entgehen, daß unsere Publikation für Kenntnis der damaligen Zustände und Vorgänge manche überraschende Aufklärung bietet.

Man könnte zwar, darauf hinweisend, daß in den Briefen immer nur von Bayern und dem bayerischen Königshaus die Rede, die Frage aufwerfen: Wo ist denn die gerühmte deutschnationale Gesinnung ausgesprochen? Tragen nicht auch diese Schriftstücke ein ausschließlich partikularistisches Gepräge?

Darauf läßt sich jedoch erwidern: Die Briefe sind an *Montgelas* gerichtet, bei welchem ein Appell an *deutsche* Sympathien sicherlich seinen Zweck verfehlt hätte, an einen Staatsmann, der solche Fragen lediglich aus dem Gesichtspunkt der Opportunität betrachtete. So wie die Dinge in Bayern gelagert waren, kann man sagen; wer damals in Bayern *nicht mit Frankreich gehen* wollte, erfüllte eine *deutsche* Pflicht, gleichviel, welche Vorstellungen von Deutschlands Zukunft ihm vorschwebten. Daß Ludwig den Geist der Bewegung von 1813 richtig erfaßte, beweisen die damals entstandenen Gedichte:

„Auf Preußens Aufschwung im Jahr 1813."

„ . . Einzig dein Friederich war, einzig bist, Preußen, Du nun,
„Unvergleichbar glänzest für ewig Du in der Geschichte,
„Preußen! Dein Name läßt denken das Herrlichste uns!" ꝛc.

„Nachklage."

„Kriege mag es viele künftig geben,
Doch ein solcher kommt uns nimmermehr,
Nie von neuem dieses heil'ge Streben,
So ein gottbeseeltes, hohes Heer." ꝛc.

Deshalb darf diesen Kundgebungen Ludwigs, beredten Zeugnissen des sehnlichen Wunsches, Bayern vom Bann der Schmach befreit zu sehen und auch selbstthätig in den Kampf gegen den Erbfeind einzutreten, ein Ehrenplatz in der deutschen Geschichte nicht versagt werden.

Aus politischen und persönlichen Motiven — insbesondere der Widerstand des Ministers gegen die Vermählung mit der Großfürstin hatte den Prinzen aufs äußerste gereizt — war seit Jahren, wie schon erwähnt worden, eine feindselige Spannung zwischen Ludwig und dem einflußreichsten Ratgeber seines Vaters aufgewachsen. Deshalb waren auch die Briefe, welche der Statthalter von Tirol mit dem Minister wechseln mußte, rein geschäftsmäßig abgefaßt, gewöhnlich vom Kabinetssekretär des Prinzen geschrieben und von letzterem nur unterzeichnet. Bloß in einzelnen Fällen hatte der Gegenstand zu wärmerer und ausführlicherer Besprechung angeregt. So z. B. als es sich darum handelte, die von Napoleon beabsichtigte Zerstückelung von Tirol zu hintertreiben. „Die Bewohner von Südtirol," schreibt Ludwig am 11. Dezember 1811, „sträuben sich gegen die Zumutung, daß man sie zu Italienern machen will; wenn sie sich erst einmal mit dem bayrischen Gouvernement befreundet haben, was mit der Zeit nicht ausbleiben kann, wird man auf ganz Tirol fest bauen können, und unserem Königreiche wird damit eine erhebliche Verstärkung seiner Kraft zuteil werden." Auch für den Wiederaufbau des im Jahr 1809 durch bayerische Truppen niedergebrannten Städtchens Schwaz durch eine Kollekte im ganzen Königreich verwendete sich Ludwig aufs wärmste, für Begnadigung von Familien, welche sich im Aufstand kompromittiert hatten, Änderungen im Modus der Steuererhebung und andere auf die Verwaltung des eigenartigen Berglandes bezügliche Maßregeln. Von den Beziehungen Bayerns zu Frankreich oder anderen Mächten war in den Briefen keine Rede.

Im Frühjahr 1813 aber nimmt die Korrespondenz einen wesentlich veränderten hochpolitischen Charakter an. Den Anstoß gab, wie aus Montgelas Memoiren erhellt, die im Auftrage des Königs erfolgte Übermittelung eines Memorandums über die politische Lage Bayerns an den Kronprinzen. Leider sind die Briefe des Ministers — das Testament Ludwigs I. verfügt, daß seine in sieben Koffern verwahrten Korrespondenzen, Tagebücher ꝛc. 50 Jahre lang im Hausarchiv verschlossen bleiben sollen — zur Zeit nicht erreichbar. Montgelas legte jedes Schreiben dem König vor, und dieser genehmigte durch eigenes Signat die Übersendung an den Kronprinzen.

Aus den Jahren 1814 und 1815 ſind nur ein paar bedeutungsloſe Briefe vorhanden. Dagegen dürfte ſich die Anreihung des Briefes vom 31. Juli 1816, der die Korreſpondenz mit dem Premierminiſter abſchließt, empfehlen, weil er nach mancher Richtung geſchichtliches Intereſſe bietet.

Monsieur le Comte, j'ai eu hier le plaisir de recevoir Votre interéssante lettre, à la quelle je m'empresse de répondre. Dans la depêche, dont il est question, que je pourrois former une force armée dans le Tyrol, le Comte Rechberg met toute fois la condition si je serois à même d'obtenir une diminuation de la conscription et des impots et qu'autre cela j'eusse de l'argent à distribuer, mais certainement le Comte de Rechberg ne pensoit pas, qu'avec tout-cela j'y pourrois parvenir les enrollés devant aussi servir hors du cercle. Me nommant pour en avoir le commandement avant que cette troupe ne soit formée, si elle ne le devient pas, comme je le crains fort, mon nom se trouveroit compromis, et rien ne me feroit plus de peine; je suis convaincu, que Monsieur le Comte partage ce sentiment. J'espère que les soins employés pour faire aller la conscription ne le seront pas en vaine, j'y fais mon possible, de même je tâche autant que c'est dans mon pouvoir de calmer les esprits, mais il ne faut pas beaucoup qu'une insurrection éclate, toutes les têtes étant extremement montées; je ne connois rien que je destete autant qu'un soulevement de sujets. L'offre, que Vous me faites de s'entretenir avec moi d'affaires politiques, me sera particulièrement agréable; même si Vous n'occupiez pas ce poste éminent il me seroit toujours d'un grand interêt d'en parler avec un homme de tant esprit et de connaissance. Agréez l'assurence de ma considération distinguée avec la quelle je suis

Votre très affectionné
Louis Prince Royal.

(Der Brief trägt kein Datum. Aus dem Inhalt läßt ſich jedoch mit Sicherheit erkennen, daß er vor dem Brief vom 6. April 1813, vermutlich in den letzten Tagen des März 1813 geſchrieben wurde.)

Monsieur le Comte, il y a à peine une heure que je viens de recevoir Votre aimable lettre; je m'empresse d'exprimer, combien je suis sensible à cette marque flateuse de bienveillance de Sa Majesté que Vous, Monsieur le Comte, avez apuyé. Mais avant pouvoir donner une réponse décisive je désiderais savoir 1. l'étendu de ce commandement de même que toute son organisation, 2. dans combien de tyroliens et de salisbourgeois que la force armée doit consister, 3. s'il y aura de troupes de ligne qui seront comprises sous ce commandement et combien en infanterie? cavalerie? et artillerie? Votre lettre m'offre l'occasion de Vous parler franchement sur notre position, que je sens vivement et q'ui m'affecte beaucoup; je suis sûr que l'esprit pénétrant et profond de Monsieur le comte ne sera convaincu qu'elle est dans ce moment une des plus critiques, presque tous les états ayant au moins une forte prévention contre nous, et le Tyrol, le Vorarlberg et la Franconie n'attendent qu'une occasion favorable pour éclater en insurrection, et tous les autres sujets, même les anciens Bavarois sont las de cette guerre, mécontent du gouvernement se sentant accablé d'impots et privés par cette guerre de leurs meilleurs fils, qui n'en revenoient plus. C'est l'amour que j'ai pour mon Roi et pour ma patrie, qui me le font dire et la confiance, que je mets

dans le zéle, que Monsieur le Comte aura pour sauver la Bavière; il n'y est qu'un moyen au point, où les choses sont venues, c'est la neutralité pour la continuation de cette guerre, qui est l'unique moyen pour régagner l'opinion de la nation y compris même les Tyroliens, l'opinion de la nation se trouvant maintenant en contrediction avec le gouvernement. Mais il n'y a pas un instant à perdre pour l'obtenir, car les Russes ou les Prussiens une fois entrés dans notre territoire, ce qui peut arriver d'un moment à l'autre, l'insurrection éclatera pour sûre, et l'exemple donné ce sera bien probable que le Tyrol suivra ce mauvais pas; si des provinces, où l'ennemi s'y trouve demandent de rester détachés de la Bavière, alors ce sera impossible d'obtenir la conservation de la grandeur, que son gouvernement actuel lui a fait avoir. Nous manquons d'officiers et de sousofficiers, on peut bien en nommer, mais ils ne seront pas formés, par là c'est à craindre que notre réputation acquise par tant de sang ne soit compromise. Je n'ai jamais vu une armée, dont l'esprit en général soit si mauvais que celle qui traverse ce cercle ci, étant sur les lieux je suis en même d'en juger. Les 3 prémiers régimens sont les seuls anciens régimens français, les autres italiens, napolitains, croattes, qui presque tous ne pensent qu'à s'en fuir, ceux de français arrivés en dernier lieu ont l'air d'être composés d'enfans, qui à peine peuvent porter leurs armes. Nous rendrons même un service éminent à la France, si nous en restant neutre privons l'ennemi des forces, qu'il se procureroit en Bavière, dont nous ne pouvons pas lui empêcher d'entrer actuellement, un service éminent qui vaut d'avantage qu'un contingent de faire, qu'il n'eut point d'insurrection chez nous qui rendroit nécessaire l'emploi de bien plus de troupes, que nous ne saurons fournir. Le Wurtemberg et la Suisse se rengeront du même parti sur l'invitation de la Bavière. La France ayant tant d'ennemis à combattre ne s'en voudroit pas attirer de nouveaux, étant vainqueur elle ne sera pourtant pas en force de nous faire pourtant du mal, même si elle le voudroit. Nous sommes aux bords du précipisse. Vous pouvez nous sauver, mais chaque jour, où les Russes ne savent pas, que nous sommes neutre, peut nous perdre. Agréez l'assurance, Monsieur le Comte, que je suis avec une considération particulière

Votre très affectionné

Innsbruck, le 6. Avril 1813. Louis Prince Royal.

Monsieur le Comte, c'étoit avec l'interêt le plus vif que j'ai lu Votre lettre et les dépêches; le rapport si éminent, que vous avez fait à S. M. le Roi, est digne de la grandeur de Votre esprit, faites, que ce plan si sagement conçu ne reste pas seulement un projet. Ce n'est pas sans peine, que j'ai lu dans le billet de mon Père chéri, qu'il retarde encore l'envoi de courier, qui dut apporter l'instruction au baron de Rechberg, mais le danger s'approche à grands pas et la bataille gagnée par l'Empereur Napoléon ne diminue pas rien le péril, dans lequel la Bavière se trouve, si l'Autriche commençe la guerre, et Monsieur le Comte est trop bon politique pour n'être pas convaincu, que si l'Autriche eut encore hesité, les derniers évenemens devoient lui faire prendre le parti, qui selon le Comte de Meternich étoit déja égal, si la France gagnoit ou perdoit. Je ne suis pas autrichien, je ne suis pas russe, mais je suis zélé, que la Bavière conserve la force, qu'elle acquit sous le gouvernement actuel; pour cela il n'y a pas de jour à perdre. Une bataille perdue auroit détruit le pouvoir de l'Empereur

Napoléon sur la rive droite du Rhin, mais une, même plusieurs de gagnées ne lui rendent pas celui qu'il avoit. Sa cavalerie, qui fit donner des suites si décisives dans la dernière guerre de la Prusse à ses victoires, est faible, et le devient encore d'avantage même dans des batailles gagnées. Si on pense comme la Russie absorboit l'année dernière la force de la France jointe à celle de 150000 allemands, (y compris les contingens autrichiens et prussiens) et à 70 000 polonois, on a peine à croire, que l'Empereur soutient victorieusement audehors la guerre, si l'Autriche se joint contre lui au parti, que presque toutes les puissances ont déja présent. Dans ce cas qui paroit sur, il auroit mieux valu au lieu de remporter la victoire près de Lutzen de rester sur la rive gauche du Rhin et garder l'Italie avec une armée. Les lumières du Comte de Montgelas, son ésprit éminent me font éspérer, qu'il proposera les moyens éfficaces pour sauver la Bavière.

Avec beaucoup d'estîme de Monsieur le Comte

Innsbruck, le 8. Mai 1813.

Votre très affectionné
Louis P. Royal.

L'esprit dans ce moment est ici plus antifrançais qu'il ne l'a jamais été.

Monsieur le Comte, plus que je réflêchis sur Votre rapport fait au Roi et plus que je l'admire, et que je me sens pénetré de l'espérance vive sur la sagesse de vos conseils. C'est de Vous, que dépend de sauver la Bavière. Vous le pouvez. Sa Majesté m'écrit dans Sa lettre reçue hier, que le comte Stackelberg avoit fait entendre de rentrer à l'Autriche, ce que la Bavière a acquis sur elle moyenant l'acquisition de Wurzbourg, mais que ce ne seroit poins d'équivalent, je suis tout à fait du même avis, en révange cela vaudroit bien la partie du Tirol qui reste à la Bavière et celle du Hausruckviertel. Le règne du Grand-Duc a fait, que Wurzbourg est maintenant plus porté pour le gouvernement bavarois et c'est un pays parfait sous le rapport des finances. Vous savez, Monsieur le Comte, combien j'ai parlé en faveur des tiroliens, mais je me convains de jour en jour d'avantage, que la Bavière ne pourra non seulement pas compter sur eux, s'il agit contre l'Autriche, mais qu'ils seront ses ennemis déclarés, ce qui ne cessera pas avec les premières générations, et c'est très possible, que cela prolonge bien audela, car dans les montagnes tout sentiment tient bien plus que dans la pleine. Une seule campagne contre le Tirol absorbe ce qui la Bavière en peut tirer de profit pendant bien des années. Au reste l'insurrection une fois éclatée, ce qui ne manquera pas d'avoir lieu si tôt qu'il y auroit la guerre avec l'Autriche, il est gûere probable, que le Tirol revient à la Bavière même s'il séra réconquis. Monsieur le Comte le sait trop bien, que la partie du Tirol, qui nous est laissé, est celle qui rapporte sans comparaison le moins, mais presqu'écrassée de dettes; leur reduction quoique nécessitoit l'Italie ne s'étant chargé qu'une portion de beaucoup au dessous ce que lui revient, ne contribue pas d'ameilleurer l'esprit du peuple y compris toutes les classes. De traiter directement et non par le comte de Stackelberg avec le comte de Metternich, c'est sûrement aussi Votre avis, vu que ce dernier ne sauroit se réfuser de conclûre faisant l'acquisition des parties bavaroises du Tirol et du Hausruckviertel en lui assurent Wurtzbourg, il faudra qu'il s'en contente vu ses protestations que l'Autriche ne veut rien même si ce ne seroit pas tout à fait ainsi. Il ne sera pas difficile de convaincre tant

le comte de Stackelberg que Metternich de l'injustice qu'il y auroit, si Wurtemberg et Bade, qui en proportion se sont agrandis bien d'avantage que la Bavière devoient tout garder, pendant que cette dernière perdroit si considérablement. Je crois qu'on pourroit essayer de reserver les 3 baillages perdues par le Coelnerspruch dans le 15. siècle, mais me paraissent assez importens pour en faire l'essais, mais non pour faire rompre les négociations. Ceux de Ratte ıberg sont du nombre des Tyroliens les plus opposés à la Bavière. Mais une condition nécessaire sroit que l'Autriche n'entre en possession, que le même jour que la Bavière de son coté. Je vous conjure, Monsieur le Comte, de ne plus différer les négociations et de faire Votre possible afin qu'elles soyent déterminées au plûstôt; chaque jour de rétard peut avoir les suites les plus funestes, l'orage s'approche à grands pas, une fois frappé sur la Bavière les mêmes conditions ne sauront plus être obtenues, et la Bavière si non perdue, sera certainement ruinée au moins pour longtemps, le siècle dernier nous en montre deux fois l'exemple trop triste. C'est avec ardeur que je désire recevoir une lettre de Vous, et d'être informé le plus promtement de la résolution prise quelle qu'elle soit. Si nous aurons maintenant la guerre avec l'Autriche, ce serait un coup de foudre pour moi vu la position de la Bavière. Recevez l'assurence de mes sentimens et je suis avec beaucoup d'estime de Monsieur le Comte le très affectionné

Innsbruck, le 11. Mai 1813. Louis Prince Royal.

Monsieur le Comte, je mets beaucoup d'interêt de recevoir de Vous une réponse et de savoir si mes deux lettres, qui sont posterieures à Votre dernière. (sic). Je n'ai pas besoin de Vous dire, que c'est extremement important pour moi sous tous les rapports de savoir, quelle partie la Bavière prendra-t-elle, ou laquelle est déjà prise. Innsbruck étant ma demeure principale j'y ai aussi presque tout mon arrangement, une grande partie de ma cave, ma bibliothèque etc., ce qui reste là, quand je me rends à Salsbourg, ce que j'yrai faire ces jours ce qui plait fort à Sa Majesté. Si nous devons entrer en guerre avec l'Autriche, il n'y auroit plus un moment à perdre, le transport exigeant un nombre très considérable de chevaux; en outre le mobilier du Roi peut se monter à cinquante mille florins du valeur, qu'il ne faudra pas perdre. J'attends avec impatience une lettre de Monsieur le Comte, qui ont toutes un interêt si majeur pour moi. Recèvez l'assurence que je suis avec beaucoup d'estime de Vous le très affectionné

Innsbruck, le 22. Mai 1813. Louis Prince Royal.

Monsieur le Comte, j'étois charmé de recévoir Votre lettre du 25. Mai de même que celle qui l'a précédé. Je vais tirer en profit l'avis, que Vous m'y donnez en faisant partir d'Innsbruck mes éffets. En meme tems je désire beaucoup de savoir Votre opinion, si Vous jugez convénable d'y faire sortir aussi les meubles royaux du chateau, qui sont neufs pour la plus part et ont couté une somme considérable. J'attends Votre réponse, et c'est avec le plus grand interêt que je désire, que Vous m'écriviez, quand il y en aura matière. Recevez l'assurence du beaucoup d'estime que je Vous porte.

Votre très affectionné

Salsbourg, le 5. Juin 1813. Louis Prince Royal.

Monsieur le Comte, Je serai charmé, si Vous voudriez profiter du loisir, que le voyage de S. M. le Roi Vous donne, pour venir à Salsbourg, je désire beaucoup, que Vous me fassiez le plaisir de venir me voir et ne seroit ce même que pour 24 heures, si les affaires toutes fois ne devoient pas souffrir pour le moment une plus longue absence. Ne me privez pas de ce plaisir que je souhaite d'autant plus par ce qu'il fera tomber des faux bruits. Les affaires, qui sont restées les mêmes ne sauroient Vous empêcher de faire cette petite excursion, et au contraire Vouz avez maintenant le tems à Votre disposition, que Vous passez sans cela à Nymphenbourg. J'ai suivi Votre avis, Monsieur le Comte, de faire partir mes effets d'Innsbruck, ce qui continue encore. Comme je désire de Vous loger chez moi, apprenez moi auparavant le jour de Votre arrivée, qui m'occasionera d'autant plus de plaisir le plustôt qu'elle aura lieu. Avec ce sentiment et beaucoup d'estime

Votre très affectionné
Salsbourg, le 1. Juilet 1813. Louis Prince Royal.

Monsieur le Comte, j'ai eu le plaisir ce matin de recévoir Votre lettre, et je Vous remercie bien des bonnes nouvelles que Vous m'y donnez. Mon fils se trouvant en étât maintenant à pouvoir voyager, je partirai d'ici avec toute ma famille jeudi prochain pour me rendre à Salsbourg, où pour ma personne j'espére de n'y rester longtems cette fois-ci, car l'armée venant au Rhin, la Bavière se trouvera couverte et alors j'ai l'espoir de m'y rendre, de voir rempli mon ardent désir. Sa Majesté le trouve ridicule, si je viendrois sous les ordres du général Wrede; je n'en saurois voir d'inconvenience, si j'ai dû faire la guerre en Tirol sous les ordres d'un général de division français, de Drouot, et que le Grand-Duc Constantin, l'heritiér de l'Empire de Russie, combat sous celles de Barclay de Tolly. Autre chose c'est si on le vouloit m'ordonner, ou si j'en fais la démande pour me perfectionner dans la pratique militaire. Vouz saurez, Monsieur le Comte, que lors de leur passage je m'étois rendu à Donauwerth, où je voyois mon frère et le général Wrede. Il me fit un plaisir bien grand d'avoir entendu parlé le général Wrede avec beaucoup d'élôges du Comte de Montgêlas duquel il se loue fortement; cela me cause un joie particulière de voir l'union régner entre deux hommes si distingués. Avec ce sentiment et avec beaucoup d'estime

Votre très affectionné
Augsbourg, le 23. Octobre 1813. Louis Prince Royal.

Monsieur le Comte, j'ai eu aujourdhui le plaisir de recevoir Votre lettre d'avanthier. Je suis sensible à l'empressement que Vouz mettez à me communiquer le premier une nouvelle, qui ne sauroit être que très agrêable pour moi, si S. M. le Roi voulant avoir la bonté de me conférer le commandement de l'armée de réserve, daigne me le donner réellement, et non pas que je n'en porte que le nom, ce qui m'affligeroit fort. Je ne Vous cache pas, Monsieur le Comte, que je fus frappé de lire, qu'un général sera attaché à ma personne sans qu'il soit exprimé en quelle qualité. Ce n'est pas que j'eusse quelque chose contre le général Raglowich, lequel tout au contraire j'estime beaucoup. Je serai flatté si le Roi met de la confiance en moi, et j'y tâcherai de répondre de mon mieux. Recevez encore une fois mes remercimens, et j'en suis sûr, que Vous contri-

Digitized by Google

buerez que cette affaire soit arrangée à ma satisfaction. Avec ce sentiment et avec beaucoup d'estime

Votre très affectionné
Salsbourg, le 4. Novembre 1813. Louis Prince Royal.

Monsieur le Comte, c'est avec beaucoup de confiance que je m'adresse à Vous. Loursque je Vous ai écrit hier, j'ignorois encore le malheur, que nous avons éprouvé par la blessure grave du général Wrede. Loin de croire d'égaler ce général distingué je ne vois néenmoins l'unique moyen pour que les bavarois ne viennent pas sous les ordres d'un général autrichien, que S. M. le Roi m'envoit maintenant à l'armée, ou s'il le trouve mieux ne pouvant pas mes donner le commandement des troupes autrichiennes d'écrire pour ce but à l'Empéreur François étant stipulé dans la convention que les deux monarques nommeront d'accord à la place du général en chef si elle venoit à vacquer. De cela je suis sûr, que ma présense servira à maintenir la bonne intelligence entre les deux troupes, chôse qui est si essentiele, et j'ôse me flatter que l'impression sera bonne, si le commandement me soit conféré: la mesintelligence est fort à craindre dans un cas contraire. Je suis fâché que la réalisation du voeux ardent qui me consumoit d'entrer en campagne soit à ce prix, et ce sera loin de moi de vouloir profiter à ses depens du malheur que Wrede éprouva, ne desirant caressement à le remplacé seulement si longtemps qu'il ne se trouve pas en état de reprendre ses fonctions. Mon aide-camp le Baron de Gumppenberg sera le porteur de cette lettre, auquel j'ai donné l'instruction de faire ce que Vous lui direz. Je place la plus grande confiance en Vous, Monsieur le Comte, que Vouz ferez remplir mes desirs, pensez que c'est l'unique moyen de nous soustraire du commandement autrichien. Avec se sentiment et beaucoup d'estime

Votre très affectionné
Salsbourg, le 5. Novembre 1813. Louis Prince Royal.
$7^1/_4$ du matin.

Monsieur le Comte, j'ai reçu succesivement Vos lettres du 4. et du 5., et à l'heure qu'il est celle que le Baron de Gumppenberg m'a rapportée. Il m'est toujours très agréable d'en recevoir de Monsieur le Comte, recevez mes remercimens de nouvelles, que Vous m'y donnez, et tout particulièrement pour celle que le général de Wrede se trouve hors de danger. Ma démande cesse d'elle même ce général se trouvant bientôt en étât de reprendre tout à fait le commandement, dont je suis charmé de tout mon coeur. J'ai reçu ce soir notre feuille militaire du gouvernement, ou j'ai lu ce que déjà le Regierungsblatt m'annonça que Sa Majesté me confère le commandement en Chef; je désire que Vous, qui avez montré tant de bonne volonté pour moi, que Vous m'instruissiez si ce commandement commence des ce moment ou seulement quand le danger s'approche ou à quelle époque? Je désire seulement que quand cela commence, que j'en aye aussi les fonctions à remplir; ce n'est pas par ambition, Vouz savez très bien que je n'ai pas demandé cette place, et que mes désirs ardents visoient d'avoir seulement une division à commander sous Wrede, quoique je fusse le plus ancien, mais que le Roi me donna le réfus. Pour vous dire franchement, je trouve humiliant pour moi cette expression beigegeben, qui se trouve dans

l'Armeebefehl. Vous me donnerez une preuve de Vos intentions envers moi, si Vous faites que Sa Majesté le change, en nommant le général Raglowich (que, je le répête, j'estime fort) chef de l'état major, chôse très facile à faire. Je vous assure, que cette nomination me causera peu de plaisir si celle de beigegeben reste, le puplique dira par là, que Sa Majesté croit, que le Prince Royal n'est pas capable de remplir la place, dont le nom lui est conféré. J'ai écrit au Roi touchant cet ordre, mais sans entrer en matière, avec le respect, que je Lui dois sous tous les rapports, ne craignant rien autant que de Lui manquer ou faire du chagrin. Journellement, àprès que la proclamation Royale est sortie, je recevois des lettres des gentilhommes, qui offrent leur service; je ne sais quoi leur répondre, vu, qu'il m'est inconnu ce que se trouve dans mon ressort. Je compte sur Vous. Avec ce sentiment et avec beaucoup d'estime

Votre très affectionné
Salsbourg, le 8. Novembre 1813. Louis Prince Royal.

Monsieur le Comte, je désire que Vouz ayez l'amabilité de me donner toute suite les réponses sur les questions suivantes, dans le cas que les armées coallisées passent le haut-Rhin, l'armée de réserve bavaroise qui a l'ordre à se trouver organiser vers la fin de Février, sera-t-elle réunie savoir la reserve des legions et les volontairs, sitôt que l'organisation sera achevée? et cela dans l'intérieur du royaume? à sa frontière? ou près du Rhin? Je désire de même les réponses sur toutes ces questions, le cas supposé que les coallissés ne passent pas le Rhin (ce que je trouverois être la plus grande faute). Je désire tout particulièrement que Vous ayez la complaisance de me donner sans perte de tems toutes ces réponses. Recevez l'assurence que je suis avec beaucoup d'estime

Votre très affectionné
Salsbourg, le 24. Novembre 1813. Louis Prince Royal.

Monsieur le Comte, je viens de recevoir dans le moment par estaffette la copie du rapport envoyé par le Lieutenant-Colonel Hoppe d'Innsbruck. Je Vous la fais parvenir de la même manière, ne sachant pas s'il fut envoyé au Roi ou si Vous l'avez lu. Quoique c'est très probable, qu'à la paix le Tirol ne restera pas à la Bavière, il ne seroit pas avantageux de la perdre avant, et très fâcheux si une guerre interieure commençeroit. Avec ces sentimens et avec beaucoup d'estime

Votre très affectionné
Salsbourg, le 11. Decembre 1813, près de minuit. Louis Prince Royal.

Monsieur le Comte, l'architecte Klenze aura le bonheur de Vous remettre cette lettre de ma part, que je désire tout particulièrement de le voir favorisé de Votre haute bienveillance. Vous me ferez une chôse extremement agréable, si Vous faites, qu'il devient par Votre protection Intendant des bâtimens, quand Gaertner cessera de l'être; car, sans faire tort aux autres, Klenze est le plus habile architecte à Munich, et ce sera à Vous, Monsieur le Comte, à qui il devra son bonheur. Je reconnais les mérites de Turn, qui joint à une honnêteté parfaite un grand savoir faire pour exécuter; mais quant à inventer des plans, quant à l'art il n'entend goutte, et je ne sais, où il aurait pû l'apprendre. Je crois bien appli-

Digitized by Google

cable envers Turn ce qu'un poête français dit »Tel brille au second, qui s'éclipse au premier.« Je pense, Monsieur le Comte, lorsqu'il est question d'un plan pour l'augmentation d'une ville, qu'il ne doit pas être fait pour ce que son exécution eut lieu toute suite, n'y qu'elle soit terminée en 50 ans, mais qu'il soit tracé pour un long avenir, et devant faire éviter la construction de maisons sur des lieux, qu'on seroit obligé d'âcheter à des frais enormes pour faire raser les maisons, si on voudroit une fois exécuter de grandes idées. De cela soyez bien convaincu, que je n'ai pas envie à Vous engager à des dépenses, quand il est argent d'économiser.

Je saisis cette occasion pour Vous parler aussi d'une chôse de la plus haute importance: L'horizon politique se brouille, les Bourbons des Tuilleries fomentent une rupture, pour être quittés de la contribution, pour fair sortir les alliés, pour éviter une nouvelle explosion chez eux, en donnant de l'occupation au dehors. Je crois qu'on doit faire ce qu'on peut pour faire garder la paix entre les puissances, et que les Princes Allemands se liguassent par la confédération germanique (peût-être plus édroitement même encore entre eux) de façon de garder la neutralité et armée s'il le faut, si malgré les efforts pour l'éviter des grandes puïssances se feroient la guêrre, qu'afin de conserver à leurs peuples la paix, dont ils ont si grand besoin. Je crois, Monsieur le Comte, que cela est conforme à Vos vues, et si je ne me trompe fort, vous m'avez parlé en ce sens l'hiver dernier. Les princes allemands m'y paraissent disposés. Recevez l'assurence, que je suis avec beaucoup d'estime

Votre très affectionné
Louis Prince Royal.

Bade, le 31. Juillet 1816.

P. S.

Néanmoins je pense, Monsieur le Comte, le danger ne paraissant pas encore pressant, qu'il vaut mieux d'attendre encore, et de persévérer d'une manière très active, avec nos prétentions pour obtenir la contiguité: »il faut les faire céder, et ne fut-ce que par enuit, revenant sans cesse à la charge.« Car la cause est perdue (sans des événemens tout nouveaux), si nous nous sommes une fois lâchés la dessus.

Louis Prince Royal.

Die ungarischen Salons.

Der geistvolle Unterrichtsminister Ungarns, August Trefort, hat in einem Essay über „die Sozialwissenschaft und Riehls Schriften“ [1]) die ungarische Gesellschaft in folgender Weise klassifiziert: „Bei uns (in Ungarn) giebt es auch eine Aristokratie und ein Bürgertum; allein sowohl die Aristokratie als auch das Bürgertum sind etwas Anderes als in Deutschland. Die Gesellschaft besteht auch in Ungarn vorwiegend aus vier Gruppen, welche man am treffendsten mit dem Ausdrucke des ungarischen Volkes als: Bauern, Herren, Handwerker und Juden

[1]) Vergl. A. Trefort, Reden und Studien. (Leipzig 1883), S. 180 ff.

bezeichnet." Die Gruppe der „Herren" umfaßt die Aristokratie, aber auch viele andere Elemente, die in Ungarn von der Aristokratie durch keine strenge Scheidelinie getrennt werden. Diese Erscheinung hat mehrere Gründe; darunter ist vor allem jene breite Basis des Adels zu erwähnen, der zufolge die ersten dieser Klasse als Fürsten und Grafen von großem Namen und Besitz dem Königsthron nahe standen, während man die letzten dieses Standes als ehrenwerte Viertelbauern, ja selbst als Kutscher und Lohnarbeiter allerorten zahlreich antreffen konnte. Ein anderer Grund besteht darin, daß unsere Städte keine solche Bedeutung und Wichtigkeit besaßen, wie dies im Auslande der Fall war; zahlreiche soziale Funktionen, welche in Deutschland größtenteils die bürgerliche Klasse vollzieht, wurden in Ungarn durch Adelige besorgt. . . Ein dritter Umstand ist die Thatsache, daß der königliche Hof seinen Sitz nicht im Lande hatte, weshalb das Hof-Zeremoniell und die damit in Verbindung stehende Hierarchie sich auch nicht derart wie in Deutschland entwickeln konnte. Bei uns (in Ungarn) war deshalb vom sozialen Gesichtspunkte aus weder die alte Abkunft einer Familie noch deren Rang ausschließlich entscheidend. Das Vermögen und die Mode wog zu jeder Zeit sowie heute vieles, vielleicht mehr als die Geburt, in der Wagschale der Gesellschaft. In Ungarn kann es aristokratische Individuen geben, die das Junkertum in Deutschland nachahmen; aber eine Aristokratie als sozial abgeschlossene Gruppe giebt es nicht; deren Stelle nehmen die „Herren" ein, unter denen die ersten jene reichen Magnaten sind, deren Besitzungen so manches deutsche Duodez-Fürstentum an Umfang übertreffen; die letzten dieser Gruppe sind die Wirtschaftsbeamten, die Kaufleute und Dorfnotäre, die mit Fürsten und Grafen nicht bloß einerlei Kleidung tragen, sondern auch im äußerlichen Benehmen und in der Bildung jenen gleichkommen und deren Kinder die obersten Stufen der gesellschaftlichen Hierarchie erreichen können. Diese Klasse entspricht in sozialer Hinsicht dem englischen Gentleman . . .

Wir haben diese Charakteristik der ungarischen „Herrenklasse" an die Spitze unserer Skizze über die Gesellschaft in Ungarn gestellt, weil sie zeigt, daß innerhalb der letzten zwei Dezennien die obersten Schichten dieser Gesellschaft einen wesentlichen Umgestaltungsprozeß durchgemacht haben. Tresorts Charakteristik, die aus dem Jahre 1862 stammt, ist heute nicht mehr ganz zutreffend. Die in obiger Stelle betonte soziale Gleichstellung der verschiedenen Elemente innerhalb der „Herrenklasse" existiert thatsächlich nicht mehr. Es ist vielmehr statt deren eine scharfe Scheidung und Sonderung unter den „Herren" eingetreten. Zwar im äußeren Umgange, in der Kleidung, im Betragen und in den Lebensgewohnheiten besteht nach wie vor große Übereinstimmung; allein eine wirkliche Intimität, ein engerer Verkehr und eine aufrichtig gemeinte Gleichstellung in sozialer Hinsicht ist keineswegs vorhanden.

Ungarn besitzt heute nicht bloß dem Namen, sondern auch der Sache nach eine „Aristokratie," die als „sozial abgeschlossene Gruppe" betrachtet werden muß. Der ungezwungenere äußerliche Verkehr zwischen den männlichen Mitgliedern der oben gekennzeichneten „Herrenklasse", der Wegfall so manchen steifen Zeremoniells,

Digitized by Google

das z. B. in Deutschland den Adel vom Bürgerlichen trennt, darf in dieser Beziehung nicht täuschen. Diese größere „Zugänglichkeit" der Aristokratie wurzelt teils noch in der guten Tradition, teils ist sie Folge der in Ungarn allgemein herrschenden leichteren Umgangsformen und der Ungeniertheit, die an die Nähe des Orients gemahnt. Auch trägt die auf breiter Basis aufgerichtete politische Freiheit, welche namentlich das direkte Wahlrecht selbst dem kleinen Grundbesitzer und Handwerker erteilt hat, vieles zur mindestens zeitweiligen Annäherung der Gesellschaftsschichten bei. In Zeiten der Reichstagswahlen hört bei den Männern in Ungarn nahezu jeder Unterschied des Standes und Ranges auf. Der stolze Magnat verschmäht alsdann nicht, die Hütte des Bauern oder die Werkstätte des Kleinbürgers aufzusuchen oder in der Dorfkneipe (Csárda) mit den „Herren Wählern" aus einer Flasche zu trinken oder in einer Reihe zu tanzen. Um der Wahlen willen, im Interesse seiner Partei ist der ungarische Edelmann zu jedem materiellen und persönlichen Opfer bereit. Ist jedoch das aufregende Wahlgeschäft vorbei, dann kehren die außer Rand und Band getretenen sozialen Fluten wieder in ihr früheres Bett zurück und fließen ungemischt und abgesondert neben einander weiter.

Die ungarische Aristokratie erfreute sich bis in die Mitte unseres Jahrhunderts keiner besonderen Popularität im Lande. Man betrachtete sie als „antinationalisiert," weil sie die meiste Zeit ihres Lebens am Hofe zu Wien oder im Auslande zubrachte und in die Heimat nur selten zurückkehrte. Damals waren die Sprache, die Kleidertracht, die Umgangsformen, die gesellschaftlichen Einrichtungen und Gewohnheiten der ungarischen Magnaten ganz fremd geworden. Dieser Zustand nahm jedoch eine andere Wendung, seitdem einzelne einflußreiche Mitglieder der Aristokratie, voran der Reformator Graf Stephan Széchenyi ihre Standesgenossen an die nationalen Pflichten erinnerten und in deren Erfüllung mit gutem Beispiele vorangingen. Die Aristokratie verließ nach und nach Wien und das Ausland, erbaute sich in der Hauptstadt Ungarns ihre Paläste und gewöhnte sich allmählich an das Wohnen und Verbleiben im Lande. So entstand in Budapest ein stattliches „Magnatenviertel," das in den belebten Wochen der „Saison" den Sammel- und Mittelpunkt der „guten" Gesellschaft bildet.

Trotz dieser löblichen Rückkehr des Hochadels zu seiner Nation hat derselbe doch aus der Fremde manchen Zug des Kosmopolitismus, des Europäertums, mitgebracht und bewahrt. Der nationale Chauvinismus findet in den Kreisen der Aristokratie nur wenige Vertreter; die ungarischen Magnaten suchen sich noch immer mit Vorliebe ihre Gattinnen in den Familien ihrer österreichischen Standesgenossen, mit denen überhaupt ein sehr reger intimer Verkehr unterhalten wird. In den Reihen der ungarischen Aristokratie spricht man noch immer viel deutsch; ja der breit behagliche „Lerchenfelder (Wiener) Dialekt" ist die beliebte Umgangssprache, namentlich der älteren Herren der ungarischen Aristokratie. Bei den Damen ist sogar die deutsche Sprache fast vorherrschend, weil ja unter ihnen viele deutscher Abkunft sind und das Ungarische entweder gar nicht oder nur

mangelhaft sprechen. Neben dem Magyarischen bildet danach das Deutsche (und Französische) die Salonsprache der ungarischen Magnaten.

Der regelmäßige Aufenthalt des hohen Adels in der Hauptstadt Ungarns umfaßt die Zeit vom November bis zum Mai. Wenn die Ernte eingeheimst ist, dann beginnt die Bade- und Reisesaison; man begegnet der ungarischen Aristokratie auf allen besuchten Punkten Europas, wo die fashionable Welt sich das Stelldichein giebt. Erst im Herbste kehrt man auf die Güter zurück, um dem edlen Waidwerk zu huldigen, und beschließt den Landaufenthalt mit den rauschenden Weinlesefesten, die namentlich bei und in Tokaj großartig gefeiert werden. Ist der „Ernten schönste" auch vorbei, so rufen die „November-Sonnen" die sportlustige Aristokratie nach der Hauptstadt zurück; denn „Pferde, Hunde und Damen" ist jene Trias, die Herz, Sinn und Brieftasche des ungarischen Magnaten gefangen hält. „Sport!" heißt die Losung, mag es sich nun die Sonnen- oder um die Lebensbahn handeln. Im November gewinnt Budapest mit einemmale eine eigentümliche soziale Gestalt.

Die geschlossenen Salons öffnen sich wieder, die Winter-Saison beginnt. Man darf jedoch die „ungarischen Salons" nicht im entferntesten mit denen im alten Frankreich oder auch nur mit denen Berlins der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts vergleichen wollen. Außer dem Namen haben die Dinge hier mit einander fast garnichts gemein. Hat die Familie ihren Palast bezogen und sich daselbst nach Launen und Behagen eingerichtet: dann machen die Damen ihre Rundfahrten bei denjenigen Familien, die zu dem Bekanntenkreise gehören oder mit denen man vielleicht im Laufe des Sommers auf dem Lande bekannt geworden ist, und laden dieselben für die fixierten Empfangs-Abende ein; vorausgesetzt, daß die Betreffenden nach Geburt und gesellschaftlicher Stellung der Familie ebenbürtig sind. Im andern Falle wird die „herzlichste" Freundschaft vom Lande in der Stadt kaum erneuert; draußen konnte man sich des Zwanges entledigen; in der Hauptstadt gebietet die Etikette strengere Umgangsformen.

Diese Scheidung und Absonderung bezieht sich aber nicht bloß auf die Gesellschaftsschichten des Adels und des Bürgertums überhaupt; sondern in der Regel auch auf die Stufe des hohen und des niedern Adels selbst, namentlich seitdem in die Reihe des letzteren so viele „neugeadelte" bürgerliche Elemente ihren Einzug gehalten haben. Doch giebt es einige altadelige Familien, wie z. B. die Majláth, die Kállay, die Somssich u. a., die auch in ihren nicht gräflichen und nicht freiherrlichen Zweigen dem Magnaten-Stande gleich geachtet sind und als ebenbürtig betrachtet werden. Es ist das vom Gesichtspunkte des ungarischen Hochadels um so mehr bedeutsam, als sonst sogar unter der eigentlichen Aristokratie selbst, „crême de la crême" in bemerkenswerter Weise von ihren engern Standesgenossen sich absondert. Diese exklusivste Gruppe der Gesellschaft hat in neuster Zeit auch eine bestimmte äußerliche Abgrenzung durch jene Reform des ungarischen Magnatenhauses erhalten, derzufolge die erbliche Pairswürde in Ungarn nur jeder Magnat ausüben kann, der nach seinem liegenden Besitztum an direkten Staatssteuern mindestens 3000 fl. jährlich entrichtet. Solcher „Census-

Magnaten" giebt es dermalen in Ungarn ungefähr 540; die große Mehrzahl der Aristokratie ist infolge ihres materiellen Niederganges, der nicht selten einem vollständigen finanziellen Ruin gleichkommt, der Ausübung ihrer Herrschaft verlustig geworden. Unter jenen „Census-Magnaten" begegnet man nur den stolzesten Familien des Landes. Da sind die Fürsten Batthyany, Eßterhàzy, Metternich, Odescalchi, Windischgrätz, Pálffy, Thurn-Taxis; die Grafen Almássy, Andrássy, Apponys, Batthyàny, Bánffy, Brochtold, Bothlen, Bissingen, Blankenstein, Bolza, Brunow, Brunßwik, Chotek, Csáky, Cziráky, Dessowffy, Degenfeld-Schönburg, Draskowics, Erdödy, Eßterhàzy, Festetits, Forgàch, Hadik, Hunyady, Károly, Nádasdy, Pilffy, Pejàwich, Schönborn, Somssich, Stubenberg, Szàpáry, Széchenyi, Szècsen, Teleky, Waldstein, Wenkheim, Zichy, u. a.; die Freiherrn Ambrózy, Bánffy, Lipthay, Podmanitzky, Prónay, Radvánßky, Redl, Révay, Sennyey, Vécsey, Kemtheim, Kreffelány u. s. w.

Diese Namensliste zeigt uns zugleich die bunte Mischung der ungarischen Aristokratie nach ihrer Herkunft. Das eigentliche magyarische Element ist darin nur mäßig vertreten; das nichtmagyarische, namentlich das deutsche und das slavische Element, überwiegt. Eine lange Reihe der angesehensten ungarischen Adelsfamilien verdankt unmittelbarer Zuwanderung aus Österreich und Deutschland ihre Entstehung. Heiratsverbindungen zwischen dem hohen Adel dies- und jenseits der Leitha sind heute wie ehedem sehr häufig. Durch die nichtungarischen Frauen kommt in die ungarische hohe Sozietät immer wieder ein auffrischendes Element, das auch für die Sitten und Lebensgewohnheiten nicht ohne Einfluß bleibt; in der Regel akkomodiert sich jedoch die deutsche Adelsfrau bald der herrschenden Strömung, ohne aber in derselben völlig aufzugehen.

Den Vorwurf antinationaler Erziehung verdient die ungarische Aristokratie heute insofern nicht mehr, als sie ihre Bildung zumeist aus den Händen einheimischer Lehrer und Instruktoren empfängt, zu welchem Amte man in katholischen Familien mit Vorliebe Geistliche, in protestantischen Häusern aber absolvierte Theologen und Predigtamtskandidaten nimmt. Mit den Studien wird der junge Herr in der Regel nicht viel beschwert; am meisten plagen ihn noch die verschiedenen Sprachweisen, weil außer dem Ungarischen und Deutschen mindestens noch Französisch, häufig auch Englisch gelernt werden muß. Lateinisch und Griechisch befiehlt das Gymnasial-Studium, dem die Magnatensöhne ausnahmslos obliegen, da ja dem Gymnasium ebenso regelmäßig die juridischen Studien folgen sollen. Einen anderen Zweig des Wissens erfassen die Magnatensöhne nur selten; beachtenswert ist, daß sie seit geraumer Zeit auch sehr wenig dem geistlichen Stande sich zuwenden, und doch verdankt der ungarische Hoch-Adel den Prälaten, die aus seiner Mitte hervorgegangen waren, ganz außerordentliche Vorteile. Es erhoben sich deshalb in neuester Zeit unter den maßgebenden aristokratischen Persönlichkeiten stets mehr Stimmen zu Gunsten einer größern Beteiligung der Magnatensöhne an den geistlichen Studien. Dem Militärstande widmet man sich häufiger; namentlich sind die Husaren nach wie vor die bevorzugte Waffengattung der ungarischen Aristokratie. Dagegen ist der Dienst der

ungarischen Landwehr (bei den Honveds) nicht fashionable und wird gemieden. In öffentliche Lehranstalten gehen die jungen Herrn nur höchst selten; gern giebt man sie in ein Jesuiten-Konvikt, etwa nach Kalocsa in Ungarn oder nach Kalksburg in der Nähe von Wien. Die Mitglieder der Gesellschaft Jesu genießen namentlich das Vertrauen der aristokratischen Damenwelt, und dieser ist ja die Leitung der Kinderzucht zumeist überlassen. Jene Fälle, wo der Vater sich um die geistige und sittliche Bildung seiner Söhne ernstlich bekümmert, sind in der ungarischen Aristokratie nur ausnahmsweise vorhanden.

Herr und Frau führen in der Regel einen getrennten Haushalt; Wohnungsräume, Dienerschaft und Equipagen sind abgesondert; die Gatten treffen einander gewöhnlich des Tages über nur bei flüchtigem Morgenbesuch oder beim Diner. Die übrige Tages- und Nachtzeit steht jedem Teile zur Verfügung. Daher trifft man auch in den ungarischen Magnatenhäusern stets eine auffallend zahlreiche Dienerschar, die sich eines ganz ungewöhnlichen Vertrauens und Einflusses erfreut. Trotz der abschreckendsten Erfahrungen will man von dieser Gewohnheit des blinden Vertrauens nicht lassen.

Wie sieht es nun an den fixierten Empfangs-Abenden in den Salons aus? In der Regel herrscht da die Langeweile, oder man vertreibt sich die Zeit mit Nichtigkeiten, mit leerem Geschwätz und medisierendem Klatsch, macht wohl auch etwas Musik, spricht vielleicht von diesem oder jenem neuesten Roman, oder lauscht dem Süßholzraspeln eines Verehrers, der sich zu dem Opfer entschlossen hat, den Damen Gesellschaft zu leisten. Denn die Herren glänzen zumeist durch ihre Abwesenheit; höchstens erweist der Hausherr seiner Gemahlin die Freude, für einige Zeit beim Empfangs-Abende in ihrem Salon zu erscheinen.

Die männlichen Mitglieder der Aristokratie haben anderes zu thun. Sie ruft die Politik in den Reichstag oder in die Klubsitzungen, oder sie müssen im Theater und in der Oper erscheinen, oder (und das ist meist täglich der Fall,) es treibt sie die Spielsucht in das Nationalkasino, wo unter dem Schutze des hohen Adels dem Spielgötzen in leidenschaftlicher Weise gehuldigt wird. Schon manche Existenz hat in diesen glänzenden Räumen ihren Untergang gefunden. Das Kartenspiel bildet überhaupt ein soziales Grundübel in Ungarn. Die im Lande bestehenden zahlreichen „Kasinos," „Lese"-, „Geselligkeits"- ꝛc. Vereine sind im Grunde genommen nichts als Gelegenheiten für das Kartenspiel. Ohne dieses giebt es keine Unterhaltung, kein geselliges Beisammensein. Stunden-, ja nächtelang am Spieltische zuzubringen und dabei Haus und Hof zu verlieren, sind keine seltenen Erscheinungen. Was nützt das bestehende strenge Gesetz gegen die Hazardspiele? Die Polizei hebt wohl hier und da in einem Winkelkaffeehause eine Spielgesellschaft auf; aber den hohen Herrschaften im Nationalkasino oder in ihren Herrensalons geht sie behutsam aus dem Wege.

Die Spielwut hat auch das schönere Geschlecht ergriffen, im Mangel an Zerstreuungsstoff greifen auch Komtessen und Baroneſſen zur Karte, um ihr „Spielchen" zu machen, oder mindestens eine „Patience" zu legen, wenn nicht gar das Geschäft der Kartenschlägerei zu versuchen. Höhere, geistige Genüsse bietet

und erwartet man in diesen aristokratischen Salons nicht. Die Gesellschaft ist „unter sich", und wenn sie hoch greift, dann kommt es im Laufe des Karnevals zu einem kostümierten Magnaten-„Piknik" oder zu „lebenden Bildern." Dabei kennzeichnet es die Geschmacksrichtung dieser Damenwelt, daß sie es nicht verschmäht, in den diversen Kostümen, bei denen das Defizit der Bekleidung vorherrschend ist, die Photographen zu veranlassen, die getreuen Abbilder öffentlich zur Schau zu stellen. Da kann man in der vornehmsten Gasse von Budapest, in der Kraitzow-Gasse, die Porträts der Gattinen und Töchter aus den stolzesten Geschlechtern des Landes in exotischen Kostümen neben den Damen des Theaters und der Halbwelt wetteifernd bewundern. Die aristokratischen Herren erachten es aber als einen Akt der Kourtoisie, diesem vergleichenden Studium in Bild und Wirklichkeit eifrig nachzugehen, und gar oft kommen die Damen selbst und beobachten den Effekt ihrer Exposition. Das ist die Ungeniertheit des Orients, die keine Prüderie kennt und an derlei Schaustellungen keinen Anstoß nimmt.

Die Damen der ungarischen Aristokratie zeichnen sich bekanntlich durch große Schönheit aus; die Resultate der Rassenkreuzung kommen auch da zum Vorschein, obgleich der begründete Ruf weiblicher Reize in Ungarn weniger den Kreisen der Aristokratie als vielmehr den Töchtern des Bürgerstandes gebührt. Das „reine" Blut ist nicht immer auch das gesunde. Lebenslust und Lebensgenüsse sind den verheirateten Damen der ungarischen Aristokratie wenig verwehrt; die Erziehung der Töchter dagegen geschieht zumeist in klösterlicher Art und legt diesen oft bedauernswerten Geschöpfen viel Entbehrung und Beschränkung auf. Um so ausgiebiger sucht dann die Frau sich zu entschädigen. Nach stürmischer Jugend folgt das gesetzte Alter; die heitere Weltlichkeit macht asketischer Frömmigkeit Platz, und der niemals entfernte, obgleich vordem diskrete und nachsichtige Beichtvater und Gewissensrat wird jetzt zum unbeschränkten Leiter und Führer des Lebens.

Es ist ein löblicher Zug dieser älteren Damen der ungarischen Aristokratie, daß sie ihre Zeit und ihre Mittel gern dem Werke der öffentlichen Wohlthätigkeit widmen. Diesen Bemühungen verdankt das Land eine Reihe von Lehr- und Erziehungs-Anstalten, von Waisen-, Rettungs- und Findelhäusern, Kinder-Asylen, Kinder-Gärten u. s. w. Ohne eine gewisse pikante Ostentation läuft es dabei freilich auch nicht ab. Zu Wohlthätigkeitszwecken steht den bürgerlichen Damen der zeitweilige Zutritt in die aristokratischen Salons ebenfalls offen, wenn nämlich die betreffende hochgeborne Vereinspräsidentin die Frauen-Ausschuß-Mitglieder zu sich einladet. Und welche bürgerliche Hausfrau könnte dem Winke einer sieben- oder neunzinkigen Krone widerstehen?! Zu Gunsten der von ihnen gestifteten Institute, Vereine, Gesellschaften ꝛc. wissen diese Damen der Aristokratie übrigens die sogenannte Sozietät in brandschatzende Kontribution zu setzen. Die Wohlthätigkeits-Bälle, die „Armen-Bazars," die Tombola-Spiele, die Gulden-Soupers, die aristokratischen Verkaufs-Buden und wie derlei raffinierte Ausbeutungsanstalten heißen mögen, wurden von diesen wohlthätigen Damen geraume Zeit hindurch mit beträchtlichem finanziellen Erfolge frequentiert. Wie sollte denn der bürgerliche Mensch nicht hoch entzückt sein, wenn er sein gutes Geld einer lächelnden

Aristokratin für eine Kleinigkeit hingeben durfte! Da jedoch dieses Ausbeutesystem zu weit getrieben wurde, so trat die Reaktion ein, und die aristokratischen Damen müssen auf immer neue Mittel sinnen, um das große Publikum für ihre wohlthätigen Zwecke „auszupumpen." Daß sie dabei nicht prüde sind, lehrte auch jene lächerliche Maskerade, die sie im Mai vergangenen Jahres als „Blumen-Korso" in Budapest arrangierten. Es war anfangs eine traurige Komödie und wurde zum Schlusse ein Bacchanale.

Die sogenannte „Geistes-Aristokratie" hat in die Salons der ungarischen Magnaten keinen Zutritt, wie die höheren Bestrebungen bei den Aristokraten nur wenig Verständnis und noch weniger Aufmunterung und werkthätige Unterstützung finden. Früher war dies allerdings anders. Wenn man bedenkt, daß das ungarische National-Museum, das National-Theater und die Akademie der Wissenschaften, diese drei für Kunst, Wissenschaft und Litteratur höchst wichtigen Institute, ihre Entstehung hauptsächlich den freigebigen Spenden des hohen Adels zu verdanken haben, so muß dieser heutige Indifferentismus gegen die geistigen Leistungen des eigenen Volkes umsomehr auffallen. Den ungarischen Künstlern und Schriftstellern ist die Pforte zu den aristokratischen Kreisen verschlossen; Litteratur und Kunst sind in Ungarn nicht salonfähig. Das litterarische und künstlerische Mäcenatentum ist dermalen in Ungarn eine seltene Erscheinung, und es spricht wahrlich nicht zu Gunsten unserer weltlichen und geistlichen Magnaten, wenn die besten Künstler Ungarns ihre Existenz nur außer Landes gründen konnten. Wien, München, Stuttgart u. a O. mehr beherbergen die ungarischen Meister der bildenden Künste. Dieser Mangel an lebendigem Wechselverkehr zwischen der Geburts- und Geistes-Aristokratie macht sich auf beiden Seiten fühlbar. Oder sollte man es glauben, daß selbst ein Schriftsteller von dem europäischen Rufe eines Maurus Jókai in den Salons der ungarischen Aristokratie keine Aufnahme gefunden hat?

Diese Abwendung oder mindestens Gleichgiltigkeit gegenüber den höheren Interessen der Gesellschaft steht im vollen Widerspruche zu jener werkthätigen Anteilnahme, die man bei Männern, wie Graf Stefan Széchenyi, Baron Nikol Wesselinyi, bei den Grafen Aurel und Emil Dossenyi, bei Baron Josef Eötvös u. a. in der Mitte unseres Jahrhunderts beobachten konnte.

Jene ungarischen Aristokraten, die heute an Litteratur und Kunst sich schaffend beteiligen, machen kaum ein halbes Dutzend aus, und die öffentliche Meinung des Landes hat diesen Übelstand schon oft auf das schärfste getadelt.

Bei den Empfangs-Abenden und in den Soireen der aristokratischen Gesellschaft begegnet man in Ungarn häufig den Mitgliedern des katholischen Klerus, namentlich des höheren Prälatenstandes. Die Sutane löscht alle Makel der Geburt aus und erhebt ihren Träger an die Seite der stolzen Sechzehn-Ahnenkinder. Die ungarischen Bischöfe sind in der Regel feine Politiker, schlangenklug, geschmeidig, nachsichtig und wohlwollend mit den menschlichen Schwächen und genießen deshalb ganz besonderes Ansehen und bestimmenden Einfluß, dem sie überdies durch ihr fürstliches Einkommen den gehörigen Nachdruck zu verleihen wissen.

Eine Idee oder Absicht, für welche sie sich erklären, hat den Sieg in den Kreisen der Aristokratie. Als ein Beispiel kann das Fiasko dienen, welches die ungarische Regierung zu Anfang des Jahres 1884 mit dem Gesetzentwurfe über die jüdisch-christliche Mischehe gemacht hat. Die Damen der Aristokratie hielten in ihren Salons förmliche Meetings, nachdem sie erfahren hatten, daß der Episkopat diese Gesetzentwürfe bekämpfte, und sie waren es, die den etwaigen monotonen Liberalismus ihrer Gatten, Väter und Söhne nicht bloß durch fromme Seelenmessen, sondern auch durch entschiedene Bitten und Drohungen zu besiegen wußten. Ungarns Innerpolitik könnte überhaupt von Eingriffen zarter Weibeshand manches erzählen. Die schönen Augen einer Aristokratin sind beredter als ein ganzes Parlament.

Die Exklusivität der „guten" Gesellschaft äußert sich in einem verkümmerten Leben der Sozietät überhaupt. Auch die an der Spitze der Staatsgeschäfte stehenden Persönlichkeiten leisten dieser fortschreitenden Entfremdung und Zerklüftung dadurch Vorschub, daß sie ihrerseits nichts beitragen, um dem Übel Einhalt zu thun. In den Jahren, da Graf Julius Andrassy an der Spitze der ungarischen Regierung stand (1867—1871), waren die regelmäßigen Soireen des Minister-Präsidenten der gern besuchte Sammelpunkt der gesellschaftlichen Elite von Ungarn. Auch sein Nachfolger, Graf Melchior Lonyay, suchte diesen guten Gebrauch fortzusetzen; seit dessen Rücktritt (1872) fehlt es jedoch an der Gelegenheit zu persönlicher Berührung unter den hervorragenderen Elementen der ungarischen Gesellschaft. Ein Hauptvorwurf muß in dieser Beziehung dem seit zehn Jahren am Staatsruder befindlichen ungarischen Minister-Präsidenten Kol. v. Tisza gemacht werden. Derselbe führt ein puritanisches Familienleben, ebenso ehrenwert in seiner Art wie unpassend in der Stellung des Mannes, der in anderen Dingen so viel Einsicht und Klugheit bekundet. Dem enthaltsamen Beispiele des Regierungschefs folgen dann auch die übrigen Minister, und so entbehrt Ungarn in seinen obersten Regierungskreisen einer gesellschaftlichen Verständigung und Einigung. Gar manche stürmische Konflikte wären zu vermeiden gewesen, würde man die betreffenden Fragen erst im Salon besprochen haben. Des deutschen Reichskanzlers Beispiel sollte doch auch hier zur Nachahmung aufmuntern. Weil es an solchen Vereinigungen zu edler, geistig anregender Geselligkeit fehlt, darum schossen die d.versen Klubs und Vereine pilzartig in die Höhe; die Gesellschaft zerbröckelte sich und droht in ihre Atome zu zerfallen.

Dem Fremden fällt dieses ausgebildete Klubwesen vor allem ins Auge. Der Salon ist verdrängt oder zur bloßen exklusivistischen Klatschbude aristokratischer Damen und Herren geworden. Und dieses Übel hat auch die mittlere Schichte der gebildeten Gesellschaft sowie die Männer der geistigen Berufsarten erfaßt. Bis vor einem Dezennium versuchte der durch vielseitige Bildung auch im Auslande wohlbekannte Generaldirektor der ungarischen Museen, Franz Pulßky, in seinen regelmäßigen Abenden mindestens die geistig höher strebenden Männer um sich zu versammeln, und es trafen auf dem gastlichen Boden dieses Salons die Vertreter der verschiedensten geistigen Beschäftigungen zusammen. Leider hat

auch dieser löbliche Brauch ein Ende genommen, und so gehört der „ungarische Salon" im Sinne einer Vereinigung zu edler Geselligkeit im Austausche von Gedanken und Ideen nur der Vergangenheit an.

Die ungarische Geldaristokratie besitzt in ihrer Mitte unstreitig bedeutende Persönlichkeiten, denen es keine Mühe machen würde, einen auserlesenen Kreis um sich zu versammeln. Aber einerseits mangelt es hier auch immer an dem Bewußtsein der höheren sozialen Verpflichtungen, sodann leidet diese Geldaristokratie mit dem Bürgertum in Ungarn überhaupt an einem gemeinsamen Fehler: es mangelt ihr der echte Bürgerstolz, das selbstvertrauende Bewußtsein von dem eigenen Wert und der eigenen Leistungsfähigkeit. Statt im Besitze der selbsterrungenen materiellen und geistigen Superiorität sich der Geburtsaristokratie gegenüber mindestens für ebenbürtig zu halten, blickt dieses vielmehr mit einer beschämenden Selbsterniedrigung begehrlich zu dieser Aristokratie hinauf und kennt nur das eine Bestreben, in die Kreise derselben duldend zugelassen zu werden. Nicht zu übersehen ist hier noch der Umstand, daß innerhalb der letzten Jahre die Tendenzen des Antisemitismus die ungarische Gesellschaft neuerdings gespalten haben. Der soziale Verkehr zwischen Christen und Juden ist auf ein Minimum beschränkt und gestaltet sich stets schroffer. Zu den Elitebällen werden jüdische Familien entweder gar nicht oder nur in verletzenden Ausnahmen geladen. Bekanntlich hat das aristokratische Magnatenhaus sich erst jüngstens dagegen aufgelehnt, daß ein Vertreter des mosaischen Bekenntnisses in seiner Mitte Platz erhalten solle. Selbstverständlich haben Juden in die aristokratischen Salons schon gar keinen Zutritt.

Graf Stefan Széchenyi hatte bei seinen Reformen nebst der Hebung des volkswirtschaftlichen Zustandes vor allem auch die Veredlung der ungarischen Gesellschaft im Auge, und deshalb war seine Absicht darauf gerichtet, die gebildeten Elemente aller Schichten in eine gemeinsame, gleichwertige Gruppe zu vereinigen; namentlich sollte das gebildete Bürgertum in Kunst und Wissenschaft, in Gewerbe und Handel mit dem Adel zu einer homogenen, leitenden Gesellschaftsschichte verschmolzen werden. Darum trat er selber dem bürgerlichen Elemente persönlich näher, zog dasselbe in den Kreis der „adeligen", nunmehr „nationalen" Kasinos, beteiligte sich an industriellen, merkantilischen und sonstigen gemeinnützigen Bestrebungen und Unternehmungen und hoffte dadurch einerseits seinen Standesgenossen das Vorbild, andererseits den Bürgern die Aufmunterung zu bieten. Leider hatten diese Bemühungen keinen rechten Erfolg. Sie scheiterten sowohl an der ablehnenden Haltung des Adels wie auch an dem Mangel des echten, gefesteten Bürgertums.

Ungarns Bürger in den Städten hatten im öffentlichen Leben seit vierhundert Jahren keine Rolle gespielt. Im 15. Jahrhundert besaß dieses Bürgertum noch Stolz und Selbstbewußtsein; aber die darauf folgenden Kriegsstürme, Revolutionen, religiöse Verfolgungen u. s. w. untergruben den Bestand des bürgerlichen Wesens, das in Herkunft, Sprache, Sitte, Brauch und Recht deutsch war. Seitdem ist dieses Bürgertum geknickt, ohne Rückgrat, molluskenartig und wider-

ſtandslos geworden. Oder war es nicht ſcharf bezeichnend, daß bis zum Jahre 1848 die königlichen Freiſtädte im Landtage bei der Ständetafel durch gewählte Deputierte allerdings vertreten waren; aber ſämtliche Freiſtädte zuſammen hatten nur ein Votum, bedeuteten alſo im Grunde ſtaatsrechtlich nicht mehr als der bevollmächtigte Repräſentant einer verwitweten Magnatenfrau. Und ſeither hat dieſes Bürgertum an Selbſtbewußtſein um kein Jota gewonnen. Den Beweis liefert der heutige Zuſtand der ungariſchen Städte. Das deutſche Bürgertum verleugnet hier ſeine Abkunft, legt die ererbten Familiennamen ab, vergißt die angeſtammte Mutterſprache und geriert ſich als „echt magyariſch." Die Städte Ofen und Peſt waren bis vor zwei Dezennien faſt durchwegs deutſch, und auch die Kommunalverwaltung wurde in dieſer Sprache geführt. Das heutige Budapeſt hat das deutſche Wort aus der Gemeinde und Schule verbannt, und es wurde wiederholt der Verſuch gemacht, dasſelbe auch aus der Kirche und aus der Familie und der Geſellſchaft überhaupt zu entfernen.

Bei ſo geringer Reſiſtenzfähigkeit gegenüber äußerlichen Verhältniſſen darf es nicht Wunder nehmen, wenn dieſes Bürgertum auch in ſozialer Hinſicht kein Selbſtvertrauen bekundet. Der edle Bürgerſtolz iſt hier ſchon längſt zur Mythe geworden. Kommt ein Bürger in Ungarn durch Fleiß, Sparſamkeit oder glückliche Unternehmungen zu Reichtum und Anſehen, dann hat er nichts Eiligeres zu thun, als ſich in den Adelsſtand erheben zu laſſen und ſeine Söhne von der bürgerlichen Laufbahn abzudrängen. Oder giebt es etwas Lächerlicheres als einen Buchbinder, der den „Ritterſtand" empfängt, einen Kaufmann mit dem „königlichen Ratstitel", einen Spiritusfabrikanten mit neugeprägtem Adelsprädikate u. ſ. w. Die heutige ungariſche Geſellſchaft zeigt eine große Anzahl ſolcher abtrünniger Bürgerſöhne, die mit Ängſtlichkeit den Stand ihrer Eltern zu verleugnen ſuchen und es am beſten dadurch zu thun vermeinen, daß ſie das erhaltene reiche Erbe „herrenmäßig" verpraſſen, um dann als halb Geduldete in den Reihen des beſitzloſen Adels die Stellenjäger und Staatspenſionäre zu vermehren.

Wie ſoll bei ſolchem Überwuchern der Ordens- und Titelſucht der bürgerliche Salon gedeihen? Wie überhaupt eine wohlthätige demokratiſche Entwickelung aufkommen in einem Lande, wo es der Gevatter Schneider und Gevatter Schuſter ſehr übel nimmt, wenn die Kinder ihn nicht als „Herr von" anſprechen und die Frau Trödlerin ſich als „Gnädige" betiteln läßt? Auch der radikalſte „Linke" des ungariſchen Reichstages würde es ſehr ſchief aufnehmen, wenn man ihn nicht „Euer Hochwohlgeboren" oder „Euer Gnaden" titulieren würde. Den „gnädigen Herrn" erläßt auch kein Univerſitätsprofeſſor ſeinen Hörern. So ſtrebt alles über den Rang und Stand hinaus und ſo herrſcht in der ungariſchen Geſellſchaft der Schein, die Lüge und Täuſchung.

Es iſt allerdings beleidigend für die Männer der geiſtigen Arbeit, daß man ſie als „inferiore" Elemente von den höheren Kreiſen der Geſellſchaft ausſchließt; aber es erſcheint uns noch weit demütigender zu ſein, wenn dieſe „Ritter vom Geiſte" es nicht verſtehen, ſich ſelber ein entſprechendes, anregend belebendes Heim zu ſchaffen. Der Budapeſter „Journaliſten- und Schriftſtellerverein" ſowie

der „Künstlerklub" und der „Professorenklub" sind freilich keine derartigen geistigen Heimstätten; denn diese Gesellschaften gehen über den Rahmen der herkömmlichen Kasino-Vereine, d. h. der Trink-, Rauch- und Spielgesellschaften nicht hinaus. Eine Ausnahme machen in dieser Beziehung die meist deutschen Gesellschaften der „Eintracht," der „Schlaraffia" und der „Zwangslosen." Hier waltet noch Geist und Humor, Witz und Laune; hier widmet man den Interessen der Kunst, Wissenschaft und Litteratur erhöhte Aufmerksamkeit, ohne in das landesübliche Klickenwesen und Parteigetriebe zu verfallen, an welchem auch die oberste Korporation des Landes, die ungarische Akademie der Wissenschaften, in empfindlicher Weise leidet.

Eine ganz nebensächliche Rolle spielt in der ungarischen Gesellschaft der Professoren- und der Beamtenstand. Beide bewegen sich schon um ihrer materiellen Existenz willen zumeist in bescheidenen Kreisen. Zwar die Titel derselben klingen oft ganz pompös; aber die Mittel bleiben hinter den sozialen Anforderungen sehr weit zurück. Bei dem Mangel eines geregelten Avancements ist dem Beamten auch kein sicherer Rückhalt geboten und damit die Entwicklung einer kräftigen, selbstbewußten Büreaukratie ganz ausgeschlossen. Der Beamte ist selbst in hervorragender Stellung nur der Diener des Ministers, dem gegenüber er durch kein ordentliches Gesetz oder auch nur durch eine Dienstespragmatik geschützt ist. Diesem Umstande verdankt Ungarn einerseits den omnipotenten Ministerialismus, andrerseits in den Kreisen der Staatsbeamten einen wenig erbaulichen Servilismus.

Eine aparte Stellung in der ungarischen Gesellschaft nimmt das Militär ein. Das Offizierkorps befindet sich eigentlich außerhalb dieser Gesellschaft, es sei denn, daß die einzelnen Offiziere durch ihre Geburt den betreffenden sozialen Kreisen angehören. Die Offiziere der „gemeinsamen Armee" sind freilich größtenteils Nichtungarn und stehen schon dadurch den hiesigen Gesellschaftsschichten fern; die Offiziere der einheimischen Landwehr oder Honvedarmee werden jedoch in der Sozietät wenig geachtet, und so kommt es, daß das Offizierkorps auf sich selber angewiesen ist. Es besitzt denn auch in jedem größeren Garnisonorte seinen eigenen „Militärischen Klub," in welchem regelmäßige Offizier-Abende mit militärischen Vorlesungen und Demonstrationen, im Winter auch Konzerte und Tanzkränzchen abgehalten werden, zu denen dann die Damen und Herren vom Zivil ebenfalls gern erscheinen. Der jetzige Höchstkommandierende von Ungarn, General der Kavallerie, Baron Edelsheim-Gyulay, einer der reichsten Magnaten von Ungarn, seitdem er seinen Oheim mütterlicher Seite, den General Grafen Gyulay beerbt hat, wäre allerdings berufen gewesen, seinem Offizierkorps auch in der Gesellschaft eine hervorragendere Position zu verschaffen, umsomehr als seine Gemahlin, die ehemalige Schauspielerin Kronau, eine Dame von Geist und Bildung, den liebenswürdigen Mittelpunkt eines geistigen Verkehrs bilden konnte. Leider hat auch sie jener Strömung gehuldigt, daß sie nach den geschlossenen Zirkeln der hochgebornen Aristokratie voll Sehnsucht geblickt und sich daselbst einen bescheidenen Zutritt erbeten hat. An der Seite ihres Gemahls würde ihr Salon die geistige Elite von Ungarn vereinigen; jetzt ist sie selber nur ein geduldetes Mitglied in fremder Umgebung.

Den Zusammenschluß der geistig ebenbürtigen Elemente erschwert in Budapest, diesem maßgebenden Zentrum des Landes, der leidige Sprachen- und Nationalitätenzwist ganz wesentlich. Der magyarische Chauvinismus will neben sich kein anderes Idiom und Volkstum dulden, und deshalb verläßt alles Nichtmagyarische den Boden der Öffentlichkeit und zieht sich auf das Privatleben zurück. Das gilt namentlich von dem Deutschtume, das hier recht tiefe Wurzeln hat und kräftige Triebe aufweist, die jedoch in ungünstiger Atmosphäre verkümmern und verdorren. Wie viel geistige Kraft und Leistungsfähigkeit geht auf diesem Wege der Gesamtheit unwiederbringlich verloren! Welche Anregung und fruchtbare Wechsel-Wirkung würde in den Kreisen des höheren gesellschaftlichen Lebens Platz greifen, falls der engherzige und verfolgungssüchtige Chauvinismus nicht als Alleinherrscher walten würde! Diesem Götzen muß selbst die in deutscher Sprache erscheinende Journalistik Ungarns Weihrauch streuen, weil es ihr an moralischem Mute gebricht, das gute gleiche Recht der Nichtmagyaren auf dem Boden der bestehenden Gesetze zu verteidigen.

Überschauen wir das hier in flüchtigen Zügen angedeutete Bild der „bessern" ungarischen Gesellschaft, so ergiebt sich im großen und ganzen kein erfreulicher Eindruck. Von oben her Standeshochmut, Exklusivität, Leichtlebigkeit und wenig Bildung; von unten Unselbständigkeit, Servilismus; dazwischen Haschen und Jagen nach Stellen und Würden, nach Orden und Titeln; ein Kokettieren mit der momentan herrschenden national-politischen Mode, Verleugnung des eigenen Namens und Wesens, ein Kultus des Scheines und der Lüge. Nur wenige Lichtblicke bietet diese bunte Gesellschaft, die eigentlich bloß durch äußere politische Tendenzen und materielle Interessen zusammengehalten wird, im Innern aber zerklüftet und zerspalten ist.

Auf dem Gebiete der Politik hat Ungarn in den letzten Dezennien überraschende Erfolge errungen: ebenso ist durch geschickte Verwendung und Verwertung fremder Geld- und Arbeitskräfte im Lande selbst eine anerkennenswerte Industrie geschaffen worden; nicht minder kann die ungarische Kunst, Wissenschaft und Litteratur ehrenvolle Leistungen aufweisen und hat die Wirksamkeit der staatlichen Faktoren zur Förderung der materiellen und geistigen Kultur radikalen Beifall gefunden: — aber die ungarische Gesellschaft hält nicht gleichen Schritt mit diesen Errungenschaften; sie ist noch zu keiner einheitlichen Konsolidierung, zum Gefühle der Zusammengehörigkeit gelangt, und ihre einzelnen Elemente entbehren des Kristallisationspunktes, um den sie sich in harmonischer Mannigfaltigkeit gruppieren und in gemeinsamem Streben nach höheren Zielen ringen können. Die Reform der Gesellschaft auf der Basis europäischer Bildung und Gesittung, in freier Anerkennung des wirklichen Verdienstes und in Hochhaltung der geistigen wie sittlichen Ebenbürtigkeit, ohne kleinliche Standesvorurteile und lieblose Exklusivität und Herrschsucht — diese Reform der Gesellschaft gehört in Ungarn noch zu den frommen Wünschen.

Das Überhandnehmen der Duelle.

Von

L. von Bar.

Gerade in den letzten Jahren ist in Deutschland, wie es scheint, eine verhältnismäßig große Anzahl junger, hoffnungsvoller Leben dem Zweikampf zum Opfer gefallen, in den bei weitem meisten Fällen, wie eine nüchterne Beurteilung sagt und sagen muß — um nichts, um eines Streites willen, der allenfalls die Empfindlichkeit, nicht aber die Ehre der Beteiligten berühren konnte. Wenn dann berichtet wird, wie die trauernden Angehörigen den geliebten Sohn zur Erde bestatteten, oder wenn die nachherige Prozeßhandlung die ganze Kleinlichkeit des voraufgegangenen Streits enthüllt, pflegt die öffentliche Meinung mehr oder weniger gegen das Duellwesen sich auszusprechen, und es fehlt nicht an Stimmen, welche den Glauben an die Möglichkeit baldiger völliger Beseitigung des Duelles, die einen durch drakonische Gesetze, die anderen einfach durch die Macht der Aufklärung, der öffentlichen Meinung verkünden. Das alles aber hat, wie die Erfahrung zeigt, nicht den mindesten Erfolg; mangelt es doch gelegentlich selbst nicht an autoritativen Äußerungen, welche als Rechtfertigung des Duelles gedeutet werden können.

In der That liegt die Sache nicht so einfach, wie diejenigen meinen, welche darauf sich berufen, daß man den Beweis der Ehrenhaftigkeit oder gar den Beweis der Ehrenhaftigkeit eines bestimmten, in der Vergangenheit innegehaltenen Benehmens nicht dadurch führen könne, daß man seinen Gegner töte oder sich von ihm töten lasse, oder welche auf die allerdings nicht zu leugnende beklagenswerte Absurdität hinweisen, daß ja, wie es auch schon vorgekommen, ein im Waffenhandwerk erfahrner moralischer Lump durch frivole oder gar zu diesem Zweck absichtlich zugefügte Beleidigung einen braven Mann zwingen kann, sich von ihm totschießen oder verstümmeln und berufsunfähig machen zu lassen. Um das Duell zu verstehen, muß man vielmehr auf die Geschichte zurückgehen. Es wird sich dann auch zeigen, unter welchen Einflüssen und Umständen es üppiger zu gedeihen pflegt, und umgekehrt.

Ursprünglich erkannte der freie Germane in Privathändeln gar kein Gericht über sich an. Er nahm mittelst der Fehde d. h. mittelst Privatkrieges sich selbst Recht von demjenigen, der ihn wirklich oder angeblich verletzt oder geschädigt hatte und ihm die etwa geforderte willkürliche Genugthuung weigerte; nur konnte, wer im Rechte sich befand, leicht auf den Beistand anderer hoffen, und um des Gemeinwohls willen, um eine zerstörende Rache und Gegenrache nicht allzusehr wuchern zu lassen, vermittelten angesehene Personen, namentlich die Fürsten bei Gelegenheit der Volksversammlungen, den Frieden unter den streitenden Teilen. So war es zu Tacitus' Zeit; so war es aber auch noch, wenngleich starke Könige hin und wieder die Fehde unter Beihülfe der Kirche zurückzudrängen und die Gerichtsgewalt zu kräftigen verstanden, zur Zeit der Merowinger und Karolinger.

Als dann endlich die Fehde nur für außerordentliche Fälle Platz greifen sollte, da blieb doch die alte Anschauung noch lange bestehen, daß der Germane sein Recht in schwierigen und bedeutenden Streitigkeiten lieber dem eigenen Arme und, wie man meinte, dem Beistande der Gottheit[1]) beim gerechten Kampfe anvertrauen mochte als der schwankenden und unsicheren Entscheidung von Richtern; die Fehde wurde zum gerichtlichen, d. h. vom Gerichte zugelassenen, nach bestimmten Regeln vorgenommenen Zweikampfe, und als auch der gerichtliche Zweikampf den veränderten Kulturverhältnissen nicht mehr entsprach und dem eindringenden römisch-kanonischen Prozeßrechte erlag, da blieb die Anschauung wenigstens, daß ein den herrschenden oder höheren Ständen angehörender Mann die Entscheidung über seine Ehre den Gerichten nicht leicht überlassen könne, daß er für dieselbe mit seiner Person einzutreten habe, indem er sein Leben dem Gegner gegenüber aufs Spiel setze. So wurde der gerichtliche Zweikampf wieder zum außergerichtlichen, aber ebenso wie der gerichtliche mit bestimmten Regeln umgebenen Kampfe; jedoch während früher der Sieg im Zweikampfe über die Gerechtigkeit der Sache des einen oder des anderen Teiles entschied, genügte es jetzt einfach, den Kampf zu übernehmen. Jeder, der dem Kampfe irgend sich gestellt hatte, galt in den Augen der Welt und der Standesgenossen als Mann, der seine Ehre mit Gefahr seines Lebens gewahrt hatte; denn allerdings den naiven Glauben, daß das Recht im Kampfe siegen, das Unrecht unterliegen werde, vermochte man nicht mehr zu hegen.

Es war übrigens in Wahrheit nicht ohne Grund, daß man sich scheute die Entscheidung über die Ehre den Gerichten zu überlassen. Der Prozeß der Gerichte in Beleidigungs- und Ehrensachen war ein äußerst schleppender, der oft erst nach Jahren die endgültige Entscheidung brachte, und er stützte sich auf eine formalistische Beweistheorie, welche leicht der Wahrheit zuwiderlaufende Resultate ergab; sodann war er nicht öffentlich, und endlich konnte man fragen: waren denn bei jedem Gerichte genügende Bürgschaften voller Unparteilichkeit vorhanden? Das alles sind Momente, welche in Ehrensachen ganz besonders ins Gewicht fallen mußten.

Außerdem aber trug der Fürsten-Absolutismus zur Aufrechterhaltung des Duells ganz außerordentlich bei. Montesquieu hat die Unterscheidungsmerkmale der früheren absoluten Monarchie gegenüber dem orientalischen Despotismus einerseits in einer gewissen Stabilität des Rechts und andererseits in dem Prinzip der Ehre gefunden: er hat unzweifelhaft darin Unrecht, daß er die Ehre als das bewegende und erhaltende Prinzip der Monarchie überhaupt betrachtet, und ebenso darin, daß er die Ehre zu äußerlich, als das Streben nach äußeren Vorzügen und Auszeichnungen auffaßt. Aber in dem eigentümlichen Ehrgefühl, welches auch zur Zeit der absoluten Monarchie von den höheren Ständen festgehalten wurde, verbarg sich doch der letzte Rest der alten germanischen Freiheit, lag ein Element, welches den Absolutismus mäßigte, ihn nicht unwesentlich hinderte, sich dem Despotismus zu nähern. Wenn auch in anderen Beziehungen Wille und Laune des Monarchen kaum an eine gesetzliche Schranke gebunden schien, und

[1]) Deum adesse bellantibus credunt, sagt Tacitus von den Germanen.

selbst der kleinste Fürst in unendlicher Höhe über dem angesehensten Manne selbst vom Adel zu thronen schien, im Punkte der Ehre wollten doch die höheren Stände vom Monarchen keine Gesetze sich vorschreiben, keine willkürliche Entscheidungen sich diktieren lassen: vor der Spitze des Degens und später vor der Mündung der Pistole im Zweikampf hörte die Macht des Fürsten auf.[1]) Hier konnte der feige Intrigant, der Günstling, der die Macht des Fürsten mißbrauchte, der schnöde Ehrenräuber oder Gauner, den die Gerichte nicht zu verfolgen wagten, oder den zu verfolgen sie selbst gehindert wurden, zur Rechenschaft gezogen werden. Hier hörten die Standesunterschiede, sofern jemand überhaupt nur eine Universität besucht hatte, ebenfalls auf, und wenn der Monarch selbst freilich eximiert war,[2]) so konnte doch fürstliche Abstammung nicht absolut vor der Herausforderung zum Zweikampfe schützen. Wer heute rückhaltlos das Duell als lediglich eine unentschuldbare, unbegreifliche Verirrung verurteilt, vergißt, welchen Dienst, trotz vielfacher Auswüchse, das Duell zur Zeit des krassesten Fürstenabsolutismus der Aufrechterhaltung von Sitte und Recht geleistet hat.

So erklärt sich auch, weshalb thatsächlich zur Zeit des Absolutismus das Duellwesen gerade am meisten in Blüte stand, und weshalb in Frankreich, dem Prototyp des Fürstenabsolutismus, am frühesten, schon im XVI. Jahrhundert; wenn gleich selbstverständlich der leicht erregbare Sinn des französischen Volkes mit in Rechnung zu ziehen ist. So erklärt sich aber auch, daß der Absolutismus einen vergeblichen Kampf mit dem Duellwesen gekämpft hat. Gerade der fürstliche Absolutismus hat die schärfsten Strafdrohungen gegen Duellanten erlassen, sie als gemeine Mörder und Totschläger mit entehrenden Strafen zu belegen versucht. Aber die Ritter des Hofes duellierten sich in den Gärten der französischen Paläste selbst unter den Augen der Könige, die jene drakonischen Edikte unterzeichnet hatten, und auf einen wirklich Bestraften kam stets eine Mehrzahl, die ohne Bestrafung oder doch mit geringfügiger Strafe durchschlüpfte, zu deren Vergehen man die Augen zudrückte. Instinktiv mochten doch auch die unumschränktesten Monarchen zuweilen fühlen, daß die Gesetze der Ehre ihren Hof unterschieden von den Höfen orientalischer Despoten, und daß nur der irgend wie des Widerstandes Fähige auch eine Stütze des Thrones zu sein vermöge.

So erklärt sich auch, weshalb Offizierstand und Studententum ganz besonders das Duell pflegten. Die höheren, damals maßgebenden Kreise wurden einerseits wesentlich repräsentiert durch Militär und akademisch Gebildete, und andrerseits waren Militär und landesherrliche Diener, die aus den akademischen Kreisen hervorgingen, am meisten den Einwirkungen des fürstlichen Absolutismus ausgesetzt.

Mit dem Verblassen und Aufhören des Fürsten-Absolutismus ist das Duell eine seltenere Erscheinung geworden, in den studentischen Kreisen meist herabgesunken zu einem Spiele und zu einer Übung, als ein freilich möglichst zu be-

[1]) „Er (der Herzog) selbst ist nicht über die Ehre erhaben." (Ferdinand in Schillers Kabale und Liebe. II. Szene 3.") Vergl. auf Calderon Della Barca „Der Arzt seiner Ehre." Akt. III. „Ehr' ist ein geschlossener Ort, wo die Seele wohnt im Innern. Ich bin nicht der Seelen-König."

[2]) „Der Herzog kann den Hermelin über seine Schande werfen." Kabale und Liebe a. a. O.

schränkendes, aber doch unter Umständen notwendiges Auskunftsmittel selbst vom Staate noch anerkannt für den Offiziersstand. Das entspricht ganz der historischen Entstehung des Duells. Während das Volk allmählich stärkeren Rechtsschutz empfing, mußte in dem Offizier-Korps unbedingte Subordination aufrecht erhalten bleiben — freilich nur in dienstlichen Verhältnissen; aber wer wollte sich getrauen im voraus scharf zu definieren, wo das dienstliche Unterordnungsverhältnis begann oder aufhörte? Da konnte schließlich kaum ein Anderes übrig bleiben, als daß der Einzelne mit Gefahr seines Lebens und seiner Stellung zuweilen Richter in eigener Sache wurde, wenn die Stellung des Offiziers als Ehrenstellung gewahrt werden sollte, die ungerechtfertigte Zumutungen weder von Kameraden noch von Vorgesetzten erträgt. Dies ist unseres Erachtens der innerste Kern der Duellfrage für das Militär. Nur eine mehr oberflächliche Betrachtung könnte das Duell als Bethätigung des militairischen Mutes nötig erachten.

Wenn hiernach Bentham und neuerdings Hausner[1]) beizutreten ist, welche das Duell als Ergänzung einer unzulänglichen Gesetzgebung oder, richtiger gesagt, Ergänzung eines unzulänglichen Rechtsschutzes — denn nicht nur die Gesetzgebung selbst, noch mehr ihre praktische Handhabung ist für Wohl und Wehe der Einzelnen entscheidend — betrachten, so ergiebt sich von selbst, daß eine Gesetzgebung, welche für eine richtige und schnelle Repression der Beleidigung Sorge trägt, auch das Duellwesen beschränken wird, und von ganz besonderem Einfluß ist hier die Öffentlichkeit der Verhandlungen. Mag auch in einzelnen Fällen gerade die Öffentlichkeit eines Injurienprozesses die Beteiligten auf den Weg der Selbsthülfe durch das Duell treiben: für die große Mehrzahl ist die Öffentlichkeit doch ein höchst wirksames Abschreckungsmittel gegenüber der Versuchung zu frivoler Kränkung und Beleidigung, und wer wirklich schwer und grundlos verleumdet oder gekränkt ist, wird in den bei weitem meisten Fällen die beste Genugthuung darin finden, daß der Prozeß ihm die öffentliche Meinung für sich gewinnen hilft; dem gegenüber kommt oft sogar der in dem richterlichen Urteil gezogene formal-gesetzliche Schluß nicht in Betracht, und kann beispielsweise der wegen eines hastigen und unüberlegten Wortes Verurteilte moralisch der Sieger, sein Gegner aber in der öffentlichen Meinung der moralisch Vernichtete sein. So sehen wir denn, daß bei Verbesserung des Prozeßverfahrens das Duellunwesen mehr schwindet. Kleinliche Empfindlichkeiten, welche in dem alten nicht-öffentlichen Verfahren breit getreten werden konnten, wagen es auch nicht so leicht mehr, in der Öffentlichkeit zu erscheinen. Man sieht ihre Kleinlichkeit ein, und auch ein Duell wäre damit schwerer zu rechtfertigen.

Auf das Duellwesen wie auch auf jede andere soziale Erscheinung wirken aber eine Menge von Nebenumständen ein. Sie können, wenngleich die Entwicklung allmählich ein Verschwinden des Duellwesens verheißt, doch zeitweilig ein vermehrtes Umsichgreifen desselben bewirken. So werden in besonders erregten Zeiten, wo politische und soziale Gegensätze sehr scharf aufeinander-

[1]) „Über den Zweikampf". Sammlung öffentlicher Vorträge und Reden herausgegeben von der Redaktion der „Alma mater" Nr. VIII. Wien 1880. —

ſtoßen, auch die Anläſſe zu Duellen und damit dieſe ſelbſt ſich häufen. Aber auch irrige Meinungen gewiſſer Standeskreiſe können eine zeitlang verhängnisvoll wirken. So die Meinung, es ſei das Beſtehen eines Duells — natürlich in unſeren humanen Zeiten ohne bleibende üble Folgen für den Gegner — eine Empfehlung, gleichſam eine Einlaßkarte für die höhere Geſellſchaft. So aber auch die verkehrte Übertragung deſſen, was für militäriſche Kreiſe unter gegebenen Verhältniſſen berechtigt ſein kann, auf rein bürgerliche Verhältniſſe. Die heutigen militäriſchen Verhältniſſe, nach denen eine bedeutende Anzahl jüngerer Männer zeitweilig als Offiziere im Heere Dienſte thun, machen ſolche verkehrte Übertragung freilich nicht notwendig; aber es kann vorkommen, daß jemand plötzlich da als Offizier ſich zu fühlen anfängt, wo die Geltendmachung dieſer doch nur zeitweilig bekleideten Stellung gar nicht am Platze iſt Kaum eine andere ſoziale Erſcheinung ſteht ſo unter der Einwirkung von Zeitſtrömungen wie das Duell, ſofern es eben innerhalb einer Nation noch nicht vollſtändig beſeitigt iſt. Wieder aufwachender Kaſtengeiſt kann z. B. auch das Duellunweſen wiederwecken. Die dauernde Überhandnahme des Duells aber würde auf tiefer gehende ſoziale und politiſche Schäden hinweiſen. Sie würde insbeſondere beweiſen, daß das Vertrauen auf die Juſtiz zurückgeht, oder daß der Einfluß einer geläuterten öffentlichen Meinung abnimmt und durch individuelle Selbſthülfe und Standesvorurteile und ſelbſt Kaſtengeiſt erſetzt wird.

In Ländern, in welchen die Macht der öffentlichen Meinung außerordentlich ſtark iſt und die Autorität der Juſtiz ſehr hoch ſteht, wird es verhältnismäßig leicht ſein, das Duell zu beſeitigen. So iſt bekanntlich in England ſeit den vierziger Jahren das Duell raſch beſeitigt worden. Niemand aber wird behaupten können, daß ſeit dem Verſchwinden des Duells das Niveau der Sitte in der guten Geſellſchaft Englands herabgegangen ſei. Da das Duell andererſeits eine Art der Selbſthülfe iſt, ſo wird begreiflich, daß in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, wo Autorität und Macht der Gerichte oft gering ſind und die Selbſthilfe ſo tief in die Gewohnheiten des Volkes eingedrungen iſt, das Duell in den mannigfachſten, oft roheſten Formen wuchert. So führen auch hier die Gegenſätze zu denſelben Reſultaten. In Europa iſt oft das Duell der Begleiter des Abſolutismus, der Unterdrückung der Freiheit geweſen, in Amerika das Produkt übertriebener Wertſchätzung der individuellen Freiheit und Willkür.

Wenn die Geſchichte lehrt, daß das Duell als Produkt tiefliegender ſozialer und politiſcher Faktoren den Einwirkungen einer drakoniſchen Geſetzgebung ſich ſtets entzogen hat, ſo iſt amit allerdings nicht geſagt, daß die Geſetzgebung dem Duelle gegenüber vollkommen machtlos ſei. Die moderne Geſetzgebung beſtraft mehr und mehr den Zweikampf als ſolchen; die einzelnen im Zweikampf zugefügten Verletzungen kommen nur als Gründe höherer Strafſtufen in Betracht, jedoch niemals ſo, daß die Strafe der im Zweikampf zugefügten Verletzung die Strafe einer gleichartigen, außerhalb des Zweikampfes zugefügten abſichtlichen Verletzung erreicht. Dies iſt auch prinzipiell richtig; denn ſchon die Einwilligung des Verletzten zum Zweikampfe läßt die ſelbſt abſichtlich von dem Gegner zuge-

fügte Verletzung in einem anderen Lichte erscheinen, und nicht selten kann die Verletzung durch die Rücksicht der Verteidigung geboten sein, oder es ist eine geradezu auf Herbeiführung der wirklich eingetretenen Verletzung gerichtete Absicht gar nicht festzustellen. Außerdem wird z. B. nach dem deutschen Strafgesetzbuche die besondere Gefährlichkeit der verabredeten Art des Zweikampfes berücksichtigt. Die Strafe ist nach dem deutschen Strafgesetzbuche in allen Fällen Festungshaft, die ihrer Ausführung nach mildeste Freiheitsstrafe, welche sich sehr wesentlich von der Gefängnisstrafe und selbst von der für Übertretungen bestehenden Haftstrafe unterscheidet und zuweilen oft kaum mehr ist als ein erzwungener und in einigen Beziehungen beaufsichtigter Aufenthalt in einer von Staatswegen bestimmten Wohnung in einer bestimmten Stadt. In besonderen Fällen kann die Strafe bei längerer Dauer immerhin recht fühlbar werden; jüngere, einzeln stehende Personen empfinden sie bei kürzerer Dauer oft kaum als Strafe.

Gegen diese Bestimmungen ist zu bemerken, daß sie zu wenig Rücksicht nehmen auf den Umstand, wer von den Duellanten in Wahrheit mit Rücksicht auf die zugefügte Beleidigung oder Kränkung die Schuld an dem Duelle trägt. Allerdings kann das Gericht dies bei Ausmessung der Strafen innerhalb der gesetzlichen Strafgrenzen in Betracht ziehen. Aber dies genügt nicht; namentlich dann nicht, wenn beide Duellanten noch vor dem Strafrichter erscheinen können. Das Gericht müßte denjenigen, der durch boshafte Kränkung oder ganz frivole Herausforderung in Wahrheit die Schuld trägt, auch ausdrücklich als in dieser Weise Schuldigen bezeichnen und dann auf höhere Strafe erkennen können. Andererseits müßte das Gericht befugt sein, denjenigen, dem ganz besondere Entschuldigungsgründe zur Seite stehen, ganz straffrei zu lassen.[1]) So würde das Gericht, welches über den Zweikampf urteilt, in wohlthätiger Weise zu einem Ehrengericht werden, während jetzt die wirkliche Schuld durch die Art, wie das Urteil abgefaßt wird, in einen für Moralität und Rechtsordnung äußerst schädlichen Nebel gehüllt wird. Freilich treten solche Schuldumstände bei der öffentlichen Verhandlung oft schon mehr oder weniger deutlich hervor und werden im Augenblicke der Verhandlung wohl von der öffentlichen Meinung gewürdigt. Aber das Urteil, welches diese Umstände für rechtlich gleichgültig erklärt, verwischt diesen Eindruck wieder. Wie anders muß es doch wirken für die Zukunft, wenn die Möglichkeit besteht, daß jemand ausdrücklich für den hauptsächlich Schuldigen an dem Zweikampf erklärt werde. Allerdings kann es viele Fälle geben, wo das Gericht mit Rücksicht auf die Zweifel, die der Beweis zurückläßt, oder mit Rücksicht auf das beiderseitige Verhalten einen solchen Ausspruch abzugeben nicht vermag; in diesen Fällen würde es dann eben bei der allgemeinen Regel des jetzigen Rechtszustandes verbleiben. Wen aber die Möglichkeit schreckt, daß das Gericht unter ganz besonderen Voraussetzungen einen Duellanten überhaupt straffrei lassen könne, der möge bedenken, daß dasselbe Resultat heut-

[1]) Freilich müßte die Staatsanwaltschaft auch in solchen Fällen gehalten sein, die Strafklage zu erheben; denn nur nach vollständig verhandelter Sache könnte man dem Gerichte solche weitgehende Befugnis ohne Schaden für die Rechtsordnung einräumen.

zutage durch die Begnadigungsinstanz herbeigeführt werden kann, und daß die Begnadigungsinstanz ja eben in Duellfällen besonders oft wirksam wird. Nun glauben wir nicht, daß die Begnadigungsinstanz die Sache stets besser zu beurteilen imstande sei als das Gericht, welches auf Grund einer mündlichen und lebensvollen Verhandlung urteilt, während der Begnadigungsinstanz doch nur Akten und Berichte zu Gebote stehen. Die Möglichkeit gänzlicher Straffreiheit, die allerdings nur für Fälle schwerer, gänzlich unverschuldeter Kränkung und nur dann passen kann, wenn die Art des Duells nicht eine allzu schwere ist,[1]) läßt eben in Fällen, wo sie nicht ausgesprochen wird, die verhängte Strafe moralisch um so nachhaltiger wirken.

Daneben würde dann die Gesetzgebung über Beleidigung einer Revision unterzogen werden können. Vielleicht huldigt unsere heutige Gesetzgebung und noch mehr die Praxis in manchen Beziehungen einer allzu großen Empfindlichkeit des Publikums, und sodann halten wir es für einen Kardinalfehler unserer heutigen modernsten Gesetzgebung, daß sie die Verfolgung von Beleidigungen im Zivilprozesse gänzlich abgeschnitten und die Beleidigten lediglich auf den mehr gehässigen Weg des Strafverfahrens verwiesen hat. Immerhin hatte der ehemalige Beleidigungsprozeß im Zivilverfahren mannigfache Mängel. Aber man hätte nicht so, wie geschehen, das Kind mit dem Bade ausschütten sollen, um so weniger als gerade im Strafverfahren die Parteien, von denen die eine ebenso glaubwürdig sein mag wie die andere, in eine ganz schiefe, verkehrte Stellung zu einander geraten können.

Von besonderen Ehrengerichten ist eine gute Einwirkung nur dann zu erwarten, sofern sie, mit beiden Teilen in freundschaftlichen Beziehungen stehend, einen Ausgleich zu vermitteln vermögen. Durchaus nicht ersprießlich ist es, die Ehrengerichte zu einem Spruche über die Zulässigkeit des beabsichtigten Duells für befugt zu erklären; denn die Erklärung, daß das Duell zulässig sei, wirkt geradezu oft als moralischer Zwang, dasselbe vorzunehmen, und jedenfalls, wenn die Gesetzgebung das Duell mißbilligt, wie könnte es zweckmäßig sein, daß irgend eine wenn auch nur soziale Autorität das Duell als gerechtfertigt erkläre? Eine solche Billigung im voraus ist etwas ganz Anderes als eine nachträgliche Freilassung von der Strafe, weil man denjenigen, der gegen das Gesetz verstoßen hat, als mehr oder weniger entschuldigt ansieht und weil eine ganz minimale Strafe in solchem Falle thatsächlich schädlicher wirkt als gänzliche Straffreiheit. Außerdem bürgt nichts gegen die Gefahr, daß die Sprüche solcher Ehrengerichte, weil sie eben nur die irregeleiteten Ansichten gewisser Kreise wiederspiegeln, geradezu als Anreizungen zu künftigen Duellen wirken können. Ist doch die akademische Disziplinarpraxis zuweilen genötigt, gegen Mitglieder studentischer Ehren-

[1]) Vergl. Deutsches Strafgesetzbuch § 202: „Festungshaft von zwei Monaten bis zu zwei Jahren tritt ein, wenn bei der Herausforderung die Absicht, daß einer von beiden Teilen das Leben verlieren soll, entweder ausgesprochen ist oder aus der gewählten Art des Zweikampfes erhellt."

gerichte mit aller Strenge vorzugehen, weil sie die schärfsten Forderungen wegen eines ziemlich geringfügigen Anlasses für zulässig erklären.[1])

Das sogenannte amerikanische Duell, bei welchem übrigens zweifelhaft ist, ob es wirklich aus Amerika stammt, ist gar kein Duell im juristischen Sinn. Die beiden Gegner losen um das Leben; der Verlierende hat sich selbst zu töten. Juristisch betrachtet kann hier höchstens von einer Anstiftung zum Selbstmorde die Rede sein; da der Selbstmord straflos ist, muß nach allgemeinen juristischen Grundsätzen auch die Anstiftung dazu straflos sein, und so verhält es sich auch derzeit im Deutschen Reiche. Die Erlassung eines Spezialgesetzes gegen diese Art der Erledigung eines Streites hat manche Gründe für sich,[2]) würde aber gleichwohl nicht ohne Bedenken sein. Wenn das sogenannte amerikanische Duell in vielfachen Beziehungen geradezu als verabscheuungswürdig erscheint, so stellt es allerdings die Gleichheit der Waffen in absolutem Maße her,[3]) und immerhin kann man fragen: wer handelt strafwürdiger, der ausgezeichnete Pistolenschütz, der einen gänzlich ungeübten, kurzsichtigen, bejahrten Mann zum Duelle unter den schärfsten Bedingungen fordert, oder der letztere, wenn er dem Fordernden entgegnet, er werde, um sich nicht mutlos zu zeigen, zwar auf kein anderes, wohl aber auf ein amerikanisches Duell sich einlassen?

Die sogenannten studentischen Mensuren werden, wenn die üblichen Vorsichtsmaßregeln — Anlegung von Binden u. s. w. — dabei beobachtet sind, von vielen, vielleicht von der Mehrzahl der deutschen Strafrechtslehrer gar nicht als Zweikämpfe im Sinne des deutschen Strafgesetzbuches angesehen, wobei es dann wieder streitig ist, ob die dabei dennoch zuweilen vorkommenden schweren Verletzungen als durchaus straffrei zu behandeln wären.[4]) Die vereinigten Strafsenate des Reichsgerichts haben aber neuerdings auch diese gewöhnlichen Schlägermensuren für strafbare Zweikämpfe im Sinne des Strafgesetzbuches erklärt, und einstweilen werden die strafverfolgenden Behörden doch das Urteil der höchsten praktischen Autorität im Gebiete des Strafrechtes als maßgebend ansehen.

Wie es sich etwa auch mit dieser juristischen Kontroverse verhalten möge, ganz so unbedenklich oder gar lobenswürdig, wie von vielen Seiten behauptet wird, ist das heutzutage allerdings nur von einem Bruchteile der akademischen Jugend in eigentümlicher Weise betriebene Duellwesen doch nicht. Schon der Umstand wirkt höchst nachteilig, daß, wer jahrelang in solchem Spiele[5]) das

[1]) Auch das Reichsgericht (3. Senat) hat neuerdings für zulässig erklärt: Die Teilnahme an einem Ehrengericht als Beihilfe zum Zweikampfe zu bestrafen. (Entscheidungen 13. S. 265 ff.)

[2]) Ein solches Spezialgesetz enthalten die Entwürfe eines österreichischen Strafgesetzbuches.

[3]) Diesen Punkt hebt mit Recht der berühmteste der modernen italienischen Kriminalisten Carrara hervor.

[4]) Die gänzliche Straffreiheit dürfte allerdings ein bedenkliches Resultat sein. Wenn zwei Bauerburschen sich mit Fäusten — verabredetermaßen — bekämpfen, und der eine den andern so unglücklich trifft, daß durch besondere Verkettung der Umstände der Tod des Getroffenen eintritt — z. B. weil der Getroffene einen besonders dünnen Schädel hatte — so wird wegen fahrlässiger Tötung gestraft. Soll in solchem Falle der Duellant straflos ausgehen?

[5]) Ein ganz ungefährliches Duell ist eigentlich widersinnig; ein gefährliches Duell kann doch ein Schutz der Ehre sein, ein ungefährliches niemals.

höchste Ziel seiner Thätigkeit erblickt, von aller und jeder ernsthaften Beschäftigung abgelenkt wird und nicht allzu selten einem wüsten Wirtshausleben verfällt. Wenn aber irgend besondere Veranlassungen hinzukommen, so führt das durch solches Duellwesen bei manchen Personen krankhaft gesteigerte Selbstgefühl leicht zu Duellen schlimmerer Art.[1]) Schweden, wo das studentische Duell nicht mehr existiert, und wo gleichwohl Beleidigungen und Verstöße gegen gute Sitte wenig vorkommen, beweist, daß zur Aufrechterhaltung des sogenannten guten Tones das studentische Duell nicht eben notwendig ist. Zur Bethätigung von Kraft und Mut ließe, ebenso wie in England der Fall ist, auch für die deutsche Jugend eine andere und bessere Art des Sports sich wohl auffinden.

Wir bemerkten oben, daß gegen das Duell mit drakonischen Strafgesetzen nichts auszurichten ist; ja wir sind sogar der Ansicht, daß es Fälle geben kann, in denen der Duellant besser ganz straffrei auszugehen hat. Aber unsere deutsche Gesetzgebung und noch mehr die Praxis scheint in manchen Fällen das Duell doch allzu sehr mit Sammethandschuhen anzufassen. Wer durch ganz brutale Beleidigung, vielleicht gar durch eine zu diesem Zwecke zugefügte Beleidigung einen Zweikampf herbeiführt, verdiente unseres Erachtens nicht Festungs- sondern Gefängnisstrafe auch wegen des Duelles; ebenso ist z. B. Festungsstrafe nicht am Platze, wenn eine Mehrzahl von Personen verabredetermaßen eine Massenforderung gegen einen und denselben Gegner richtet. Und außerordentlich günstig würde es wirken, wenn wenigstens nicht die absolute Gewißheit bestände, daß dem Duellanten nur Festungsstrafe droht.

Erinnerungen aus dem Leben Wilhelmine von Hillerns

erzählt von

Hermine von Hillern.

(Fortsetzung.)

Man hat oft die Frage aufgestellt, warum Wilhelmine von Hillern niemals eine Biographie ihrer Mutter geschrieben hat.

Daß sie es bis auf den heutigen Tag nicht zustande brachte, ist eben der Beweis, wie tief die Wunde war, die ihr dieser Verlust geschlagen, daß sie bei der leisesten Berührung noch blutet.

Man greift aber nicht gern in die blutenden Wunden der eigenen Seele und man ritzt nicht gern die leichte Erdschicht auf, unter der die modernden Leichen geliebter, schmerzlich süßer Erinnerungen begraben liegen.

[1]) Außerdem kann der von einem gefürchteten Raufbolde Beleidigte deshalb geneigt sein, zum Pistolenduelle zu schreiten, weil er nur auf diese Weise glaubt die Gleichheit des Kampfes herstellen zu können.

Wie namenlos die Trauer um die Verlorene war, davon giebt nachfolgende Ode Zeugnis, die Wilhelmine von Hillern damals dichtete aber nie jemandem gezeigt hatte, nicht einmal ihren eigenen Angehörigen, bis jetzt, wo ſie mir dieſelbe hervorſuchte:

„Du biſt dahin!
Leuchtende Sonne, die mich gewärmt,
O Mutter!
Du biſt dahin!
Du Welt der Liebe, die meine Wiege
Mit ſanftem Arm geſchaukelt,
Wonnige Welt des Elternhauſes,
Du biſt verſunken auf ewig!
Fremd ſteht die Waiſe in der entfremdeten Welt
Und ringt vergebens die Hände
Nach Euch, entfliehende Schatten.
Mutter, Vater, Ihr ſeid dahin,
Und kein Schrei des brechenden Herzens
Ruft Euch zurück.
Weh, wem klag ich den Schmerz!
Den unnennbaren?
Ach, nur Zwei hätten verſtanden,
Was mich bewegt —
Nur Zwei hätten gegoſſen
Den Balſam, der ſolche Wunden
Heilt, mir in das blutende Herz.
Und dieſe zwei ſeid Ihr ſelbſt —
Ihr aber ſeid ja dahin.
Ach, nicht ſtehen Eure Geiſter
Mir zur Seite, mich zu tröſten
Über den Verluſt der geliebten Leiber —
Nicht klagen kann ich's Euch
Daß ich Euch verlor!
Die ewige Stille Eurer Gruft
Durchdringt kein Jammerton,
Ihr ſeid dahin,
Ihr ließt mich zurück
Mit der ſchweren Schuld
Nie bezahlter Liebe!
Süßer, heiliger Mutterbuſen,
Du wurdeſt zu Aſche,
Und ſtatt Deiner blieb mir ein Hügel kalter Erde,
Darauf zu betten das weinende Antlitz. —
Und ſtatt des Herzens,
Das in immer gleicher Geduld
Mir geſchlagen — ein Stein!
Und ſie bringen Bilder in Erz und in Farbe,
Und gierig in Todesangſt ſucht
Das Auge die Züge der Mutter!
Aber du biſt es doch nimmer!
Fremd ſtiert das Erz mich an und fremd das Gemälde.

Traurig ſinkt der enttäuſchte Blick zur Erde,
Und in der Seele ſchreit's
Und wiederhallet im Herzen —
Und von der Lippe tönt's,
Und in Thränen entſtrömt es dem Auge:
Du biſt dahin und nichts bringt Dich zurück!
Die eherne Lippe kann das Wort nicht ſprechen,
Das Troſteswort, das ich brauche,
Das gemalte Auge nicht lächeln,
Die gemalte Hand nicht milde, wie die wirkliche Mutterhand
Sich auf die brennende Wunde legen!
Hinweg, totes Abbild des ewig Verlornen!
O kehr' zurück, Mutter, Du einzige,
Daß ich noch einmal umfaſſe
Deinen geliebten Leib
Nur im letzten Abſchiedskuß.
Auch das nicht?
Wo biſt Du? O laß' mich Dich ſuchen,
Höchſtes, verlorenes Glück,
Nicht mehr hienieden — aber im Jenſeits!
Siehe, es zieht mich hinweg,
Dir nach, o Mutter!
Kinder geliebte, die ich gebar,
Eure Heimat iſt nicht die meine!
Daß der Herr Euch behüte!
Was ſoll Euch noch die finſtere,
Die krankende Mutter?
Blüht und gedeiht in dem fremden Erdreich,
In das ich Euch treulich gepflanzt!
Nicht konnte ich ſelber Wurzel faſſen darin —
Der Mutterſtamm, der Euch getragen,
Er welket dahin — ihn konnte nicht nähren,
Was Euch genährt, öde mit kaltem Strahl
Beſcheint ihn die Sonne der Fremde.
Trauernd neigt er die Äſte zur Erde!
Seht, es zieht ihn hinab.
Laßt mich ziehen in die Heimat
Zu den Meinen!
Alle Liebe der Erde laß' ich bei Euch zurück!" —

Dieſe Totenklage ſagt mehr als alle Biographien, was Ch. Birchpfeiffer ihrer Tochter war.

Auch einiges aus Briefen, die ſie nach dem Tode ihrer Eltern an ihre Freunde ſchrieb, iſt uns erhalten. Da leſen wir einmal:

„Ach, meine Teure, die Frau ſoll ihre Heimat da fühlen, wo ſie Mann und Kinder hat. Aber glauben Sie mir, die Stelle, wo ein ſolches Mutterherz für uns ſchlug, iſt und bleibt unſere Heimat, und ſind wir gezwungen, ſie zu verlaſſen, ſo werden wir immer geteilt, immer zerriſſen ſein!

Wohl der Frau, die dieſen Widerſtreit nie kennen lernt, wie Sie, verehrte Freundin, die Gatten, Eltern und Kindern, alles, was ſie liebt, auf einer und der-

selben Scholle beisammen hat! Goldener Friede wohnt in ihr, — sie kann allen Pflichten zugleich genügen, seien sie noch so schwer — zu schwer ist keine Pflicht, die man erfüllen kann, ohne eine andere dadurch zu verletzen!

Wenn ich denke, daß ich eine solche Mutter elf Jahre lang, nur alljährlich im ganzen acht Wochen sah, daß mich schon nach vier Wochen in Berlin die Unruhe nachhause trieb, und ich sie in ihrem einsamen Zimmer alt und gebrechlich sitzen und weinen ließ, um zu den lebensfrischen Kindern und dem Manne zu eilen, die mich kaum vermißten, — dann möchte ich mich in Verzweiflung zur Erde werfen und die Scholle mit Reuethränen netzen, die ihren Sarg deckt, und — warum soll ich es nicht sagen, dann frage ich mich, ob ich recht gethan, und die Frage bleibt unbeantwortet wie eine glühende Kohle auf meinem Haupt und Herzen liegen!"

In einem andern Brief heißt es:

„Ich kann es manchmal selbst nicht glauben, daß dieses Haupt sich neigte, dieses jugendlich mutige Haupt, daß die Sonnenwärme des Mutterherzens für mich aus der Welt entwichen sei. O, du kanntest wohl meine Mutter, nicht aber die Liebe, welche erst in spätern Jahren in mir für sie gereift, denn kein Weib ist fähig ein Mutterherz ganz zu würdigen, bevor es selbst Mutter ist.

Diese Liebe war der beste Teil meines Lebens geworden. Sie gab jedem andern Gefühl erst die rechte Weihe, sie lehrte mich Milde und Duldung, soweit meine Natur derselben fähig.

Was Gutes an mir ist, danke ich ihr, und nun ist die Lehrerin ins Grab gesunken, und die Schülerin sieht besorgten Blickes auf die ihr anvertrauten Wesen und fragt sich, ob sie wohl imstande sei, diese große Lehre fort und fort zu bethätigen und in die Herzen der Kinder zu pflanzen."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Es war ein Abschied, dessen Schmerz kein Wort beschreibt, als ich bei meinem Scheiden von Berlin zum letztenmal die Schwelle des alten Hauses der Krausenstraße überschritt, die Schwelle des Vaterhauses, der Jugend!

Ich ging noch einmal hinüber zur Mutter und rief in das leere Zimmer hinein: „Lebe wohl, Mutter," und dann zum Vater und rief wieder: „Lebe wohl, Vater."

Aber stumm starrten die öden Wände auf mich nieder, und keine treue Stimme antwortetete mir mehr, und kein warmer Arm umschlang mich mehr zum Abschied, kein greises Angesicht verbarg seine Thränen mehr an meiner Brust und sprach: „Reise glücklich und der Herr behüte Dich."

Und in dem Eckzimmer, wo mich des Lebens gestaltenreiche Fülle von Kindheit auf umwogte, stand ich auch still und wartete, aber keine der wunderbaren Bildungen jugendlicher Phantasie stand grüßend wieder auf, nur das leise Rascheln welker Kränze, die man beim Räumen umhergestreut, mahnte mich, wie lang schon alles vorüber.

So zog ich hinaus aus der alten Welt, hinaus aus der erstorbenen Heimat ohne Abschied, ohne Gruß und doch mit so treuem, brechendem Herzen." — — —

O diese Zeilen, indem ich sie hier niederschreibe, zerreißen sie mir die Seele,

und eine namenlose Wehmut bringt mir die ganze furchtbare Katastrophe, wie sie sich unauslöschlich eingeprägt, noch einmal zurück.

Und doch habe ich sie damals nicht gefühlt, wie ich sie jetzt fühle, denn ich war zu jung, und die Fähigkeit, seelische Schmerzen zu empfinden und den Eindruck derselben festzuhalten, reift erst mit den Jahren, mit der wachsenden Intelligenz.

Das Verständnis für die Größe eines Verlustes kann oft erst in uns erwachen, wenn die Zeit schon lange darüber hingerauscht und wir denselben scheinbar überwunden haben.

Ich weiß es noch wie heute, wie, nachdem meine beiden Eltern abgereist waren, der gute Funke zu uns Kindern heraufkam und uns in seiner milden, schonenden Weise die Trauerkunde beizubringen suchte, ich weiß auch noch, wie ich zuerst weinte und eine Stunde später auf dem Spaziergang über ein paar auf der Wiese gefundener, frisch vom Baume gefallener Nüsse das ganze schreckliche Ereignis vergessen hatte und deshalb von unsrer französischen Bonne der größten „Herzlosigkeit" bezichtigt wurde.

Und dann ist es mir ewig unvergeßlich, wie meine Mutter von Berlin zurückkam, so bleich und still, mit einem Ausdruck in den Zügen, der, so wenig Kinder sonst ein Auge für so etwas haben, mich doch namenlos ängstigte.

Sie trug einen Blumenstock in der Hand, der zu Häupten der Leichen ihrer Eltern gestanden und den sie mitgenommen hatte, als das, was noch am längsten in Berührung war mit den geliebten Toten.

Uns Kindern war's, als sei etwas Fremdes um unsere Mutter, was einen Bannkreis um sie gezogen, den wir nicht überschreiten durften.

Das veränderte Aussehen und die Trauerkleidung machten auf unsere jungen Seelen einen fast erstarrenden Eindruck.

Und mit meiner Mutter kam noch Eine mit aus dem verödeten Vaterhaus: ein liebes, altes, trauerndes Geschöpf: Unsere Nannie.

Die zog, nachdem sie ihre Herrin begraben, der sie über vierzig Jahre lang als treue Dienerin, Freundin und Gefährtin zur Seite gestanden hatte, zu uns ins Haus. Sie nahm meiner Mutter die Lasten des Haushalts ab und erhielt zugleich mit den Zügeln des Hausregiments die Erlaubnis, Mutter und Kinder erforderlichen Falls tüchtig auszanken zu dürfen, eine Macht, von der sie auch den umfassendsten Gebrauch machte. — Von uns Kindern, solange wir klein waren, je nach Laune abwechselnd gehaßt und vergöttert, ward sie uns, als wir größer, mehr oder weniger die Stellvertreterin unserer Großeltern, deren Andenken sie heilig hielt bis an ihr Ende, und um welche die Trauer nie aus ihrer Seele schwand.

Sie hat niemanden mit ihrem Schmerz behelligt, die alte, treue Seele, sie war eine viel zu bescheidene Natur dazu, aber sie hat während der langen Jahre, die sie bei uns war, es nie versäumt, so oft der Todestag meiner Großmutter kam, in die Kirche zu gehen und für sie zu beten. —

Das war ihr stiller Trauergottesdienst, über den sie nie sprach, den sie uns nur ahnen ließ.

Sie vereinigte eine große Intelligenz, eine wirkliche, weit über ihren Stand gehende Herzens- und Seelenbildung, mit einer Kraft der Liebe und Treue, welche die Richtschnur und der starke Halt ihres ganzen Lebens war. Wenn es möglich ist, sich im wahren Sinn des Wortes selbst zu verleugnen, so hat sie es gethan, denn sie hat ihr ganzes Leben hindurch keinen Gedanken gehabt als für die Familie, in der sie lebte, keine Interessen als die ihrer Herrin, und keine Liebe als zu denen, welchen sie von der Urgroßmutter an bis auf die Urenkel ihre Treue und ihr Leben gewidmet hatte.

Wie innig meine Mutter sie liebte und verehrte, das zeigt sich am besten in der Geierwally, wo sie ihrer alten, treuen Pflegerin in der Gestalt der Luckard ein ehrenvolles Denkmal gesetzt hat.

Sie hat es aber auch gut gehabt, unser „Nannele" oder „Nännele", wie wir Kinder sie nannten. Was für Kostbarkeiten haben die sechs unnützen Kinderhände im Lauf der Zeit für sie gearbeitet!

Unsere ersten Handarbeiten, die ja viel zu unvollkommen waren, um sie dem kritischen Blick unsrer Mutter zu unterbreiten, sie wanderten in die kleine Stube unserer Nannie, die dieselben mit immer gleicher Pietät und Liebe in Empfang nahm und sie in ihr Eckschränkchen schloß, wo sie schon ähnliche Schätze aus Mamas Kindheit verwahrte.

Und wenn der ästhetische Scharfblick meiner Eltern unsere ersten Zeichen- und Malversuche nicht in dem Maße würdigten, wie die angehenden Künstler es wohl gehofft hatten, da gingen wir mit unserm gekränkten Künstlerstolz und unseren verkannten Werken zur Nannie, und wenn sie uns auch nicht gerade verhehlte, daß es noch vollendeteres gäbe als unsere Kritzeleien, so nahm sie dieselben doch so liebevoll auf, und wir waren so überzeugt, ihr eine große Freude damit gemacht zu haben, daß wir beseligt und getröstet von dannen gingen.

Wir brachten ihr von allen Spaziergängen die ersten Blumen mit, und lange Zeit erhielt sie, wenn Jahrmarkt war, vom sogenannten „Groschenstand" immer dasselbe mit buntem Papier überzogene Kästchen mitgebracht, das immer einen Groschen kostete und so schön war, daß, wenn ich es nicht so unverantwortlich leichtsinnig gefunden hätte, mir für mich selbst einen derartigen Luxus zu erlauben, ich es jedenfalls für mich gekauft hätte. So aber, da ich doch nicht ganz sicher war, ob Mama, die so viele hübsche Sachen hatte, ein derartiges Geschenk in seinem vollen Wert schätzen würde, wußte ich nur eine, der ich es von Herzen gönnte, unsere Nannie. Sie stellte das bunte Ding auf ihren Nähtisch, that Nadeln und Faden hinein, und es war ein so wohlthuendes Gefühl zu sehen, wie gut sie es gebrauchen konnte. Ein merkwürdiger Zufall aber war es, daß dieses Kästchen, meist bis zur nächsten Messe, schon so verdorben war, daß es durchaus durch ein neues ersetzt werden mußte, was mir viel Kopfzerbrechen sparte und mich niemals in die Lage brachte, das Budget meines geringen Maßgeldes durch einen andern Einkauf zu überschreiten.

Ihr wurden auch alle Bücher und Geschichten vorgelesen, die uns sehr interessierten und gefielen, und sie hörte alle mit gleicher Geduld an, obgleich

sie ein sehr scharfes und treffendes Urteil hatte. Die arme Nannie, sie mußte auf diese Art die Entwicklungsphase vom Kind zum Erwachsenen mehreremale durchmachen, und ich glaube, sie war innerlich froh, als endlich die Jüngste von uns die litterarische Stufenleiter von „Herzblättchens Zeitvertreib" bis zu den Werken Schillers glücklich zurückgelegt hatte.

Und wenn wir krank waren, wie hat sie uns gepflegt und für uns gesorgt! So streng und tyrannisch sie sonst hin und wieder sein konnte, bei solch' einem Anlaß war nichts in ihr als Liebe und Aufopferung, die oft weit über ihre Kräfte ging. —

Der Winter 1868 auf 69 bringt für Wilhelmine von Hillern erneute und ernste Arbeit, an ihrem Roman „Ein Arzt der Seele". Der einzige Weg den schweren Verlust einigermaßen zu mildern, bestand eben in der angestrengtesten Geistesthätigkeit.

Aber der durch den schweren Schlag bis zum Tode erschöpfte Körper schien der ungeheuern Aufgabe nicht mehr gewachsen. Es zeigten sich Symptome eines schweren und unheilbaren Leidens.

Seltsamerweise am gleichen Tage, an dem Wilhelmine von Hillern die Szene geschrieben hatte, wo Möllner Ernestinen sagt, daß sie verloren sei, weil sie eine tödliche Krankheit in sich trage, und Ernestine in ihrer Todesangst jene furchtbaren Reflexionen macht, die sie zum Glauben zurückführen, am Nachmittag desselben Tages, an dem Wilhelmine von Hillern dies vormittags geschrieben hatte, erschien der treue Freund des Hauses, der geniale Arzt Geheimrat Kußmaul, der damals noch in Freiburg Professor war, und sagte ihr, daß sich an ihr die Symptome einer Krankheit zeigten, die, wenn sie nicht sofort jede Geistesarbeit aufgeben würde, zum Tod führen müsse.

Aber Wilhelmine von Hillern ließ sich nicht so leicht einschüchtern, es war eine so tiefe Resignation in ihr, daß sie selbst vor dem Gedanken des Todes nicht zurückschreckte.

„Muß ich sterben und ist die Krankheit so, daß eine solche Möglichkeit überhaupt vorhanden ist, dann werde ich sterben, ob ich schreibe oder nicht, dann will ich aber wenigstens ein vollendetes Werk hinterlassen," sagte sie und arbeitete mit der fieberhaften Ungeduld eines Menschen, der weiß, daß ihm nur noch eine kurze Frist vergönnt ist, weiter.

Und wunderbar, je mehr ihre Seele in der Arbeit sich emporrang und sich befreite von dem auf ihr lastenden Druck, um so mehr erstarkte ihr Körper, und als das Buch beendet war, da konnte ihr Kußmaul die Versicherung geben, daß das Leiden gehoben sei: ihre Arbeit hatte sie gerettet. —

Im Jahre 1869 erschien dann endlich „der Arzt der Seele" als Buch.

Ein Brief an Sydow, mit dem sie ihm dasselbe sandte, enthält folgende Widmung: „Ich gebe das Buch zurück, woher es mir gekommen, zu Ihnen.

Denn was könnte ich schaffen, das nicht dem Urquell aller Wahrheit entspränge, aus dem ich in zarter Jugend meines Geistes Nahrung sog, dem Urquell, der in keiner Menschenbrust mächtiger rauscht als in der Ihren! Lebten meine

Eltern noch, so müßten Sie sich mit diesen in das Eigentumsrecht des Buches teilen. Doch sie ruhen, — nun gehört es Ihnen vor allen! —

In der stillen Predigtstube Ihres Hauses, wo ich Ihnen lauschte, ein schüchternes, unreifes Kind, ahnungsvoll empfindend, was Sie sprachen, und wohl auch, was Sie unausgesprochen dachten, da haben sich, mir selbst unbewußt, die geheimnisvollen Zusammenhänge des Geschöpfes mit dem Schöpfer offenbart, und innerlich jauchzend folgte ich ihren Spuren.

Ich habe Gott nicht selbst gesehen von Angesicht zu Angesicht, auf diesem Wege, aber ich sah im Geiste Menschen, die ihn gleich mir suchten, jeder in seiner Art, und die seine Nähe gleich mir empfanden, jeder in seiner Art. Und alle die Gestalten, die jetzt in meiner Seele erstehen, — sie scheinen mir alte Bekannte aus den Visionen der trauten Predigtstube.

Ich sende sie zurück in ihre Heimat, daß sie die stille Predigtstube aufs neue bevölkern.

Sie sind nicht unwürdig geworden, hoffe ich, in dem geweihten Raume zu hausen, seit sie den Weg durch meine Seele genommen.

Es sind keine Heiligen, — aber sie sind auch nicht unheilig, — es sind eben Menschen geworden mit menschlichen Eigenschaften, wie tausende zu Ihnen kommen, um bei Ihnen ihren Gott zu suchen!" — — — — — — — — —

Ein kurzer Aufenthalt auf dem Rigi bringt Wilhelmine von Hillern die Bekanntschaft des Physiologen Helmholtz, die sie mit unter die interessantesten Erinnerungen ihres Lebens zählt.

Aber schon beschäftigte sich ihre Phantasie mit einem neuen Werke, das noch im gleichen Winter begonnen und an dem mit großem Eifer gearbeitet wurde.

Es war dies ihr Roman: „Aus eigener Kraft," der im Jahrgang 70—71 in der Gartenlaube erschien.

Der Gedanke des Werkes, der Sieg des Geistes über die Unvollkommenheit der Materie, wie über altererbte, längst unhaltbar gewordene Vorurteile, wurde merkwürdigerweise veranlaßt durch eine Zeitungsnotiz, wonach ein junges Mädchen einen jungen Mann aus dem Eise gerettet hatte.

Die Empfindung, „wie muß sich dieser Mann geschämt haben, von einem Weibe gerettet zu werden," war das Erste, was beim Lesen dieser Geschichte in ihr auftauchte. Die Idee ward weiter fortgesponnen, die Gestalten des heldenhaften Mädchens und des jedenfalls schwächlichen Mannes wurden sich gegenübergestellt, das psychologische Problem, ob wohl ein Mädchen imstande wäre, einen Mann zu lieben, dem sie an Körperkraft weit überlegen sei, gab Anlaß, diese Beiden in Beziehungen zu einander zu bringen, und so war der Roman fertig.

Wie aber Wilhelmine von Hillern jederzeit die psychologischen Vorgänge in den Helden ihrer Romane nur als den Mikrokosmus benützt, der die bewegenden Ideen des Makrokosmus zum Ausdruck bringen soll, so bildet auch in diesem Buch das psychologische Problem nur das Beispiel für die philosophische Idee. Der Held des Buches besiegt nicht nur das Mädchen, das er zwingt ihn ob seines überlegenen Geistes zu achten, er bezwingt durch die seelische Macht

die Materie, die sich hemmend ihm in den Weg stellte, er besiegt althergebrachte Vorurteile im Dienste der Idee, und ungehemmt über Raum und Zeit, über die Schranken der Endlichkeit und die Schwächen menschlicher Gebrechen, erhebt sich der Gedanke von der geistigen Willensfreiheit, die es jedem vergönnt zu siegen: „aus eigener Kraft."

Um dieses Buch haben sich zwei Männer besonders verdient gemacht.

Der eine war der frühere badische Minister und Gesandte: Freiherr Franz von Roggenbach, der ihr durch Ritter von Bunsen Auszüge aus den amtlichen Berichten über den Hungertyphus in Ostpreußen verschaffte, deren sie zur Beschreibung des Notstandes in Ostpreußen bedurfte und ohne welche die Katastrophe in ihrem Buche nicht herbeigeführt werden konnte. Sie hat die Schriften in ihrem Buche selbst angeführt, die damals ihre Quellen waren, denn man hat ihr vonseiten der ostpreußischen Gutsbesitzer den Vorwurf gemacht, als ob jene Schilderungen erdichtet seien. Ein mit „mehrere ostpreußische Gutsbesitzer" unterzeichneter anonymer Drohbrief forderte sie sogar auf, die „Verleumdungen," welche sie gegen Ostpreußen in die Welt gestreut, zu widerrufen, wenn sie nicht wolle, daß man vonseiten der Provinz andere Maßregeln gegen sie ergreifen werde. Der Brief war sehr heftig und in der bedrohlichsten Weise gehalten. Statt jeder Antwort gab meine Mutter ihre Quellen an, und die Herren ließen nie wieder etwas von sich hören.

War also Roggenbach in direkter und praktischer Weise ihr bei dem Werke behülflich, so war ihr andererseits sein feines Verständnis, seine gediegenen Kenntnisse und sein treffendes Urteil von großem Nutzen. Mit ihm hat Wilhelmine von Hillern manches wichtige Problem, manche schwierige Situation lange und eingehend besprochen und oft seinem Rate folgend schon Geschriebenes wieder verworfen und umgeändert.

Der zweite, der sich Verdienste um das Werk erwarb, war der Fabrikant Fauler, dessen Bruder, der verstorbene Oberbürgermeister Fauler, als nationalliberaler Reichstagsabgeordneter sich auch in weiteren Kreisen Ehre und Beliebtheit erworben hat; er war ein wackerer Vorkämpfer der deutschen Einheit hier in Baden und ein durchaus tüchtiger, allgemein geachteter Mann.

Der Bruder dieses Mannes also, der Besitzer einer Eisenfabrik in Freiburg, war es, bei dem sich Wilhelmine von Hillern die Kenntnis des Maschinenwesens erwarb, das ja in diesem Buche eine sehr wichtige Rolle spielt.

Eigentümlich ist es übrigens, wie die Vorsehung dem Dichter gegenüber oft als deus ex machina erscheint. Während Wilhelmine von Hillern den Plan zu ihrem Werke in Gedanken durcharbeitete, ereignete es sich, daß eine Kesselexplosion einen großen Teil der Flinsch'schen Papierfabrik, die damals noch dem Vater ihres jetzigen Schwiegersohns gehörte, vollständig in Trümmer legte.

Halb Freiburg strömte hinaus, das furchtbare Bild der Zerstörung sich zu betrachten.

Von dem ehemaligen Gebäude war nichts mehr erhalten als eine hohe, ge-

Digitized by Google

borstene Wand, aus der in der Höhe mehrerer Stockwerke ein einzelner Balken wagerecht in die Lüfte ragte.

Die allzeit geschäftige Phantasie der Dichterin entwarf sich nun sofort die Situation eines Menschen, der bei der Explosion hier oben in schwindelnder Höhe hängen geblieben wäre, und nach diesen Vorbildern wurde nun die Beschreibung der Kesselexplosion und der qualvollen Lage Annchens in ihrem Buche geschaffen.

Man sieht aber aus diesen Details, daß der den schriftstellernden Frauen so oft gemachte Vorwurf der Ungründlichkeit auf Wilhelmine von Hillern keine Anwendung findet. Um eine sachliche Schilderung von vier Zeilen zu schreiben, studiert meine Mutter Bände über den betreffenden Gegenstand, und wie lebhaft und schwungvoll ihre Phantasie arbeitet, sie verschmäht es nicht, dieselbe auch immer auf dem sicheren Boden der Möglichkeit Fuß fassen zu lassen. Dann hält sie es auch nicht unter ihrer Würde, bei allem Pathos ihrer Poesie da, wo sich ihr ein Modell bietet, dasselbe zu benützen. So verwebt sich in ihren Werken Fiktion und Wirklichkeit merkwürdig ineinander, und nur einem sehr scharfen Auge und genauer Kenntnis der Dinge ist es möglich zu unterscheiden, wo das eine aufhört und das andere anfängt. Das ist aber vielleicht gerade der Reiz ihrer Bücher, daß wir so häufig lebendiges Herzblut durch die Adern ihrer Gestalten fließen sehen.

Die Buchausgabe von: „Aus eigener Kraft" ward dem Major Dr. Naundorf gewidmet, dessen Schriften über das Sanitätswesen sie außerordentlich entzückten und ihr das Material boten, den Gedanken der Genfer Konvention auch in ihr Werk zu verflechten.

Für die Energie und Begeisterung, mit der sie für dieses Thema geschrieben hatte, erhielt sie während des Krieges das sächsische Verdienstkreuz — eine Auszeichnung, welche speziell für Verdienste auf dem Gebiete der Verwundetenpflege gestiftet ward.

Mit dem Buche: „Aus eigener Kraft" wird eine warme und herzliche Freundschaft mit Ernst Keil, dem Herausgeber der „Gartenlaube", geschlossen, eine Freundschaft, die bis zum Tode des tüchtigen, geistvollen und warmherzigen Mannes bestand und fortdauerte, als Wilhelmine von Hillern sich schon längst von der Gartenlaube abgewendet und ihr Bündnis mit der „Deutschen Rundschau" eingegangen hatte.

Ernst Keil hatte neben dem Scharfblick für das Talent eine sehr genaue Fühlung mit dem Geschmack des Publikums, er hatte aber auch ein sehr feines und treffendes Urteil und eine wahre Sehergabe in bezug auf die Wirkung eines Buches, ja selbst einzelner Kapitel desselben.

Er erzog sich gewissermaßen seine Autoren, davon giebt ein dickes Paket Briefe an meine Mutter Zeugnis, in denen auf's eingehendste Kritik geübt und jede Änderung, die er an einem Werk verlangte, mit schwerwiegenden und treffenden Argumenten unterstützt wird.

Diese Briefe bilden einen wahren Schatz kritischer und ästhetischer Abhandlungen.

Aber auch als Freund blieb sich Keil immer gleich: ehrlich, gemütvoll, immer bereit mit Rat und That beizustehen, und einige unvergeßliche Tage, die Wilhelmine von Hillern in der Gartenlaube zuzubringen die Freude hatte, gestalteten das Verhältnis zwischen Keil, seiner liebenswürdigen Gattin und der Autorin zu einem echt menschlich schönen und dauernden.

Das Jahr 1870 brachte in seinen ersten Tagen den Tod des geistvollen und liebenswürdigen Woringen, dessen edle, auch als geniale Malerin auf dem Gebiet der Blumenarabeske bekannte Gattin Wilhelmine von Hillern durch alle die Jahre hindurch eine treue und liebevolle Freundin geblieben ist. Im Frühjahr, mitten in der Arbeit an dem schon im Druck begriffenen „Aus eigener Kraft," kam die Ernennung meines Vaters zum Direktor des Kreis- und Hofgerichtes und damit zugleich der Umzug aus der hübschen, sonnigen, im Grünen gelegenen Wohnung in das große, kalte, sonnenlose Kreisgerichtsgebäude.

Aber während wir mitten im Umzug und Möbel und Vorhänge teilweise bereits in der neuen Wohnung waren, erkrankten wir drei Kinder an den Masern und steckten natürlich unsre Mutter mit an.

Während jedoch bei uns die Krankheit nur einen leichten Charakter hatte, wurde sie bei meiner Mutter so bösartig, daß sie zu ernsten Befürchtungen für ihr Leben Veranlassung gab.

Nur der aufopfernden und geschickten Thätigkeit unsres langjährigen Freundes und Hausarztes, des jetzigen Generalkorpsarztes von Beck, danken wir es, daß sie gerettet wurde. Der kurze Zeit nach Vollendung des Buches ausgebrochene Krieg verschlang alle Privatinteressen, in diesem Jahr war Wilhelmine von Hillerns Seele nur erfüllt von dem Gedanken an das Vaterland, von Mitgefühl für das allgemeine Elend.

Die Zeit und ihre Ereignisse waren groß und gewaltig, und so waren auch die Stimmungen und Empfindungen in den Herzen der Menschen. Aber diese Stimmungen und Empfindungen sind das allgemeine Gut der Nation, sie verklingen in einander in einem vollen harmonischen Chor, aus dem man den Einzelnen nicht heraushört.

Soll ich erzählen von dem Hoffen und Bangen vor jeder entscheidenden Schlacht, von dem Jubel der Begeisterung und dem Schmerz um die Opfer, die die große Sache verlangte? Soll ich erzählen, wie man zu helfen suchte, wo man konnte, wie man sich der Verwundeten annahm und mit den einquartierten Militärs Freundschaft schloß? Wie uns meine Mutter, als die Nachricht von der Gefangennehmung Napoleons kam, überwältigt von der Größe dieses Geschickes, um sich versammelte und unter dem Donner der Böllerschüsse und dem Geläute der Glocken ein Dankgebet zu Gott emporsandte, der unser Vaterland so gnädig beschützte? Wie die endliche Erfüllung des Kaisertraumes mit hellen Freudenthränen von uns begrüßt wurde? Das alles sind Momente, wie sie jeder Einzelne, der jene glorreiche Zeit erlebte, aufzuweisen hat.

Im Frühjahr 71 ist meine Mutter zum erstenmal wieder in Berlin, bei ihrer treuen, mütterlichen Freundin, der Geheimrätin von Keller, einer Nichte Lavaters.

Der Aufenthalt in Berlin fiel gerade in die Zeit der Rückkehr des Kaiſers, und Wilhelmine von Hillern hatte die Freude, den Einzug des greiſen Kriegsherrn in der Hauptſtadt mit erleben zu dürfen.

Daß das Wiederſehen der Stätte, wo nun das verödete Elternhaus war, einen tiefſchmerzlichen Moment im Leben meiner Mutter bildete, läßt ſich denken.

Und doch war noch ein Teil des Kreiſes aus der verſunkenen Welt vorhanden, und ſie fand in ihm wohlthuendes, freundliches Entgegenkommen und geiſtige Anregung.

Die Beziehungen zu den alten Freunden der Eltern, wie zu den Herren der geiſtigen und litterariſchen Welt, werden wieder aufgefriſcht, und über den Gräbern der Heimgegangenen ſchloſſen die Zurückgebliebenen ſich enger an einander an.

Im Frühjahr 71 entſteht die kleine Novelle: „Höher als die Kirche," ein feines, poeſievolles Miniaturgemälde, das aber von meiner Mutter regelmäßig und unbarmherzig als das Komplimentierbuch bezeichnet wird.

Das hübſche, kleine Ding: „Höher als die Kirche" wurde nun zwar durchaus nicht in dieſer Abſicht und mit dieſer Beſtimmung geſchrieben, aber es hat das Unglück, das Lieblingsbuch einer gewiſſen Spezies von Salonmenſchen zu ſein, die es teils aus Bequemlichkeit, teils aus angeborener Abneigung verſchmähen, eines der größeren Werke meiner Mutter zu leſen, die aber doch das Bedürfnis fühlen, ihr etwas Verbindliches zu ſagen.

Wem daher „Doppelleben" zu unpaſſend, der „Arzt der Seele" zu gelehrt, „Aus eigner Kraft" zu demokratiſch, die „Geierwally" zu wild, „Und Sie kommt doch" zu „kraß" oder die „Friedhofsblume" zu ſchauerlich iſt, der kauft oder leiht ſich ein Bändchen: „Höher als die Kirche" und überraſcht meine Mutter dann abends auf einem Ball oder in einer Geſellſchaft mit dem wohlthuenden Bericht, daß er ſoeben ihre „allerliebſte," kleine Novelle geleſen habe, worauf dann eine teilnehmende Freundin ſofort verſtändnisinnig beiſtimmt: „Ach ja, das iſt mir auch das liebſte von Ihren Büchern."

Wer jemals an ein Werk die Mühe und Arbeit mehrerer Jahre und ein gutes Teil Lebenskraft geſetzt hat, der wird es begreifen, wie ärgerlich es iſt, wenn man das leichtgeſchaffene Produkt einer künſtleriſchen Laune, ſei es an ſich noch ſo vollendet, über die ſchwererrungenen Geiſtesfrüchte geſtellt ſieht.

Das kleine Buch wurde für Paul Lindau, der damals noch den „Bazar" redigierte, geſchrieben und erſchien noch im gleichen Jahr, in dem es entſtand.

(Fortſetzung folgt.)

Die Religion und die moderne Geſellſchaft.

Von

Willibald Beyſchlag.

Es geſchieht nicht aus eigenem Antrieb, ſondern auf einen freundlichen und wiederholten Wunſch des Herrn Herausgebers, daß ich es wage, über ein ſo großes Thema hier das Wort zu nehmen. Es giebt wenige ſchwierigere Unternehmungen auf dem Gebiet einer „Deutſchen Revue“ als das, der Gegenwart den religiöſen Puls zu fühlen, zumal wenn man, was ich für notwendig halte, nicht bloß auf das Laute oder Leiſe, ſondern auch auf das Geſunde oder Krankhafte dieſes Pulsſchlages zu achten hat. Daß ich mir das weite Thema auf Deutſchland und auf die chriſtliche Religion in Deutſchland beſchränke, wird man ohnedies natürlich finden.

Es iſt in vielen Kreiſen, zumal in denen der ſich ſelbſt ſo nennenden Gläubigen, die Anſicht, unſere moderne Geſellſchaft ſei im Vergleich mit früheren Geſchlechtern weſentlich irreligiös. Das iſt in dieſer Allgemeinheit nicht richtig. Nehmen wir den Begriff „Religion“ in ſeinem weiteren Sinn, nicht bloß von dem bewußten und willenhaften Herzensverhältnis des Menſchen zum Überſinnlichen und Ewigen, ſondern auch ſchon von dem geiſtigen Naturzug, der dieſem Herzensverhältnis zu Grunde liegt, und von allen den Beſtänden des öffentlichen Lebens, welche von beiden mit einander hervorgebracht ſind und aufrechterhalten werden, ſo werden wir ſagen müſſen: die Religion iſt auch in unſeren Zeiten eine große geſellſchaftliche Macht. Um mit unſeren proteſtantiſch-kirchlichen Verhältniſſen zu beginnen: unſer kirchliches Leben, in den früheren Zeitläuften des Jahrhunderts tief ermattet, iſt in einer Wiedererſtarkung begriffen. Mag eine bloß gewohnheitsmäßige Kirchlichkeit, namentlich auf dem Lande, noch im fortſchreitenden Zuſammenſchmelzen ſein, in gebildeten ſtädtiſchen Kreiſen haben die leeren Kirchen ſich hundertfältig wieder gefüllt. Der Appell der neuen Kirchenordnungen, welche die Gemeinden zu einer wenn auch beſcheidenen Mitwirkung in ihren eigenen Angelegenheiten beriefen, iſt nicht vergeblich geblieben. Neue Kirchenbauten, Gemeindeſtiftungen, gottesdienſtliche Einrichtungen bezeugen im Unterſchiede von langer, träger Vorzeit den regeren Fluß des kirchlichen Lebens. — Aber auch in anderen Formen des Kulturlebens zeigt die Religion unter uns ihre Triebkraft. Wir haben eine reichliche religiöſe Litteratur und eine reichliche Nachfrage nach derſelben. Eine unermüdliche und unerſchrockene Theologie zieht fort und fort edle Talente an und ringt auch unter der Ungunſt der Zeit nach reinerer und vollerer Erkenntnis der religiöſen Wahrheit. Vor allem ſchmückt das Zeitalter vor jedem früheren der proteſtantiſchen Kirchengeſchichte ein reicher Kranz von Werken der chriſtlichen Liebe. Wir haben in dieſer Richtung eine Reihe von ſchöpferiſchen Perſönlichkeiten aufzuweiſen, die — mit den edelſten Erſcheinungen des älteren Katholizismus wetteifernd — oft bei den engſten dogmatiſchen Vorſtellungen mit weitherziger, aus dem Glauben kommender Liebe Berge zu ver-

Digitized by Google

setzen wußten, vor denen die Weisheit und Thatkraft der Weltkinder zu Schanden ward. Und derselbe Geist hat auch weitere Kreise ergriffen: kein kirchlicher, sittlicher, allgemein-menschlicher Notstand, gegen den nicht das freie evangelische Vereinswesen, dies eigentümliche Erzeugnis der letzten hundert Jahre, in einen opferfreudigen Kampf eingetreten wäre.

Zweideutigeren Charakters, aber nicht minder merkwürdig als Zeichen der Zeit, ist die Macht der Religion auf unmittelbar politischem Gebiet. Die religiösen Motive, welche im 16. und 17. Jahrhundert die Politik so gewaltig und oft entsetzlich mitbestimmt haben, schienen im 18. zu Grabe getragen: das 19. hat sie in neuer Form wieder aufleben sehen. Wir haben in Preußen seit 1848 eine wesentlich in protestantisch-aristokratischen Kreisen wurzelnde politische Partei, welche religiöse Losungen in ihr Programm aufgenommen hat; trotz mancher Schwankungen hat sie sich nicht nur bis heute ansehnlich behauptet, sondern auch in kleineren deutschen Staaten Nachahmung gefunden. In jeder Weise überboten wird sie seit der Herstellung des deutschen Reiches von einer analogen römisch-katholischen, die nicht bloß religiöse und politische Motive mit einander verbindet, sondern geradezu die Politik kirchlichen Bestrebungen dienstbar macht, und diese Partei hat sich in einem Reiche von weit überwiegender protestantischer Bevölkerung seither als die relativ stärkste der politischen Parteien zu behaupten gewußt. Sie ist Zeugnis dafür, daß die von uns für das protestantische Deutschland betonte Wiederanspannung der Kirchlichkeit in gewissem Sinne noch stärker auf katholischem stattgefunden hat. Und wenn man auch fragen darf, wieviel echte Frömmigkeit sich hinter dieser modern-katholischen Kirchlichkeit verberge, oder was die kirchenpolitischen Bestrebungen der Zentrumspartei überhaupt noch mit der Religion im ernstlichen Sinne des Wortes zu schaffen haben: das bleibt doch gewiß, daß die politische Machtstellung des Ultramontanismus unmöglich wäre ohne einen starken religiösen Untergrund im deutschen katholischen Volke.

Indes ist das alles doch nur die eine Seite der Sache.

Es ist andererseits ebenso unverkennbar, daß eine eigentümliche und mächtige irreligiöse Strömung durch die Zeit hindurchgeht. Zunächst, jene Äußerungen des kirchlichen Lebens in Deutschland, auf die wir hinwiesen, sind doch nur Sache einer bescheidenen Minderzahl. Oder, wenn diese Behauptung etwa fürs protestantische Deutschland angenommen, fürs katholische zurückgewiesen würde, so fällt für letzteres in die Wagschale, daß in seinen Kreisen die äußere Unterwerfung unter die Kirche bei innerer Teilnahmlosigkeit an ihr entschieden weiter reicht als bei uns. Kundige Stimmen aus dem katholischen Heerlager selbst sagen uns, daß religiöser Indifferentismus und naturalistischer Unglaube in demselben insgeheim viel verbreiteter sei als unter uns, selbst im Priesterstand. Umgekehrt könnte man für protestantische Kreise geltend machen, daß Unkirchlichkeit noch nicht Irreligiosität sei. Es ist wahr, nicht wenige unsrer Konfessionsgenossen, welche dem kirchlichen Leben fern stehen, haben sich eine Art von Privatreligion bewahrt, die in ihrem Leben, Leiden und Sterben zuweilen ergreifend zu Tage tritt: immerhin wird nicht zu leugnen sein, daß dies Vermissenlassen des so tief in der Natur

des religiösen Lebens begründeten Äußerungs- und Gemeinschaftstriebes einen — wenn auch vielleicht mehr auf Rechnung des Zeitgeistes als des Einzellebens kommenden — matten Pulsschlag desselben bezeugt.

Und nun kommen die zahlreichen positiven Anzeichen und Eingeständnisse einer geradezu irreligiösen Zeitstimmung hinzu, von denen wir nur die hauptsächlichsten kurz andeuten wollen. Einmal, wir haben große politische Parteien, bei denen nie eine Würdigung der Religion als wesentlichen Faktors geistig-sittlicher Volksgesundheit hervortritt; die die Religion immer nur als pseudopolitische Macht oder aber als pure Privatsache und Privatmeinung, deren objektive Wahrheit und Berechtigung durchaus dahingestellt bleibt, behandeln. Auch der edlere und besonnenere Liberalismus, der nach wie vor im ganzen die Besten unseres Volkes umfaßt, pflegt das Thema der Religion als ein noli me tangere zu behandeln: anscheinend umsonst haben geist- und charaktervolle Schriftsteller, wie in den vierziger Jahren der verewigte Hundeshagen und noch unlängst der ehemalige Sekretär des Nationalvereins in seiner Schrift „der christliche Glaube und die menschliche Freiheit", ihm diesen schwachen Punkt seiner Weltanschauung und Wirksamkeit vorgehalten. — Weiter, wenn unsere Kunst ein Spiegel des Nationalgeistes sein soll, so ist sie ein trauriger. Religiöse Motive spielen in ihr neuerdings nur noch eine ganz geringe Rolle; die großen Konzeptionen einer religiösen Malerei, wie Cornelius und seine Genossen sie hegten, sind ein Frühling ohne Sommer geblieben; eine ideenlose, nur auf Sinnenreiz und technische Virtuosität ausgehende Richtung macht sich immer breiter, und aus was für Schmutzquellen dieselbe mitunter Begeisterung zu trinken sucht, hat ein in peinlicher Erinnerung befindlicher Berliner Skandal offenkundig gemacht. — Täuschen uns unsre allerdings sehr bruchstücklich gemachten Wahrnehmungen nicht, so steht es kaum besser um unsere gegenwärtige poetische Produktion. Wie wenig Nachfolge hat doch der letzte unsrer Dichter im Vollsinn des Wortes, Emanuel Geibel, in dem reinen, frommen Grundton seiner Dichtung gefunden! Wie haben sich, als der alte Vischer sein bemitleidenswertes „Mein Herz, es giebt keinen Vater im Himmel, — Sei darüber im Reinen" verlautbarte, unsere belletristischen Blätter beeifert, unter seinen poetischen Geständnissen gerade dies atheistische auf hohen Leuchter zu stecken! Aber widerwärtiger als diese Desperation eines schiffbrüchigen Greises ist die Frechheit einer poetischen Demi-monde, die mit der Religion gebrochen hat, weil sie mit der Moral gebrochen hat, und die ihre Lüderlichkeiten legitimiert zu haben glaubt, wenn sie sie in eine ad hoc angequälte darwinistische Weltanschauung einrahmt. Und diese Sorte von Poeten rangiert heute bei uns gleichwohl in der guten Gesellschaft. — Was sollen wir vom Verhältnis — nicht unserer strengen und ebendarum unpopulären, aber unserer populärisierenden wissenschaftlichen Litteratur zu Religion und Christentum sagen? Von allen neueren philosophischen Schriften sind die pessimistischen mit ihrem prinzipiellen, fast wahnwitzigen Widerspruch gegen jeden frommen Glauben am eifrigsten gelesen worden; sie haben eine Reihe von Stereotypausgaben gefeiert. Mit welcher kalten Seelenruhe und Selbstgewißheit namentlich populärisierende Naturwissenschaftler eine atheistische Weltanschauung

ausbieten, ist bekannt. Mag diese Seelenruhe und Selbstgewißheit bei manchem der zunächst ums Geld schreibenden Herren auch eine affektierte sein, so zeigt sie doch, nicht nur was sie dem deutschen Publikum bieten zu dürfen glauben, sondern auch womit sie ihm zu gefallen hoffen. Als David Strauß, als Schiffbrüchiger schließlich auch auf diesen Klippen angelangt, in seinem letzten Buche die Frage „Sind wir noch Christen? mit einem runden Nein, die andere: „Haben wir noch Religion?“ mit einem „je nachdem man's nimmt“ beantwortete, verstand er unter jenem „Wir“ eine große und täglich wachsende Gemeinde von Gelehrten, Kaufleuten, Gutsbesitzern, Militärs, die er hinter sich wußte. Er hätte eine noch viel größere Gemeinde hinzuzitieren können, die er aus purem Bildungsaristokratismus wegließ, die Myriaden der Sozialdemokratie, welche mit denselben Mitteln einer mißbrauchten Naturwissenschaft geradezu zum Haß gegen Gott, wie ihn ihre Brandschriften und Schandlieder verkündigen, einexerziert sind.

Allerdings gilt es behufs einer besonnenen Veranschlagung solcher Zeichen der Zeit eins nicht zu übersehen: das außerordentliche Maß von öffentlicher Freiheit, welches in bezug auf Kirchlichkeit oder Unkirchlichkeit, Bekenntnis oder Leugnung religiöser Wahrheiten und überhaupt in bezug auf jegliche Art von Gedankenvortrag und Gesinnungsäußerung heutzutage im Unterschiede von früheren, noch nicht lange vergangenen Zeiten besteht. Was in früheren Zeiten aus Furcht vor Bann und Acht im tiefsten Schrein der Brust verborgen bleiben mußte, was noch in unserer Väter Tagen vor Gesetz und Polizei nur leise zu flüstern wagte, das tritt heute, und wenn es das Ungeschlachteste und Ungewaschenste wäre, mit der ganzen Ungeniertheit des Erlaubten, ja mit der Maßlosigkeit des Sklaven, der die Kette gebrochen hat, auf den Markt des Lebens heraus. Ist hierdurch die Ansteckungsmacht der Gottlosigkeit unleugbar gesteigert worden, so doch nicht minder der sittliche Wert des religiösen Bekenntnisses, das heute weniger als in Jahrhunderten für ein erzwungenes gelten kann. Ja, die Ablehnung auch nur des offenen Bruches mit Religion und Kirche gewinnt unter solchen Umständen einen gemessenen Wert. Es war doch symptomatisch und hat dem Verfasser des „alten und neuen Glaubens“ einen tiefen Eindruck gemacht, daß, als er im Namen jener unzähligen „Wir“ sein atheistisches Glaubensbekenntnis ausgesprochen hatte, die „Wir“ stille blieben und dagegen nahezu alle Stimmen der öffentlichen Meinung nicht zu denselben gehören wollten; auf diesen religiösen Radikalismus wollte das gebildete Deutschland denn doch nicht Ja und Amen sagen. Wiederum als vor zwölf Jahren das Zivilstandsgesetz jedermann die Möglichkeit eröffnete „außerhalb des Schattens der Kirche zu leben und zu sterben,“ da haben die höheren Stände von derselben keinen und die niederen doch nur einen sehr beschränkten und seitdem immerfort abnehmenden Gebrauch gemacht; selbst die Sozialdemokraten haben, darin vielleicht ihren Frauen mehr gehorchend als ihren Führern und Verführern, der ausgegebenen Losung aus der Kirche auszutreten größtenteils *nicht* gehorcht. Gewiß ist das nicht aus rein religiösen Motiven geschehen; die soziale Macht beider Kirchen, zumal aber der katholischen, welche die staatlich gewährte Glaubens- und Gewissensfreiheit für *ihren* Bereich nahezu illuso-

risch zu machen weiß, hat ohne Zweifel einen großen Anteil daran. Ein „Rest von kindlichem Gefühle“ hat dennoch mächtig mitgewirkt: den Sprung ins Leere, ins religiös Bodenlose scheut die weit überwiegende Mehrheit unseres Volkes doch. Nur scheut sie gleichzeitig ebenso die entschiedene Hingabe an den Glauben ihrer Kirche als auch einen Sprung ins Dunkle, Ungewisse. Und damit dürften wir auf den eigentlich durchschlagenden Punkt im Verhältnis des gegenwärtigen Deutschland zum Christentum gestoßen sein. Der entschlossene Unglaube verfügt ebenso wie der entschlossene Glaube doch nur über eine Minorität; die große Mehrheit unseres Volkes nimmt, und zwar in allen seinen gesellschaftlichen Schichten, eine *mittlere* Stellung ein. Sie möchte nicht irreligiös sein und vermag auch nicht recht religiös zu sein; sie befindet sich den überlieferten Erscheinungen der Religion sowie den ihr entgegengesetzten Geistesmächten der Zeit gegenüber in einem Schwanken zwischen Glauben und Unglauben, mit einem Worte auf einem mehr oder weniger *skeptischen* Standpunkt.

Diese Thatsache gilt es, ehe man sie beklagt oder verklagt, geschichtlich zu *verstehen*. Ihre Gründe liegen in unserer Kulturgeschichte von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an. Es hat im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts im abendländischen Geistesleben, und im deutschen insonderheit, ein großer Bruch stattgefunden zwischen dem kirchlichen Bestand und dem fortschreitenden Geiste. Wie dieser Bruch weiterhin zurückgeht auf die Geschichte unserer Reformation, auf deren in Wechselwirkung stehende äußere Vergewaltigung und innerlich verkümmerten Halb-Vollzug, das nachzuweisen würde hier zu weit führen. Genug, *die* Thatsache liegt vor und wird von keinem Kundigen bestritten: in beiden Konfessionen entweicht im achtzehnten Jahrhundert aus dem kirchlichen Lehren und Walten der lebendige Geist, der dasselbe geschaffen und bis dahin getragen hat, und das zwei Jahrhunderte hindurch wesentlich religiöse und kirchliche Gepräge des abendländischen Lebens weicht einem weltlichen. Nicht als hörte das religiöse Leben in Deutschland damit zu pulsieren auf; aber teils flüchtet es — pietistisch — in eine weltfremde einseitige Gefühlsexistenz, teils schließt es — rationalistisch — mit den neu aufkommenden Geistesmächten einen Kompromiß, der ihm gestattet die neue Entwicklung in reduzierter Gestalt zu begleiten; — die Führung des nationalen Geisteslebens gibt es in beiderlei Formen auf. Diese übernimmt gemäß den allgemeinen Lebensbedingungen der Zeit zuerst die idealistisch gerichtete große deutsche Poesie und Philosophie, in ihrem Idealismus an ihre Abkunft von Christentum und Reformation noch stark gemahnend, aber doch vielfältig im Sinne des Goetheschen Spruches wirkend: „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, hat auch Religion.“ Zwar fiel mitten in diese poetisch-philosophische Blütezeit, von der tief erschütternden nationalen Not und Errettung hervorgerufen, ein großer Ansatz religiöser Erweckung und Erneuerung; aber unter den Nachtfrösten, die den Frühling der Freiheitskriege dämpften, verkümmerte er und vermochte den Fortgang jener weltlichen Geistesströmung nicht zu durchbrechen. Nach dem Abblühen unserer großen Dichtung übernahm die Philosophie allein die weitere Führung, und der Idealismus derselben, in Kant und Fichte von hohem sittlichen

Pathos, ward je länger je einseitiger intellektualistisch. Endlich schlug das letzte große System mit seiner Vergötterung des logischen Denkens aus anscheinend konservativer Verklärung alles Bestehenden in ein kritisches Zerdenken aller religiösen, sittlichen und geistigen Bestände um, und so machte der verweltlichte Idealismus, nachdem er vollständig abgewirtschaftet, im deutschen Geistesleben einem Realismus Platz, der stark naturalistische und materialistische Züge entwickelte. Der schließlich an seiner eigenen Existenz irregewordene Geist war reif, in den Abgrund der großen Natur zu versinken, die gleichzeitig durch die Fortschritte der Naturwissenschaften in ihrer ganzen Herrlichkeit sich ihm aufthat. Ferne sei es von uns, dem Jahrhundert die Gabe jenes unvergleichlichen Naturſinnes zu schelten, der es in der erkennenden wie praktisch verwertenden Bewältigung der Schöpfungswerke wohl über jedes frühere Zeitalter erhebt: ist es doch die Erfüllung eines uralten religiösen Segenswortes, „Machet euch die Erde unterthan," die sich darin vollzieht. Aber traurig ist es, wenn ein in die Schule des Christentums und der Reformation gegangenes Volk so wenig festen Fuß in der Welt des ewigen Geistes gefaßt hat, daß der Zauber der großen Natur es wie einst die Völker im Kindesalter der Menschheit widerstandslos überwältigen und zu einem neuen, schlimmeren Heidentum fortreißen kann. Nur ein einziger Zug in unserem Zeitalter war stark genug, um ebenso wie der Naturzug das Gesamtleben in seinen Tiefen zu bewegen, der politische, patriotische, und auch dieser konnte der naturalistischen Versuchung nicht steuern. Zwar auch der Patriotismus ist eine Form des Idealismus, auch Recht und Staat sind ethische Ideen, die ohne Glauben an die Realität einer übersinnlichen Welt schließlich nicht zu halten sind. Aber niemals — dafür ist vor allem das antike Römertum Zeuge — haben sie für sich allein den Menschengeist angehalten sich in seine ewige Heimat zu vertiefen, und so zieht auch heute die Arbeit am Staate, dieser neuerwachte, mächtige Trieb des deutschen Geistes, die besten Geister der Nation viel mehr von den religiösen Fragen ab als zu ihnen hin. Schon wird auch der Versuch gemacht, die Staatsidee zu naturalisieren und zu darwinisieren, sie nicht mehr mit dem Apostel Paulus auf Gott, sondern auf den Naturinstinkt zurückzuführen; ganz anständige Schriftsteller haben uns neuerlich auf den Bienenstock und den Ameisenhaufen als auf die Lösung des politischen Mysteriums hingewiesen, — die richtige Staatsphilosophie, um dem praktischen Tierstaat der Sozialdemokratie die Wege zu bahnen. — Vergegenwärtigt man sich alle diese mächtigen Geister, die seit mehr als hundert Jahren auf den deutschen Christenglauben einstürmen und teils die geschichtlichen Ausprägungen desselben, teils die letzten Gründe aller Religiosität befehden, dann begreift man nicht bloß die skeptische Grundstimmung, die heutigentages in Deutschland waltet, nein, dann wundert man sich, daß es mit der Religiosität in Deutschland noch nicht weit schlimmer bestellt ist. Es spricht für den tief religiösen Zug des deutschen Gemüts, es spricht für die stille Nachhaltigkeit jener in den Anfängen des Jahrhunderts entstandenen religiösen Erweckung, daß der Bruch mit Religion und Christentum im deutschen Herzen trotz alledem keine vollzogene Thatsache ist.

Aber die Gefahr dieses Bruches ist da; sie ist unleugbar, dringend; der religiöse Glaube im deutschen Volke ist, die Sache im großen und ganzen genommen, zwischen Leben und Sterben, ein glimmendes Docht. Was es damit auf sich habe, das mögen die gebildeten und tonangebenden Kreise unseres Volkes sich von einem weltlichen Propheten sagen lassen, auf den sie sonst vor Tausenden gerne hören. „Das eigentliche, einzige und tiefste Problem der Weltgeschichte, dem alle anderen untergeordnet sind, — sagt Goethe in den Anmerkungen zum Westöstlichen Divan — bleibt der Konflikt des Unglaubens und des Glaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt. Alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanze prahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich niemand gern mit der Erkenntnis des Unfruchtbaren abquälen mag.“ Wie sollte es auch anders sein? Der Glaube im weitesten, allgemein-religiösen Sinne, wie ihn Goethe hier meint, der Glaube an die höchste Realität und den allein unbedingten Wert einer übersinnlichen, idealen Welt, ist ja die Triebkraft alles wahrhaft Großen, das in dieser Welt der Sinne geschieht; in jener übersinnlichen Welt und in ihr allein hat der Mensch den Archimedespunkt, von dem aus er die Sinnenwelt um sich her und die Sinnenwelt im eignen Herzen aus den Angeln zu heben vermag. Schon das Sittengesetz an sich, diese tragende Macht alles Menschenwürdigen, zerrinnt und zerstiebt, sobald es nicht mehr als Offenbarung jener höheren Welt geglaubt wird: aus der Natur oder der Kultur hergeleitet verliert es sofort seine Unbedingtheit, seine Heiligkeit und damit seine Wahrheit und verbindliche Kraft. Wievielmehr können die Kräfte, ihm Genüge zu thun, die Antriebe zu jenen Thaten, welche das Gepräge nicht des Egoismus, sondern der Selbstverleugnung, der Liebe und des Opfers tragen, — und nur solche Thaten sind wahrhaft fruchtbar und groß — allein aus jener höheren Welt entnommen werden, aus dem Glauben, daß in der Uebereinstimmung mit ihr das allein wahre Glück des Menschenherzens und die Vergütung für alle seine Opfer liege. Und diese Gesetze sittlicher Weltordnung, welche für jeden echten Glauben gelten, werden sich da am herrlichsten und segensreichsten erfüllen, wo der allgemein-religiöse Glaube sich als positiv-christlicher erfüllt, d. h. wo als jene Idealwelt eine ewige, den Menschen an ihr Herz ziehende Vaterliebe, und als deren vollkommener, herzerobernder Bürge Christus erfaßt wird. Oder was könnte für die innerste Artung und Richtung des Menschenherzens tiefer greifen als die Frage, ob ihm das letzte Geheimnis des Daseins ewige, heilige Vaterliebe ist oder bewegte Materie, das sinn- und herzlose Prinzip der Selbstsucht? Jene Antwort wird das Herz beflügeln, adeln, von seiner natürlichen Selbstsucht reinigen und dem höchsten Ideal entgegenbilden; diese wird es in den Staub und Schmutz hinunterziehen, es brutalisieren. Aber auch da, wo weder die eine noch die andere Antwort erfolgt, wo auf die letzte Frage des Menschengeistes nur das trostlose Achselzucken des Zweifels Bescheid giebt, werden die besten

Springfedern des Herzens, die wichtigsten Impulse der sittlichen Charakterbildung gelähmt sein. Der Zweifler, sagt die Schrift — nicht von dem ernsten Wahrheitssucher, sondern von dem Menschen, der keinen festen Grund und Halt in Gott hat — ist wie die Meereswoge, die vom Winde hin- und hergeworfen wird. Wo das Herz keiner übersinnlichen Welt als seiner ewigen Heimat gewiß ist, da tritt an die Stelle der königlichen Freiheit, mit welcher der Gläubige der Sinnenwelt gegenübersteht, unwiderstehlich die Hingebung an das endliche Dasein als das allein sichere, und ebendamit an die Stelle der stählenden Hoffnung und opferfreudigen Liebe, die dem Glauben entspringen, die sittliche Unsicherheit, die Trägheit, die Genußsucht, die Selbstsucht in ihren gröberen oder feineren Formen; kurz, alles das, was — abgesehen von der Verderbung der eigenen Seele — Völker und Staaten von jeher untergraben und zu Grunde gerichtet hat. Wohl werden viele unserer Zeitgenossen durch jene noble Inkonsequenz, deren das Menschenherz gottlob fähig ist, von den positiven äußersten Folgerungen ihrer inneren Haltlosigkeit zurückgehalten, — aber doch eben nur zurückgehalten: positiv schöpferisch kann dieselbe nie werden, und immer wird es entscheidende Punkte geben, an denen sie strauchelt. Nicht zufällig, sondern vermöge innerer Notwendigkeit sind es durchweg Glaubensmenschen gewesen, denen wir unsere nationale Wiedergeburt und Neuerhebung auch in diesem skeptischen Jahrhundert verdanken, die Stein und Arndt und die zum Teil Nochlebenden, durch welche deren Werk ein halbes Jahrhundert später gekrönt worden ist. Wenn es nun wahr ist, daß Reiche nur durch dieselben Mittel erhalten werden können, durch die sie begründet worden, und wenn die inneren Lebensfragen, welche alsbald nach der Lösung der äußeren Existenzfrage in den Vordergrund treten mußten, noch ungleich mehr als diese die lebendige Mitarbeit aller fordern, wessen darf sich die deutsche Zukunft bei der inneren religiösen Zerfahrenheit des gegenwärtigen Geschlechtes getrösten?

Und doch ist diese skeptische Zerfahrenheit der Mehrheit unseres Volkes das schlimmste Zeichen der Zeit noch nicht. Schlimm sind Massenerkrankungen: aber schlimmer ist's, wenn auch die Ärzte mitergriffen werden, oder wenn die Heilmittel verfälscht oder verdorben sind. Wäre alles, was gegenwärtig in Deutschland unter der Flagge des Glaubens segelt, gesund und ächt, warum sollten die alten großen Verheißungen „Ihr seid das Salz der Erde; ihr seid das Licht der Welt" sich nicht von neuem erfüllen? Was das arme, kulturschmucklose Evangelium der an weltlichen Bildungselementen überreichen, in religiöser Hinsicht noch tieferer Skepsis verfallenen alten Welt gegenüber vermocht hat, warum sollte es das der modernen Welt gegenüber nicht vermögen, der es unerschöpft und unersetzt gegenübersteht? Aber es giebt auch ein „dumm gewordenes Salz," ein „unter den Scheffel gestelltes Licht." Unser Verhängnis ist die reaktionäre Art und Weise, in der die kirchliche Vertretung des Christentums den seit hundert Jahren entwickelten weltlichen Geistesmächten gegenübertritt. Es ist ja naturgemäß, wenn die Kirchen gegen die inzwischen mächtig gewordene irreligiöse Strömung reagieren; aber wenn sie das nicht thun auf dem Wege ihrer eigenen Reform, wenn sie der

Welt nichts Anderes zu bieten haben als eben das, wovon der fortschreitende Geist vor hundert Jahren sich unbefriedigt abwandte, ja wenn derselbe Grundfehler, der dem weltlichen Zeitgeist anhaftet, der falsche ins Materialistische spielende Realismus, auch der Religion eingeimpft wird, um einen Dämon durch den andern auszutreiben, dann soll man sich doch nicht wundern noch beschweren, daß man des Zeitgeistes nicht Herr wird. Das schlimmste Zeichen der Zeit ist, wenn wir es auf den schärfsten Ausdruck bringen, daß der Glaube den Aberglauben zu Hülfe ruft, um den Unglauben zu überwinden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Aesthetik der Sprachen.

Ein neues Gebiet des Naturschönen.

Von

Hermann Brunnhofer.

Die Begeisterung für das Naturschöne, jene bald innig schwelgende, bald enthusiastisch überströmende Freude am stillen Weben oder gewaltigen Aufbrausen der Naturmächte, ist seit Alexander von Humboldts Darstellung der Geschichte des Naturgefühls im zweiten Bande seines Kosmos als das kennzeichnende Merkmal der merkwürdigen Geistesrichtung erkannt worden, welche nach dem Untergange der antiken Weltanschauung unter dem verinnerlichenden Einflusse des Christentums schon im frühen Mittelalter Wurzel zu fassen begann. Freilich erst zur Zeit des Wiedererwachens der europäischen Menschheit schoß diese Fähigkeit der Nachempfindung des Naturschönen kräftig in Saft, um dann nach zwei Jahrhunderten in den hinreißenden Landschaftsschilderungen Rousseaus oder des jungen Goethe sich zur üppigsten Blütenpracht zu entfalten. Aber jene Ergriffenheit des Gemüts, in welche der moderne Mensch beim Genusse des Naturschönen, gleichsam wie von magischen Kräften umschlungen, gerät, ist bis jetzt von der ästhetischen Forschung noch ganz übersehen worden, auf einem Gebiete, das überreich ist an Eindrücken, welche sich der Seele auf Schritt und Tritt und unter allen Völkern und Zonen von Jugend auf unauslöschlich einprägen. Diese bis jetzt von der Forschung noch unentdeckte Terra firma des Naturschönen ist die Sprachenwelt. Wir betrachten hier die Sprache nicht sowohl als Offenbarerin des Geisteslebens, sondern vielmehr rein im Sinne ihrer lautphysiologischen Beschaffenheit als Erzeugnis der menschlichen Sprechorgane.

Wie die antiken Völker, als ganze Naturen mitten in der Natur stehend, den Begriff der Natur als einer dem menschlichen Geiste gegenüberstehenden Macht nicht gewannen, so gelangten sie niemals zu der Freiheit der Empfindung, welche den Klang der eigenen Sprache, geschweige denn der Fremdsprache, mit

dem Gefühl des Widerwillens oder aber des innigen Wohlgefallens auf sich zurückwirken läßt. Das Wesen der Sprache, als schwebend zwischen der Welt des Geistes und der Natur, blieb den Alten zu jeder Zeit fremd; weder Griechen noch Römer waren jemals imstande, entweder ihre eigene oder nun gar eine Fremdsprache gleichsam als reines Lautaggregat und insofern als Naturprodukt aufzufassen. Unsere Freude an der Klangfülle des Italienischen wäre den Trägern des antiken Geistes unbegreiflich gewesen. Die Unverständlichkeit der Fremdsprache stand für den kindlichen Sinn des griechisch-römischen Altertums auf einer Stufe mit deren lautlichen Widerwärtigkeit. Es sind uns einschlägige Äußerungen der Alten in genügender Anzahl überliefert, um ihre Unfähigkeit, irgend eine Fremdsprache nach ihrem Lautcharakter zu beurteilen, außer Frage zu stellen.

Herodot, der Vater der Geschichtsschreibung, erzählt uns in seinem ethnologischen Kosmos von den Troglodyten Afrikas, sie gebrauchten eine Sprache, welche mit keiner anderen Ähnlichkeit habe, sondern sie zischten wie die Fledermäuse.[1]) Ganz mit diesem Urteil übereinstimmend erklärt der neupythagoräische Philosoph Porphyrius im dritten Jahrhundert nach Christus, die Sprachen der Fremdvölker klängen je in den Ohren der anderen wie das Krähen der Kraniche.[2]) Selbst wo den Alten die Fremdsprache gesungen entgegentönt, vermögen sie die Herbigkeit ihres Urteils über dieselbe nicht zu mildern. Curtius Rufus erwähnt in seiner Geschichte Alexanders des Großen, der Makedonierkönig habe nach der Niedermetzelung von Persepolis die gefangenen Weiber in ihrer Sprache singen lassen, welches aber den fremden Ohren geschmacklos und schauderhaft geklungen.[3]) Ähnlich urteilt der Alexander des sinkenden Heidentums, Kaiser Julian, über den Gesang der Germanen, die er über den Rhein zurückgedrängt hatte. „Ich sah die Barbaren jenseits des Rheins; wild tönte das Wort ihrer Lieder, nicht anders als das Gekreisch heftig schreiender Vögel, und doch haben sie Freude an ihren Gesängen."[4]) Ein solches Urteil klingt uns um so härter, als das Althochdeutsche des vierten Jahrhunderts, soweit wir dasselbe aus den Denkmälern der nachfolgenden Jahrhunderte zu erschließen vermögen, ja noch viel prachtvoller geklungen haben muß, als die paar althochdeutschen Gedichte, die uns aus dem karolingischen Zeitalter erhalten geblieben sind, vermuten lassen. Denn wie wunderbar hell und klar tönt für uns noch die Sprache von Ulfilas Westgoten! Doch mögen wir uns dieses abschätzigen Urteils über die Sprache unserer Vorfahren getrösten im Hinblick auf ganz ähnlich absprechende Äußerungen unserer

[1]) Herodot IV, 183: (Τρωγλοδύται) τετρίγασι καθάπερ αἱ νυκτερίδες.

[2]) Porphyrius de abstinentia (ed. Nauck), Lib. III, 25: ὅσα κλαγγῇ γεράνων ὁ τῶν ἑτέρων τοῖς ἑτέροις ἦχος προσπίπτει.

[3]) Curtius Rufus, De rebus gestis Alex. Magni, Lib. VI, 2, 5: non contentus artificum, quos e Graecia exciverat, turbas quippe capttvae jubebantur suo ritu canerre inconditum et abhorrens peregrinis auribus carmen.

[4]) Julian im Anfang des Misopogon, Τl. 1 (Lps., 1696), pag. 337, C: Ἐθεασάμην τοὶ καὶ τοὺς ὑπὲρ τὸν Ῥῆνον βαρβάρους ἄγρια μέλη λέξει πεποιημένα παραπλήσια τοῖς κρωγμοῖς τῶν τραχὺ βοώντων ὀρνίθων ᾄδοντας, καὶ εὐφραινομένους ἐν τοῖς μέλεσιν.

unmittelbaren Gegenwart über Sprache und Geſang aſiatiſcher Steppenbewohner. So wird z. B. die Sprache der Aetas, eines Papuaſtammes auf den Philippinen, als beſonders rauh beſchrieben, „gleich dem Zwitſchern der Vögel.“[1]) Ähnlich urteilt Vambery über das Turkmeniſche. „Höchſt intereſſant, ja unvergeßlich ſind mir die Szenen,“ ſchreibt der deutſch-ungariſche Reiſende im Jahre 1862, die ich (in Turkeſtan) erlebte, wenn bei Feierlichkeiten oder ſonſtigen Abendunterhaltungen ein Bachſchi die Verſe Muchdumkuli's (des turkmaniſchen Nationaldichters) rezitierte. In Etrek war es, wo einer dieſer Troubadours ein Zelt nahe an dem unſrigen hatte, und da er uns abends mit ſeinem Inſtrument beſuchte, ſo ſcharten ſich auch bald einige junge Leute um ihn, und er mußte einige Heldenlieder zum beſten geben. Sein Lied beſtand aus gewiſſen rauhen Kehllauten, die wir eher für ein Geröchel als für einen Geſang halten mochten, und die er anfangs mit ſanften, ſpäter, wenn er in Feuer kam, mit wilden Saitenſchlägen begleitete.[2]) Nun iſt das Turkmeniſche, wie der türkiſche Sprachſtamm überhaupt, reich an wohlklingenden Vokalen, ja die Harmonie der Vokale bildet ein Grundgeſetz der ſämtlichen Turkſprachen, und der das Turkmeniſche ſo wegwerfend beurteilende Kritiker ſpricht das ſtammverwandte Magyariſche von Jugend auf! Die Rache bleibt nicht aus. Wie wir über die Fremdſprache urteilen, ſo urteilt die Fremdſprache über uns. Philiſter über dich, Simſon! Nach Merensky, dem Superintendenten der Berliner Transvaalmiſſion in Südafrika,[3]) ſagen die Baſuthos von der deutſchen Sprache, ſie ſei wie Vogelgezwitſcher! Dieſe Hottentotten urteilen eben über unſere Mutterſprache ähnlich wie jener Skythenkönig Ateas, von welchem uns Plutarch erzählt, über griechiſches Flötenſpiel. Als ihm Ismenias, der beſte Flötenbläſer ſeiner Zeit, gefangen vorgeführt wurde, befahl er ihm, zu flöten. Während nun die anderen in Bewunderung aufgingen, ſchwor der König ſelbſt, weit angenehmer als dieſes Flötenſpiel klinge ihm das Gewieher ſeines Pferdes.[4])

Es iſt bemerkenswert, daß innerhalb dieſer gegenſeitigen Selbſtbeurteilung der Sprachen die Hottentotten am vorlauteſten ſich äußern. Ein Volk, das in tieriſchen Schnalzlauten ſpricht, hat kein Anrecht, die Sprache eines ihm die erſten Anfänge der Geſittung bringenden Kulturvolkes von oben herab zu beurteilen. Gehen wir aber dieſer Hottentottenkritik näher auf die Spur, ſo finden wir, daß gerade die Krüppelſprachen, ſowie die Wildfänge unter den Kulturſprachen, die Mundarten, ſich am gezierteſten ſpreizen und überſchätzen. Die Sprache der Basken, das Enskara, heißt: die Sprache der Beller, alſo die Hundeſprache, es iſt das offenbar eine den Basken von außen aufgebrannte Bezeichnung, aber das Enskara ſelbſt gilt in den Augen der es als Mutterſprache Sprechenden als unmittelbar von Gott geſchaffen, während alle andern Sprachen, das Franzöſiſche, Katalo-

[1]) Müller, Friedr., Allgem. Ethnogr., S. 110.

[2]) Reiſe in Mittelaſien, S. 258.

[3]) Beiträge zur Kenntnis Südafrikas, S.. 76.

[4]) Plutarch (Francof. 1620), Tl. II (Non posse suaviter vivi secundum Epicurum) pag. 1095, F: Ἀτέας, Σκυθῶν βασιλεὺς, Ἰσμηνίαν, τὸν ἄριστον αὐλητὴν, λαβὼν αἰχμάλωτον, ἐκέλευσεν αὐλῆσαι, θαυμαζόντων δὲ τῶν ἄλλων, αὐτὸς ὤμοσεν ἥδιον ἀκούειν τοῦ ἵππου χρεμετίζοντος.

nische, Spanische Erfindungen von Menschen sind, welche gesündigt haben und keine Einsicht besitzen.[1]) Wie diese letzten Überreste des mächtigen Volkes der Iberer, so urteilt ein ebenso zur Nichtigkeit herabgesunkenes Völkchen der Ostsee über die Herrlichkeit seines eigenen und die Verworfenheit jeder Art von Fremdsprache. Nach den Überlieferungen der Esthen hat Allvater einst in einem Kessel mit Zauberwasser die Sprachen und Sitten der verschiedenen Völker gekocht. Bevor das Feuer brannte, verlieh aber Gott den geliebten Esthen seine eigene Sprache, während er die Deutschen und Russen sich ihre Sprachen im Gebrodel des Kessels brauen ließ.[2]) Nicht weniger eitel sind die niederdeutschen Mundarten. Der Flamländer Goropius Becanus läßt unsere Voreltern im Paradiese flämisch reden,[3]) und Dr. Röntsch leitete 1830 die Deutschen aus dem Kaukasus als dem „Gau der Asen" (Gau-k-Asus) und dem Taurus her, wo das Paradies gelegen, d. i., a „paar Deits," das erste Paar Deutsche.[4])

Nichts ist begreiflicher als die tausendfach sich wiederholende Thatsache, daß der Unterdrückte oder, weil er sich inferior fühlt, der sich unterdrückt *Wähnende*, dem Ärger seines Herzens dadurch Luft macht, daß er den ihm Überlegenen herabsetzt. Nur der freie Mensch hat ein gerechtes Urteil, und nur der moderne Mensch, der Anteil hat an der europäischen Kultur, ist ein freier Mensch, insofern nur *seine* Weltanschauung und damit auch nur *seine* Empfindung nicht mehr eingefargt ist in den engen Rahmen der Nationaleitelkeit. Aus diesem Grunde ist es denn auch nur dem Menschen *europäischer* Bildung möglich geworden, den Klang der Fremdsprache so auf dem Resonanzboden der eigenen Empfindung austönen zu lassen, als ob es ein Tonstück wäre. Daher denn auch die Fülle von interessanten Urteilen, die wir da und dort verstreut bei modernen Autoren über den Eindruck lesen, den eine Fremdsprache auf ihre Ohren hervorgebracht hat. Beginnen wir im fernen Osten mit dem malayischen Sprachstamm! Schon Georg Forster fand die Sprache der Otaheitier weich und melodisch, voller Selbstlauter und daher leicht zu erlernen[5]). Und einer der neuesten deutschen Weltumsegler fällt über das Malayische das Urteil: „Sowohl in Singapur, wie überhaupt in allen Küstenorten Ozeaniens, dient die malayische Sprache für den allgemeinen Verkehr. An und für sich wortarm, mit einer an die Sprache der Kinder erinnernden Satzbildung, stellt sie die menschliche Sprache in einer ihrer ersten Entwickelungsstufen vor; an Wohlklang überbietet sie jedoch selbst das Italienische und Spanische[6]). Ganz anders dagegen lautet derselben Reisenden Urteil über die Sprache der den Malayen an Kultur doch hoch überlegenen Siamesen. Das Siamesische, wie alle hinterindischen Sprachen, bildet mit dem

[1]) Pott, Wilhelm von Humboldt und die Sprachwissensch. Bd. 1, S. CXVI.

[2]) Pott, Ungleichheit menschl. Rassen, S. 88 Anm., wo die Quellen der Sage angegeben sind.

[3]) Pott, W. v. Humboldt und die Sprachw., Bd. 1, S. CXVII.

[4]) Kuhns Zeitschr. f. vergleichende Sprachforschg., Bd. 5, S. 229.

[5]) Cooks Reise um die Welt, Bd. 2 (1792), Seite 95.

[6]) Lehnert, Um die Erde, Bd. 1 (1877), Seite 166.

Tibetaniſchen eine eigene Gruppe innerhalb der einſilbigen Sprachen, und der Eindruck, den das Siameſiſche auf das gebildete Gehör von Europäern hervorbringt, iſt deshalb zugleich für die ganze Sprachengruppe gültig. „Die Sprache der Siameſen klang unſeren an ihre Laute nicht gewöhnten Ohren recht unmelodiſch, was wohl das Vorkommen vieler Gaumenlaute verurſacht haben dürfte, die übrigens auch die Ausſprache ſehr ſchwierig machen. In vielen Fällen kann man ſich nur durch eine richtige Betonung der Worte verſtändlich machen, z. B. Kei Kei Kai Kai? Wer verkauft Hühnereier?“[1]).

Mit dieſen indochineſiſchen Sprachen zeigen die nächſte, wenn auch weit abliegende Verwandtſchaft die mongoliſch-finniſchen Sprachen. Die allgemeinſte Verbreitung genießt vermöge der herrſchenden Weltſtellung der ſie ſprechenden Nation die türkiſche Sprache. Sie dient als lingua franca von den Syrten bis zum Behringsmeer und vom Hindukuſch und Altai bis hinüber zum Kaukaſus und Ural. Burnes, der zu Anfang dieſes Jahrhunderts Zentralaſien bereiſte, bemerkt von ihr: „Das Türkiſche iſt eine kriegeriſche, wohl- und volltönige Sprache.“[2]) Noch günſtiger urteilt über das mit dem Türkiſchen ſtammverwandte Ungariſche der Äſthetiker Theodor Viſcher. Ihm imponiert „der kräftige Trompetenklang der Sprache.“ „Es fehlt aber dieſer Sprache auch das rührend Weiche nicht, und höchſt anmutig klingt ſie aus gebildetem weiblichen Munde[3]).“ Schönklingende Sprachen dieſer Raſſe ſind hoch oben im Norden das Oſtjakiſche, Samojediſche und Grönländiſche. Finſch, der anfangs der ſiebziger Jahre Weſt-Sibirien bereiſte, erklärt: „Oſtjakiſch iſt eine ganz wohlklingende, vokalreiche Sprache, in welcher ſchon dem Laien die dem engliſchen th ähnliche Ausſprache des t auffällt, welches ſehr häufig wie tl klingt.“ Ebenſo findet derſelbe Reiſende auch das Samojediſche ſehr wohlklingend[4]).“ Am ſchönſten allerdings tönt unter dieſen Eismeerſprachen das Finniſche. Kellgren, einer ihrer beſten Kenner, gerät über ihrer Beurteilung in folgenden Dithyrambus: „So ſteht ſie, harmoniſch gebildet und volltönend, rein und ungetrübt[5]).“

Wie im hohen Norden die Schönheit der Sprache nicht in Eis und Schnee erſtarrt, ſo vermag auch unter dem Äquator die glühende Sonnenhitze den Wohllaut der menſchlichen Rede nicht zu unterdrücken. Hübbe-Schleiden, ein genauer Kenner Weſt-Afrikas, kann ſich in der Beſchreibung der Negerſprache Mpongwe nicht genug thun. „Das Mpongwe,“ ſagt er geradezu, „iſt die ſchönſte Sprache, die ich gehört habe. Es iſt eine Sprache der Vokale; unter den Konſonanten herrſchen die Liquidae vor. Dennoch klingt die Sprache energiſcher als das Italieniſche, iſt aber frei von dem ſchnarrenden rr und dem harten jota des Spaniſchen (dem ch des deutſchen, z. B. Loch, und ebenſo des Schottiſchen Loch).

---

[1]) Ebendaſ, Bd. 2 (1880), Seite 707.

[2]) Burnes, Reiſe in Indien und nach Bokhara. Bd. 1 (Stuttg. u. Tüb. 1835), Seite 277.

[3]) Viſcher, Theodor, Kritiſche Gänge, N. F., Heft 1 (1860), Seite 91 u. 97.

[4]) Finſch, Reiſe nach Weſt-Sibirien i J. 1876, Seite 500.

[5]) Kellgren, Die Grundzüge der finn. Spr. (1847), bei Pott, Ungleichheit menſchl. Raſſen (1856), Seite 150.

Schon im Klange der Sprache und der geschmackvollen Art, wie der Mpongwe sie spricht, zeigt sich das Wesen des Volksstammes; so z. B. sein freundlich höfliches Mboto (guten Tag). Wo sich zwei Mpongwes treffen, beeilt sich jeder, dem andern mit dem Gruße zuvorzukommen, worauf der Angeredete sofort die ebenso freundlich ausgesprochene Antwort Ay! zurückgiebt; unmittelbar darauf sagt der zweite Mboto, und der erste antwortet wieder Ay! Mit besoders graziöser Manier entbietet der Mpongwe denselben Gruß in der Mehrzal Mbotoani, wenn er in einen Kreis von Bekannten oder Freunden tritt, oder gar in eine große Versammlung, worauf denn ausnahmslos der Chorus wieder Ay! antwortet. Dasselbe gilt von ihrem gefälligen Abschiedsgruße Mbiambie (Lebewohl), den der Mpongwe nie versäumt. Beide sprechende Parteien bedienen sich dabei desselben Wortes. Ein für seine Verhältnisse sehr sicheres Auftreten und feine Lebensart zeigt sich dabei in dem Benehmen jedes Mpongwe, der aus einigermaßen angesehener Familie ist. Besonders hübsch, ich möchte fast sagen kokett, klingen seine einfachsten Antworten, die oft in dem Ausdrucke oder dem Klange, in dem sie gesprochen werden, eine ganze Rede ersparen, so z. B. das vielfach nuancierte Ande?! (was) oder das bald kurz, bald sehr gedehnt geanwortete Niaoue (nein). Vorzüglich eignet sich auch das Mpongwe zum Kommandieren, so z. B. der Befehl zum Rudern: Kabe! (Das b klingt dem Spanischen ähnlich, fast wie ein v oder w.)"[1]) Weniger enthusiastisch, aber, man denke an eine Negersprache, immer noch anerkennungsvoll genug äußert sich der Afrikareisende Schweinfurth über die Bongosprache am obern Laufe des Nil. „Die Sprache (der Bongos) ist eine wohlklingende, durchweg vokalisierte, wie schon der Volksname selbst andeutet, reich an o und a; einfach im grammatikalischen Bau, bietet sie indes eine große Mannigfaltigkeit an Ausdrücken für alle konkreten Begriffe dar."[2])

Ein größerer Gegensatz, als er nach unserm traditionellen Urteil zwischen den Negersprachen und den klassischen Sprachen existiert, kann nicht gedacht werden. Noch in der allerneuesten Zeit, im Jahre 1879, hat ein sprachlich so hochgebildeter Mann wie Karl Hillebrand in der deutschen Rundschau[3]) den Abstand zwischen dem Englischen und den klassischen Sprachen nicht anders und draftischer darstellen zu können vermeint als indem er das Englische „eine wahre Negersprache im Vergleich mit dem Griechischen und Lateinischen" nennt. Die klassische Sprache par excellence ist nun aber zunächst weder das Lateinische noch das Griechische, sondern ihre ältere Schwester, die Sprache jener wunderbaren Geburts- und Bildungsaristokratie der Brahmanen: das Sanskrit, die soit-disant klassische Sprache. Das Sanskrit übt mit seinem großen Reichtum volltönender Vokale, in welchen der Akkord a-i-u vorwiegt, schon auf den ihm Fremden, geschweige denn auf seinen Kenner, den zauberhaften Eindruck aus, als vernähme man in seinen Tönen die heilige Sprache märchenhafter Urzeit. Jacob Grimm urteilt über das Sanskrit, es repräsentiere „vielleicht die reinste (Gestalt der

[1]) Ethiopien, Studien über West-Afrika (Hamburg, 1879) Seite 136.
[2]) Im Herzen von Afrika, Bd. 1 (187), Seite 340.
[3]) Bd. 18 (1879), Seite 446.

Sprache), die ſich unter Menſchen überhaupt erzeugen und behaupten konnte.“[1]) Welche urweltliche Kraftfülle und prophetiſche Erhabenheit des Gefühls atmet ſchon aus der einzigen Vokalmuſik folgender Vedaſtrophe:

yám krándasî ávasâ tasthabhâné
ahhy ákshetâm manasâ rédschamâne,
yátrâdhy sûra údito vihhâti:
kásmai devá'ya havishâ vidhema?[2])

Aber nicht nur das Erhabene, ſondern auch das idylliſch Liebliche liegt in der Fähigkeit indiſcher Tonmalerei. Wie flötenſüß klagt doch folgendes Prakritliedchen.

mâlârî laliullnli —
avâhumûlehi tacunnahiaâim,
ullûraî sajullû —
riâi kusumâi dâvemti.[3])

Das Griechiſche hat die hellen Vokale, wie ſie das Sanskrit entwickelt, und bis zur Stunde bewahrt hat, größtenteils gegen dumpfere eingebüßt, ohne deshalb aufzuhören, voll zu tönen und wohl zu lauten. Das Griechiſche tönt geheimnißvoll großartig, wie z. B. folgende Anfangshexameter der Nauſikaaſzene aus der Odyſſee empfinden laſſen:

Hòs ho men entha katheude polütlas dios Odüsseus,
Hüpnô kai kamatô arêmenos, antar Athênê
Bê r'es Phaiêkôn andrôn dêmon te polin te.[4])

Das Lateiniſche, welchem Iſidorus von Sevilla das Griechiſche als die volltönendſte aller Sprachen vorzog, macht auf unſere Empfindung den Eindruck jauchzender Naivetät, das Griechiſche tönt aus Moll, das Lateiniſche aus Dur. Man vergleiche doch nur mit den obigen Verſen Homers die Anfangshexameter der erſten Ekloge Virgils.

Tityre, tu patulae recubans sub tegmine fagi
Silvestrem tenui Musam meditaris avena:
Nos patriae fines et dulcia linquimus arva;
Nos patriam fugimus: tu, Tityre, lentus in umbra
Formosam resonare doces Amaryllida silvas.

---

[1]) Kl. Schr. („Über Etymologie und Sprachvergleichung, 1854), Bd. 1, Seite 308.

[2]) Rigv. X, 121 in meinem Eſſay „Über den Geiſt der indiſchen Lyrik.“ (Leipzig, Otto Schulze, 1882), Seite 15:

Zu dem empor, von ſeiner Macht gegründet,
Himmel und Erde blickt, im Herzen ſchauernd;
Er, über dem die Morgenſonn' emporflammt. —
Wer iſt der Gott, den wir mit Opfern ehren?

[3]) Ebendaſelbſt, (der Text in Albrecht Webers Rezenſion) Seite 45; Überſetzung Seite 31:

Blumenmädchen mit ſchneeigen Armen,
Die uns ſoeben mit Kränzen geſchmückt,
Haſt wie die Blumen, auch ohn' Erbarmen,
Uns mit den Armen die Herzen zerpflückt.

[4]) Od. VI, 1—4: ὡς ὁ μὲν ἔνθα καθεῦδε πολύτλας δῖος Ὀδυσσεὺς ὕπνῳ καὶ καμάτῳ ἀρημένος. αὐτὰρ Ἀθήνη βῆ ῥὰ Φαιήκων ἀνδρῶν δῆμόν τε πόλιν τε.

Mächtiger noch, als die beiden klassischen Sprachen es vermögen, üben die Tochtersprachen des Lateinischen ihren Einfluß auf unser Sprachgefühl aus. Nach allgemeiner Annahme gilt unter sämtlichen romanischen Sprachen das Italienische für die wohlklingendste, wenn gleich die Stimme einzelner Enthusiasten sich mit ebenso großer Bewunderung für die lautliche Überlegenheit bald des Spanischen, bald des Portugiesischen, bald des Provençalischen ausgesprochen hat. Ja der Jesuit Bonhours, derselbe, der den Deutschen jeden Schimmer von Geist absprach, entblödet sich nicht, das Französische auch lautlich allen romanischen und germanischen Sprachen voranzustellen. In seinen Entretiens d'Ariste et d'Eugene wagt er sich mit folgenden Behauptungen heraus: „Die Chinesen und fast alle asiatischen Völker singen, die Deutschen blöken (rallent) . . . die Spanier deklamieren, die Italiener seufzen, die Engländer pfeifen. Es sind eigentlich nur die Franzosen, welche sprechen.[1]) Die Überlegenheit des Italienischen wurde zum allgemeingültigen Glaubenssatz seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Heinse in seinem musikalischen Roman Hildegard von Hohenthal trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er voll Entzücken über den Wohllaut des Italienischen ausruft: „Freilich ist die welsche Sprache leichter Schleier, griechisches Gewand der Empfindungen oder Töne."[2])

Einer der zuverlässigsten Sprachempfinder aller Zeiten, Jakob Grimm, rühmt „die ausnehmende Schönheit und Gelenkigkeit der italienischen Sprache, die zwar eine Menge lebendiger Volksdialekte neben sich verträgt, allenthalben aber als höhere, edle Schriftsprache gilt und gepflegt wird. Früher wohl, angezogen von dem männlichen Cervantes, hatte ich der spanischen den Vorzug gegeben, den sie nicht behaupten kann, und jetzt steht meine Überzeugung fest, daß die italienische Sprache Königin aller romanischen, die reichste und wohllautendste unter ihnen sei. In dieser letzten Eigenschaft gleicht sie der lateinischen, ihrer Mutter, welcher ich ebenso einen außerordentlichen Wohllaut und höhern als selbst der griechischen zuerkennen muß, deshalb auch die Tochter der letztern, die neugriechische, bei weitem nicht an den Wohllaut reicht[3]) Der größte Enthusiast für die Schönheit des Italienischen ist kein geringerer als Lord Byron. Er rühmt sie im Childe Harold als „Sirenensprache, als Musik an und für sich selbst, deren Laute schon Gesang sind, als die Poesie der Sprache."[4]) Im Beppo ent-

[1]) Janſen, Albert, Jean Jacques Rouſſeau als Muſiker (Berlin, Reimer, 1884), S. 209.
[2]) Heinſes ſämtl. Schriften (ed. Hr. Laube), Bd. 3 (1838), S. 303.
[3]) Kl. Schr. (Reiſeeindrücke, 1844), Band 1, Seite 63.
[4]) Beppo, Strophe 44:

I love the language, that soft bastard Latin,
Which melts like kisses in a female mouth,
And sounds as if it should le writ on satin,
With syllables that breathe of the sweet south,
And gentle liqnids gliding all so pat in,
That not a single accent seems uncouth,
Like our harsh, northern, whistling, gruntling guttnral,
Which w'ere obliged to hiss, an spit, an spntter all.

zückt ſich der Dichter zu folgendem Panegyrikus auf den Wohllaut des Italieniſchen:

Und ihre Sprache, ſollt' ich die nicht lieben?
Der Römerzunge ſanftes Baſtardkind?
Mit Lauten, wie auf Atlas hingeſchrieben,
Sie ſchmilzt, wie auf der Zung' ein Kuß zerrinnt;
Sie fließt wie von des Südens Hauch getrieben,
Kein Ton iſt grob, wie unſere Worte ſind,
Das rauhe, nordiſche, gutturale Strudeln,
Das wir nur ziſchen, ſpucken oder ſprudeln.

Und in der That, wer z. B. folgendes Gedicht von Metaſtaſio lieſt, wird dem begeiſtertſten Lobredner der Schönheit der italieniſchen Sprache willig beipflichten:

Fù il mondo allor felice,
Che un tenero arboscello,
Un limpido ruscello
E una capanna umile
Le genti alimentò.
Poichè le regie soglie
Calcò l'avaro piedo,
Alla celeste sede
La pace allor volò.[1])

Über das Spaniſche und ſeinen Wohlklang iſt ein Ausſpruch im Umlauf, der einem Spanier am Hofe Kaiſer Karls V. in den Mund gelegt wird. Die ſpaniſche Sprache, heißt es da, iſt die lieblichſte; da der Teuffel Evam betriegen wollen, hat er Spaniſch geredt."[2])

Außerordentlich verſchieden lautet das Urteil feiner Sprachempfinder über den Wohlklang oder aber Übellaut des Portugieſiſchen. Der unglückliche Kaiſer Max von Mexiko, ein gewiegter Sprachenkenner, ärgerte ſich an dem das Portugieſiſche allerdings widerlich entſtellenden Laut ão zu folgender Kapuzinade auf die Heldenſprache der Luſiaden: „Wer nicht portugieſiſch gehört hat, weiß nicht, wie der Teufel mit ſeiner Großmutter ſpricht; denn ſo etwas Knaufendes, Pfnaufendes, Runzendes, Grunzendes, ſolch ein dickzungiges, plattgaumiges Näſeln kann nur der Teufel in ſeinem Zorn erfinden." Er bedauert es tief, daß Gott

[1]) Schluß-Arie der Tragoedia: Il Giustino S. Opera dramatiche e componimenti poetici del Signor Abbate Pietro Metastasio, T. IV. (12. Lugano 1751), pag. 67. Wörtlich überſetzt:

Die Welt war damals glücklich,
Als ein zartes Bäumlein,
Ein klares Bächlein
Und eine niedrige Hütte,
Die Völker befriedigte.
Als die königlichen Schwellen
Betrat der Fuß des Geizes
Zum himmliſchen Wohnſitze,
Entflog da der Friede.

[2]) Bei Wander, Sprichwörterlexikon, Bd. 4, S. 735.

ſich in einer ſolchen Sprache muß loben laſſen, in Tönen, die beſſer für brüllende Baalsdiener paſſen würden, und erkennt dieſem durch die Naſe geſprochenen Idiom nur den einen Vorzug zu, daß man durch dasſelbe in die Möglichkeit verſetzt werde, zu gleicher Zeit eine andere chriſtliche Sprache durch den Mund zu ſprechen.[1]) Wie ſo ganz verſchieden ſpricht nun Portugals größter Dichter von ſeiner Mutterſprache! Camoëns beſchreibt ſie als ein Kleinod:

Und eine Sprache, welche, wenn ſie rein iſt, ſelbſt Götter ſchwärmen läßt, daß ſie Latein iſt.[2]) Die Begeiſterung für die dem Portugieſiſchen eigentümlichen Schönheiten fand ihren beredteſten Ausdruck bei der Gedächtnisfeier der 300jährigen Wiederkehr von Camoëns Todesjahr im Jahre 1879. Robert Avé-Lallemant ſchrieb damals in ſeiner Feſtſchrift auf Camoëns zum Preiſe der romaniſchen Sprachen: Wieviel auch über romaniſche Sprachen ſchon geredet worden iſt, immer noch darf jeder einzelne, der ſich in ihnen bewegte, einen Ausſpruch thun, welche Impreſſion er von jeder einzelnen Sprache davongetragen hat. Abgeſehen von der franzöſiſchen Sprache, die mir immer als die erſte lebende Kulturſprache erſcheint und recht eigentlich die Sprache der gegenſeitigen Mitteilung, der Konverſation genannt werden darf, iſt die italieniſche Sprache mir entſchieden als die harmoniſchſte erſchienen. Dort iſt alles klar, alles deutlich, alles gleich berechtigt. Die Sprache iſt ein ſchöner, wolkenloſer Sommermorgen, an welchem die ganze Natur, zwar immer noch jungfräulich, aber doch vollendet iſt und entwickelt. Der ganze Wald, das ganze Feld grünt und blüht in junger Pracht, arbore et ex omni dulce queruntur aves. Eine Landſchaft von Nikolaus Pouſſin oder von Claude de Lorrain — obwohl Franzoſen — möchte ein Bild der italieniſchen Sprache ſein.

Vom Spaniſchen hat man geſagt, man müßte es lernen, um den Don Quixote im Original leſen zu können. Und man mag recht geſagt haben. Immer iſt nur das Kaſtiliſche die Sprache der Romantik, der weibiſchen Ritterromantik geweſen. Sie zwitſchert und flötet mir viel zu viel, deſto mehr, je moderner ſie wird, denn die alten Cidromanzen, ihrer hunderte, klingen doch noch männlicher und ſelbſt noch härter, wenn ſie ſich auch ganz von ſelbſt zur Guitarre klimpern laſſen.

Portugieſiſch muß man lernen, um die Luſiaden im Original leſen zu können. Rauh faſt, aber hart, ſicher und männlich tritt die Sprache der Luſiaden auf, wenn auch mancher Naſalton und Schnurrlaut, den Spanien und Italien vermeiden, ſehr ſonor ſich hören läßt. Die ganze Sprache iſt durch und durch oratoriſch, ja ſelbſt blühend oratoriſch, weil ſie ungemein wortreich iſt. Eine tüchtige parlamentariſche Rede in dieſer Sprache macht einen mächtigen Eindruck. Für

---

[1]) Werke, Bd. 3, 149; 6, 196. S. Herm. Ethé, Eſſays und Studien, S. 168.

[2]) Os Lusiadas (ed. Reinhardstöttner), Ges. I, Str. 33:

E na lingua, na qual quando imagina
Com pouca corrupção, crê que é a latina.

Die Überſetzung von E. L. Rochholz: Überſetzungsprobe aus Camoëns Luſiaden (Geſ. I), Aarau 1842.

Geſchichtsſchreibung und Erzählung ziehe ich ihr keine vor. Für die Heldentragödie iſt ſie ganz herrlich.[1])

Avé-Lallemant zitiert zum Beweiſe für die Berechtigung ſeines Urteils die Anfangsſtrophe des vierten Geſanges der Luſiaden," die er die ſchönſte in den Luſiaden" nennt — „ſie iſt Malerei, Muſik, Lebensweisheit, — ein echter Camoensvers, den ich im Orlginal herſetzen muß:[2])

Despois de procellosa tempestade
Nocturna sombra, sibilante vento
Traz a manhãa serena claritade,
Esperança de porto e salvamento.
Aparta o sol a negra escuridade
Removendo o temor do pensamento
Assi no reino forte acontecen,
Despois que o rei Fernando falleceu.[3])

Wie das Italieniſche in der Neuzeit, ſo galt im Mittelalter das Provençaliſche für die geborene Sprache echter Poeſie, an deren Zauberklängen ſich ſelbſt die Herzen nordiſcher Recken labten. Aber ihre Herrlichkeit iſt ſeit Jahrhunderten dahin, um nie wieder zu neuem Glanze aufzuleben. Darüber bricht denn ein ernſter Forſcher, Sismonde de Sismondi, in die tiefgefühlte Klage aus:

„Es iſt, ſo ſcheint mir, ſelbſt für diejenigen, die ihr ferne ſtehen, etwas im tiefſten Grunde Rührendes um den Niedergang und das Hinſchwinden einer ſchönen Sprache[4]). Diejenige der Troubadours, die man lange für ſo volltönend, ſo harmoniſch gehalten hatte, dieſe Sprache, die einſt den Enthuſiasmus, die Einbildungskraft und den Erfindungsgeiſt aller Länder unſeres Europa geweckt hatte, ſie, die einſt mit Bewunderung nicht allein in Frankreich, Italien und Spanien, ſondern ſelbſt an den Höfen Englands und Deutſchlands gehört worden war, ſie, findet heutzutage keinen Widerhall mehr in den Ohren von Menſchen, die würdig wären, ſie zu verſtehen. Noch iſt ſie die allgemeine Volksſprache im ganzen ſüdlichen Frankreich, allein in verſchiedene Dialekte zerſpalten; ſo zwar, daß der Gascogner, der Provençale und der Langnedokier nicht mehr dieſelbe Sprache zu ſprechen meinen. Sie iſt die Grundlage des Piemonteſiſchen; ſie

[1]) Avé-Lallemant, Robert, Luiz de Camoens, Portugals größter Dichter, geſt. 1579. Eine Feſtſchrift zur Gedächtnisfeier der 300. Wiederkehr ſeines Todesjahres. (Groß 8. Leipz., Foltz, 1879, S. 52.)

[2]) S. ebenbaſ., S. 36.

[3]) In C. C. Heiſes Überſetzung (Hambg., 18.), Bd. 1, Abthl. 1, S. 81.

Wie wenn im Sturmgeheul und Donnerwetter,
Durch ſchwarzer Hülle ewiglange Nacht,
Das goldene Sonnenlicht, der Menſchen Retter,
Am Himmel im befreiten Glanze lacht,
Das frohe Segel in der Hand der Götter
Dem Port entflieht, vertrauensvoll erwacht;
So hebt das Königreich nach bangem Leibe
Sich durch Fernandos Tod zu Mut und Freude.

[4]) Vergl. darüber auch meinen Eſſay: Die Kulturſprachen und die Sprachherrſchaft (Globus, 1873).

wird in Spanien von Figuières bis zum Königreich Murcia gesprochen; ebenso ist sie die Sprache Sardiniens und der balearischen Inseln; allein jedermann, der in diesen Ländern auch nur irgend eine Erziehung genossen hat, giebt sie auf gegen das Kastilische, Italienische, Französische; ja sie erröten beinahe, wenn sie sich bisweilen ausdrücken wie die Dichter, die einst den Ruhm ihres Vaterlandes ausgemacht haben und denen wir allen Glanz der modernen Poesie verdanken." [1]).

Spanien und Italien haben durch den Eintausch des Castilischen und des Toskanischen beim Verlust des Provençalischen nichts eingebüßt, sondern nur gewonnen, während allerdings Frankreich nur verloren hat. Denn zugestanden auch, was niemand mehr zu leugnen vermöchte, daß das Französische, die Langue d'oui, alle anderen romanischen nicht nur, sondern alle europäischen Sprachen überhaupt an Flüssigkeit, die es zur Konversationssprache bestimmt, weit hinter sich läßt, so sind doch die Klagen patriotischer Franzosen nicht minder berechtigt, die es kaum verwinden können, daß ihre gegenwärtige Bildungs- und Litteratursprache keinen Teil hat an der Schönheit, durch welche sich die romanischen Schwestersprachen auszeichnen. Wir wollen es nicht zu hoch anschlagen, wenn der Klassiker des deutschen Griesgrams, wenn der Philosoph Schopenhauer sich über die Klanghäßlichkeit des Französischen also ereifert: „Die französische Sprache mit ihren scheußlichen Endsylben und dem Nasal ist der elendeste romanische Jargon, die schlechteste Verstümmelung lateinischer Worte, eine armselige Sprache." [2]) Wenn aber ein französischer Dichter wie Lamartine mitten in der Begeisterung sich eingestehen muß: meine Muttersprache ist nicht für die Poesie, sondern einzig und allein für die Prosa geschaffen, alsdann wird uns auch der Schmerz Sismondis über den Untergang des so hochpoetischen Provençalischen begreiflich. Lamartine beschrieb 1832 seine Orientreise. Während einer Windstille im jonischen Meere am 1. August um Mitternacht kommt der Genius über ihn, und Vergangenheit und Zukunft treten dem Dichter vor die Seele. „Jeder ruft (in solchen Augenblicken) einige jener ausdrucksvollen Melodien sich zurück, welche seinem Gedächtnisse sich so tief eingeprägt haben, und die er einst in glücklicher oder ernster Lage seines inneren Lebens vernommen; jeder denkt mit gesteigerter Rührung an das, was er zurückgelassen hat. Man ängstigt sich über jenen Trotz, mit dem der Mensch die Stürme herauszufordern scheint. Es sind Augenblicke, die man auf immer sich ins Gedächtnis schreiben muß; sie enthalten in ein paar Minuten mehr Eindrücke, mehr Farbe, mehr Leben als ganze Jahre, die in dem prosaischen Gange des Alltagslebens dahinfließen. Das Herz ist voll und möchte überströmen. Da fühlt auch der gewöhnlichste Mensch sich als Dichter in allen Fibern; da dringt Endlichkeit und Unendlichkeit durch alle Poren ein, da möchte man vor Gott sein Herz aufdecken oder wenigstens einem gleichfühlenden Wesen vor allen Menschen enthüllen, in der Sprache der Geister, was in unserem Geiste

[1]) De la littérature du midi de l'Europe, T. 1, pag. 249 ff.

[2]) Parerga und Paralipomena, Bd. 2, S. 612.

vorgeht; da möchte man Lieder anstimmen, würdig der Erde und des Himmels. Ach! wenn man eine Sprache dafür fände! Aber dafür giebt es keine Sprache, wenigstens bei uns Franzosen nicht; nein bei uns giebt es keine Sprache für Philosophie, Liebe, Religion, Poesie; die Mathematik ist die Sprache dieses Volkes, seine Worte sind trocken, scharf, farblos gleich Zahlen."[1])

Dem Südfranzosen wird hier die poetische Unzulänglichkeit der ihm nun einmal von einem Schicksal aufgezwängten Prosasprache zum Gegenstand inniger Wehmut, während der Russe aus der angebeteten Herrlichkeit seiner Muttersprache sich über alle Kümmernisse hinweg zur Hoffnung einer schöneren Zukunft seines Vaterlandes erhebt. „In den Tagen des Zweifels," schrieb Turgenjew im Jahre 1882 in sein Tagebuch, „in den Tagen quälenden Sinnens über das Schicksal meiner Heimat bist du allein meine Stütze und mein Stab, große, mächtige, wahrhaftige und freie russische Sprache! Wenn du nicht wärest, wie sollte man nicht verzweifeln beim Anblick dessen, was in der Heimat geschieht. Aber es ist undenkbar, daß eine solche Sprache nicht einem großen Volke gegeben sein sollte."[2])

Rührender noch als diese doch nur der aussichtslosen Verzweiflung entstammenden Worte des russischen Sittenschilderers hört sich die Äußerung an, welche eine lettische Mutter über das Verhältnis ihrer Heimatsprache zum Deutschen gethan hat. Das Lettische ist eine Mundart des Litauischen, einer an Formenreichtum und Klangfülle mit der indogermanischen Schwester der Urzeit wetteifernden Sprache, die man deswegen wohl auch das Sanskrit Europas genannt hat. Durch Russen und Polen seit Jahrhunderten gewaltsam unterdrückt, sind mächtige Teile der Litauer allmählich in der Sprache und Nationalität ihrer Herren aufgegangen. Dasselbe Los steht den unter deutscher Herrschaft lebenden Litauern auf friedlichem Wege bevor. Von Natur aus haben die Letten „einen unüberwindlichen Hang zur Poesie," und jene lettische Mutter bei Hippel „bestritt nicht, daß die lettische Sprache schon halb Poesie wäre." Trotz dieser tiefen Anlage ihrer Muttersprache und trotzdem, daß das ganze litauische Volk sich zum Aufgehen in die Sprache jener Nachbarn bestimmt weiß, that jene lettische Mutter, in gerechter Würdigung des Abstandes ihrer Muttersprache von der Sprache der deutschen Herren ihrer Heimat, den wunderbar schönen Ausspruch: „Sie (die lettische Sprache) klagt wie ein Tischglöckchen, die deutsche aber wie eine Kirchenglocke."[3])

Fürwahr, ein herzerhebendes Bild von dem ernsten und doch wieder anmutenden Wohlklang der deutschen Sprache, welche, wie Uhland singt, zum Lispeln nicht taugt, dagegen ihren stolzen Weiheklang für Recht und Freiheit erschallen läßt. Wie wandelbar begegnen sich doch die Geister! Schon Kaiser

[1]) Reise in den Orient. 1832 (sämmtl. Werke übers. von Herwegh), Bd. 2, S. 127 ff.

[2]) Zabel, Eugen, Iwan Turgenjew. Eine litterarische Studie. (8. Leipz., Wigand, 1884), S. 64—65.

[3]) Hippel, Lebensläufe in aufsteigender Linie, Tl. 1, S. 72. Bei Herder, Stimmen der Völker, S. 120.

Maximilian I., als er das von Rudolph I. 1273 von Nürnberg aus erlassene Edikt über den Gebrauch der deutschen Sprache in Gerichtssachen an Stelle des Latein neu bestätigte, fand nicht Worte genug für die Majestät, die Würde, die Anmut und die Behendigkeit unserer Sprache, die es ihr leicht gestatten, mit allen anderen Sprachen nicht allein um den Preis der Zierlichkeit, sondern auch der Fülle den Wettkampf zu bestehen.[1]) Und ganz damit übereinstimmend singt ein deutscher Dichter der Gegenwart, der zugleich der gewiegteste Kenner deutschen Altertums ist, von der Entwicklung der deutschen Sprache also:

Und da vollendet bis zur Zinnen des Mittelalters stolzer Dom,
Als seine Orgel rauschte drinnen des deutschen Sanges voller Strom.[2])

Mit noch größerer Ruhmredigkeit verherrlicht die deutsche Sprache der Schweizerdichter Heinrich Leuthold. In seiner sapphischen Ode an „Die deutsche Sprache" (1872) preist er dieselbe als die zukünftige Weltsprache:

Mancher Völker Sprachen vernahm ich, keine
Ist an Farbe, plastischem Reiz, an Reichtum,
Wucht und Tiefe, keine sogar an Wohllaut
Ist dir vergleichbar.

Ja, du bist der griechischen Schwester selber
Ebenbürtig, wärst des Gedankenfluges
Eines Pindar wert und der Kunst der alten
Göttlichen Meister.

Wenn die Zeit auch nicht an des deutschen Volkes
Weltberuf mit ehernem Finger mahnte,
Eine solche Sprache allein genügte,
Ihn zu verkünden.[3])

So ruhmvoll dieses Dichterurteil für die deutsche Sprache klingt, so wenig darf auch nur einen Augenblick vergessen werden, daß die Kraft des Eigenlobs ihre Hauptstütze findet in der Einbildung, nach welcher jede Nation, wenn nicht gar jeder Bruchteil einer Nation, sich für den Ausbund der Weltgeschichte hält. Dieser verwunderliche Selbstruhm ist in neuerer Zeit innerhalb des Deutschtums das charakteristische Kennzeichen niederdeutscher Mundarten geworden, die sich auf Kosten der uns alle verbindenden hochdeutschen Bildungs- und Litteratursprache zu separatistischer Fortexistenz verhelfen möchten. In seinem „Quickborn" hat der Prophet dieser neuen Sektiererei, Klaus Groth, von seinem Plattdeutsch behauptet:

So herrli klingt mi keen Musik
Un singt keen Nachtigal —

Er hat damals vergessen, daß nicht ein einziges seiner Gedichte ohne die Voraussetzung der durch das Hochdeutsche vermittelten Empfindungsweise auch nur gedenkbar gewesen wäre. Gegenwärtig erhebt sich nun Groth gar für den

[1]) Bei Pott, W. v. Humboldt u. die Sprachwissenschaft, Bd. I, pag. CXLI: Hujus siquidem linguae (Germanicae) tanta est majestas, tanta dignitas, lepor et gratia, ut cum aliis vel omnibus non tantum de elegantia, verum etiam de exquisitorum membrorum decenti amplitudine atque tractu certare possit etc.

[2]) Gedichte. 2. Sammlung. (Lpz., 1883), S. 370: An unsere Sprache.

[3]) Leuthold, Heinr., Gedichte. (3. Aufl. Treuenfeld, Huber, 1884, S. 180.)

„koloniſatoriſchen Wert des Plattdeutſchen“ [1]) und verkennt darüber wiederum, daß dasjenige, was vielleicht vor tauſend Jahren unter den ſächſiſchen Kaiſern noch möglich geweſen wäre, heutzutage nicht mehr möglich iſt, nachdem Luther, Leſſing, Kant, Goethe, Schiller, Rückert hochdeutſch, nicht plattdeutſch gedichtet und geſchrieben haben. Unſere Klaſſiker haben glücklicherweiſe anders empfunden. Ein holländiſches Vaterlandslied beginnt mit der Frage:

Kent gij schooner taal op aarde,
Den de taal van Nederland?[2])

und ſchließt mit der ſich vor dem Ausland verteidigenden Strophe:

Ja! wat ook de trotsche vremdling
In zijn onkunde op ons smaal,
Zoet en krachtig, rijk en vloeijend
Is de nederlandsche taal![3])

Leider dachte ein ſo feinempfindender, über nationale Vorurteile erhabener Denker wie Lichtenberg vom Holländiſchen anders: „Der Eſel kommt mir vor, ſchreibt dieſer geborene Niederdeutſche, wie ein Pferd ins Holländiſche überſetzt.“[4]) Und Heinrich Heine, der auserkorene Liebling Niederdeutſchlands, wie äußert er ſich über die niederdeutſche Mundart? In ſeinen Memoiren erzählt dieſer Sohn Niederdeutſchlands, deſſen Sinnen und Trachten ſich nur hochdeutſch bewegte, mit Stolz von dem feinen Hochdeutſch ſeines Vaters: „Er redete den Dialekt Hannovers, wo, wie auch in der ſüdlichen Nachbarſchaft dieſer Stadt, das Deutſche

[1]) S. „Die Gegenwart“, Berlin, 26. Juli 1884, S. 53—56. Welches Schauſpiel nationaler Zerriſſenheit bieten doch dem unverſchleierten Blicke des Auslandes, insbeſondere des engliſchen und romaniſchen, dieſe fanatiſchen Bemühungen überſeeiſcher Deutſcher, ihre dürftigen Provinzialdialekte zum Hohne der edeln Nationalſprache im Paradeſchritt aufmarſchieren zu laſſen. Wenn die Schweizer ihr „Schwizerdütſch“ auch in der Fremde pflegen und ſich beileibe nicht des Hochdeutſchen befleißen, ſo läßt ſich das am Ende noch begreifen aus dem Beſtreben, die hiſtoriſche Eigentümlichkeit des Deutſchſchweizertums gegenüber der vorläufig noch nicht in ſich geſchloſſenen Nationalität der Reichsdeutſchen aufrecht zu erhalten. Die franzöſiſchen Schweizer freilich ſetzen ihren Stolz darein, das feinſte Franzöſiſch und nicht Patois zu ſprechen. Wenn nun aber die Norddeutſchen, die politiſchen Träger des Reiches, anfangen, ihr „Plattdütſch“ aufzudonnern, ſo iſt das nur eine neue Verſündigung des ſprachlichen Welfentums am Gedeihen der das Reich immer noch als die ſtärkſte Klammer zuſammenſchließenden hochdeutſchen Nationalſprache. Welchem Provençalen wäre es jemals eingefallen, in Kanada gegen das Schriftfranzöſiſch die Standarte ſeiner heimatlichen Mundart aufzupflanzen? Oder tritt etwa der Neapolitaner in den Laplataſtaaten für die Glorie ſeiner geliebten Mutterſprache, des Neapolitaniſchen, ein zu Ungunſten des Toskaniſchen? Oder gewinnt es der Katalonier über ſich, in Mexiko für die Herrlichkeit ſeines Provinzialdialektes gegenüber dem Kaſtiliſchen kämpfen zu wollen? So etwas bringen nur Deutſche fertig, ſeien es nun Miſſionäre des „Plattdütſch“ oder „Schwizerdütſch.“

[2]) Kennt ihr ſchönere Sprach' auf Erden
Als die Sprache Niederlands?

[3]) Ja, was auch der fremde Prahlhans
Dümmlings auf uns ſchmälen mag:
Süß und kräftig, reich und fließend,
Iſt die Sprache Niederlands!

[4]) Ideen, Maximen und Einfälle, hrsgeg. von Guſt. Jörden, 2. Aufl., Thl. 1 (1831) Seite 33.

am besten ausgesprochen wird. Das war ein großer Vorteil für mich, daß solchermaßen schon in der Kindheit durch meinen Vater mein Ohr an eine gute Aussprache des Deutschen gewöhnt wurde, während in unserer Stadt selbst jenes fatale Kauderwelsch des Niederrheins gesprochen wird, das zu Düsseldorf noch einigermaßen erträglich, aber in dem nachbarlichen Köln wahrhaft ekelhaft wird. Köln ist das Toskana einer klassisch schlechten Aussprache des Deutschen, und Kobes klüngelt mit Marizzebill in einer Mundart, die wie faule Eier klingt, fast riecht. In der Sprache der Düsseldorfer merkt man schon einen Übergang in das Froschgequäke der holländischen Sümpfe. Ich will der holländischen Sprache bei Leibe nicht ihre eigentümlichen Schönheiten absprechen, nur gestehe ich, daß ich kein Ohr dafür habe. Es mag sogar wahr sein, daß unsere eigene deutsche Sprache, wie patriotische Linguisten in den Niederlanden behauptet haben, nur ein verdorbenes Holländisch sei. Es ist möglich."[1]) Wenn uns in diesen verwegenen Äußerungen eines norddeutschen Dichters, der von Jugend auf seinen Stolz darein setzte, ein Mehrer der hochdeutschen Nationalsprache zu sein, das ästhetische Urteil über zwei niederdeutsche Dialekte als gar zu wegwerfend vorkommen möchte, so diene uns das schon oben zitierte Urteil Byrons über das Englische, seine Muttersprache, das bis zur Stunde dem Hochdeutschen gegenüber sich trotz aller in ihm geschaffenen Geisteswerke lautlich nur als ein mit wälschen Elementen reich durchsetztes Plattdeutsch ausnimmt, als Maßstab ästhetischer Gerechtigkeit. Indem Byron die weiche Schönheit des Italienischen lobpreist, erinnert er sich der ihm, dem in dieser Sprache schöpferisch thätigen Dichter, unerträglichen Rauheit des Englischen:

„Das rauhe, nord'sche, gutturale Strudeln,
Das wir nur zischen, spuken oder sprudeln."[2])

Vernichtender könnte kein ästhetischer Splitterrichter selbst über das Hottentottische sich äußern!

Wie bescheiden und sich selbst zum besten habend lautet nun das Urteil oberdeutscher Mundart über ihre eigene Possierlichkeit! „Wer nicht die drei Sprachen kann: Gau, Stau und bleibe lau, soll nicht ins Schwabenland gau."[3]) So spricht diejenige Mundart über sich selbst, aus welcher das Mittelhochdeutsche hervorgegangen ist, eine Kultursprache, die an reizender Naivetät, an wundervoller Lautharmonie und entzückender Leichtigkeit ihresgleichen nur am Italienischen hatte. Und das ist ferner die Mundart, aus welcher dann wieder das Hochdeutsche hervorgehen durfte, eine Sprache, die, trotz vielfacher innerer Schäden, welche ihr noch anhaften, gleichwohl über eine solche Fülle von überraschendsten Tonwirkungen verfügt, daß jeder neue Dichter seit Luther und Klopstock bis auf Geibel und Heyse herab das Reich des deutschen Wohllauts mit immer neuen, vorher nicht einmal geahnten Klangschöpfungen zu bereichern vermocht hat.[4])

[1]) Heines Memoiren, hrsgeg. von Ed. Engel (Hambg. Hoffmann u. Campe, 1884), Seite 145.

[2]) Siehe oben, Seite 91. Anm.

[3]) S. Wander, Sprichwörterlexikon, Bd. 4, Seite 736.

[4]) Klaus Groth, Meine Beziehungen zu Em. Geibel in Nord und Süd, August 1884, Seite 186: „Ich war noch von Heines „Buch der Lieder" her, das ich verschlungen hatte und

Und welcher beglückenden Segnungen die innerste Anlage dieser auch lautlich zur Universalität bestimmten Sprache noch für das feinere Ohr unserer Enkel fähig sein wird, das dürfen wir getrost demselben Schicksal anheimstellen, welches, wie es den Niederdeutschen das Reich gab, so den Oberdeutschen schon zur Zeit Otfrieds die Litteratursprache verlieh.

Die universelle Anlage der deutschen Sprache wird sich aber noch in einem ganz andern Sinne als dem schon angedeuteten fruchtbar erweisen. Es ist auffällig, daß die Mehrzahl jener oben angeführten Urteile über den Klangcharakter fremder Sprachen deutsch geschulten Ohren entstammt. Und es erscheint auch wieder, insbesondere an Kaiser Marens abfälligem, oder an Ave-Lallemants bewunderndem Urteile über die Klangfarbe des Portugiesischen, höchst merkwürdig, wie weit es der deutschen Sprachempfindung schon gelungen ist, den Lautcharakter der Fremdsprache in zutreffenden Bildern und tonmalenden Ausdrücken wiederzuspiegeln und darzustellen. Ohne Zweifel ist nun aber die Feinheit der Sprachempfindung in stetigem Wachstum begriffen, wie die z. B. in Heyses Leistungen wahrhaft erstaunlichen Fortschritte der Übersetzungskunst beweisen. Entwickelt sich nun diese für das deutsche Gehör errungene Fähigkeit der unmittelbaren musikalischen Nachempfindung und Nachbildung fremdländischen Lautcharakters nur noch ein Jahrhundert in der Stärke fort, wie dies seit Goethe geschehen, so wird eine Zeit kommen, in welcher die verschiedenartige Klangfarbe der Sprachen, welche jetzt unser Ohr nur in allgemeinen Anklängen musikalisch affiziert, uns alsdann in solchem Grade objektiv wird, daß alsdann unsere Enkel fähig sein werden, jede Sprache gleichsam als ein besonderes Instrument innerhalb des universellen Sprachenkonzertes herauszuhören. Das zur Unterscheidung der feinsten Lautnüancen herangebildete Ohr der zukünftigen Menschheit wird alsdann im Genusse so unsagbarer Lautharmonie leben, daß der Wohllaut, den wir bis jetzt aus der Klangfarbe begünstigterer Sprachen herausempfinden, sich dagegen als reines Herdengeläute verhalten wird.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Erd- und Völkerkunde.

Land und Leute im Damara- und Namaqua-Gebiete.

Die deutsche Expedition wurde bekanntlich im Sommer des Jahres 1884 mit der deutschen Korvette „Elisabeth" zunächst nach Angra Pequena gebracht, wo dieselbe am 6. August eintraf und am folgenden Tage in Gegenwart der

fast auswendig zu rezitieren im stande war, wie berauscht, aber dieser neue Klang deutscher Verse, die Schönheit der Sprache Geibels, der ausgefeilte Versbau vor allem übten eine neue Macht und rissen mich hin, daß ich mich selbst und alles Übel vergaß, unter dem ich litt und gelitten."

Mannschaften der „Elisabeth“ und der Korvette „Leipzig“ die Proklamierung des deutschen Protektorates stattfand. Die Mitglieder der Expedition hatten auf einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Angra Pequena gerechnet, den sie zu einer Untersuchung der Umgegend verwenden wollten, allein schon am 10. August langte das Kanonenboot „Wolf“ an, mit welchem die Herren die Fahrt nach Sandwich-Harbour und Walfischbai fortsetzen mußten, weil sich ihnen keine andere Reisegelegenheit bot. Die Abreise erfolgte so schnell, daß die Expeditionsmitglieder nicht einmal ihre sämtlichen Koffer mitnehmen konnten. Am nächsten Nachmittage traf die Expedition, welche den Chemiker Belch in Angra zurückgelassen hatte, da dieselbe den Weg über Bethanien nach dem Damaralande einschlagen wollte, in Sandwich-Harbour ein, wo den anwesenden Vertretern zweier Fischereigesellschaften in Kapstadt die Absicht, am folgenden Morgen die deutsche Flagge aufhissen zu wollen, mitgeteilt wurde. Nach Beendigung der Zeremonien blieb das Kanonenboot „Wolf“ noch 24 Stunden im Hafen, um dann mit den Herren Dr. Höpfner und Aug. Lüderitz nach Walfischbai abzudampfen, während Leutenant Israel den Weg zu Land zurücklegen sollte und Herr Wegner teils in geschäftlichen Interessen der Bremer Firma, teils um etwa in Sandwich-Harbour eintreffenden englischen Kriegsschiffen Mitteilung von der Übernahme des deutschen Protektorats zu machen, dort zurückblieb. Von Walfischbai segelte das Kanonenboot nach dem Zwakop-Flusse, um an der Grenze der Bai den deutschen Flaggenmast aufzustellen, was, da dies in der Mitte des Flusses mißlang, am rechten nördlichen Ufer geschehen mußte, und schließlich nach Kap Frio, um auch am nördlichen Punkte die deutsche Flagge zu entfalten.

Die Expedition traf mittlerweile ihre Vorbereitungen für den Marsch nach dem Innern; Wagen, Ochsen und Treiber wurden engagiert und außer den Eingeborenen ein Bergbauingenieur Spengler und ein früherer bayerischer Unteroffizier Wiesel, der längere Zeit als eine Art Beamter der Kap-Regierung in Walfischbai fungiert hatte, bewogen, den Zug nach dem Damaralande mitzumachen. Nach einigen Tagen konnte die Reise angetreten werden, zunächst nach Otymbingue, eine Entfernung von etwa 120 engl. Meilen in der Luftlinie, die in 10 Tagen zurückgelegt wurde, und dann nach dem 40 Meilen weiter belegenen Okahandhya, dem Wohnsitze des wichtigsten Häuptlings der Damara, Kapitän Kamaherero. Nach dem Austausche von Geschenken, die seitens der Expedition aus Tabak, Kaffee, Zucker und einigen Waffen bestanden, wurden die Verhandlungen angeknüpft, die jedoch resultatlos verliefen, da Kamaherero zwar den Deutschen gegenüber Höflichkeit und Zuvorkommenheit zeigte, sich zu bindenden Versprechungen jedoch nicht hergab. Auch als bald darauf die Expedition des Herrn Dr. Pechuel-Lösche, von Süden kommend, in Okahandhya anlangte und die Führer beider Gesellschaften den Häuptling zu überreden suchten, ihnen wenigstens die Konzession zur Ausbeutung der Minen zu überlassen, war das Resultat dasselbe, obgleich Kamaherero Herrn Dr. Pechuel-Lösche sogar einen der königlichen Ochsen, der sich durch seine prachtvollen Hörner auszeichnete und das Wohlgefallen des Gelehrten erweckt hatte, zum Geschenk machte. Die Missionare verhielten sich bei den Ver-

handlungen neutral, und so mußte schließlich abgebrochen werden, worauf die Expeditionen nach der Küste zurückkehrten.

Wie schon erwähnt, haben die Herren die Zeit ihres Aufenthalts dazu benutzt, Land und Leute kennen zu lernen. Die Bevölkerung des Hinterlandes von Sandwich-Harbour und Walfischbai zählt etwa 150—160000 Seelen, von denen 12—18000 den Stämmen der Bastards und Namaquas angehören, 85—95000 Herero oder Damara und 45—50000 Berg-Damara sind. Letztere sind gewissermaßen als die Sklaven der Herero zu betrachten, leben in den Bergen und beschäftigen sich hauptsächlich mit Viehraub. Die Namaqua, Topnaar oder Hottentotten bevölkern einen etwa achtzig englische Meilen breiten Küstenstrich; östlich von diesen leben die Damaras und südlich von diesen die Bastards, deren Hauptorte Windhock und Rehoboth sind. Die Topnaar sind träge und schmutzig; sie arbeiten nur zur Sommerzeit, der sogenannten Narrou-Saison, in welcher die Narrou, eine melonenartige Frucht, reift und ihnen ein billiges, wohlschmeckendes Nahrungsmittel liefert. Die Narroupflanze ist ein am Boden kriechendes Gewächs, welches außer durch seine Früchte noch dadurch für das Land von Wichtigkeit ist, daß die Sanddünen und Berge dort, wo die Pflanze sich befindet, festliegen und nicht verweht werden. Die Frucht reift in der Zeit vom Ende Dezember bis Ende Februar und enthält ein saftiges, angenehm säuerlich schmeckendes Fleisch, sowie eine größere Anzahl Kerne, die getrocknet und ebenfalls gegessen werden. Sie führen den Namen „Narrou-Bits" und dienen teils den Namaqua zur Nahrung, teils werden sie, soweit diese ihrer nicht für den eigenen Lebensunterhalt bedürfen, in Walfischbai an die Kaufleute und in Sandwich-Harbour an die Fischer verkauft, die sie mit 3—4 Pence per Pfund bezahlen und nach Kapstadt senden, wo sie früher zu 6 Pence per Pfund wieder verkauft wurden, in den letzten Jahren aber nur schwer Abnehmer gefunden haben. Die Narrou-Bits haben einen der Mandel ähnlichen Geschmack, nur sind sie weniger ölig als diese.

In den Monaten März bis Dezember leben die Topnaar zum größten Teil von Fischen und dem Erlöse der Narroufrucht. Sie sind, wie sich aus ihren Jagdtrophäen schließen läßt, vorzügliche Jäger, doch haben sie nur selten Gelegenheit, ihre Geschicklichkeit zu beweisen, da es in dem von ihnen bewohnten Gebiete wenig oder gar kein Wild mehr giebt. Nur selten verirrt sich ein Schakal oder eine Hyäne, noch seltener ein Strauß auf die ungeheuren Landflächen hinter Walfischbai, auf denen vor einigen Jahren sich oft Springböcke gezeigt haben sollen. Die Hottentotten sind im allgemeinen arm, ja infolge ihrer Faulheit so arm, daß viele von ihnen während der schlechten Jahreszeit, von März bis Dezember, verhungern. Die Zahl dieser Unglücklichen würde übrigens noch erheblich größer sein, wenn die Missionsstationen nicht ihr möglichstes thäten, um das Elend zu lindern. Dasselbe ganz zu beseitigen, steht leider nicht in ihrer Macht, da ihnen dazu die erforderlichen Mittel fehlen. Insbesondere zeichnet sich der der rheinischen Missionsgesellschaft angehörende Missionar J. Böhm in Walfischbai durch seine Mildthätigkeit aus.

Die Namaqua besitzen so gut wie keine Industrie und fertigen sich daher auch ihre Kleidungsstücke nicht selbst an, sondern tragen, soweit sie überhaupt imstande sind, Kleidung zu bezahlen, europäische Kleidungsstücke, Flanellhemden, Beinkleider, Röcke und große, graue Filzhüte. Ihre Wohnungen sind dreierlei Art. Die Häuser der reichen Leute sind aus Steinen, welche aus einem im Flußbett des Kuisip gegrabenen Lehm geformt und in der Sonne getrocknet sind, aber weder mit Zement, Kalk noch einer sonstigen Tünche überzogen, die nicht erforderlich ist, weil es hier nur selten regnet, die Dächer sind aus Rohr und Reisig hergestellt. Die Mittelklasse oder besser die arbeitsamen Leute bauen ihre Hütten, die wie die Steinhäuser rund sind und einen Durchmesser und eine Höhe von je 10 Fuß haben, aus Röhricht, das runde Dach aus Reisig, während die Faulen sich einfach ein Schutzdach oder eine Schutzwand aus den Ranken der Narron-Pflanze anfertigen, hinter welcher sie sich gegen die Unbilden der Witterung schützen. Das Feuer brennt bei den Namaqua Tag und Nacht, da sie sich zum Schlafen gern in der Nähe des Herdes niederlegen, oft in gefährlichster Nähe des Feuers. Unter diesen Umständen kann es nicht überraschen, daß während der Anwesenheit der Expedition in Sandfontain, drei englische Meilen von Walfischbai, Kinder, im Beisein ihrer Eltern, nachts in das Feuer gerollt und elendiglich verbrannt sind.

Eine der größten Untugenden der Namaqua ist ihre Unreinlichkeit. Sie waschen sich selten, Seife kennen sie nicht. Wohl geben sich die Missionare viele Mühe, um hierin Wandel zu schaffen, ohne aber mit ihren Bemühungen Erfolge zu erzielen. Die Namaqua besitzen kein Vieh; nur in Rooibank und Hoykamkop findet man einige Rinder, die den dort lebenden Bastards oder den Kaufleuten in Walfischbai gehören, sowie einige kleine Herden in Rumudas am Zwakop und in Frederiksdam zwischen Sandwich-Harbour und Walfischbai. Das an letzterem Orte gehaltene Vieh ist mager und schwächlich, da dort nur das sogenannte salzige Quickgras wächst, das von den Rindern gerne gefressen wird, aber wenig Nahrungsstoff enthält. Eine Industrie besitzen die Topnaar fast gar nicht, doch verstehen sie es, aus Steinen in kunstvoller Weise Pfeifen zu meißeln oder eigentlich zu kratzen und sehr dauerhafte Lederwaren, wie Feldschuhe und Stränge, anzufertigen. Auch sind sie geschickt in der Herstellung einheimischer Waffen, wie Keulen, Speere, Bogen, Pfeile; ein anderes Handwerk kennen sie nicht. Vereinzelt findet man gute europäische Gewehre bei ihnen, jedoch nicht in so großer Zahl wie bei den reichen Damara. Ihre Hauptkonsumartikel sind Kaffee, Zucker, Thee und Tabak, die sie von den weißen Kaufleuten für Geld entnehmen, welches sie sich durch Dienstleistungen erwerben. Wagen hat dieser den Küstenstrich bewohnende Stamm nicht, mit Ausnahme eines einzigen, der sich im Besitze des Häuptlings Piet Haibib befinden soll.

Der hervorragendste Häuptling der weiter im Innern an der Grenze des Damaralandes lebenden Hottentotten oder Namaquas ist Jan Jonker Afrikander, ein Mann von sechzig Jahren, der ein bedeutendes Feldherrntalent besitzt, und trotzdem er nur eine Schar von 150—200 allerdings gut bewaffneten Leuten

befehligt, doch die benachbarten Damara oder Herero in Furcht und Schrecken zu halten weiß. Er betrachtet die Damara gewissermaßen als seine Sklaven und rühmt sich bei seinen Streifzügen, daß er nur die Viehposten seiner Knechte besuchen wolle. Übrigens ist der Mann, der einzige im Lande, der ein beschädigtes Gewehr zu reparieren weiß, auch Blecharbeiten anfertigen und einen Wagen bauen kann, jetzt fast vollständig erblindet. Auf seinen Raubzügen überfällt er unerwartet die Viehposten der Herero und treibt ihr Vieh weg, zum größten Teile nach Walfischbai, wo die Europäer gewöhnlich das beste Geschäft mit den Ochsen machen, da Jan Jonker dieselben um jeden Preis verkaufen muß, weil es an der Küste an Futter mangelt. Am liebsten würde er Pulver, Gewehre und Blei dafür von den Europäern eintauschen, allein nach den Gesetzen der Kapkolonie ist es nicht gestattet, den Hottentotten Munition zu verkaufen. Wie billig das geraubte Vieh verkauft wird, geht aus der Thatsache hervor, daß ein Kaufmann vor einiger Zeit für wenige Stück Tabak ein Pferd erwarb.

Jan Jonkers Leute sind mit den modernsten Waffen ausgestattet und besitzen nicht nur Snider- und Henry Martini-Gewehre, sondern auch Mauser-Büchsen, die Herr Schildweiler im Auftrage des Herrn Hasenclever in Düsseldorf ihnen für die Konzession zur Ausbeutung einiger Minen bezahlt hat. Auch die Firmen Wilmer und Eversen in Kapstadt sind im Besitze von Minenkonzessionen. Von den bis jetzt aufgefundenen Minen sind die Ebony-Mine am Zwakop und die Hope-Mine am Kuisip ertragsfähig, allein der Transport nach der Küste stellt sich, wenn nicht eine Eisenbahn angelegt wird, vorausgesetzt, daß der Bau überhaupt möglich ist, so teuer, daß das Kupfer sich nicht verwerten läßt.

Von der Küste führen nur zwei Verkehrsstraßen in das Innere des Landes, und zwar gehen beide von Walfischbai aus, die eine den Strand entlang bis zum Zwakopflusse und dann dem nördlichen Ufer desselben entlang, die andere über Sandfontein, am Kuisip nach Haykamkop am Zwakop, wo sie in die erstere Straße einbiegt. Beide Wege sind außerordentlich schwierig, und die zahlreichen im Lande halb vergrabenen Gerippe der Zugtiere beweisen, daß hier schon manches Gespann zu Schaden gekommen ist. Zu den Fahrten nach dem Innern sind einzig gut trainierte Ochsen zu gebrauchen, da die Tiere, nachdem sie Sandfontein verlassen haben, fünfzig Stunden lang ohne Wasser und Futter zubringen müssen; nur an diese Entbehrungen gewöhnte Ochsen können den Marsch durch den tiefen Sand aushalten. Das Futter des Viehs ist schwer zu beschaffen und teuer, da ein Teil desselben von Kapstadt importiert und mit 1 Pfd. Sterling für 100 Pfund bezahlt wird. Jedes Gespann besteht aus 16 großen Ochsen, die je einen Wert von durchschnittlich 6 Pfd. Sterling haben und zusammen außer dem Wagen ein Gewicht von 4000 Pfund ziehen müssen. Die Wagen sind hochräderig, offen und nur mit einem Zeltdache aus Segeltuch versehen, sie werden größtenteils in Kapstadt gebaut und haben einen Wert von 75—80 Pfd. Sterling, in neuerer Zeit hat sich jedoch auch ein in Otimbingue ansässiger Deutscher, ein früherer Missionskolonist Hellbig, mit der Anfertigung von Wagen beschäftigt, die aber teuer, weil sie besser sind, da das Holz zu denselben im Lande getrocknet

ist, so daß die Radreifen nicht nach einigem Gebrauche der Wagen verengert zu werden brauchen, wie es bei den Fuhrwerken vom Kap der Fall ist. Die deutsche Expedition mußte Hellbig für einen solchen 160 Pfd. Sterling bezahlen.

Zu jedem Wagen gehört ein Treiber, ein Lenker und ein Führer. Der letztere geht dem Gespann voraus und giebt den vordersten Trekochsen, an deren Hörnern ein Tau befestigt ist, die Richtung an; der Treiber geht zur Seite, mit einer achtzehn Fuß langen Peitsche, deren Schnur dreißig Fuß lang ist, bewaffnet, die er in geschicktester Weise zu handhaben weiß, und der Lenker sitzt auf dem Bocke. Er ist gewöhnlich der Eigentümer des Wagens und des Gespannes. Jeder Wagen ist von einer Anzahl Stücke kleinen Schlachtviehes begleitet, und zwar werden für die Fahrt von Walfischbai nach Otymbingue, die 12—16 Tage in Anspruch nimmt, 6—8 Schafe außer den Rationen an Kaffee, Zucker und Tabak mitgenommen. Die Leute würden die Fahrt wohl ohne Kaffee und Zucker, jedoch niemals ohne Tabak antreten. Gewöhnlich fahren die Wagen einzeln, seltener zu zweien, weil es den Haltestellen an Futter und Wasser fehlt. Viel Zeit geht auf der Reise damit verloren, daß die Ochsen nach dem Ausspannen noch einen weiten Marsch nach der dürftigen Weide machen und am nächsten Morgen zurückgeholt werden müssen, um neu eingespannt zu werden. Außer den Trek- oder Zugochsen giebt es noch Pack- und Reitochsen, die ebenfalls einen großen Wert (8—9 Pfd. Sterl.) haben, namentlich letztere, die fast ebenso schnell wie ein Pferd sind und größere Ausdauer haben als dieses. Falls Weiße den Wagen begleiten, schlafen sie nachts im Innern desselben auf einer Matratze, die auf einem in Lederriemen hängenden Rahmen über der Ladung ruht, die nie den ganzen Wagen füllt, weil dieser auf der unebenen Straße sonst leicht umwerfen würde. Die das Gespann begleitenden Leute schlafen auf Schaf- und Ziegenfellen.

In Gegensatz zu den Stämmen am Kongo, die verhältnismäßig reinlich sind, starren die hiesigen Eingeborenen von Schmutz und Ungeziefer. Vor der letzteren Plage ist man selbst in den Missionshäusern nicht sicher. Vor allen zeichnen sich die Bewohner von Sandwich-Harbour durch ihre Unreinlichkeit aus, sie sind an und für sich durch das Fischräuchern geschwärzt, reiben sich aber außerdem noch mit Thran ein, so daß von ihrer gelblichen Hautfarbe nichts mehr zu sehen ist. Die Mitglieder der Expedition schenkten den Leuten, die so ärmlich wohnen wie außer den Berg-Damara kein anderer Stamm in Afrika, etwas Seife, damit sie sich einmal gründlich reinigen konnten, allein schon nach wenigen Tagen sahen sie ebenso schmutzig aus wie vorher. Sandwich-Harbour ist außerordentlich reich an Fischen, leider aber wird die Fischerei von zwei Kapstädter Firmen in einer Weise betrieben, daß der Fang bald abnehmen wird. Es wird hauptsächlich der Haifisch gefangen, dessen Thran früher mit 40, jetzt aber nur noch mit 20 Pfd. Sterling per Ton bezahlt wird. Bei dem Raubsystem der Fischer giebt es keine Schonzeit, und dadurch wird besonders zur Zeit des Laichens, in den Monaten August bis Oktober, großer Schaden angerichtet. Vom Haifisch ist nur die Leber zu gebrauchen, die in großen Kesseln ausgekocht wird, worauf der Thran in Fässer gefüllt und versandt, die Überbleibsel aber ins Meer geworfen werden.

Auch der Kabliau wird in großen Mengen gefangen und getrocknet oder gesalzen versandt, zum größten Teile über Kapstadt nach Mauritius. Feinere Fische in Sandwich-Harbour sind Elf, Zander, Brassen, Zungen und der besonders wohlschmeckende Butterfisch, der diesen Namen erhalten, weil er in seinem eigenen Fette gebraten oder gebacken wird. Die sämtlichen Bewohner von Sandwich-Harbour sind in der einen oder anderen Weise mit der Fischerei beschäftigt und leben während der schlechten Jahreszeit, d. h. so lange die Narrou-Frucht ihnen keine Nahrung liefert, von Fischen. Den eigentlichen Fang betreiben jedoch nur die beiden Kapstädter Fischereigesellschaften, während im Gebiete der Walfischbai sich auch die Eingeborenen damit beschäftigen.

Das Fischen ist dort eine höchst beschwerliche Arbeit. Sobald die Ebbe eingetreten ist, bilden die Schwarzen von der Lagune, etwa eine Meile von der Rhede, eine Kette, um die Fische von dem tiefen Wasser abzuschneiden, und werfen dieselben mit Speeren. Sie sind dabei so geschickt, daß sie selten ihr Ziel verfehlen, vier bis fünf Stunden dauert täglich der Fang, bei dem die Leute einige Fuß im Wasser stehen, das auf dem weißen Sandboden jeden Gegenstand genau erkennen läßt. Es werden dort Brassen bis zu zwanzig und dreißig Pfund gefangen.

Unter den Hottentotten wohnen auch einige Berg-Damara, die von jenen als Sklaven betrachtet werden und ihre Pontacks (Hütten) stets in einiger Entfernung von denen der Namaquas haben müssen. Die Berg-Damara unterscheiden sich von ihren Herren nur durch die Hautfarbe, die schwarz ist und ihnen das Ansehen von Negern giebt, während die Hottentotten gelb sind. Was Essen und Trinken anbelangt, so hat kein anderer Stamm in Afrika so wenig Bedürfnisse wie die Berg-Damara.

Der Pflanzenreichtum ist im ganzen Küstengebiet ein geringer, und der Reisende freut sich daher, wenn er auf dem Wege von Walfischbai nach dem Innern das am Kuisip gelegene Rooibank erreicht, wo er den ersten Baum und das erste Grün erblickt. Dort leben einige Bastards, die unter Anleitung des Missionars Kloote im Bette des Flusses ein Stück Land urbar gemacht haben und europäische Gemüse bauen. Leider herrscht dort fast beständig Wassermangel, sonst würde das Erträgnis ein größeres sein; der Fluß ist dort nur 8 Zoll breit und 1 Zoll tief, so daß es eine mühevolle Arbeit ist das Wasser auszuschöpfen und auf das zu bebauende Land zu bringen. Ist die Ernte fast reif, so wird sie oft von Vögeln und den Schafen, die auf dem Wege zur Weide vorbeigetrieben werden, verwüstet. Rooibank besteht aus einer Anzahl Rohrhütten der Bastards, ist aber im Besitz einer kleinen Kirche und eines europäischen Wohngebäudes für den Missionar.

In Namaqualand und an der Küste ist die Luft größtenteils trocken, der Himmel klar und blau. Die Regenzeit ist Anfang Januar und dauert etwa einen Monat, doch regnet es während dieser Zeit nur drei oder vier Mal, dann allerdings so heftig, daß die Flüsse sich auf kurze Zeit mit Wasser füllen. In Walfischbai kommen zu dieser Zeit häufig Gewitter vor, halten sich aber stets

innerhalb der Bai und ziehen nie nach der See hinaus oder über das Land. Die Temperatur iſt nicht ſo heiß wie am Kongo, doch iſt der Wechſel der Temperatur zwiſchen Tag und Nacht ein enormer; beiſpielsweiſe zeigte das Thermo- am 26. September vorigen Jahres um 7 Uhr morgens 7 Grad, um 2 Uhr nachmittags 22 Grad, und 9 Uhr abends 13 Grad Réaumur. Der vorherrſchende Wind iſt Südweſt, der gewöhnlich ſehr ſtark weht, trotzdem aber manchmal bei vollſtändig klarer Luft in der Zeit von 10 Minuten rund um den Kompaß herumläuft, um dann wieder aus der gewöhnlichen Richtung zu wehen.

Die wichtigſte Eigenſchaft, welche der Reiſende in dieſen Gegenden beſitzen muß, iſt Geduld, denn die Eingeborenen machen aus den unbedeutendſten Sachen eine Staatsaktion, ziehen jede Diskuſſion möglichſt in die Länge und disputieren ohne Ende. Die Streitigkeiten, welche unter den Eingeborenen oder zwiſchen ihnen und Europäern entſtehen, werden von einem Rate, der aus jenen gebildet wird und in den meiſten Fällen zu Ungunſten der Weißen entſcheidet, geſchlichtet. Spirituoſen können die Hottentotten nicht vertragen und ſollten ſolche daher auch nicht bei ſich führen. Die Leute ſtehen moraliſch auf einer ſehr niedrigen Stufe, im übrigen aber ſind ſie gutmütig und teilen auch mit dem Europäer ihr Letztes, wie Herr Dr. Höpfner auf ſeiner erſten Reiſe wiederholt erfahren hat. Sowohl die Damara als die Namaqua ſind Spitzbuben und würden ſogar dem Häuptling Komaherero zwei von den drei Beinkleidern, welche derſelbe beſitzt, ſtehlen, wenn er dieſelben nicht der Vorſicht halber beſtändig trüge. Erwiſcht man einen der Eingeborenen beim Diebſtahl, ſo thut man am beſten, dem Miſſethäter ſofort ſeine Prügel zu verabreichen, da eine andere Strafe wenig oder gar keine Wirkung bei ihnen ausübt.

Den Wert ihrer Exportartikel kennen die Hottentotten ſehr gut, ſo daß man dieſelben ſelten billig von ihnen einkaufen kann; auch die dort anſäſſigen Kaufleute müſſen für die Straußfedern die geforderten Preiſe zahlen, ſuchen dann aber ihren Schaden in der Weiſe wieder gut zu machen, daß ſie die eigenen Waren den Eingeborenen ſo teuer wie möglich verkaufen. Das Pfund Kaffee wird in Walfiſchbai mit 2 Schilling 6 Pence bis 3 Schilling, das Pfund Buſch-Thee, der in der Nähe von Kapſtadt wächſt und dort $1^1/_2$ bis 3 d. koſtet, mit 1 Schilling bezahlt.

Die Vegetation iſt an der Küſte ſehr karg; nur in den Flußbetten des Kuiſip und Zwakop findet ſich Ebenholz ſowie eine Art Tabakſtaude, deren Blätter jedoch nur im Notfalle von den Eingeborenen gebraucht werden, die, wenn ſie auch dieſe Blätter nicht haben, ſogar Kuhdünger nicht verſchmähen. Gewöhnlich wird die Tabakſtaude als Feuerungsmaterial verbraucht. Bei Beerdigung wird ſenkrecht ein vier Fuß tiefes Loch gegraben und in dieſem ſeitwärts eine Höhle von zwei Fuß Tiefe hergeſtellt, in welche der Tote mit ſeinen beſten Kleidern gelegt wird, alsdann wird die Höhle mit Stäben und Steinen verrammelt und das Loch wieder zugeworfen. Den Frauen wird, wie erzählt wird, nach dem Tode ein Filzſchuh über den linken Fuß gezogen. Die Namaqua eignen ſich vorzüglich für den Poſtdienſt, da ſie mehrere Tage hungern und durſten können, was

in den ausgedehnten Sandwüsten von größter Wichtigkeit ist. Die von den Missionaren eingerichtete Postbeförderung ist eine regelmäßige und zuverlässige; zu dem Marsche von Walfischbai nach Otymbingue gebrauchen die von jenen besoldeten Boten, die weder von den Damara noch von den Namaqua je angegriffen oder überfallen werden — ein Beweis des Ansehens, welches die Missionare genießen — etwa vier oder fünf Tage.

Die Damara und Owambu haben die gleichen Sitten wie die Namaqua, dagegen wissen sie feinere Arbeiten herzustellen und vorzüglichere Speere anzufertigen. Auch werden in Owambu Perlen in Rosettenform geschliffen und andere Schmucksachen aus Eisen hergestellt, an denen selbst europäische Damen ihre Freude haben würden. Sie besitzen große Geschicklichkeit in Flechtarbeiten und fertigen aus Rohr und Gras wasserdichte Körbe an, ihre Kleidung machen sie zum größten Teil aus Leder.

Je weiter man in das Land hineinkommt, desto unzugänglicher werden die Leute, und es passirt im Innern nicht selten, daß den Tradern die Waren fortgenommen werden; ein einzelner kann daher dort nur wenig oder nichts ausrichten; früher beabsichtigte die Kap-Regierung, eine Licenz für die Händler einzuführen, allein es ist bei einem Versuche geblieben, denn als die Trader für das gezahlte Geld nun auch Schutz verlangten, sah die Regierung sich hierzu außer stande und mußte auf erhobene Reklamation das Geld zurückerstatten. Wie an der Küste, so herrscht auch im Damara- und Owambu-Lande große Trockenheit, mit deren Hilfe das sogenannte Biltong — ein Leckerbissen für die Reisenden — bereitet wird: in Streifen geschnittenes Fleisch, welches leicht gesalzen und an der Luft getrocknet wird. Die Damara sind bedeutende Viehzüchter und besitzen große Rinderherden; ihr Häuptling Komaherero zählt seine Ochsen nach Tausenden. Der Sicherheit wegen hat er für das von Mossamedes und Owambu, wo eine Art Lungenseuche herrscht, kommende Vieh eine Quarantaine eingerichtet, die sehr streng gehandhabt wird und der sich sogar die Eingeborenen unterwerfen müssen. Die Weißen haben im Damaralande viel von jener schmerzhaften Augenkrankheit zu leiden, die als Entzündung auftritt und gewöhnlich mehrere Tage anhält. Im Hererolande giebt es außerordentlich viel Wild, Tiger, Schakale, Hyänen, Antilopen, Springböcke, Strauße und eine kleine Wolfsart, früher sollen auch Löwen vorgekommen sein. Die Tiere werden nicht des Fleisches, sondern der Felle wegen geschossen, die nach landesüblicher Art gegerbt werden, indem sie eingeweicht, mit Fett eingerieben und durch langes Schlagen und Kneten auf den Knien fertig gemacht werden. Auch in Eisenarbeiten sind die Owambu geschickt, beim Schmieden benutzen sie einen nach europäischem System angefertigten Blasebalg aus Tierbälgen. Sie fertigen aus dem Eisen auch Schmuckgegenstände, Ringe von einem Gewicht bis zu 35 Pfund, sowie Perlen von der Größe eines kleinen Hühnereis an. Schmuckgegenstände aus Elfenbein sieht man selten, obgleich der Missionar Büttner aus eigener Erfahrung weiß, daß man dort früher Elephanten, oft 40—50 an einem Tage, gejagt hat. An allen größeren Orten befinden sich Missionsstationen der Rheinischen Missionsgesellschaften. Zu den

Stationen gehört gewöhnlich eine Schule, in welcher die Kinder und jungen Leute unterrichtet werden und der ein eingeborener Lehrer vorsteht, der auch, sofern der betreffende Missionar der Damara- oder Namaqua-Sprache nicht mächtig ist, die Predigt des letzteren aus dem Holländischen in die Sprache der Eingeborenen übersetzt.

Das-Damara Land ist fruchtbar, doch beschäftigen sich die Bewohner mehr mit Viehzucht als mit Ackerbau, selbst die kleineren Leute besitzen mindestens vier Milchkühe, einen Ochsen und 30—40 Stück Kleinvieh, Schafe und Ziegen. Schweine giebt es in Damaraland nicht. Die Herero leben fast nur von Milch und töten deshalb nur in seltenen Fällen ein Stück Vieh, das ihren ganzen Reichtum bildet; die Milch wird teils frisch genossen, teils durch Schütteln in einer Kalebasse zu einer Art Dickmilch, Omaire genannt, verarbeitet, die einen angenehmen Geschmack besitzt und auch von den Europäern geschätzt wird. Merkwürdiger Weise haben die Herero gar keinen Begriff von dem verschiedenen Werte der Tiere, jedes hat, einerlei wie schwer und fett dasselbe ist, für sie denselben Wert. Trekochsen findet man hier nur sehr wenige und nur im Besitze der Häuptlinge, die dieselben niemals verkaufen.

Außer Walfischbay, Sandwich-Harbour und Angra Pequena giebt es noch ein paar andere Häfen an der Küste Prince of Wales und Ichaboe-Bay, die jedoch nur kleineren Fahrzeugen zugänglich sind; außerdem sind noch Odgins-Harbour und Fort Rock-Bai zu nennen, doch ist deren Lage nicht genau festgestellt, wenn sie überhaupt existieren; wenigstens hat eine englische Korvette, welche vor 2 Jahren von Kapstadt ausgeschickt wurde, um den ausgewanderten Trekboers Proviant nach Odgins-Harbour zu bringen, den Hafen nicht auffinden können und unverrichteter Sache zurückkehren müssen. Daß man im Damaralande schon vor Ankunft der Weißen Kupfer gekannt und verarbeitet hat, bestätigt Missionar Dr. Hahn, er hat verschiedene Minen aufgefunden, welche von den Eingeborenen in ihrer primitiven Art bearbeitet, später aber verlassen worden sind. Der englische Kommissar für Süd-Afrika, Mr. Palgraves, will auch Blei gefunden haben, jedoch ist es der Expedition nicht möglich gewesen, an der betreffenden Stelle auf dem Kakaofeld, das den Gegenstand beständigen Streites zwischen den Damara und Namaqua bildet, Spuren davon zu entdecken. Noch im Jahre 1840 waren die Damara die Sklaven der Hottentotten, doch wird jetzt bald das Umgekehrte der Fall sein, da die Herero mehr und mehr die Oberhand gewinnen.

Was den Handel im Damara- und Namaqua-Lande betrifft, so ist das Geschäft durch das bei den Händlern gebräuchliche Kreditsystem vollständig verdorben. Je mehr Kredit den Eingeborenen gewährt wird, desto mehr verlangen und desto weniger bezahlen sie. Drängen die Trader einmal auf Bezahlung, dann giebt es gewöhnlich Streit. Die Eingeborenen sind nämlich der Überzeugung, daß die Weißen alle Waren umsonst bekommen und nur einen Brief zu schreiben brauchen, um sie zu erhalten; es ist daher schon mehrfach vorgekommen, daß die Eingeborenen sich an die Trader mit der naiven Bitte gewendet haben, für sie auch einen solchen Brief zu schreiben, damit sie Waren erhielten. Die portu-

giesischen Händler bringen ihre Ware von Mossameodes und St. Paul de Loanda mit Trägern nach Owambu, während die Deutschen, Holländer und Engländer den Marsch von Walfischbai mittelst Ochsenzügen antreten; trotzdem vermögen jene die Artikel billiger zu verkaufen, und zwar weil sie im Inlande für ein Billiges an Waren Sklaven kaufen, welche die Rückfracht, Elfenbein und Kautschuck, nach der Küste bringen müssen, dort freigelassen werden und natürlich gern die Gelegenheit benutzen, auf dem Rückwege in ihre Heimat noch einen geringen Lohn zu verdienen. Dagegen verteuert sich der Transport von der Walfischbai, weil das Futter für die Trekochsen so schwer zu beschaffen ist. Aus Damaraland kommen hauptsächlich Felle und Straußfedern, von denen mit der letzten Post, mit welcher auch die Expedition Walfischbai verließ, 112 Pfund versandt wurden.

Wie schon erwähnt, hat das Küstengebiet nach Ansicht der Expeditionsmitglieder keine Zukunft, und auch die Aussichten für den Handel nach dem Innern sind wenig glänzende, da die Trader bei dem Geschäfte sehr häufig zusetzen müssen. Als Beweis, in welcher Weise dasselbe betrieben wird, mag noch erwähnt sein, daß die Hottentotten bei den Jagdzügen, die von den Händlern nach dem Kakaofeld, nördlich von Walfischbai und Damara-Land, arrangiert werden und die gewöhnlich aus zehn bis zwölf Eingeborenen unter Führung von einem oder zwei Weißen bestehen, an dem Ergebnisse zur Hälfte partizipieren, sodaß für den Unternehmer, der für alle Teilnehmer Pferde, Wagen, Ochsen, Waffen, Munition, Proviant und Futter zu liefern hat, nicht viel übrig bleibt. Als die Kapregierung im vorigen Herbste von dem Kommen der deutschen Expedition, deren Zweck ihr nicht unbekannt geblieben sein konnte, Kenntnis erhielt, schickte sie den Kommissar für die südwestafrikanische Küste, Mr. Palgrave, nach dem Damara-Land ab, um womöglich den Deutschen zuvorzukommen oder doch wenigstens ihnen entgegenzuarbeiten. Am 12. November traf Mr. Palgrave, der früher schon längere Zeit in Damara zugebracht und dort gejagt hatte, ehe er zum Kommissar für dieses Gebiet ernannt worden war, in Begleitung des Herrn de Smith, Sekretärs im auswärtigen Amte, mit dem Schooner „Louis Alfred" in Walfischbai ein, begab sich jedoch nicht selbst nach dem Damara-Lande, weil er erfuhr, daß das deutsche Kanonenboot „Möve" jeden Tag erwartet werde und er voraussetzen mußte, daß deutscherseits eine offene Aufwiegelung in dem Hinterlande von Walfischbai, wo die deutsche Expedition ein etwa fünfzig englische Meilen breites Terrain zwischen Sandwich-Harbour und dem Zwakop-Flusse für Herrn Lüderitz angekauft hatte, nicht geduldet werden würde. Um sich daher nicht selbst in Ungelegenheiten zu bringen, engagierte Mr. Palgrave den englischen Händler Lewis, einen Mann von großer Erfahrung und außerordentlichem Einfluß, um bei Komaherero den deutschen Bemühungen entgegenzutreten. Diese Bestrebungen Lewis waren von Erfolg gekrönt, ihm ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß die Resultate der deutschen Expedition unbedeutende geblieben sind. Andererseits vermochte aber auch Lewis, obgleich er der Damara- und Namaqua-Sprache mächtig ist, und Komaherero ihm so leicht nichts ab-

schlagen darf, weil er ihm sonst keine Waffen und Munition liefern würde, keine Zugeständnisse für Mr. Palgrave zu erlangen. Der alte Häuptling war zu schlau, um sich nach irgend einer Seite hin zu binden, vielmehr wußte er stets auszuweichen und die Engländer wie die Deutschen hinzuhalten.

Am 22. November traf Dr. Nachtigal mit der „Möwe" in Walfischbai ein, wo er eine längere Konferenz mit dem englischen Kommissar hatte, der sich höchst reserviert über den Zweck seiner Anwesenheit äußerte. Trotzdem erfuhr Dr. Nachtigal, daß Mr. Palgrave alles vorbereitet, um erforderlichenfalls selbst die Reise zum König Komaherero in Okahandhya anzutreten. Um nichts zu versäumen, ritt Dr. Nachtigal, in dessen Begleitung sich der deutsche Konsul Vogelsang, der Ingenieur Pröscher, Herr Martens, ein in Mexiko von deutschen Eltern geborener und in Hamburg erzogener Kaufmann, sowie der Chemiker Belck befanden, an einem Tage zu dem in dem 23 englische Meilen entfernten Rooibank wohnenden Namaqua-Häuptling Piet Haibib, um demselben die Mitteilung zu machen, daß sein Gebiet unter deutschen Schutz gestellt sei, und daß er sich unter keinen Umständen in Intriguen mit den Engländern einlassen dürfe. Da seine Begleiter nur die holländische Sprache sprachen, nahm Dr. Nachtigal zur Vorsicht den eingeborenen Missionar Daniel Kloote als Dolmetscher mit, damit Piet Haibib sich später nicht damit entschuldigen könnte, er habe Dr. Nachtigal nicht richtig verstanden. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die Grenzen der englischen Walfischbai genau festgestellt; dieselben sind nach offizieller Angabe im Süden eine Linie von einem Punkte an der Küste fünfzehn englische Meilen südlich von Pelikan Point nach Scheppmannsdorf, im Osten eine Linie von Scheppmannsdorf nach Rooibank, und von dort nach einem Punkte zehn Meilen von der Mündung des Zwakopflusses, im Osten der zehn Meilen lange untere Lauf des Zwakopflusses und im Westen der Atlantische Ozean. Danach würde man auf dem Wege von Sandwich-Harbour nach dem Innern kein englisches Gebiet berühren, so lange man sich hinter den Sandhügeln von Rooibank hält. Ferner sandte Nachtigal dem Häuptling Moses Swartboy, der, einem Stamm der Namaqua angehörend, im Norden zwischen den letzteren und den Damara lebt, die briefliche Mitteilung, daß er sich unter deutschem Protektorat befinde, was von dem Häuptling auch anerkannt wurde. Und da die im Osten wohnenden Bastards bereits mit Dr. Höpfner Verträge abgeschlossen und ihm die Minenkonzession übertragen hatten, so war zwischen Walfischbai und Damara-Land eine Art Mauer gezogen, daß die Engländer, wenn sie wirklich Damara-Land gewonnen hätten oder noch gewinnen werden, stets deutsches Gebiet passieren müssen, wo ihnen jedenfalls ein hoher Transitzoll auferlegt werden würde. Auf diese Weise ist die Walfischbai nicht unerheblich für die Engländer entwertet worden, wenngleich die Deutschen sie eigentlich garnicht entbehren können.

Bei Sandwich-Harbour und am Zwakopflusse befinden sich ausgedehnte Salzlager, die in Herrn Aug. Lüderitz den Gedanken erregt haben, an dem einen oder anderen Orte eine Schlächterei in großem Maße anzulegen, in welcher das Fleisch entweder gesalzen oder nach australischer oder südamerikanischer Weise eingekocht

werden soll. Allein es ist doch mehr als fraglich, ob dies Projekt sich mit Erfolg wird realisieren lassen. Denn einmal ist im Küstengebiet wenig Rindvieh vorhanden, und selbst wenn die Damara veranlaßt werden könnten, ihre Rinder zu verkaufen, würden zweitens dieselben nach der Ansicht der das Land und die Verhältnisse kennenden Missionare doch nicht imstande sein, im ersten Jahre mehr als 5000, später mehr als 3—4000 Stück Vieh jährlich zu liefern, während die Schlächtereien in Südamerika und Australien mindestens das Vierfache schlachten. Dabei ist nicht außer acht zu lassen, daß es an der Küste kein Futter für das Vieh giebt und die Ochsen mithin sofort nach der Ankunft aus dem Innern geschlachtet werden müssen.

Der Import in Walfischbai ist bisher nur höchst unbedeutend gewesen und bezifferte sich in den letzten Jahren auf wenig mehr als 20000 Pfund Sterl. jährlich, was sehr genau kontroliert werden kann, da die gesamte Einfuhr über Kapstadt geht. Den größten Teil des Imports bilden Proviantartikel, Kaffee, Mehl, Tabak, von denen die Missionare den größeren, die Eingeborenen den geringeren Prozentsatz erhalten. Andererseits ist der Export, der in Straußfedern, Elfenbein und Fellen besteht, noch geringer, indem derselbe nur die Höhe von 3000 bis 3500 Pfd. Sterl. erreicht; in dieser Summe ist der Wert des Viehes, das mit dem Schooner „Louis Alfred" exportiert wird, der jährlich vier Reisen nach St. Helena zu machen pflegt und jedesmal 18—20 Ochsen mitnimmt, mit einbegriffen.

Der oben erwähnte Chemiker Belck ist im Damara-Lande zurückgeblieben, um dem Einflusse des Händlers Lewis entgegenzuarbeiten. Er ist ein verhältnismäßig noch junger Mann und erst seit einigen Monaten in Afrika, hat aber schon wiederholt Beweise seiner Thatkraft und Energie gegeben und wird auch auf seiner jetzigen Mission vielleicht Erfolg haben, wenn er mit größeren Kapitalien unterstützt wird. In seiner Begleitung befinden sich die Herren Spengler und Wiesel, welchen das Aufsuchen der Minen im Gebiet der Bastards übertragen ist, speziell in Rehoboth, wo sich bereits große Minen befinden, deren Tiefe und Ertragsfähigkeit Spengler zu prüfen beauftragt ist. Spengler stand früher im Dienst des Herrn Hasenclever und hat die Ebony- und Hope-Mine eröffnet. Die letzteren beiden sind Kupferminen; außerdem finden sich auf einer $1^1/_2$ bis drei Meilen breiten Landzunge von Walfischbai Salz- und besonders Schwefellager, die indes wenig Wert haben, weil man in $1^1/_2$ Fuß Tiefe schon auf den Schwefel, in 3 Fuß Tiefe aber auf das Meerwasser stößt. Dasselbe auszupumpen ist unmöglich, da der ganze atlantische Ozean nachströmen würde. Indessen werden diese Minen auch nicht in deutschen Besitz übergehen, da die Kapregierung die Konzession bereits an die englische Firma Evensen & Wilmer in Kapstadt abgegeben hat.

In Rehoboth soll es, wie ein Gerücht meldet, Diamanten geben, doch muß die Zukunft lehren, ob die Mitteilung wahr ist oder nicht. Thatsache ist dagegen, daß in der Nähe von Walfischbai Rubine in großen Quantitäten vorkommen, doch sind die Steine klein und von unerheblichem Werte, wenngleich

anzunehmen ist, daß sich in größerer Tiefe eine bessere Qualität findet. Die Steine, welche die deutsche Expedition nach Anleitung eines Deutschen, Herrn Stamm, der schon seit 1864 in Süd-Afrika gelebt hat und kürzlich in den Dienst des Herrn Lüderitz getreten ist, gefunden hat, sind von dem Chemiker Prof. Hahn in Kapstadt geprüft und als Rubine erkannt worden. Im Zwakopflusse findet sich auch Gold, das durch Zufall von australischen Goldgräbern entdeckt worden ist. Dieselben waren auf der Rückreise nach England und wurden in der Nähe der Mündung des genannten Flusses mit ihrem Schiffe von Windstille befallen; sie setzten ein Boot aus und fuhren ans Land, wo sie Spuren von Gold entdeckten. Leider fehlt es dort sehr an Proviant, sonst würde das Goldwaschen, wenn das Ergebnis auch kein sehr reiches ist, sich immerhin bezahlt machen.

Herr Vogelsang, der zum Konsul für Groß- und Klein-Namaqua-Land ernannt worden ist, will nochmals den Versuch machen, den Häuptling der Herero zur Abgabe der Minenkonzessionen zu veranlassen, indessen ist es kaum wahrscheinlich, daß derselbe mehr erreichen wird als Dr. Höpfner, Dr. Pechuel-Lösche und Herr Kleinschmidt, der im Lande geboren und ein besonderer Liebling der Damara ist. Ein Beweis für die Beliebtheit, deren Dr. Höpfner sich erfreut, ist auch, daß derselbe, als er von den Damara gefangen genommen worden war, weil er mit den Bastards Verträge abgeschlossen hatte, nach neuntägiger Haft freigelassen wurde, ohne daß ihm etwas von seinem Eigentum genommen worden war.

Ein besonders schöner und fruchtbarer Ort im Damara-Lande ist Otytampie, das fünfzehn Tagemärsche in nordöstlicher Richtung von Walfischgai entfernt liegt, reichlich Gras und Wasser besitzt und viel und gutes Korn hervorbringt, das den Missionaren und Missionskolonisten ein um 25 Proz. billigeres als das von Kapstadt importierte Mehl liefert. Das letztere wird nämlich durch den Transport sehr teuer, da die Fracht von Kapstadt nach Walfischbai 30 s. per Ton, von dort nach Otytampie 6 s. per Sack von hundert Pfund, Landungsspesen und Lagermiete in Walfischbai $1\frac{1}{2}$ s. per Sack betragen und außerdem stets ein Teil des Mehles, im Durchschnitt 10—15 Proz., auf dem Wege infolge von Feuchtigkeit hart wird oder auf andere Weise verdirbt. Die Kolonisten hatten bis zum vorigen Jahre mit vielen Hindernissen zu kämpfen, da die Flut des Zwakop oft alles mit sich fortriß. Im letzten Jahre aber haben sie zur Ableitung des Wassers Kanäle gegraben, welche nicht nur die Gefahr beseitigen, sondern auch zur ergiebigen Bewässerung des Landes dienen.

Wie schon erwähnt, ist das Gebiet hinter Walfischbai, das eine Größe von 1800 englischen Quadratmeilen hat, durch Herrn Aug. Lüderitz für 20 Pfund Sterl. mittelst eines von den Herren Wegner und Koch unterzeichneten Vertrages von Piet Haibib erworben worden, den sowohl die Engländer als auch Dr. Nachtigal als den bisherigen rechtmäßigen Eigentümer des Landes anerkannt haben, während Dr. Höpfner und die sämtlichen Missionare des Damara-Landes behaupten, daß dasselbe nicht Eigentum der Namaqua wäre, sondern den Damara gehöre. Der Missionar Böhm, der schon seit zwanzig Jahren im Lande der Hottentotten ist, und dem man daher ein Urteil zutrauen darf, zumal da der-

selbe im Besitze von Beweisen für seine Behauptungen ist, besteht jedoch darauf, daß die Namaqua das in Rede stehende Gebiet schon seit mehr als 100 Jahren bewohnen, und es ergiebt sich auch aus den englischen Blaubüchern, daß Piet Haibib, dessen Vater und Jan Jonker Africander das Land schon seit langer Zeit regiert haben, soweit von einer Regierung überhaupt die Rede sein kann.

Hamburg. Siegmund Israel.

Medizin.

Der schädliche Einfluß des Rauchens.

Unter den Pflanzen, welche die alte Welt am Schluß des XV. Jahrhunderts von Amerika her erhielt, nimmt der Tabak nach verschiedenen Richtungen hin die erste Stelle ein.

Ursprünglich in Europa als Heilpflanze eingeführt, spielt der Tabak diese Rolle nicht lange, denn schon in der Mitte des XVI. Jahrhunderts verwandelt er sich in ein Luxus- und Genußmittel, das, allen kirchlichen und staatlichen Verboten zum Trotze, immer mehr und mehr Verbreitung findet. Letztere scheint bis zum heutigen Tage noch immer nicht ihre Höhe gefunden zu haben, wie dies der fortwährende ansteigende Tabakkonsum erweist. In Italien nahm der Tabakverbrauch innerhalb der letzten 15 Jahre um 26%, in Frankreich und Rußland innerhalb der letzten 16 Jahre um 34 und 76% zu. In Österreich ist die jährlich verbrauchte Quantität eine 8½mal bedeutendere, als sie es vor 79 Jahren war. In den zivilisierten Ländern schwankt der jährliche Tabakverbrauch, berechnet auf den einzelnen Kopf, zwischen 370 g (Rußland) und 5500 g (New-South-Wales).

Der Tabak, eine Solanee, enthält ein sauerstofffreies Alkaloid, das Nikotin ($C_{10}H_{14}N_2$), eines der schärfsten Gifte, das zuerst von Posselt und Reimann im Jahre 1828 aus den Blättern der Pflanze dargestellt wurde. Die einzelnen Tabaksorten enthalten das Nikotin in verschiedener Menge. Im allgemeinen ist der Nikotingehalt, je ordinärer die Tabaksorte, desto bedeutender. („Lot" und „Virginia" 7.96—6.87%, „Brasil und „Havannah" 2.00%).

Die Zusammensetzung des Tabaks wird übrigens durch die Fabrikation wesentlich verändert. Sie besteht aus der Gährung und den Beimischungen anderer Stoffe. Bei der Gährung, wobei die Temperatur der Blätter bis auf 35° R. ansteigt, werden Eiweisstoffe, organische Säuren und ein Teil des Nikotins zerstört. Zur Beimischung, die zur Verbesserung des Geschmackes, Geruches und zur Erleichterung der Verbrennung dient, werden die verschiedensten unschädlichen oder schädlichen Stoffe verwendet, zuweilen selbst höchst unappetitliche wie z. B. Harn. Diese Zusammensetzung solcher Beimischungen bildet das Geheimnis einer jeden Fabrik.

Das Nikotin gehört zu den schärfsten sowie schnellst wirkenden Giften und steht, hinsichtlich der kleinen zur Tötung von Menschen und Tieren nötigen Gaben, der Blausäure am nächsten. Kleine Vögel gehen bereits zu Grunde, wenn

man ihrem Schnabel einen in Nikotin getauchten Glasstab nähert. Die tödliche Gabe für kleine Säugetiere (z. B. Kaninchen) beträgt $^1/_4$ Tropfen, für größere (z. B. Hunde) $^1/_2$—2 Tropfen. Die kleinste den Menschen tötende Dosis ist nicht genau bestimmt, doch erzeugen schon 0.003 g heftige Vergiftungserscheinungen, wie dies die von Reil und später von Dworzak und Heinrich unter Schroffs Leitung angestellten Selbstversuche erweisen.

Nach Dosen von 0.001—0.004 g, die diese Experimentatoren zu sich nahmen, tritt Brennen im Munde, Kratzen im Rachen und vermehrte Speichelabsonderung ein. Hierauf stellte sich ein Gefühl der Wärme, ausgehend vom Magen, ein, das sich über die Brust und den Kopf in die Zehen und Fingerspitzen verbreitete. Dann folgten Aufregung, Kopfschmerz, Schwindel, Betäubung, undeutliches Sehen und Hören, sowie Lichtscheu, Beklommenheit, Trockenheit im Schlunde, Kälte in den Gliedmaßen, Aufstoßen, Auftreibung des Unterleibes, Erbrechen und Stuhldrang. Das Atmen wurde häufiger und beschwerlicher. Im Beginne steigerte sich die Schnelligkeit des Pulses und zwar desto mehr, je größer die Dosis, später wechselt regellos Zu- und Abnahme der Pulsfrequenz. Nach $^3/_4$ Stunden wurden die Experimentatoren ohnmächtig und verloren das Bewußtsein. Bei einem derselben wurden auch Krämpfe beobachtet und zwar besonders der Atemmuskeln, Zittern der Gliedmaßen und Schütteln des ganzen Körpers. Das Atmen war dabei nur mühsam und stoßweise. Nach diesem Experiment fühlten sich die Betreffenden ungemein abgeschlagen, schläfrig und befanden sich noch 3 Tage hindurch in trostloser Stimmung.

Die gleichen Erscheinungen beobachtet man bei Tieren, die unter Krämpfen mit verengter Pupille oder nach den Krämpfen in dem den letzteren folgenden Erschlaffungsstadium zu Grunde gehen. Bei größeren Dosen verenden die Tiere binnen 30 Sekunden bei weiter Pupille.

Auf das Rückenmark wirkt das Nikotin anfangs erregend, es treten Krämpfe ein, die bis zur Lähmung der Markelemente des verlängerten Markes andauern. Auch auf das vasomotorische Zentrum wirkt es erregend, später herabsetzend. Kleine Gaben erregen die Endigungen der Vagus im Herzen (verlangsamter Puls), größere lähmen dieselben. Das Gleiche gilt von der Wirkung auf Atmungszentrum und den Darm.

Eine Analyse dieser Vergiftungserscheinungen ergiebt, daß das Nikotin zunächst das Großhirn affiziert und zwar in sehr kleinen Dosen erregend, in größeren lähmend auf die Hirnfunktion einwirkt.

Diese Erregung ist es, durch welche das Rauchen den Menschen zu geistigen Arbeiten geneigter macht und ihm zum Teil den Schlaf verscheucht.

Im Tabakrauche sind bisher folgende Bestandteile gefunden worden. Nikotin (von manchen Seiten bestritten), Nikacyanin, Kohlensäure, Kohlenoxyd, Schwefelwasserstoff, Essig-, Ameisen-, Valerian-, Butter- und Blausäure, kohlensaures und essigsaures Ammonium, Salmiak Collidin, Pyridin, Nikolin, Lutidin u. a.; außerdem

Stickstoff, Cyanammonium, Anilin, Paraffin, Sumpfgas, Karbolsäure, Kreosoth, endlich verschiedene brenzliche, ätherische und aromatische Substanzen.

Sehr interessant und wichtig sind die Experimente, die Zulinski kürzlich mit Tabakrauch an verschiedenen Tieren anstellte. Die Tiere wurden in einen Experimentkorb gesetzt, und in letzteren wurde der Rauch von Zigarren, Zigaretten mit oder ohne Mundstück, von Pfeifen mit verschieden langen Rohren eingeführt. Bei anderen Versuchen wieder wurde ein Gasometer verwendet, der den Rauch oder verschiedene Bestandteile desselben enthielt. Ein Frosch im Experimentkorbe wird zuerst unruhig und atmet stark. Es treten starke Schweiße auf. Dann beruhigt er sich und sitzt unbeweglich, selbst auf Stiche nicht reagierend. Später beginnt er zu zittern und wird gelähmt. Diese Lähmung befällt zuerst die Vorderfüße und übergeht dann auf alle Glieder. In einem solchen Zustande dauert das Leben noch 15—40 Minuten. Das Kaninchen sitzt im Beginne ruhig, dann aber bewegt es sich schnell sowie unruhig und atmet stark. Es tritt starker Speichelabfluß und Herzklopfen ein, wobei sich das Tier unwillkürlich entleert. Es beginnt zu zittern, legt sich auf die Seite und atmet beschleunigt, wobei sich die Pupillen verengern. Dann treten Konvulsionen ein, die in einen Starrkrampf übergehen. In 15—20 Minuten erfolgt der Tod. Bei der Sektion findet man das Blut hellrot.

Der Zigarrenrauch wirkt stärker als der Pfeifenrauch, wenn man in die Pfeife ein zerschnittenes Stück derselben legt. Am schwächsten aber wirkt der Nargilehrauch, wobei der Rauch durch das Wasser strömt. Nikotinfreier Rauch tötet auch die Tiere, doch viel später (erst nach 1—2 Stunden), und es treten hierbei keine Konvulsionen und Starrkrämpfe ein, auch verschwindet der Tastsinn nicht ganz. Rauch, dem man Nikotin, Ammoniak, sowie andere basische Stoffe und Kohlenoxyd genommen, vergiftet die Tiere ebenfalls, doch wird das Blut dabei nicht hellrot, sondern dunkel.

Nach Le Bon ist das höchst wohlriechende Kollidin ebenso giftig wie das Nikotin und die Blausäure, obwohl es nicht Starrkrampf und Empfindungslosigkeit, sondern Lähmung der vorderen Gliedmaßen, starken allgemeinen Kräfteverfall und dann den Tod herbeiführt. Ein Viertel Tropfen Kollidin, unter die Haut gespritzt, tötete Frösche in 10 Minuten, $^1/_{20}$ Tropfen bewirkte dies in 3 Stunden. Der Tabakssaft, dem Tiere in verschiedener Weise einverleibt (auf die Zunge gebracht, unter die Haut gespritzt, innerlich gegeben), wirkte weit heftiger, als der Rauch.

Bei Rauchern beobachtet man folgende krankhafte Zustände: Zuerst ist die Speichelabsonderung, weil der Rauch anfangs die betreffenden Nerven reizt, vermehrt. Später ist sie vermindert, weil diese Nerven gelähmt werden. Das Verschlucken des mit Rauch gesättigten Speichels reizt die Magenwände. Zuerst wird die Magenwand dadurch gereizt, der Appetit gesteigert, bald aber folgt Appetitlosigkeit, Magenkatarrh u. a. m. Die Nerven der Atmungsorgane werden gereizt, abgesehen davon, daß die Schleimhaut des Kehlkopfes katarrhalisch affiziert wird. Die Arterien werden verengert, die Venen erweitert, wodurch der Kopfschwindel, die Gesichtsblässe, das scheinbare Emporströmen des Blutes zum Kopfe

und die Temperaturerniedrigung erzeugt wird. Auf die Sinnesorgane wie auf die Augen und Ohren wirkt der Rauch teils unmittelbar, teils durch Herbeiführung von Katarrhen.

Bei Individuen, die lange und stark rauchen, tritt eine chronische Nikotinvergiftung ein. Es besteht ein fast andauernder Rachen-, Magen- und Darmkatarrh, Herzklopfen, ein aussetzender Puls. Asthmatische Erscheinungen und Beschwerden sind da, und häufig Stechen in der Brust. Ebenso leiden solche Raucher an Kopfschwindel, Gehörstörungen, weiter Pupille und Sehstörungen. Auf die letzteren machten namentlich Sichel und Hirschberg aufmerksam. Das Sehvermögen sinkt, und die Kranken leiden an Flimmern vor den Augen und Mückensehen. Die höchsten Vergiftungsgrade zeichnen sich durch Depressionszustände aus, wobei das Gedächtnis schwindet. Manche Kranke bekommen Halluzinationen, und es treten verschiedene geistige Störungen, ähnlich wie beim Alkoholismus, auf.

Durch den Reiz, den der Tabaksaft auf die Mundschleimhaut ausübt, kommt es durchaus nicht selten zur Bildung eines Lippenkrebses.

Am ehesten entsteht die chronische Tabakvergiftung durch Zigarren und namentlich durch starke und insbesondere, wenn der Rauch eingeatmet wird.

Vor nicht langem veröffentlichte Sanitätsrat Dr. F. Richter zwei solche hochgradige Vergiftungen bei Rauchern. Einer von denselben starb, der andere, welcher die moralische Kraft besaß, das Rauchen aufzugeben, genas.

Am wenigsten schädlich ist das Rauchen aus Nargileh. Lange Pfeifenrohre sind zweckmäßiger als kurze. Die Rohre müssen häufig gereinigt und durch neue ersetzt werden. Am schädlichsten sind kurze Thon- und Holzpfeifen, weil diese am ehesten einen Lippenkrebs hervorrufen, denn sie werden am leichtesten mit Tabaksaft durchtränkt und reizen dadurch die Lippenschleimhaut. Deshalb sind auch Zigarren und Zigarretten schädlicher als Pfeifen. Die Zigarretten sind wohl aus schwächerem Tabak bereitet und nicht so kompakt gefüllt wie die Zigarren, aber andererseits entsteht bei Verbrennung des Zigarrettenpapieres Kreosoth, welches die Augenschleimhaut stark reizt. Der Gebrauch von Mundstücken mindert die Schädlichkeit des Rauchens. Dasselbe gilt von eingelegter Watte. Pfeifen und Zigarren sollen nie ausgeraucht werden, denn die zuletzt bleibenden Tabakpartien sind immer stark von dem Nikotin enthaltenden Safte durchtränkt. Nie soll man den Tabak auch einatmen. Das Rauchen im Freien ist weit weniger schädlich als jenes in geschlossenen Räumen. Am schädlichsten wirkt das Rauchen vor dem Frühstücken und insbesondere das Rauchen des Nachts im Schlafzimmer.

Nach Lyde soll der Tabak mit einigen Tropfen Sassafraßöl benetzt werden, wodurch der Raucher dann auf keine Weise vom Rauche inkommodiert werden soll.

Werfen wir schließlich die Frage auf: in welcher Weise können wir uns am besten gegen die Schädlichkeiten des giftigen Tabakrauches schützen? so wäre die Antwort darauf eine leichte: „Es werde nicht geraucht." Leider aber stehen wir dieser Beantwortung der Frage, wie es scheint, noch sehr, sehr ferne, denn die jetzigen Zeitverhältnisse zwingen einen jeden, seine geistigen Kräfte bis zum

Maximum anzustrengen, und unter solchen Umständen ist es kaum zu erwarten, daß der Mensch auf ein Genußmittel, welches, wie das Rauchen, seinen Geist erregt, verzichten werde.

Czernowitz. Ludwig Kleinwächter.

Naturwissenschaftliche Revue.

Patina — Cocaïn — Germanium — Fleisch, Ferment, Fäulnis — Flamme — Sexuelle Fortpflanzung — Anpassungen bei Pflanzen — Kanarienvogel — Gräberfunde — Kosmologie — Kulturzüchtung — Abstammung der Vögel, der Weichtiere und der Würmer — Wanderung der Pflanzen und Tiere — Systematische Anordnung der Blütenpflanzen — Wanderungen von Seefischen — Natürliches Gas — Thomasschlacken — Druckluft — Elektrische Kraftübertragung — Glühlicht — Schutz der Weinberge gegen Nachtfrost — Unterirdische Kabel in New-York — Die Photographie im Dienste der Wissenschaft — Reinigung von Trinkwasser, Breyers Membranfilter — Reichs Blicke in das Menschenleben.

Mehrere von den Fragen, mit denen wir uns in früheren Revuen beschäftigt haben, sind seitdem Gegenstände weiterer Forschung geblieben und demgemäß heute einer erneuerten Betrachtung zu unterziehen. So hat zunächst Kayser[1]) die Frage nach der Entstehung und Nicht-Entstehung einer schönen Patina wohl endgiltig entschieden. Im Gegensatz zu früheren Ansichten führt er aus, daß weder die Metallkomposition noch die Gußform noch die Behandlung der Oberfläche Einfluß auf die Patinabildung haben. Denn da alle Denkmäler früherer Zeit die Patina hatten, alle aber sich etwa seit der Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts mit einer schwarzen Kruste bedeckt haben, unter der jene noch vorhanden ist, so scheinen veränderte atmosphärische Verhältnisse für die Entstehung der unschönen Bedeckung zu sprechen. Der große Kurfürst auf der Schloßbrücke in Berlin, die Viktoria auf dem Brandenburger Thor, die Broncelöwen vor der Königlichen Residenz in München, die aus dem Fuggergarten in Augsburg stammende Gruppe des Mars und der Venus im Garten des Nationalmuseums in München verhalten sich hierin gleich, namentlich die letztere aber hat Gelegenheit gegeben, die Ursache jenes früher nicht vorhandenen atmosphärischen Einflusses aufzudecken. So lange die schöne Gruppe in der Münchener Eisengießerei stand, wo nur Holz und Holzkohlen gebrannt werden, behielt sie ihre prachtvolle Patina, erst an ihrem jetzigen Standort hat sie dieselbe nach und nach verloren. Eine Untersuchung der schwarzen Kruste aber zeigt, daß, während die Aerugo nobilis aus basisch kohlensaurem Kupferoxyd besteht, jene von Schwefeloerbindungen gebildet wird, deren Schwefel ganz bestimmt auf den sich auflagernden Rußteilchen des Steinkohlenbrandes stammt, welche gegen 4% Schwefelsäure enthalten. Ihr verdankt dieser überall hin fliegende, schwarze Staub nicht nur sein Vermögen zu ätzen, sondern auch seine Eigenschaft an Metallteilen so fest anzuhaften. Besondere im bayerischen Gewerbemuseum angestellte Versuche mit blanken ihm ausgesetzten Broncepiatten haben dies nur bestätigt. Vorrichtungen, die diesen gefährlichen Zusatz aus der Luft ferne halten, würden somit die Erhaltung und Erlangung einer schönen Patina am besten sichern. Solche herzustellen sind wir aber noch lange nicht imstande. Um aber die die Oberfläche angreifende Krustenbildung abzuhalten, ist es nötig, einmal eine zinnreiche Bronce anzuwenden und sodann und hauptsächlich die Statuen alle Wochen, später alle 14 Tage sorgfältig mit Seifenlösung abzuwaschen.

Ebenso haben wir heute mitzuteilen, daß das früher erwähnte Cocaïn durch Merck und Skraup künstlich hergestellt und dadurch sein Preis (20 Mark das Gramm) fast um das 10fache gesunken ist. Die leichte Zersetzbarkeit des Alkaloids machte es nötig, die Cocablätter

[1]) Industrieblätter 1886. S. 148 u. 153.

sehr rasch zu trocknen, die so erhaltene Substanz aber enthält nur $^1/_4$ bis $^1/_2$ % desselben, von dem der hohe Preis die Folge war.

Bevor wir auf die weitere Bearbeitung eines ebenfalls früher bereits besprochenen Problems eingehen, schließen wir zunächst einige andere auf chemischem Gebiet gemachten Entdeckungen und Fortschritte an. 1885 fand man auf der Grube „Himmelfürst" bei Freiberg ein reiches Silbererz, welches Weißbach Argyrodit nannte und in welchem Winkler[1]) ein neues Element, das Germanium (Ge) auffand. Es ist von grauer, der des Arsens ähnlicher Farbe, besitzt mäßigen Glanz, ist bei voller Rotglühhitze flüchtig, aber schwieriger verdampfbar wie Antimon. Es gehört zu den Metalloiden und steht im Mendeleffschen System, wovon wir früher bereits handelten, zwischen dem genannten Körper und Wismuth.

Hinter dieser Entdeckung stehen die beiden neuen Hefte der Encyklopädie,[2]) welche das Handwörterbuch der Chemie fortsetzen, nicht an Interesse zurück. Dieselben bringen mit dem Schlusse des Artikels: Essigsäure und der Beschreibung des Exsiccators den Schluß des 3. Bandes des genannten Werkes und vom 4. Band die Artikel: Fäulnis, Organische Farbstoffe, Fermente, Fette, Fettkörper, Fettsäuren, Flamme, Fleisch, Fluor, Fluoranthen, Fluoren und Furfurangruppe. Da haben wir denn die Stoffe, welche bei unserer Ernährung eine besonders wichtige Rolle spielen, gleich bei einander und finden auch für die zweckmäßige Zubereitung Anhaltspunkte. Es ist bekannt, daß Liebig dem ausgekochten Fleische allen Nährwert abgesprochen, diesen aber hauptsächlich repräsentiert fand in den in der Fleischbrühe sich findenden Salzen. Davon ist man jetzt ganz zurückgekommen und sieht in der Fleischbrühe wie im Fleischextrakt wohl ein angenehm erregendes Genußmittel, während das ausgekochte, in den Verdauungssäften fast völlig lösliche Fleisch die eigentlichen Nährstoffe besitzt. In kaltem Wasser aufgesetzt, wird dasselbe freilich hart und verliert den Wohlgeschmack, welchen es beibehält, wenn man es in siedendes Wasser einträgt. Dann bildet sich schnell eine Schicht geronnenen Eiweißes an seiner Oberfläche, die ihm mit den in Wasser löslichen Bestandteilen auch seine Zartheit bewahrt. Die vom Magen, der Pancreas ꝛc. erzeugten Fermente lösen nun das Fleisch und die Fette auf und bewirken so ihre Verdauung. Es sind dies unorganisierte Fermente, kommen dagegen organisierte, namentlich der Fäulnispilz, mit jenen Nährstoffen in Berührung, so entsteht Fäulnis, und dies geschieht im Darme mancher Tierklassen stets, aus welchem Umstande nur unter abnormen Verhältnissen dem Tiere Gefahren erwachsen können. In dem Artikel Flamme setzt Heumann die gelegentlich der Konstruktion der Sicherheitslampe aufgestellte Theorie Davys auseinander, wonach die von uns zur Beleuchtung benutzten Flammen ihre Leuchtkraft festen, vorübergehend ausgeschiedenen Kohlenteilchen verdanken, und führt die Gründe an, um derentwillen trotz der Beobachtung Franklands, daß eine sonst nicht leuchtende Flamme durch starken Druck leuchtend gemacht werden kann, Davys Annahme doch festgehalten werden muß. Namentlich durch den Versuch hat Heumann seine Ansicht gestützt, daß er zwei Lötrohrflammen gegeneinander brennen und so die Kohlenteilchen, die nun gegeneinanderstießen, sich zu größeren Körnchen ballen ließ. Dabei traten ihre Vereinigung anzeigende Funken auf.

Ein früher bereits besprochenes Problem war ferner der auf der letzten Naturforscherversammlung gehaltene Vortrag Weißmanns, welcher die Bedeutung der sexuellen Fortpflanzung für die Selectionstheorie behandelte. Mit Zusätzen im Texte und in einem besonderen Anhange versehen ist derselbe nochmals abgedruckt worden.[3]) Die interessante und wichtige Arbeit hat dadurch nur noch an Wert gewonnen; behandelt doch der Anhang die Ansichten Nägelis in ausführlicher Weise, ferner die Anpassungen bei Pflanzen und namentlich auch die von Sachs gegebene Erklärung des Aderverlaufs der Blätter, welcher deren Ernährung, die Spannung der dünn verbreiteten Chlorophyllschicht behufs ihrer flachen Ausbreitung und die Festigkeit gegen Zerreißen bedingt, sodann die Beweise gegen eine Vererbung erworbener

[1]) Dinglers polyt. Journ. Bd. 259, Heft 10.

[2]) Zweite Abteilung, 34. und 36. Lieferung. Breslau, Eduard Trewendt.

[3]) Jena bei Gustav Fischer.

Veränderung bei Tieren und Pflanzen, außerdem einige andere im Vortrage berührte Gegenstände.

Indem nun diese Arbeit auf zoologisches Gebiet geführt hat, haben wir auf demselben zunächst des neuen, einschlägigen Heftes der Encyklopädie zu gedenken. Dasselbe reicht von Kalunda bis Knochen, wiederum den reichsten Inhalt bietend. Von den Artikeln zoologischen Inhaltes heben wir die den Kanarienvogel und die Keilschwanzsittiche behandelnden hervor. Jener, jetzt vielleicht das verbreitetste aller Haustiere, war bereits vor 300 Jahren schon als Stubengenosse beliebt geworden, als 1650 ein mit mehreren Tausend dieser Vögel beladenes Schiff bei Elba strandete und die entflohenen Gefangenen sich auf der Insel heimisch machten. Freilich nicht für lange, denn die vogelessenden Italiener hatten sie bald wieder ausgerottet. Doch wurde dieses Ereignis der Anlaß zu der sich rasch verbreitenden Zucht der hübschen Tiere. Über Tyrol verbreitete sie sich nach Sachsen, Thüringen, in den Harz und nach Holland aus, von dort später wohl über die ganze Erde. Wie im Anfange des Jahrhunderts die Tyroler, so sind jetzt die Harzer Sänger die gesuchtesten, und die Provinz Hannover erzielt alljährlich etwa 300 000 Mark durch ihren Verkauf. Andreasberg allein züchtet jährlich über 40000 Hähne und ebensoviele Hennen. Daß dabei sich verschiedene Rassen herausbilden, war zu erwarten. Man unterscheidet jetzt drei, die deutsche, der die anmutigste Form bei vorzüglichster Gesangesbegabung zuzusprechen ist, die belgische und die holländische, die wieder zwei Spielarten, die Pariser und die Brüsseler, hat. Von Artikeln ethnologischen Inhaltes werden namentlich die Kamtschadalen, die Kanarier, Kelten, Kirgisen u. a. interessieren, von physiologischen der ausführliche, die Keimblätter behandelnde Artikel. Der Jägerianer findet eine Besprechung der Kleidung, im Sinne der Lehre seines Meisters; wer aber gerne in die Vorgeschichte des Menschengeschlechtes sich vertieft, dem ist die Schilderung der Kenthöhle in Südengland und der Gräber bei Kirchheim in der Pfalz zu empfehlen, an welch' letzterem Orte zwei Gräberfunde mit den Skeletten in die Lebensgewohnheiten der uralten Bevölkerung mitten hineinführen, deren leibliche Beschaffenheit zugleich erkennen lassend.

Einer hübschen Zusammenstellung der Höhlenfunde begegnet man in einer kleinen Schrift von Preuß,[1]) aber indem man jene Urzeiten vor Augen zu haben glaubt, befindet man sich auf einmal mitten in der phantastischsten Kosmogenie. Die Erde war anfangs ein Nebelfleck, gebildet aus Keimen, die einen Vorrat von Energie besitzend, in ihrer Bewegung ganz frei waren. Die dadurch entstehenden Kollisionen zwischen zweien derselben erzeugten einen Keim höherer Art, dadurch aber die ursprünglichen Keime, die noch keine Ernährungsorgane besaßen, geschwächt zurücklassend. Dabei wurde aber Materie auch anderweitig verbraucht und als unorganische ausgeschieden, deren Rest von Kraft als Schwerkraft den Grund legte zu dem Weltkörper, auf dem die organischen Wesen sich weiter entwickeln konnten. Der entstandene neue Keim führte zur Entwicklung des Menschen, Kollisionen jener geschwächten Keime konnten nunmehr nur noch Tierkeime, später nichts Anderes mehr wie Pflanzenkeime entwickeln ꝛc. Wir wollen es dem Leser überlassen, ob er sich in diese Lehre weiter vertiefen will. Unserem Geschmack nach wird er mehr Interesse einer Abhandlung von Moritz Wagner[2]) abgewinnen, selbst wenn er des Verfassers Ansichten auch nicht ganz teilen sollte. Dieselbe versucht die Thatsache der so äußerst geringen Variabilität der Menschenrassen aus der bei allen Völkern aufs strengste vermiedenen Heirat zwischen Blutsverwandten zu erklären, da bei ihnen, wie namentlich die trotz so mannigfach geänderten Lebensbedingungen gleichgebliebene körperliche Beschaffenheit der Indianer oder der Juden beweist, der Kampf ums Dasein keinen Einfluß gehabt haben kann. Ehe diese Abneigung sich bildete, mußten die Rassen entstehen, und da sie somit in tertiäre Zeiten wohl noch zurückreichen, sind sie durch ihr hohes Alter so sehr befestigt worden. Dazu gehörte freilich hinreichende Isoliertheit der einzelnen Rassen. Wo diese fehlte oder wie jetzt wohl überall aufgehoben wurde, da tritt ein Aufhören der strengeren Rassen-

[1]) Der vorgeschichtliche Mensch, Varel a. d. Jade, Bültmann u. Gerriets Nachf.

[2]) Die Kulturzüchtung des Menschen gegenüber der Naturzüchtung im Tierreich. Kosmos 1886. S. 19.

merkmale durch Vermischung ein, und deshalb haben auch die zahlreichen Schädelmessungen und die statistischen Untersuchungen über das Vorkommen verschiedener Typen nur wenig Wert. Die Entstehung jener so wichtigen Abneigung ging gleichen Schritt mit der Ausbildung des Zusammenlebens der menschlichen Familien. Mußte doch diese Gewohnheit, wie die Erfahrung lehrt, eine abstumpfende Wirkung auf den sinnlichen Reiz ausüben.

Wie diese Abhandlung einen interessanten Beitrag zur Vorgeschichte der Menschheit bietet, so stellt Rolle in dem neuesten Heft des Handwörterbuches für Mineralogie, Geologie und Paläontologie[1]) die Entwicklung der Vögel, der Weichtiere und der Würmer dar. Daß jene von dem Reptiliengeschlecht der Dinosaurier abstammen, darüber zu reden hatten wir bereits mehrfach Gelegenheit. Hier fügen wir hinzu, daß außer dem berühmten Archäopteryx des Jura, jener merkwürdigen Zwischengestalt zwischen Reptil und Vogel, es während der Kreideperiode eine ganze Anzahl Vögel gab, deren Kiefern noch Zähne trugen. Besonders merkwürdig sind sodann die straußartigen Vögel, von denen einige noch in historischer Zeit ausgerottet wurden. Da sie nur auf der südlichen Halbkugel vorkommen, so hat man ihren antarktischen Ursprung vermutet, man hat sie aber auch direkt von den Dinosauriern hergeleitet, endlich aber auch als Rückbildung früher mit Flugvermögen begabter Vorfahren angesehen, ohne daß man bis jetzt die größere Berechtigung einer dieser drei Annahmen nachweisen könnte. Auch hinsichtlich der Abstammung der Weichtiere ist man noch zweifelhaft. Es ist bekannt, daß viele derselben, namentlich die sich im späteren Leben festsetzenden, aus beweglichen Larven entstehen, von denen die der sogenannten Brachiopoden den Würmern nahe stehen und deshalb wohl von jenen abzuleiten sind, während die übrigen als solche bereits in ältester Zeit sich entwickelt haben und sich dann mehr und mehr zu den jetzt vorkommenden Arten heranbildeten. Die Würmer endlich sind ihres meist weichen Körpers wegen fossil kaum erhalten. Unser Regenwurm aber hat sich um so größere Verdienste hinsichtlich der Erhaltung anderer Fossilien erworben. Durch fortwährendes Aufwühlen der Dammerde, von der er lebt, und Aufbringen derselben über die Oberfläche überdeckt er die Oberflächenschicht, und eine daselbst aufgeschüttete Schicht von Steinchen oder Asche hat man z. B. in wenigen Jahren von einer mehrere Zentimeter dicken Erdschicht bedeckt gefunden. Von einigen meerbewohnenden Würmern, die sich röhrenförmige Gehäuse bauen oder festere Teile, Kauwerkzeuge z. B. haben, haben sich indessen auch geologische Spuren erhalten. Außer dem für den Mineralogen besonders wichtigen Inhalt des in Rede stehenden Heftes, welches die Veränderungen der Minerale, das Wachstum der Kristalle und das Zeichnen ihrer Gestalten aus der Feder Kenngotts zum Gegenstande haben, wollen wir nur noch den Artikel über Wanderungen der Pflanzen und Tiere im Verlaufe der geologischen Epochen erwähnen, weil an den Inhalt derselben sich der Inhalt der Fortsetzung des Handbuches der Botanik[2]) anschließt, in welchem Drude die systematische und geographische Anordnung der Blütenpflanzen behandelt. Danach war bis zur Trias das Klima auf der Erde ein gleichmäßiges und somit die Tierwelt und Pflanzenwelt gleichmäßig verteilt. Die Pflanzen waren höchstens nach der verschiedenen Feuchtigkeit ihrer Standorte geschieden. In der Kreide aber beginnt die Abkühlung an den Polen, in Grönland treten Tannen und einige Dikotylen auf, der Unterschied der geographischen Breite beginnt sich geltend zu machen. Gleichzeitig entwickelt sich bestimmt am Nordpol, wahrscheinlich auch am Südpol, eine neue Tierwelt, die in mannigfacher Ausbreitung den Äquator sogar überschreitend von den Kontinenten Besitz nimmt, und in den Meeren ist es nicht viel anders: Die ungünstigen Festlandsverhältnisse in den Umgebungen des Südpoles lassen die Ausbreitung etwaiger dort entstandener Tiere und Pflanzen nicht genau verfolgen. Was namentlich einige australen Pflanzenformen anlangt, so wird man annehmen müssen, daß die Gleichartigkeit derselben nicht auf gleichartige Abstammung, sondern nur auf einer gleichartigen Entwickelung beruht. Das Pflanzensystem wird also „natürliche" Gruppen enthalten, die auf gleiche Abstammung, und „unnatürliche", welche nur auf gleiche Entwicklung schließen lassen. Seit der Tertiärzeit ist die Abänderung geringer geworden,

[1]) Encyklopädie der Naturwissenschaften. Breslau, Eduard Trewendt.
[2]) Encyklopädie der Naturwissenschaften. Breslau, Eduard Trewendt.

und wir finden noch lebende Arten, die damals bereits vorhanden waren, so der Gingko, das Taxodium, die Araucarie (welche schon in der Jura-Epoche entstand), aber auch Buche und eßbare Kastanie. Dabei ist es nicht wahrscheinlich, daß die Dikotylen sich aus den Monokotylen entwickelt haben; wahrscheinlich entstanden diese aus den Farnen durch Vermittelung unbekannter Zwischenglieder, während jene aus den ebenfalls von den Farnen sich herleitenden Coniferen hervorgingen. Daß bei komplizierten Verhältnissen eine Menge Erscheinungen auftreten, welche wir noch nicht erklären können, wird nicht verwundern können. So entstanden zwar die Katzen in der alten Welt und wanderten in die neue ein. Aus dieser aber wanderte das fürchterlichste Raubtier der Tertiärzeit, die Katzen-Gattung Machaerodus, nach Europa zurück. Ebenso sind die Kameele amerikanischen Ursprungs. Dagegen ist die Heimat des Wapiti-Hirsches in Mittelasien anzunehmen. Während er aber dort und in Europa wahrscheinlich durch die Hand des Menschen ausgerottet wurde, hat er sich bis zum heutigen Tage in Amerika behauptet. Pferde wiederum bevölkerten noch bis in späte Zeiten die südamerikanischen Pampas, zur Zeit der Ankunft der Spanier aber waren sie lange erloschen und wurden von diesen erst wieder eingeführt. Wir müssen uns versagen, mehr anzuführen, der Leser nehme die Encyklopädie zur Hand und wird der interessanten Fakten noch eine große Fülle finden.

Daß übrigens solche Wanderungen von Land- und Seetieren auch jetzt noch stattfinden, weiß jeder. Soweit sie nicht regelmäßig wie die der Zugvögel oder die der Fische zu den Laichplätzen vorgenommen werden, sind sie wohl durch Nahrungsmangel bedingt, und das mag denn der Grund sein der Wanderungen, die ein Fisch des Caraibenmeeres, der in dreiten Zügen — man hat sie bis zu 10 Seemeilen Breite beobachtet — nach den westlicheren nahrungsreicheren Teilen dieser See zustrebt, zum Wandern treibt. Bald eifrigst verfolgt von Raubfischen, Möven ꝛc. geraten diese Fische auf den flachen Strand, und namentlich ist es die Gegend der Hafenstadt Carupano, an deren Küsten nicht selten Millionen verfaulen. Oft treffen sie dabei auf dort häufige submarine Ausbrüche schädlicher Gase, besonders von Schwefelwasserstoff, die ihnen in der See bereits einen jähen Tod bereiten, so daß ihre toten Leiber sie weithin verpesten.[1])

Gasquellen, welche brauchbares Gas liefern, besitzt Amerika; aber auch an andern Orten, die für Verwendung in der Technik besonders günstig zu liegen scheinen, in den Staaten, New-York, Pennsylvanien, Westvirginien und Ohio. Der Boden ist dort förmlich unterminiert, und man trifft überall in 800 bis 1000′ Tiefe anscheinend unerschöpfliche Gasvorräte, die unter hohem Druck ausströmen. In dem Gasbezirke hat man 50 solche Gasquellen erbohrt, welche täglich nahe an 200 Millionen Kubikfuß Gas liefern, das als Heizgas benutzt oder gegen Asbest strömend, diesen weich, glühend und leuchtend machen kann. Das Gas ist ganz geruchlos, und man beabsichtigt, ihm ein riechendes beizumengen, weil es wie das früher besprochene Wassergas giftig ist. Namentlich soll es sich zur Eisen- und Glasproduktion eignen. Um es entsprechend benutzbar zu machen, muß man freilich kostbare Rohrleitungen legen, und es haben sich zu diesem Zwecke bereits 3 große und viele kleine Gesellschaften gebildet, die das Gas zu 10 Cents pro 1000 Kubikfuß liefern zu können hoffen und nach Erschöpfung des Vorrates die Leitungen für Wassergas einzurichten beabsichtigen.[2])

Nord-Amerika scheint ganz besonders mit derartigen Schätzen von der Natur begünstigt zu sein, indessen besitzt Deutschland auch solche, wenn es auch nicht immer den richtigen Gebrauch davon macht. So ist eines der wichtigsten Düngemittel die Phosphorsäure, die in geringer Menge aus Knochenmehlen gewonnen, zum größten Teil bei uns eingeführt wird. Und doch besitzt unser Vaterland in den Phosphoriten und namentlich in den beim sogenannten Thomasprozeß abfallenden Schlackenmengen Phosphor, dessen Düngwert sich auf Millionen Mark berechnet. Die phosphorhaltigen Eisenerze hatten früher eine sehr geringe Bedeutung in der Eisenindustrie, so lange es nicht gelang den das erblasene Eisen fast unbrauchbar machenden Phosphor zu entfernen. Das ist nun durch den von Thomas angegebenen Prozeß ermöglicht, und so hat man z. B. 1884 488 Millionen kg Thomas-Eisen erblasen und dabei etwa 100 Millionen kg

[1]) Ernst in Nature vom 4. Febr. 1886.

[2]) Polytechn. Notizblatt 1886. Nr. 8.

Thomasschlacke erzeugt, den gesamten Phosphor als Phosphorsäure, etwa 15 Millionen kg im Werte von 9 Millionen Mark enthaltend. So ohne weiteres aber kann man diesen Schatz nicht heben. Die Schwierigkeit liegt darin, daß die Schlacke zum Düngen zunächst noch nicht brauchbar ist. Sie wird es aber, wenn man sie entweder ein Jahr an der Luft liegen läßt, wodurch sie mürbe wird und zerkleinert das Phosphatmehl liefert, welches 17—20% Phosphorsäure enthält, oder wenn man sie mit Säure behandelt und dadurch die Phosphorsäure löst, welche dann mit Kalk niedergeschlagen das im Boden fast vollkommen lösbare 35—38% Phosphorsäure führende Thomasschlackenpräcipitat liefert. Namentlich auf humusreichem Boden erweist sich dieser Dünger wirksam.

Dem Mangel solcher Gasquellen, wie sie die neue Welt besitzt, muß man in der alten auf andere Weise abzuhelfen suchen. Den Umstand, daß dies um so vorteilhafter ist, je mehr Teilnehmer mit Gas oder Wasser oder auch Elektrizität von einer Zentralstation aus versorgt werden, hat man in der Gasfabrikation seit Jahrzehnten benutzt, in der Elektrotechnik wenigstens, wenn auch noch nicht mit dem gewünschten Erfolg, zu benutzen erstrebt. An einem solchen einstweilen zweifelnd, beabsichtigt man in Birmingham 238 Firmen mit im ganzen 5000 Pferdestärken zu versehen, indem man auf einer Zentralstation mit vier mächtigen Maschinen komprimierte Luft erzeugt und diese in Röhren, die unter den Steinplatten der Bürgersteige liegen sollen, den Verbrauchsstellen zuführt. Der Druck in diesen Röhren, welche auf 21 Atmosphären geprüft sind, soll nur 3,5 Atmosphären betragen; nach den Erfahrungen beim Gotthardtunnel rechnet man auf 10% Verlust durch Reibung und Undichtigkeit der Röhren, und während den Abnehmern der Druckluft eine Ersparung von mindestens 20% zu gute kommen soll, erwartet die Gesellschaft einen Nettogewinn von 15%.[1])

Die bereits erwähnten, von Mariel Deprez zwischen Creil und Paris zur Verwirklichung der elektrischen Kraftübertragung angestellten Versuche haben, wie sich nunmehr herausstellt, in der That zu keinem günstigen Ergebnis geführt. Als am 15. Dezember die Mitglieder der Akademie die Apparate in Creil in Augenschein nahmen, zeigte sich an der arbeitenden Maschine plötzlich ein blitzartiger Funke, der die Anwesenden zwang, das Versuchslokal sofort zu räumen. Auch an andern Stellen gab sich eine sehr gefährliche Ladung des Leitungs-Kabels zu erkennen, und man wird unter solchen Umständen von weitern Versuchen einstweilen abstehen müssen.[2])

Ein von anderer Seite auf die Elektrotechnik geführter Angriff dürfte nur zum teil gelungen sein. Man hat sich sehr viel Mühe gegeben, in Leuchtgas oder Wassergas einen festen Körper in solche Weißglut zu versetzen, daß er dem elektrisch glühenden Kohlenfaden an Lichtstärke gleich käme. Fahnehjelm hatte dazu in der mit Wassergas gespeisten Flamme eines Zweilochbrenners glühende Magnesia vorgeschlagen. Sie ersetzte Auer von Welsbach durch ein leichtes, mit einer noch geheim gehaltenen Substanz imprägniertes Gewebe, welches in jeder Gasflamme zur Weißglut gebracht werden kann und, wenn es sich als dauerhaft beweist, einen wichtigen Fortschritt bedeuten würde. Da aber die Gasflammen gegen Wind sehr empfindlich sind, so würde die Verwendbarkeit derartiger Glühlichter doch eine recht beschränkte sein, eine weitaus beschränktere als die eines elektrischen Glühlichtes.[3])

Daran, daß die Elektrizität denn doch nicht, wie man früher zu vermuten schien, alles kann und alles am besten kann, hat man sich freilich gewöhnen müssen. Einen Vorschlag Lestelles freilich möchte man, wenn man ihn ohne weitere Erklärung hört, zu den soeben charakterisierten Ideen rechnen, denn er bezweckt nichts Geringeres als die Weinberge gegen Nachtfröste zu schützen. Sieht man genauer zu, so ist die Sache einfach genug. Es sollen in etwa 40 Meter Entfernung Herde, die mit Laub, Kräutern und mit in Oel oder Harz getränkten Sägespänen bedeckt sind, aufgestellt und diese Substanzen durch ein Thermometer in Brand gesetzt werden, welches, sobald die Temperatur auf 2° sinkt, einen Strom schließt und

[1]) Krauß in Gesundheitsingenieur 1886, Nr. 7.

[2]) Elektrotechnische Zeitschrift 1886, S. 101.

[3]) Coglievina in Gesundheitsingenieur IX, S. 155.

den zündenden Induktionsfunken überſpringen läßt. Die Rauchdecke ſchützt dann die Weinſtöcke gegen zu ſtarke Abkühlung, die Koſten der erſten Anlage für 1 ha, für welchen 7 Herde genügen, würden etwa 90 Mk. betragen. Dieſe würden vortrefflich angewendet ſein, wenn die Elektrizität ſich auch nach der Windrichtung richtete und die Leitung des Induktionsſtromes nie verſagte!

Was wäre es überhaupt wert, wenn man die fatalen Leitungsdrähte entbehren könnte, namentlich die Telegraphendrähte und ihre Iſolatoren mit den Stützen, die die modernen Städteanſichten wahrlich nicht verſchönern. In New-York haben ſich dieſelben zu einer den Himmel verdunkelnden Menge vermehrt; im Vaterlande Edisons aber hat man kurz entſchloſſen deshalb die Underground Bill gegeben, welche bis zu einem beſtimmten Termin ſie alle aus der Luft zu entfernen anordnet. Man muß ſie nunmehr unterirdiſch legen, und dazu will die Standard Underground Cable Company eiſerne, leicht zu eröffnende Kiſten in die Bürgerſteige verſenken und in dieſe die Drähte legen. Beſſer glaubt denſelben Zweck die dazu neu gebildete District Railway Company zu erreichen, die den bereits 1880 gemachten Vorſchlag Rowland R. Hazards zu realiſieren unternimmt, unter die Straßendämme 4gleiſige Bahnen mit Betrieb durch Elektrizität zu legen, neben dieſelben aber unter die Bürgerſteige ſich lang hin ſtreckende Gefache für die Kabel. Der Bau darf freilich den Verkehr nicht ſtören, und dieſer ſoll während desſelben durch immer weiter rückende Brücken ermöglicht werden. Eine impoſante Idee, auf deren Ausführung man geſpannt ſein darf.[1])

Bei allen dieſen Ideen und Projekten bietet die Wiſſenſchaft der Technik die Hand. Doch ſind wir in der Lage, auch über den umgekehrten Fall zu berichten, wichtige Reſultate vorzuführen, welche die Wiſſenſchaft der Photographie verdankt. Da ſind zunächſt die wohlgelungenen Augenblicksphotographien zu erwähnen, die jetzt in vorzüglicher Weiſe Liſſauer in Ancla m verfertigt und die namentlich für das Studium der Bewegung von Tieren von größter Bedeutung ſein werden; ſodann die Photographien von Sternen, die die Gebrüder Henry einen Nebel in den Plejaden haben entdecken laſſen, den man nun, wo er entdeckt worden iſt, auch bequem durch das Fernrohr ſehen kann, denn nur die Helligkeit benachbarter Sterne verhinderte dieſes. Auch Sternſchnuppenbahnen hat man photographiert, und ebenſo iſt der Veſuv auf ſolche Weiſe in ſchärfere Aufſicht genommen, deſſen ſich oft in wenig Stunden ändernden Krater Laois längere Zeit hindurch täglich photographiert hat.[2])

Der Wiſſenſchaft wegen, denn ſchützen gegen ſeine zerſtörenden Wirkungen wird man ſich auf ſolche Weiſe nie können. Anders liegt die Sache hinſichtlich der Reinigung unſerer Trinkwaſſer. Frankland[3]) hat dieſe wichtige Frage neuerdings einer eingehenden Unterſuchung unterzogen und gezeigt, daß wir uns durch Filtrieren gegen jede darin enthaltene ſchädliche Subſtanz ſchützen können, als hierzu beſtes Mittel aber allerdings öfters zu erneuernde Cokes- und Holzkohlefilter erkannt. Noch beſſer wirkten chemiſche Mittel, z. B. Kalk. In einem Kubikcentimeter Waſſer, welcher anfangs 85 Organismen enthielt, zählte der berühmte engliſche Chemiker nach 18ſtündigem Stehen 1922, nach 18ſtündiger Behandlung mit Kalk ging dagegen die Zahl von 85 auf 42 zurück. Ebenfalls vortrefflich ſcheinen nach den Unterſuchungen Buchners[4]) die Breyerſchen Membranfilter zu wirken. Ließen ſie doch ein ſehr bakterienhaltiges Brunnenwaſſer keimfrei hindurch und von 1900 Typhusbacillen nur einen einzigen paſſieren, ein völlig genügendes Reſultat, da die Infektion bei einer geringen Anzahl von Keimen nicht eintritt. Die Durchgangsfähigkeit der Heubacillen war allerdings etwa 5mal ſo groß wie die der Typhusbacillen, auch waren die einzelnen Membrane in ihrer Wirkung nicht ganz gleich. Der Filter koſtet nur 20 Pf., der aus zwei vernickelten Eiſengefäßen beſtehende Apparat 25 Mark. Nur iſt das Filter ſelbſt, das, wenn es feucht abgenommen wird, ſich leicht zuſammendrücken läßt, ſofort zu verbrennen, wenn es nicht ein höchſt gefährlicher Infektionsherd werden ſoll.

---

[1]) Zeitſchr. für Elektrotechnik 1885, S. 476.

[2]) Eder, Fortſchritte der Photographie in Dinglers polyt. Journal, Bd. 260, S. 224.

[3]) Nach Journal of Chemical Industrie, Dinglers polyt. Journ. 260, S. 94.

[4]) Geſundheits-Ingenieur 1886, S. 306.

So kann der Mensch seine leibliche Gesundheit schützen, dies auch mit der geistigen zu thun unternimmt ein „Blicke in das Menschenleben“ betiteltes Buch von Reich, von dem jedoch zunächst nur die erste Lieferung vorliegt. Nach dieser läßt sich noch kein Urteil über das sicherlich gut gemeinte Werk aussprechen, das freilich etwas sozialdemokratisch angehaucht erscheint. Sobald das ganze Werk vorliegt, werden wir darauf zurückkommen.

Litterarische Berichte.

Drei Monate an der Sklavenküste. Erzählung für die reifere Jugend von Reinhold Werner. Kontre-Admiral a. D. Illustriert von Marinemaler F. Lindner. 2. Auflage. 239 S. 8. Stuttgart. Verlag von Richter und Kappler.

„Wie grausam kann doch der Mensch gegen seine Brüder sein, nur um schnöden Geldes willen!“ Das ist vielleicht der einzige Satz (S 190), welcher in dem uns vorliegenden Buche geschrieben ist, um die Bezeichnung „für die Jugend“ zu rechtfertigen. Im übrigen zeigt sich die ganze Erzählung in Anlage und Ausführung durchaus für Erwachsene berechnet. Schon in dem Buche von der Deutschen Flotte hat man Werner nicht mit Unrecht vorgeworfen, daß das entworfene Gesamtbild nicht leicht in irgend einer bestehenden Marine möglich sein möchte, während man anerkennt, daß die Einzelheiten durchaus auf realem Boden sich bewegen. Auch hier möchten wir nicht die Bürgschaft dafür übernehmen, daß ein so interessantes Reiseschicksal jemals annähernd möglich gewesen sei. Im einzelnen werden wir dagegen in höchst ansprechender Weise in die verschiedensten Seiten des Segellebens zu Anfang der vierziger Jahre eingeführt. Etikette und Trunk, wahre und phantastische Seegeschichten, Sklavenhändlerjagd und westafrikanisches Negerleben, das alles wird in ziemlich losem Zusammenhange, aber frisch und flott dem Leser geschildert, indem bald der Held als Augenzeuge auftritt, bald Erzählungen Dritter berichtet werden, bald der Verfasser in Exkursen selbst zu Worte kommt. Der Mittelpunkt des Ganzen ist ein junger Hamburger Steuermannslehrling, welcher, bei der Rettung eines englischen Offiziers verletzt, die Gastfreundschaft des Kommandanten von Sierra Leone genießt und als Badegast einen Kreuzzug auf Sklavenhändler nach dem Niger mitmacht. Reminiszenzen an das schon einmal berührte Hauptwerk des Verfassers sind nicht unterblieben, und eine Replik der dort so köstlich geschilderten Aequatorszene scheint erst im letzten Augenblicke unterdrückt zu sein. Die erfolglose Fortsetzung der Fahrt bis zum Kongo dient so nur als Rahmen für ein paar weitere Seeepisoden. An keiner Stelle hört das Buch indessen auf unterhaltend und anregend zu sein, und so wagen wir es unseren Lesern als eine angenehme Lektüre zu empfehlen. Die Lindnerschen Illustrationen sind hübsch gezeichnet, wirken aber in der Wiedergabe nicht recht. K. F.

Aus der Praxis. Ein pädagogisches Testament von Oskar Jäger, Direktor des Königl. Friedrich-Wilhelmgymnasiums zu Köln. Zweite Auflage. Wiesbaden 1885. C. G. Kunzes Nachfolger (Dr. Jakoby).

„Longum est iter per praecepta, breve et efficax per exempla,“ sagt ein geistreicher Erklärer der Bibel bei Besprechung der neutestamentlichen Gleichnisreden, und diese Wahrheit, daß Beispiele aus dem wirklichen Leben am besten lehren und am meisten nützen, zeigt sich auch in der Schrift Jägers: „Aus der Praxis.“ Nicht die reiche Fülle der Erfahrungen und Lehren, welche in diesem „pädagogischen Testament“ sich vor uns ausbreitet, nicht die unbestreitbare Wahrheit und praktische Durchführbarkeit aller in dem Buche enthaltenen Ermahnungen und Anleitungen sind die alleinigen Vorzüge dieser vortrefflichen Schrift, sondern was den edlen Inhalt uns so anmutig macht, ist die meisterhaft witzige, geistvolle Form der Darstellung. Nicht eine schulmeisterlich-verbissene Stimmung, sondern nur eine vom Guten und von der Hoffnung auf seine Durchführung durchdrungene, aufrichtig, lebensfrohe und wohlwollende Gesinnung konnte diese mit dem köstlichsten Humor gewürzte, oft satirische, immer aber gut gemeinte Schilderung hervorbringen, und der Fachmann, welcher über diese ernsten Forderungen nachdenkt und dabei sich selbst, seinen Unterricht und seine Erfolge prüft, wird manchen Nutzen aus diesem reichen Schatze pädagogischer Erfahrung ziehen können. Vortrefflich ist, was der Verfasser z. B. über die eigene Thätigkeit, die Strafmethoden, die Haltung, die politische Beteiligung des Lehrers und über seine Beziehungen zum Elternhause des Schülers sagt, wahr und treffend sind seine Auslassungen über das philologische Staats-

examen und über die Ausstellung von ärztlichen Zeugnissen u. a., und als nützlichen, mit der allzu bescheidenen Anmerkung gegebenen Anhang, daß viele es wohl weit besser machen könnten, teilt schließlich der Verfasser Muster und Themata von Aufsätzen, Exerzitien und anderen Arbeiten mit, welche fast alle (kleine Aussetzungen und unbedeutende Meinungsverschiedenheiten werden bei den Fachmännern natürlich in manchen Punkten hervortreten) einen neuen Beweis für des bewährten Schulmannes Erfahrung und Fähigkeit zur Belehrung anderen gegenüber liefern. Möge Jägers „pädagogisches Testament" in den weitesten Kreisen, vor allem unter des Verfassers Kollegen an allen Schulen die ihm gebührende Würdigung und Beherzigung erfahren und hierdurch den weitgehendsten Nutzen stiften! C. S.

Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe. Von Lic. Dr. Fr. Kirchner. 3. u. 4. Lieferung. Heidelberg 1886. Georg Weiß, Verlag.

In einer 3. u. 4. Lieferung hat der bewährte Verfasser ein Werk fortgesetzt, welches für den philosophischen wie für den nicht philosophisch gebildeten Leser sehr nützlich, ja fast notwendig und deshalb dankenswert genannt werden muß. Gewisse philosophische termini technici und Definitionen sowie ihre Herkunft und Anwendung neu oder von neuem kennen zu lernen ist ein Bedürfnis, welches sich für den größten Teil des wissenschaftlich gebildeten Publikums zweifellos schon oft herausgestellt und bei dem Mangel eines solchen Lexikons nur schwer seine Befriedigung gefunden hat. Die Vorzüge des Kirchner'schen Lexikons bestehen zunächst (und das dürfte bei philosophischen Erörterungen wohl die Hauptsache sein) in der Faßlichkeit und Klarheit des Inhalts, ferner aber in der ebenso wohlthuenden Klarheit und Gewandtheit des Stils, ein Vorzug, welchen wir gerade bei philosophischen Erklärungen oft vermissen. Wenn wir dabei auch einige Wörter wie z. B. „Zielstrebigkeit" (des Universums) für zu gewagt, die Definition von „Gemüt" als „Fähigkeit des Zumuteseins" für ungenau halten; wenn wir bei der Besprechung des Begriffes „Gott" den Gottesbeweis e consensu gentium für nicht so wichtig und richtig wie den ontologischen Beweis hingestellt und Gott als „das vollkommene Sein" definiert finden, was uns den Geistesbegriff nicht zu erschöpfen scheint; wenn wir bei der Erklärung des Wortes „Moment" die Bedeutung desselben als „Gesichtspunkt" weggelassen, dagegen aber mehrere in ein philosophisches Lexikon kaum gehörende Wörter wie: Gesicht, Krieg (speziell einer ausführlichen Schilderung desselben), Nachahmung u. a. besprachen sehen, so sind dies Ausstellungen, die dem großen Werte des ganzen Werkes entgegengehalten kaum ins Gewicht fallen und seine Bedeutung vermindern dürften. Wir wollen daher dem Verfasser für seine bisherigen Lieferungen dankbar sein und mit Freude der Fortsetzung derselben entgegensehen. C. S.

Lustspiele von Anton Günther. Oldenburg. Verlag von Schmidt's Sort.

Das Lustspiel und die Oper beherrschen heut das Theater, das Schauspiel und Trauerspiel ist sehr in den Hintergrund getreten und wird von vielen Bühnen nur als notwendiges Uebel betrachtet. Leider hat das moderne Lustspiel immer mehr die Farm der Passe angenommen. Viele bekannte Lustspielautoren sind mehr Anekdotensammler und Spaßmacher als Dichter geworden; es ist deshalb erfreulich, wenn man Ausnahmen findet, die sich mehr an die Sitten- und Charakterschilderung unserer höheren Gesellschaft und des kleinen bürgerlichen Lebens als an die Effekthascherei durch komische aber oft unmögliche, resp. ganz unwahrscheinliche Situationen halten. „De te narro!" Das müßte eigentlich der Grundsatz des modernen Lustspieldichters sein, mit welchem er dem Publikum entgegentritt. Die oben erwähnten Lustspiele scheinen im allgemeinen von diesem Grundsatz geleitet zu sein und sich von Uebertreibungen frei zu halten. In dem Lustspiel „Ein guter Mensch" hat Ant. Günther ein recht amüsantes und in den meisten Szenen gelungenes Bild von einem Hitzkopf gegeben, der durch die Intrigue eines eifersüchtigen Freundes dazu gebracht wird, eine Dame, die er liebt, zu verletzen und sehr komische Situationen und Verwickelungen herbeizuführen. Fast parallel mit diesem Liebespaare läuft ein anderes, welches sehr geschickt mit in die Handlung verwickelt ist und dann schließlich zur Lösung des Konflikts mit beiträgt. Die Hauptfiguren Otta v. Sahr.n, Ada von Westerwitz, Baronesse Fanu und Hauptmann von Reger bieten sehr dankbare Rollen. Das Stück wird bei guter Darstellung eine sehr gute Wirkung erzielen. — Ein zweites Stück „der arme Hugo" hat die Feuerprobe auf der Hofburgbühne bestanden und ist kürzlich auch mit durchschlagendem Erfolg im Hoftheater in Hannover gespielt worden. Die Wiener Kritik hat sehr entgegengesetzte Urteile über dieses Stück gefällt, welches das Recht der Mißheirat verteidigt und die Schwächen der aristokratischen Kreise geißelt. Wenn ein so hochstehender Autor wie A. Günther selbst die Fehler der aristokratischen Gesellschaft satirisch geißelt, so ist das gewiß sehr lehrreich für viele, welche glauben, daß der Name alles und der Verstand nichts bedeutet. Nach unserer Ansicht und auch nach der des Autors beruht die wahre Aristokratie mehr auf dem inneren Wert als auf dem äußerlichen Glanz, von dem sich viele leider auch in unserer aufgeklärten Zeit blenden lassen. Der „arme Hugo" verdient, an vielen Bühnen aufgeführt zu werden, damit das Publikum etwas von diesem „armen Hugo" lernt. — Schließlich möchten wir noch ein uns soeben zugegangenes Lustspiel „der Ring des Polykrates," welches

der Autor kürzlich in Venedig geschrieben hat und welches auch dort sich abspielt, hier mit erwähnen, wir wollen aber die Handlung desselben nicht verraten, da sonst der Scherz, von welchem das ganze Stück abhängig ist, an Neuheit verlieren könnte. — Sehr lobenswert ist es, daß Günther Lob und Tadel der Kritik am Ende seines Buches abgedruckt hat, sonst pflegen unsere Belletristiker, Dramatiker ꝛc. nur das Lob der Kritik als Reklame wiederzugeben, den Tadel aber oft als Majestätsbeleidigung des „unsterblichen" Werkes oder Autors aufzufassen und zu verschweigen. R.

Vorgeschichtliche Altertümer aus Schleswig-Holstein. Zum Gedächtnis des fünfzigjährigen Bestehens des Museums vaterländischer Altertümer in Kiel herausgegeben von J. Mestorf. 765 Figuren auf 62 Tafeln in Photolitographie nach Handzeichnungen von Walter Prell. Hamburg 1885. Otto Meißner.

Als in den zwanziger und dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts das Interesse für das vorgeschichtliche Altertum stärker als je vorher erwachte und aller Orten sich Gesellschaften und Vereine bildeten, um Licht in das Dunkel der Vorzeit zu bringen, entstand zu Kiel die Schleswig-Holstein-Lauenburgische Gesellschaft zum Zweck der Sammlung und Erhaltung vaterländischer Altertümer, welche 1835 die Kieler Sammlung von Altertümern gründete, die nach Auflösung der Gesellschaft 1873 in den Besitz der Universität zu Kiel überging. Kustos dieses durch zahlreiche Funde, Schenkungen und Käufe außerordentlich vermehrten Museums ist seit 1873 Fräulein J. Mestdorf, die sich unter den Altertumsforschern eines wohlbegründeten Rufes als Kennerin deutscher Altertümer erfreut. In vorliegendem Werk bietet uns die Verfasserin die von ihr sorgsam gehüteten Schätze auf 62 Tafeln mit 765 Photolitographien typischer Gegenstände nach sorgfältigen Federzeichnungen, die uns ein durchaus korrektes Bild der nicht allein aus Gräbern, sondern auch sonst aus dem Erdboden, besonders den Torfmooren stammenden Originale geben. Die Verfasserin hat sich durch diese Publikation ein großes Verdienst erworben. Durch die musterhafte Anordnung der dargestellten Fundstücke ist auch dem Laien nicht bloß ein Einblick in die Stein-, Bronze- und Eisenzeit gegeben, er wird auch ohne große Schwierigkeit, unterstützt durch die den einzelnen Perioden vorausgeschickten, trefflichen Ueberblicke der Verfasserin und das erläuternde Verzeichnis der Abbildungen sich ein Verständnis dafür verschaffen können, wie unsere nordischen Landsleute der Vorzeit von den Uranfängen der Kultur in unbestimmbarer Zeit sich in bezug auf Werkzeuge, Waffen, Spuren von Gewerbe, Handel, Schiffahrt, Viehzucht und Ackerbau, Geweben und Schmucksachen mancherlei Art vervollkommneten bis in die letzte heidnische, ja bis in den Anfang der christlichen Zeit. Bei dem immer allgemeiner werdenden Interesse für vorgeschichtliche Altertümer wird nicht bloß der Wunsch der Verfasserin, daß das Buch auf dem Arbeitstisch der Archäologen und der Hausbibliothek ihrer schleswig-holsteinischen Landsleute einen Platz finden möge, erfüllt werden, es wird das sehr zu empfehlende Werk auch in weiteren Kreisen recht viel Freunde finden. L.

Dr. Friedrich Oetker, Lebenserinnerungen. Bd. III. Aus dem Nachlasse herausgegeben von Dr. Friedr. Oetker, a. o. Prof. der Rechte in Bonn. Kassel u. Berlin 1885. Verlag von Theodor Fischer.

Ein Werk der Pietät. Der Neffe des um die Sache des Liberalismus in Deutschland und speziell in Kurhessen wohlverdienten Friedrich Oetker hat es unternommen, die zwei Bände „Lebenserinnerungen," die derselbe noch selbst veröffentlicht hat, auf Grund von nachgelassenen Aufzeichnungen und „Akten" fortzusetzen. Dem starken vorliegenden dritten Bande soll noch ein vierter, den Abschluß bringender folgen. Das Sachlichste des Buches, insoweit es die Persönlichkeit Oetker's betrifft, ist bereits in der von Professor Pfaff herausgegebenen Lebensbeschreibung (Zur Erinnerung an Friedr. Oetker, Gotha 1883) verwertet worden. Ob es unter solchen Umständen angebracht war, die Aufzeichnungen und Akten derart zu verschmelzen, daß dem Leser verborgen bleibt, wann Oetker der Oheim, und wann Oetker der Neffe das Wort führt, mag dahin gestellt bleiben. Da der Herausgeber oder Bearbeiter bekennt, daß er der Glätte des Vortrages wegen, das „Ich" auch dort substituierte, wo nach der Lage des Materials nur ein „Er" seine Berechtigung hatte, so hat er dem ganzen Memoirenwerk, das in der Subjektivität seinen Reiz und seinen Vorzug hat, ein gewisses Mißtrauen des Romans aufgeprägt, zumal der Herausgeber in seinem Vorwort, das eine groteske Mischung von hochtrabendem Schwulst und juristischer Prosa ist, einige Neigung für den Pegasus-Ritt zu verraten scheint. Der Inhalt des Bandes zerfällt in zwei Hauptabteilungen, von denen der erste, den Aufenthalt Oetkers in Belgien behandelnd, sich kaum über den Wert leichter Feuilletons erhebt, der zweite aber die Lebenssubstanz des Verfassers, die kurhessischen Verfassungskämpfe betrifft. Immerhin ist es ein sehr schätzenswerter Beitrag zur Geschichte der Entstehung der deutschen Einigung. Obwohl der Verfasser sich in das beste Licht zu setzen bemüht ist, so erkennt man doch selbst an diesem übrigens nach denselben Zielen strebenden Beispiel, mit welchen Vorurteilen und vernagelten Anschauungen die preußische Regierung zu kämpfen und zu ringen hatte. Der Fürst Bismarck hatte die Bedeutung und den Einfluß Oetkers, als des Redakteurs der Hessischen Morgenzeitung, als des Parlamentariers und Mitgliedes des Nationalvereins, recht wohl zu würdigen gewußt und seinen An-

sichten wiederholt Gehör geschenkt. Aber wir Jüngeren danken doch Gott, daß die Dinge sich mehr nach den dem Herrn Oetker so widerwärtigen preußischen Methoden entwickelt haben als nach seinen Ideen. Von der bornierten Ueberhebung der Kleinstaatsbürger über Preußen und seine Institutionen, die vor dem Jahre 1866 sich bei jeder Gelegenheit kundgab, ist auch dieser deutsche Patriot, dessen Programm ihn einzig und allein auf die Rettung durch Preußen anwies, ebenso wenig frei als die „Großdeutschen" jener Tage, und es kommen in dem Buche zuweilen Ausbrüche von Geringschätzung gegen Preußen vor, denen man zur Zeit wohl nur noch in ultramontanen Blättern begegnet. Die Einverleibung Kur-Hessens in den preußischen Staat ging daher Herrn Oetker sehr wider den Strich, aber wie gesagt, Gottlob die Dinge gingen anders, als er es gewollt hatte. C.

Das Menschenideal und seine Erfüllung. Von Otto Spielberg. Zürich 1886. Verlagsmagazin.

Diese Schrift wird teils lebhaften Widerhall, teils erbitterten Widerspruch finden. Sie ist vortrefflich geeignet zu einer einschneidenden Kritik sozialistischer Meinungen. Doch dazu ist hier der Raum nicht gegeben. Die Schrift ist radikal (einmal riecht es sogar nach Dynamit), aber ihr Denken oberflächlich. Was haben wir also vor uns? Einen Haufen von Exklamationen über unsere politischen und sozialen Verhältnisse. Der Verfasser klebt so ziemlich allen unsern Einrichtungen einen Zettel auf mit der Weisung: weg damit. Er klagt an die Gesellschaft, den Kulturstaat, das Königtum. Er will die Diplomaten, das Mandarinentum, die Rechtspflege (die Advokaten sind die Kollegen des Teufels), das Heer, die Geistlichen, die Akademiker, die Groß-Industriellen, die Deputierten, die Männer der Rente u. s. w. abschaffen. Die positiven Vorschläge zu einer neuen Ordnung sind dürftig. S. 75 f. Den Kern bildet äußerlich die Forderung S. 83: aller Grund und Boden muß Gemeinschaftsgut werden, das weder verkauft noch verpfändet noch für Schulden genommen werden kann. Der Verfasser schimpft nicht übel; doch ist die Sprache nicht überall korrekt. B.

Dr. Wilhelm Fraknoi, Ungarn vor der Schlacht bei Mohacs (1524—1526). Auf Grund der päpstlichen Nuntiaturberichte. Autorisierte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Dr. J. H. Schwickert. Budapest. Verlag von Wilhelm Lauffer.

Die Darstellung des Herrn Fraknoi gründet sich vornehmlich auf die Nuntiaturberichte der päpstlichen Legaten Campeggio und Burgio, die allerdings zum Teil schon durch Augustin Theiner's Publikation bekannt waren, neuerdings aber in einer vervollständigten und kritischen Ausgabe auf Veranlassung des ungarischen katholischen Episkopats erschienen sind. Soweit es dem Verfasser möglich war, hat er auch anderweitige Quellen herangezogen, aber im wesentlichen kann das vorliegende Buch als eine „Verwertung" dieses neu erschlossenen Materials aus dem Vatikan angesehen werden. Es sind drei verhängnisvolle Jahre der ungarischen und der allgemeinen europäischen Geschichte, die uns der Verfasser vorführt. Für die Betrachtung des Anteils, den die „Türkengefahr" an der größten Katastrophe der christlichen Welt, an der Reformation, gehabt hat, kann man sich einen lehrreicheren Beitrag schon garnicht wünschen. Der Verfasser zeigt, unbeirrt von seinem mehrfach hervorbrechenden Patriotismus, die innere Auflösung des ungarischen Reiches in den letzten Jahren der Jagelonen-Dynastie, die es den Türken noch leichter machte, dieses Reich zu Falle zu bringen als die Zerrüttung im byzantinischen Staate siebzig Jahre vorher. Er legt die Ursachen dar, weshalb die europäischen Großmächte der Zeit dem Fall dieser „Vormauer der Christenheit" noch gleichgiltiger zusahen als dem Sturze des Christentums in Konstantinopel. Sicher liegt es nicht bloß an der Natur der zu Grunde liegenden Quellen, wenn das Papsttum in dieser Darstellung einen imposanteren Eindruck macht als irgend eine weltliche Macht der Zeit. Insofern es überhaupt in diesem auflösten, das Alte zertrümmernden und das Neue noch nicht ganz erfassenden Zeitalter noch universale Gesichtspunkte gab, fanden sie sich bei den Päpsten, die in der Einsicht der Gefahr, welche die vorrückende mohammedanische Welt dem Christentum bereitete, unablässig ihren Einfluß zur Bekämpfung derselben geltend machten. Die Katastrophe von Mohacs warf nicht bloß Ungarn danieder, sondern machte sich mehr als ein halbes Jahrhundert in den Kämpfen, denen der Protestantismus sein Dasein verdankt, fühlbar. Es lohnte sich daher ihre Vorgeschichte und ihre Ursachen einem größeren Leserkreise verständlich zu machen, und der Verfasser hat sich durch seine klare und ruhige Darlegung den Dank desselben verdient. C.

Aus den Tagen Kaiser Pauls von Friedr. Bienemann. Aufzeichnungen eines kurländischen Edelmanns. Herausgegeben von F. B. Leipzig 1886. Verlag von Dunker und Humblot.

Diese „Aufzeichnungen" eines Kurländers bilden, wie der Herausgeber im Vorwort bemerkt, den fünften Band eines umfangreichen Memoirenwerks, dessen vollständige Veröffentlichung von den Eigentümern noch nicht für zeitgemäß gehalten wird. Indessen haben aus demselben bereits v. b. Brüggen für seine „Auflösung Polens," und Ernest Daudet für seinen Aufsatz „über die Beziehungen der Bourbons zu Rußland während ihrer Emigration" (Rev. des deux mondes, Octobre 1885) Material geschöpft. Es können also nur wenige Teile desselben noch unbekannt geblieben sein. Da der Verfasser der Memoiren übrigens durch die An-

gabe seiner Stellungen im Dienste Kaiser Pauls seine Maske hinreichend heruntergezogen hat, so ist die Prüderie, mit der die Anonymität bewahrt wird, gelinde gesagt doch nur eine Spielerei. Aber auch der Inhalt dürfte nur sehr Uneingeweihte überraschen. Wie immer bei Memoiren ist der Gesichtspunkt ein sehr persönlicher, und wie fast immer bei den Schriften der „Barone" aus den Ostseeprovinzen ist das Urteil über russische Verhältnisse und Personen ein befangenes und enges. Es ist gewiß höchst ehrenwert, daß der Verfasser, der selbst unter den Cäsarenlaunen Pauls gelitten hat, dennoch ein Gefühl der Dankbarkeit und Anerkennung für ihn behalten hat, aber das ist es eben, daß ihm die Notwendigkeiten des Staatslebens über alle persönlichen Rücksichten hinaus nicht aufgegangen sind. Der dem Autor tief verhaßte Pahlen ist denn doch, so widerwärtig seine Handlungsweise unter menschlichem Gesichtspunkt erscheinen mag, ein bei weitem seinen Tadler überragender Staatsmann. Mit Recht hebt der Herausgeber hervor, daß Pahlens Gestalt gewiß wider den Willen des Verfassers durch seine eigene Darstellung nur erhoben wird. Ueber die Endkatastrophe ist der Memoirenschreiber schlecht unterrichtet. Von der Mitwissenschaft Alexanders und von dem Verhalten der Kaiserin nach der Ermordung ihres Gemahls scheint er nichts gewußt zu haben. Uebrigens sind die Memoiren mit großer Kunst geschrieben und immerhin eine fesselnde Lektüre. C.

Die Wonne des Leids. Beiträge zur Erkenntnis des menschlichens Empfindens in Kunst und Leben. Von Oswald Zimmermann. Zweite umgearbeitete Auflage. Leipzig 1885. Verlag von Karl Reißner.

Wenn Hamerling in einem Epigramme, welches der Verf. des mir vorliegenden Buches (auf S. 175) anführt, von der „Wonne des Leids" spricht, so stimmt das mit dem Sprachgebrauche, denn dort ist von seelischen Empfindungen die Rede; wie aber jemand, der den wesentlichen Unterschied zwischen geistiger und sinnlicher „Lust" — wie es S. 3 ganz richtig heißt — leugnet, von „Wonne" und „Leid", statt von „Lust" oder „Wollust" und „Schmerz" sprechen kann, ist unverständlich. Doch soll mit diesem berechtigten Tadel des Titels kein Vorurteil gegen das Buch erweckt werden, welches, wie schon hier gesagt werden mag, in wissenschaftlichem Geiste, mit vielseitigem und tiefem Wissen und feinem psychologischem und ästhetischem Verständnisse geschrieben ist. — Z. stellt an den Eingang der Untersuchung den Hartmannschen Satz, daß Lust und Wollust nur einen intensiv-quantitativen, keinen qualitativen Unterschied hätten, ein solcher vielmehr nur durch die begleitenden Vorstellungen herbeigeführt würde. Das ist dann gewissermaßen das thema probandum des ganzen Buches. Der Satz ist aber falsch, denn die Vorstellungen sind selbst Faktoren von Lust und Unlust. In dem Christen — um dieses Beispiel aus einem späteren Kapitel vorwegzunehmen — erzeugt die Vorstellung der gehofften Freuden im Jenseit und die zweite Vorstellung, im Körper („Fleisch") einen Feind zu mißhandeln, eine solche Lust, daß die körperliche Unlust dadurch überwunden wird, d. h. entweder garnicht mehr, oder nur noch als ein schwächeres, einem stärkeren zugemischtes Gefühl in den Kreis des Bewußtseins tritt. Und so ist es bei jeder Mischung von Lust und Unlust. Fälle dagegen, wo eine Lust eine Unlust zur Folge hat, wie anhaltendes Lachen Unbehagen und Schmerz erzeugt (S. 16), gehören offenbar garnicht hierher. — Als „Hauptanlässe der Wonne des Leids" werden das Natur- und das Kunstschöne, die Liebe und der Tod bezeichnet, aber in dem betreffenden Kapitel wird keine Erscheinung besprochen, welche sich nicht aus einer bloßen Mischung von Empfindungen verschiedener Herkunft auffassen ließe. — Die Kapitel „der Entwicklung des Christentums" und „die Mystik", denen das von den „divinischen Elementen im Volksleben" am besten unmittelbar angereiht wird, sind von hohem kulturhistorischen und psychologischen Interesse, enthalten aber gleichfalls nichts die Grundanschauung des Verfassers Rechtfertigendes. Nun folgen — das Buch ist ziemlich locker komponiert — „ästhetisch-litteraturhistorische Studien," ein fesselndes Kapitel, da es uns die Litteraturgeschichte von fast 140 Jahren aus dem Gesichtspunkte des Verfassers und in der Beleuchtung seiner Weltanschauung darstellt. In der Gegenwart giebt er den in der Schopenhauerschen Philosophie wurzelnden Richtungen den Preis. Es kommen zu sehr verschiedene Leute zusammen. So ist es vor allem Unrecht den wahrhaft genialen Richard Wagner mit Modeschriftstellern zusammenzustellen, bei denen man nicht weiß, was eigener krankhaft verderbter Geschmack und was Spekulation auf den krankhaft verderbten Geschmack eines Teils des Publikums ist. — Der Verf. hat eine „Chemie der Vorstellungen und Empfindungen" anbahnen helfen wollen, hat aber nur gezeigt, daß eine solche, wenn überhaupt möglich, so doch von seinem Standpunkte aus nicht geschaffen werden kann. Dessen ungeachtet ist das Buch höchst lesenswert. Bedauerlich ist es, daß der Verfasser an die verrufene Jägersche „Seelenduftlehre" glaubt und sie zur Stützung seiner Ansichten verwendet. A. B.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

(Das beste Mittel.) Augsburg. Hochgeehrter Herr! Für die mir freundlichst übersandten zwei Schächtelchen Schweizerpillen sage ich meinen verbindlichsten Dank. Wenn sie aber dafür von mir eine Krankheitsgeschichte zu erhalten wünschen, so muss ich befürchten, dass ich darin Ihrem Wunsch wenig entsprechen kann. Es ist bei mir schon eine ziemliche Reihe von Jahren, dass ich an einer hartnäckigen Verstopfung des Unterleibes leide, gegen welche ich die verschiedenen Abführungsmittel der Reihe nach anwandte. Aber bei allen zeigten sich üble Nachwirkungen, wie ich sie bei den Schweizerpillen nicht verspürte, so dass ich dieselben auch Andern, die in meinem Falle sind, recht sehr empfehlen kann. Mit vorzüglicher Hochachtung Eduard Oppenrieder, Professor. Man achte genau darauf, dass jede Schachtel als Etiquett ein weisses Kreuz in rothem Grund und den Namenszug Rich. Brandt's trägt.

Man findet Brandt's Schweizerpillen in fast jeder Apotheke oder beziehe sie gegen Einsendung des Betrages (Mk. 1,00) vom Hauptdépôt für Reg.-Bez. Breslau, Breslau, Kränzelmarkt-Apotheke.

Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig.

Soeben erschien vollständig:

AUSLÄNDISCHE

HANDELS- UND NÄHRPFLANZEN

zur Belehrung für das Haus und zum Selbstunterrichte herausgegeben

von

Hermann Zippel.

Mit über 300 Abbildungen auf 60 Tafeln in Farbendruck. gr. 8. geheftet.

Preis 8 Mark.

Soeben erschien:

HANDBUCH

DER

DEUTSCHEN ALTERTUMSKUNDE.

Übersicht

der Denkmale und Gräberfunde

frühgeschichtlicher u. vorgeschichtlicher Zeit.

Von **L. Lindenschmit.**

In drei Teilen. Royal-Oktav. geh.

Erster Teil. **Die Altertümer der merovingischen Zeit.**

Mit Holzstichen. 2. Lieferung. **Preis 12 Mk.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

BLÄTTER FÜR KOSTÜMKUNDE.

Historische und Volkstrachten.

NEUE FOLGE.

Unter Mitwirkung verschiedener Künstler herausgegeben von

A. von Heyden.

Erster und zweiter Band. — Preis jeden Bandes Mk. 30.

Jeder Band besteht aus zwei Abteilungen, einer beschreibenden und einer bildlichen, in zwei eleganten Kartonbänden mit Goldtitel, und enthält 72 kolorierte Tafeln, sowie 28—38 Bogen reich illustrierten Text.

Von der Heft-Ausgabe ist das sechzehnte Heft erschienen. Preis jeden Heftes, 12 kolorierte Tafeln mit Text enthaltend, Mark 4.50.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin.

Illustrierte Frauen-Zeitung.

Großes illustriertes Journal für Unterhaltung und Mode.

Jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis 2½ Doppelbogen, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 Mk. 50 Pf.

Die Heft-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe" und kostet das Heft (24 jährlich) 50 Pf.

Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf.

Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Post-Anstalten.

Aufruf

zur

Errichtung eines Scheffeldenkmals

in Heidelberg.

Der Dichter des Ekkehard, der Sänger so vieler froher und tiefinniger Lieder ist nicht mehr. Seine Dichtungen leben fort im Herzen des deutschen Volkes, der deutschen Jugend. Aber Alle, die sie erfreut und erhoben, drängt es, dem heimgegangenen Meister ein sichtbares Zeichen der Liebe zu widmen.

So ist fast unmittelbar nach seinem Tode in Heidelberg der Gedanke erwacht, ihm an den Ufern des Neckars, die seine Lieder verherrlicht, ein Denkmal zu setzen. Für ein solches dürfen wir vor Allem **das Recht** geltend machen, das des Dichters Liede zu unserem Thale, zu unserer Stadt uns giebt, die er selbst nannte „mein geliebtes Alt-Heidelberg, auf dessen Boden und in dessen Luft die heitersten meiner Lieder erwachsen sind." Hier weilte er, schon zum Tode krank, Erleichterung seines Leidens hoffend, noch einmal vor seinem Ende; hier feierte er den letzten Geburtstag, den zu erleben ihm beschieden, und nahm das Ehrenbürgerrecht der Stadt als letzte Freude entgegen.

Unser Aufruf wendet sich an Alle, die den durch Scheffels Poesie verklärten Zauber von Heidelbergs Naturschönheit empfunden, die an des Dichters heitern und ernsten Gesängen sich erquickt haben — an das deutsche Volk, in dessen Herz kaum ein anderer unserer heutigen Dichter so tief sich gesenkt hat.

Zur Entgegennahme von Beiträgen sind die Unterzeichneten bereit.

Heidelberg, im Frühjahr 1886.

Stadtrat **C. L. Ammann.** Geheime Hofrat **Dr. K. Bartsch.** Geh Rat **Dr. J. Bekker,** d. Z. Prorektor der Universität. **Dr. W. Blum.** Cand. med. **P. Klaus,** d. Z. Vorsitzender der Heidelberger Studentenschaft. Buchhändler **G. Köster.** Stadtrat **Dr. Lobstein.** Landtagsabgeordneter **A. Mays.** Dr. jur. **Franz Mittermaier.** Stadtdirektor **von Scherer.** Oberbürgermeister **Dr. Wilckens.**

In jeder Buchhandlung vorrätig:

Edgar oder: **Vom Atheismus zur vollen Wahrheit.**

von

L. von Hammerstein S. J.

258 Seiten, 8. — Preis 3 Mark.

Gegen Einsendung von 3 Mark 20 Pf. direkt von uns franko zu beziehen.

Der Verfasser beweist, dass es einen Gott giebt, dass Christus Gott ist und eine sichtbare Kirche gestiftet hat, und dass diese die römisch-katholische ist.

Trier. **Paulinus-Druckerei.**

Verlag v. Eduard Trewendt in Breslau.

Soeben gelangte zur Ausgabe:

Verschollene Größen.

Roman in drei Bänden

von

Rudolf von Gottschall.

Preis geh. 15 Mk., eleg. geb. 18 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Mappe für die Kunsthefte

der

Deutschen Revue

höchst elegant in Schwarz- und Golddruck, mit Lederrücken, ungefähr für 12 Hefte Raum gewährend, ist zum Preise von **12 Mark** durch jede Sortimentsbuchhandlung wie auch von der Verlagshandlung direkt zu beziehen.

Breslau.

Geschmackvolle Einbanddecken

zur

Deutschen Revue

herausgeg. von

Richard Fleischer

liefert zum Preise von **1 Mark** jede Buchhdlg. 3 Textheste bilden stets einen Band.

Eduard Trewendt, Verlagsbuchhandlung.

Breslau, Eduard Trewendts Buchdruckerei (Setzerinnenschule).

Elfter Jahrgang. Preis vierteljährlich 6 Mark.

HARVARD COLLEGE
AUG 14 1886
LIBRARY.

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben
von

Richard Fleischer.

HARVARD COLLEGE
AUG 14 1886
LIBRARY

1886. August.

Vierteljährlich erscheinen 3 Oktavhefte und 1 Kunstheft in Folio mit Kunstblatt.

Breslau und Berlin.
Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau
Expedition: Tauentzienstraße 60.

Berlin
Expedition: W. Kurfürstenstr. 12.

1885

Inhalts-Verzeichnis.

August 1886.

Seite

I. **Hermann Lingg:** Verhüllt. Novelle 129

II. **Lose Blätter aus dem Nachlasse eines alten Diplomaten.** (Schluß). 137

III. **Batsch,** Viceadmiral: Deutsche Seehelden. II. 145

IV. **Hermine von Hillern:** Erinnerungen aus dem Leben Wilhelmine von Hillerns. V 158

V. **Willibald Beyschlag:** Die Religion und die moderne Gesellschaft. (Schluß). 173

VI. **S. Bermejo:** Faï. Novelle aus dem Spanischen. 183

VII. **Marco Minghetti:** Der Bürger und der Staat. I. 211

VIII. **A. Freiherr von Hammerstein:** Die Zukunft der Kolonien nach eigener Forschung. I. 229

IX. **Berichte aus allen Wissenschaften:** 238

1. Geschichte. Zum Gedächtnis der Nuntiatur-Streitigkeiten und des Emser Congresses.

2. Technologie. H. Schwarz. Der Thomas-Eisenprozeß und die Landwirtschaft.

X. **Litterarische Revue.** 246

XI. **Litterarische Berichte** 251

XII. **Ein Mahnruf zur Erhaltung des Siebengebirges.** 255

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

HARVARD COLLEGE
AUG 14 1886
LIBRARY.

Verhüllt.

Novelle

von

Hermann Lingg.

Größere Ausdehnung als heutzutage hatten einst unsere Landseen, man bemerkt das leicht an einzelnen, ihnen naheliegenden Weihern, die aus früher Zeit zurückgeblieben sind, wo Vertiefung des Bodens und reichlicher Zufluß von Quellen und Bächen ihrer Fortdauer günstig waren. Bewaldete oder angebaute Höhen trennen sie von der größeren Wasserfläche, der sie einst angehört hatten, und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sieht man sie seltener und kleiner werden. Wo vor dreißig oder vierzig Jahren noch kräuselnde Wellen gespielt, da mäht jetzt die Sense Ginster, Fieberklee, Minzen und andere Kräuter, die durch einen eigentümlich starken Wohlgeruch sich von den Pflanzen anderer Wiesen unterscheiden und den lockeren, sumpfigen Boden verraten, dem sie entsprießen.

Ein solcher Weiher lag am Fuße eines Berges, der sich sanft gegen die Ebene hin absenkte, und über ihm ragte ein dem Anscheine nach ziemlich wohlerhaltenes Schloß. Lange Zeit stand es verlassen und ging dem Verfall entgegen. Die Familie, der es zugehörte, war ausgestorben, und die entfernten Verwandten, die im Auslande lebten, hielten einen Pächter darauf, der ein paar Wohnräume für sich benützte, das übrige zu Grunde gehen ließ.

Da geschah es einst, daß die Regierung einen stillen, vom Weltverkehr abgeschiedenen Platz für Erbauung einer Irrenanstalt suchte, und ein Ingenieur, der öfters in die Gegend bei Vermessungen gekommen war, schlug das alte Schloß vor, das sich durch seine Lage vortrefflich für den gewünschten Zweck eigne. Sein Vorschlag und seine Pläne wurden angenommen. Es dauerte nicht zwei Jahre, so war das Schloß in ein Asyl für Geistesgestörte und Gemütskranke umgewandelt und eingerichtet mit allen Erfordernissen, welche die vorgeschrittene Wissenschaft erheischt. Das Haus hatte seine eigenen Wirtschaftsgebäude, Bäckerei, Kellerei u. s. w., von den Patienten selbst wurden, je nach ihrem Zustande — von den weiblichen die Näh- und Strickarbeiten besorgt, auf der männlichen Abteilung gab es Schreiner- und Schusterwerkstätten. Ein großer, parkähnlicher

Garten, von hohen Mauern umgeben, diente zur Erholung mit Turn- und Spielplätzen.

Indessen hatte der Fortschritt auch außerhalb der Mauern sich geltend gemacht, und es stund nicht lange an, als die Besitzer der umliegenden Grundstücke neben und unter dem Schlosse sich dahin vereinigten, den Weiher, der ohnehin von Jahr zu Jahr kleiner wurde, vollends auszutrocknen und den dadurch gewonnenen Boden unter sich zu verteilen. Die Bäche, die ihn bisher genährt hatten, wurden abgeleitet und die nächsten Wiesen damit bewässert. Ein sehr trockener Sommer unterstützte die Arbeiten, und gegen den Herbst zu war nur noch ein kleiner Fleck von dem ehemaligen Weiher übriggeblieben. Hier, wo der Wald an das Ufer heranreichte, hielten ein paar mächtige Eichen ihre Schatten über das Wasser ausgebreitet und verhüteten so die vollständige Austrocknung. Unter den Zweigen schwammen auf der trägen, dunklen Welle noch einige Seerosen. Als nun auch diese plötzlich über Nacht verschwanden, ging bald im Volksmund die Sage, es sei die Nixe des Sees fortgezogen und habe die letzten ihrer Blumen mitgenommen. Sie verschwand, hieß es, im Walde, nachdem sie vorher noch einigemal sich nach dem Weiher umgewendet und wie zum Abschied zurückgewinkt habe.

Von dieser Sage hörte auch der junge Hilfsarzt, der dem Direktor der Anstalt beigegeben war und eben erst von der Universität kam. Nicht unempfänglich für romantische Eindrücke, schrieb er sich alles und genau, wie man es ihm erzählte, in sein Tagebuch und begleitete den Text mit einer hübschen Illustration. Er war ein guter Zeichner, malte auch und hatte derartiges viel gesehen, so daß sein Aquarell im Stile von Moritz Schwind recht artig ausfiel.

Während er daran im Garten zeichnete, näherten sich ihm zuweilen Patienten und sahen ihm aufmerksam zu. Wie sie sich äußerten, sich die Darstellung erklärten, war ihm sehr anziehend und gab ihm, der ein scharfbeobachtender Kopf war, oft merkwürdige, für die Behandlung nicht unwichtige Aufschlüsse über Grad und Beschaffenheit der ihm anvertrauten Geisteskranken.

Vor allen war es ein junges, schönes Mädchen, das gern um ihn verweilte und ihre oft seltsamen, mitunter höchst treffenden Bemerkungen nicht zurückhielt. Ein sinniges Wesen und eine feine Bildung sprachen sich in diesen Bemerkungen aus. Eigen war es, so oft sie das Bild gesehen hatte, sang sie im Fortgehen mit ihrer schönen, wunderbar ergreifenden Stimme ein Lied, oder vielmehr nur die halbe Strophe eines Liedes. Lange noch sang sie es vor sich hin, und man hörte sie noch von ihrem Zimmer herab die Strophe wiederholen. Es war, als ob sie sich damit in Schlaf singen wolle. Der junge Arzt war von der innigsten Teilnahme für die Unglückliche beseelt und versäumte nie, von seinen Ausflügen ihr einen Strauß von Bergblumen mitzubringen, die sie stets mit großer Freude entgegennahm und pflegte. Die kleine Aufmerksamkeit schien ihr wohlzuthun, schien sie mit zartem Bande dankbarer Gefühle an ihren Arzt zu fesseln. Als er ihr aber einstmals nach einer längeren Wanderung in die Umgegend einige Seerosen reichte, da erschrak sie heftig, redete so wirr und aufgeregt, daß der junge Mann zu seinem Leidwesen bemerkte, er habe durch sein Geschenk einen tief

erschütternden Eindruck auf die Arme hervorgebracht. Er mußte mit Schmerz erfahren, daß von Stund an ihr Zustand einer auffallenden Verschlimmerung entgegenging. Gewiß haben solche Blumen, sprach er zu sich, einst in der grausamen Katastrophe, bei der ihr Geist umnachtet ward, eine besondere Rolle gespielt. Er wagte indes nicht, auch nur durch eine anspielende Frage darauf hinzudeuten. Seine traurigen Blicke, der tiefe Ernst in seinen Zügen verrieten genug, was ihn bewegte. Sie schien es nicht zu bemerken, ihr Geist war mehr als je der Wirklichkeit abgewandt. Von dem Direktor jedoch wurde die Mitteilung gegeben, daß das Mädchen, aus sehr gutem Hause und von den edelsten Anlagen, eine den Ihrigen erwünschte Partie ausgeschlagen hatte, aus Neigung zu einem Menschen, der, ihrer in keiner Weise würdig, in rohester und niedrigster Absicht ihre Liebe gewinnen wollte, um mit ihrer Hand eine für seine bisherige Lage überaus vorteilhafte Stellung zu erreichen. Als er vonseiten der Eltern Widerstand erfuhr, hielt er es nicht für der Mühe wert, länger um den gewünschten Besitz zu ringen, und führte ebenso roh, wie er begonnen hatte, das Ende herbei.

„War diese Neigung nicht selbst schon das erste Anzeichen von geistiger Störung?“ warf der junge Arzt dazwischen.

„Wohl möglich, antwortete der Direktor, genug — die aufs tiefste Beschämte und Gekränkte ertrug lang im geheimen ihren Schmerz, bis er endlich überströmend die gequälte Seele ganz und gar mit Nacht umgab.“

„Eine Ophelia,“ seufzte Doktor Lünin auf, „gebrochenes Herz, zerstörter Geist. Haben wir einen Leitfaden in unserer Pathologie, der hier einen Zusammenhang nachweisen kann?“

„Drücken wir uns milder aus,“ erwiderte der ältere Arzt, „und sagen wir: krankes Herz, gestörter Geist, so läßt sich eher Ursache und Wirkung erklären, und somit ist es auch erlaubt, eine günstige Prognose zu stellen. Widmen Sie,“ fuhr er fort, „der Kranken alle Aufmerksamkeit; wir haben einen Fall vor uns, der noch eine Heilung erwarten läßt. Vor allem sehen Sie nur ja darauf, daß das Mädchen nicht in den östlichen Flügel der Anstalt sich verirrt, die Aussicht dort von den Fenstern müßte sie an ihren heimatlichen Wohnort erinnern, der Anblick ist nämlich fast derselbe, und wir müssen alles verhüten, was ihr ein Bild der verlebten Zeit ins Gedächtnis zurückrufen könnte. Ich bin deshalb froh, daß der See, der da drunten lag, nicht mehr vorhanden ist, sie würde ihn von ihrem Zimmer aus gesehen haben; der Anblick eines Wasserspiegels wirkt überhaupt nachteilig auf solche Kranke.“

Der junge Arzt hielt sich genau an die ihm gegebene Vorschrift. Er fand dadurch immer mehr Gelegenheit um das reizende Geschöpf zu sein, das in ihrer halbbewußten Unbefangenheit ihn oft so tief rührte, oft aber auch erschreckte und schaudern machte vor den Abgründen in der menschlichen Natur! Nun erklärt es sich, warum die Seerosen einen so schrecklichen Eindruck auf ihr Gemüt ausübten, sagte er zu sich, vielleicht gab es auch zuhause solche, und die Erinnerung an ein bitteres Erlebnis knüpft sich an deren Anblick. Vielleicht sind aber die Beziehungen so entfernter Art, daß der Verknüpfungspunkt nur in der

zerrütteten Geistesthätigkeit selbst liegt und mit keiner Wirklichkeit in Verbindung steht. —

Der Herbst neigte sich zu Ende, der Weiher im Thal war vollständig ausgetrocknet und einträglicher Grund und Boden geworden. Der Winter brachte in dem Befinden der meisten Pfleglinge der Irrenanstalt einige Besserung. Auch die nunmehr ausschließlich von dem Hilfsarzt und mit mehr als gewöhnlicher Teilnahme behandelte Kranke zeigte sich heiterer, ruhiger und gab alle Hoffnung auf gänzliche Wiederherstellung. Je mehr diese Hoffnung an Berechtigung gewann, um so mehr wurde auch seine Neigung eine innigere, schwärmerische zu der holden Kranken, die sich ihm nun wieder öfter und rückhaltloser näherte.

Bald ereignete sich etwas, das dem sorgsam wachenden Blicke des Arztes nicht entging, obwohl es anscheinend von geringer Bedeutung war. Er bemerkte, daß ein neu eingetretener Wärter von der männlichen Abteilung trotz des Verbotes zuweilen in den Korridoren sich zu schaffen machte, an welche die Zimmer der weiblichen Kranken anstießen. Doktor Lünin wies ihn weg, ein zweites Mal mit Strenge, und als er ihn wieder betraf, hielt er sich für verpflichtet, seinem Vorgesetzten Anzeige zu machen. Es kam denn auch durch Aussagen anderer Bediensteter heraus, daß der zudringliche Mensch bereits mehrmals versucht hatte, in das Zimmer von Fräulein Firmin zu gelangen. Unzweifelhaft war es seine Absicht, sich ihr zu nähern. Ob es ihm gelungen und was er vorhatte, blieb ungewiß. Auffallend aber war seither das Benehmen des Mädchens: die sanfte Schwermut, die sonst immer über ihr Gesicht gebreitet lag, wich einem fröhlichen Ausdrucke; anstatt der traurigen Strophe, die sie früher gesungen, trillerte sie heitere Kinderlieder oder Tanzweisen.

Den Ärzten schienen diese Symptome nicht ohne Verbindung mit den jüngsten Vorgängen. Man hatte den Wärter entlassen, und in der That stellte sich heraus, als man weitere Nachforschungen pflog, daß der vermeintliche Wärter der Verwalter auf dem elterlichen Gute Mariens gewesen und der Gegenstand ihrer jugendlichen und unglücklichen Neigung war. Er hatte sein schändliches Benehmen bereut und wollte versuchen ihre Liebe wieder zu gewinnen, die ihr angethane Kränkung wieder gut zu machen. Vielleicht glaubte er an gar keine Geistesstörung und wähnte sie wider ihren Willen in die Anstalt verbracht. Wenn sie ihn sehen würde, wenn er sie sprechen könnte, so müßte sie jedenfalls wieder seinem Willen sich fügen. Er wollte sie veranlassen, mit ihm zu fliehen; die Eltern, dachte er, würden dann nicht mehr zögern ihre Einwilligung zur Ehe und das geforderte Heiratsgut zu geben. Im Dienst der Schwiegereltern könnte er dann nicht mehr bleiben, man müßte ihm eine Staatsanstellung verschaffen, und so wollte er mit seiner jungen, reichen Frau in die Stadt übersiedeln und als hochangesehener Mann ein prächtiges Leben genießen. Zur Ausführung dieser Absicht hatte er bei der Gutsherrschaft Urlaub genommen unter dem Vorwande, seine entfernten Eltern zu besuchen, und wußte mit erschlichenen Empfehlungen sich als Wärter in die Irrenanstalt einzudrängen. Gesehen hatte sie ihn bereits, und

er glaubte aus dem staunenden Aufleuchten in ihren Zügen bemerkt zu haben, daß ihre Gefühle für ihn noch nicht erloschen seien.

Sein ehrgeiziger Plan wurde durch das energische Auftreten des jungen Arztes, dem er keinen Widerstand entgegenzusetzen vermochte, rasch und gründlich vereitelt.

Die Kranke ahnte nichts von seiner Entfernung. Sie blieb heiter und schien die Abwesenheit dieses Mannes, den sie vielleicht noch gar nicht wiedererkannt hatte, durchaus nicht zu vermissen.

Die Faschingszeit rückte heran, und die Ärzte berieten sich, ob sie nicht eine Karnevals-Unterhaltung den leichter Erkrankten ihrer Anstalt gönnen sollten. Man entschied sich dafür. Ein Abend wurde bestimmt und ein Saal festlich geschmückt. Die Wahl, sich zu maskieren und wie, blieb jedem überlassen. Einige wählten Kostüme, in denen sich etwas von der fixen Idee, an der sie litten, aussprach, und wollten Bedeutendes vorstellen: Könige, Feldherren, große Staatsmänner; andere wieder in toller Selbstironie wählten Schellenkappen, die Schwermütigen hüllten sich in Klosteranzüge, die weniger Aufgeregten ahmten aus nächster Umgebung Tracht und Gebahren anderer Kranken oder des Dienstpersonals nach; die meisten aber warfen sich die nächsten besten Kleidungsstücke unordentlich und phantastisch um und lachten darüber mehr als alle Übrigen. Die ganze Versammlung bot einen etwas unheimlichen Anblick. Marie hatte sich sehr geschmackvoll und sinnig maskiert, sie schien eine Griechin der antiken Welt vorstellen zu wollen, eine Jägerin aus dem Gefolge Dianas. Ein wallendes Gewand in schönem Faltenwurf umhüllte die reizende Gestalt. Um die nackten, vollen Arme schlangen sich goldene Armbänder, in den Locken trug sie einen Kranz von Seerosen. Es waren künstliche, „wo sie die nur her hat, offenbar mitgebracht und bisher geheim gehalten," sagte sich der junge Arzt, der sie mit freudestrahlenden Blicken betrachtete. Ihm dünkte dieser Schmuck ein günstiges Zeichen, vorher hatte sie vor diesen Blumen erschreckt zurückgebebt.

Sie drängte sich hart an ihm vorüber und flüsterte ihm zu: „Ich erwarte dich, komm!" — Man mußte ihr Platz machen, sie wolle tanzen, rief sie laut in die Menge. Mit zierlichen Schritten begann sie, das Kleid in den Fingerspitzen haltend, einen eigenen Tanz, den sie wohl selbst erdacht hatte. Bald hob sie beide Hände verschlungen über den Kopf, bald schien sie nach etwas zu haschen oder stemmte den einen Arm trotzig in die Hüfte und wand sich rascher und rascher im Kreise. Immer wilder wurde ihr Tanz, da mit einemmal sah sie sich um, als suche sie jemand — — welches Feuer, welche Liebe lag in diesem Blicke! Als sie nicht fand — was sie suchte, bemächtigte sie sich eines Leuchters, indem sie rief: „Ich werde ihn dennoch finden" — und stürzte mit dem flackernden Licht in der Hand aus dem Saal. Lünin, um ein Unglück zu verhüten, wollte ihr nach. Als er, beinahe gleichzeitig mit ihr, ihr Zimmer betrat, hatte sie die Kerze auf den Boden geschleudert, ihre Locken aufgelöst, den Kranz und die Kleider zerrissen und warf sich schluchzend und mit heißen Küssen an seine Brust. Die schöne Gestalt so plötzlich, so innig ihm hingegeben, entflammte auch ihn, aber

indem er in ihren Blick sah, welche Kälte, welch' seelische Entfernung! Eine Wirklichkeit, ein blühendes Leben hielt er umfaßt, eine Unmöglichkeit, eine tödliche Entfremdung starrte ihn an und durchschauerte ihn. Ein Doppelwesen hielt er in seinen Armen, höchstes Glück und tiefen, leeren Abgrund, liebliches Licht und schauervolle Nacht zugleich. Die irren Augen sahen ihn so trocken, so stechend an; der Mund, geöffnet wie um ein süßes Geständnis auszusprechen, war von stummem, sinnlichem Begehren geschwellt; die Hand, die er noch in der seinigen hielt, war fieberheiß und alles — alles — nichts als Wahn und Wahnsinn. Es kam ihm vor, als wäre er selbst nun nahe daran, die Besinnung zu verlieren, er mußte mit Gewalt sich fassen, er wandte sich ab, wand sich sanft von ihr los und brachte sie auf ihr Lager. Er rief wie eine Schlafende sie beim Namen, als müsse er sie wecken — sie schlug die Augen auf — ein Ach kam leise über ihre Lippen. Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen — er war fort. Die herbeigeeilte Wärterin fand sie noch so, ruhig ließ sie sich völlig entkleiden und versank sogleich in Schlaf.

Doktor Lünin war trostlos, er machte sich, als er auf sein Studierzimmer gekommen war, die schwersten Vorwürfe. „Ich Elender" — sprach er, „welchen Weg hab' ich betreten! Anstatt, wie es meine Pflicht gewesen wäre, alles für die Beruhigung der Unglücklichen zu thun, nähre ich selbst eine hoffnungslose, wahnsinnige Liebe in mir und erwecke in ihr Empfindungen, die nicht mir gehören, die ihren Zustand nur immer schlimmer, aussichtsloser gestalten müssen. Empfindungen, die nicht mir gehören," wiederholte er, „und dennoch — wenn es mir gelänge, sie zu retten, sie dem Denken, dem Leben wiederzugeben, würde dann nicht auch die falsche, die nächtliche Liebe weichen müssen, und die echte, wahre mir als Lohn und Dank werden? Aber die Mittel, die ich bisher anwandte, brachten ja gerade das Gegenteil davon hervor. Gegengift? Wahn gegen Wahn? O ich muß fort, ich muß ihren Anblick, ihren Umgang meiden — sonst bin auch ich verloren!"

„Wie geht es der Kranken," fragte er die eintretende Wärterin, welche kam, um ihre Meldung zu machen. „Sie schläft," berichtete diese — „leise singend ist sie eingeschlafen, ach, Herr Doktor, wie schad' ist es um dieses schöne Frauenzimmer!"

„Ja, ja, entgegnete Lünin kurz, sehen Sie während der Nacht ein paarmal nach und bringen Sie ihr morgen ein reichliches Frühstück."

„Ganz wohl," antwortete die Wärterin, indem sie sich entfernte, „wenn die gute Dame nur auch etwas genießen möchte."

Die Aufregung des verhängnisvollen Festes hatte indes keine nachteiligen Folgen — vielmehr war in der verhüllten Seele des Mädchens seit jenem Abend eine Stimmung erwacht, die als eine Annäherung an die normale Daseinsgewohnheit angesehen werden konnte. Sie vermied es ihn anzusehen, wenn er zum Besuche kam, ein leises Erröten flog über ihre Wangen, sie gab kurze und bestimmte Antworten, man sah, daß sie sich Mühe gab, alles Bewußte in sich festzuhalten, sie fügte sich mit mehr Geduld als sonst den Anordnungen der Ärzte.

„Sie wird genesen," rief Lünin aus, „sie wird erkennen, wer ihr wahrhaft zugethan ist, sie wird nach und nach einen geistigen Halt an mir finden — mir vertrauen, mich lieben!"

Eines Tages fragte er sie: „Sind Sie nicht musikalisch, Marie, spielen Sie nicht Klavier?"

„Nein, aber die Harfe lernt' ich —" war ihre Antwort.

„O, das müssen Sie wieder aufnehmen, ich werde Ihnen ein Instrument kommen lassen."

Sie lächelte und schüttelte den Kopf — „ach, ich werde wohl alles vergessen haben."

„Möchten Sie nicht doch den Versuch wagen, Sie würden mir eine große Freude damit machen."

„Nun, wenn es das ist, dann will ich es versuchen. Schicken Sie nach hause um meine Harfe. —"

Lünin war stolz auf den Gedanken, die Musik als Heilmittel zu verwenden. Eine so edle Beschäftigung konnte nur von günstigem Einfluß sein.

„Versuchen Sie es auch mit einem Spiele, ich meine mit dem Schachspiel," sagte eines Tages der Direktor, als ihm Lünin von seinen Erfolgen gesprochen hatte, das Schachspiel erfordert ungeteilte Aufmerksamkeit und spornt den Ehrgeiz, niemand will sich gern besiegen lassen. Ich kannte Damen, die vor Ärger Thränen vergossen, wenn sie matt gesetzt wurden. Soweit dürfen Sie es aber nicht kommen lassen, im Gegenteil lassen Sie sie zuweilen gewinnen!"

Die Harfe war gebracht worden, ein prächtiges Instrument, mit Elfenbein eingelegt. Die Umrahmung der Saiten stellte an ihrem obern Teil eine Sirene vor. Marie ließ es mit großer Freude auf ihr Zimmer bringen, aber tagelang hörte man nicht, daß sie auch nur eine Saite berührt hätte; einstmals jedoch, da man schon verzichtet hatte, sie spielen zu hören, es war in einer Mondnacht, klangen auf einmal mächtige Töne durch das geöffnete Fenster. Lünin hörte es mit Entzücken und tief erregt, am liebsten wäre er gleich zu ihr hinauf geeilt und hätte ihr seine Liebe bekannt.

Er mußte sich gedulden, er fühlte die Kraft dazu in sich, er hoffte ja. —

Mit dem Frühjahr wurde sämtlichen Kranken mehr Freiheit gestattet, und Marie freute sich wie ein Kind, wieder in den Garten zu dürfen, wo nun Flieder und Goldregen in schönster Blüte standen.

So kam sie einmal in den Gängen, die schon im jungen Laubschmucke prangten, auf Lünin zu und fragte: „Warum zeichnen Sie nicht mehr?"

„Ich hatte wenig Zeit übrig, auch gefiel mir nichts, aber haben Sie einen Wunsch, soll ich Ihnen etwas skizzieren?"

„O ja, sagte sie schlau — zeichnen Sie mich!" —

„Sie, mein Fräulein? — Recht gern! Dann müssen Sie uns aber auch eine Freude machen und bald, bald gesund werden." Er hatte ihre Hand gefaßt und sah ihr ruhig in die Augen — o wie sehnlich wünschte er aus diesen

schönen, tiefbraunen Augen wieder das Licht des Verstandes ihm entgegenleuchten, auf dieser edlen Stirne wieder die Ruhe sinnigen Nachdenkens zu sehen! All' sein Wünschen und Hoffen hing davon ab. Sie bog sich zu ihm über, als wolle sie ihm etwas zuflüstern, ihn küssen — ihre Locken berührten wie schmeichelnd seine Wangen — plötzlich schrak sie zurück, lachte grell auf und eilte hinweg.

„Alles aus" murmelte er für sich und seufzte tief auf.

An einem der nächsten Tage hatte sich der Himmel — es ging bereits gegen Anfang des Sommers — mit schweren, schwarzen Wolken umzogen, ein wolkenbruchartiger Regen ergoß sich über das Land und hielt auch die Nacht über und den folgenden Tag an — der Schnee löste sich in den höheren Gebirgen unter dem anhaltenden Wehen des Föhn und wälzte gewaltige Massen des trüben Gletscherwassers in die Thäler. Alle Flüsse waren ausgetreten, und die kleinsten Bäche schwollen zu Flüssen an. Auch diejenigen, die vormals den Weiher gebildet hatten, zerrissen ihre Eindämmungen und füllten wieder ihr altes Bett rauschend und wogend aus. Bald war wieder der kleine See an seiner früheren Stelle, ganz wie vordem, nur daß er jetzt grollend und tobend sich geberdete. Dabei sah man auch die ganze Natur in Aufruhr. Gewitter auf Gewitter folgte sich, unaufhörlich zuckten die Blitze, rollte der Donner. Von ihrem Fenster aus beobachtete Marie die Veränderungen in der Landschaft, die sie täglich vor Augen gehabt — ihr schien es, als ob sich alles verändere. Ihr gegenwärtiger Aufenthalt selbst verwandelte sich, es kam ihr vor, als würde die Szene nun bald wieder ihre Heimat sein. In jedem der wenigen Augenblicke, da der Regen nachließ, ging sie voll Unruhe nach dem Garten, und einst als ein Arbeiter eintrat und sie durch die geöffnete Pforte den hellen Wasserspiegel von flüchtigen Sonnenblicken beleuchtet sah, stieß sie einen Schrei aus und eilte mit dem freudigen Ausruf — „ich komme!" — ins Freie. Mit ausgebreiteten Armen stürzte sie nach dem Abhange und in die tosende Flut.

Das alles war so rasch geschehen, daß niemand es vermuten, niemand es verhindern konnte. Die schäumenden Wogen hoben und senkten die Entseelte und trugen sie fort — fort. — Spät erst, — nachdem die ganze Überschwemmung vorüber war, fand man die Leiche in einer Schlucht zwischen Wurzeln und Strauchwerk, aber so entstellt, daß viele Leute behaupteten, es sei nicht dasselbe Fräulein, dem sie oft im Schloß oben begegneten.

Ihr Arzt, der sie so sehr geliebt hatte, der schon zu hoffen anfing, er werde ihren Geist zu neuem Leben erwecken und damit für sich ein still und heißersehntes Glück erreichen, war nun selbst nahe daran in Wahnsinn zu verfallen. Er bedurfte aller inneren Kraft, des ganzen Aufgebotes seiner Wissenschaft und seines Berufes, um sich der furchtbar drohenden Gewalt zu erwehren.

Noch lange nachher sah man ihn am Ufer des Weihers, der nun wieder wie vorher ruhig und tiefblau dalag, unter jenen Eichen, wo nun auch wieder Seerosen blühten, und es war ihm oft, als stiege dann in der stillen Sommernacht die Nixe herauf. Sie nahm die Züge der Geliebten an, und wie halb im

Traum fühlte er sich von liebenden Armen umfangen und einen Kuß auf seiner Lippe, der nicht von irdischer Natur war, wiewohl er dem sanften Hauch der Abendlüfte glich, die schmeichelnd und kosend über die Wellen her ihn umwehten. —

Lose Blätter aus dem Nachlasse eines alten Diplomaten.

(Schluß.)

Bei den romanischen und slawischen Rassen darf es einen nicht Wunder nehmen, wenn die Frauen über die Männer die Oberhand gewinnen und im Hause, wie auch in der Politk, das starke Geschlecht, das dort allzuoft zum schwachen wird, in den Hintergrund zu drängen suchen. — Andrerseits darf man auch wieder nicht staunen, wenn die Politik dieser Heldinnen keine weiteren ernstlichen Folgen hat, — sind sie doch Töchter des Aeolus, die sich willig und leicht vom Winde der Leidenschaft und der Kaprizen umherwirbeln lassen! Die Heldinnen, um die es sich in diesem Augenblicke handelt, sind zweientthronte Spanierinnen, die, wenn sie nicht gerade verabscheut, doch wenigstens im höchsten Grade unpopulär sind, und zwar die eine in ihrem wirklichen, die andere in ihrem Adoptivvaterlande.

Nichtsdestoweniger brennen beide vor Verlangen, einerseits nach Spanien, andrerseits nach Frankreich zurückzukehren, um dort zu leben, eine Rolle zu spielen und — womöglich auf Kosten ihrer Söhne zu regieren!

Die Königin Isabella wünschte schon längst, die Restauration ihres Sohnes zu bewerkstelligen; sie hat eifrig daran gearbeitet und viel Geld zu diesem Zwecke ausgegeben, allein der Papst widersetzte sich einem solchen Projekte, das er mit Usurpation bezeichnet, denn Pius IX. erkennt in Spanien nur die salische Thronfolge an, — der im Vatikan auserlesene König ist also Don Karlos! — Daraufhin hat sich die Königin zurückgezogen.

Jetzt erklärt sie das kastilianische Gesetz, nach welchem sie ihrem Vater auf den Thron gefolgt ist, für null und nichtig, entsagt im Namen des Prinzen Alfons der Krone und verhandelt gegenwärtig durch Vermittelung der Patres Jesuiten, insbesondere des Kanonikus von Bayonne, Abbé Saubot, mit dem Hauptquartier Estellas! Aus diesem Grunde hat sie auch erst unlängst ihrem Sohn verboten, auf die Adresse der Alfonsisten zu antworten, — allein der Infant hat auf die Wünsche seiner Mutter nicht viel Gewicht gelegt. — Übrigens soll die Königin eine kleine, — oder eher große Schwäche für den Herzog von Madrid haben: in Paris hätte sie ihn gern zu ihrem Liebhaber gemacht und sie sagte eines Tages zu seiner Frau, der Prinzessin Margarethe, welche weit entfernt ist, schön zu sein: „Du bist sehr glücklich einen so schönen Menschen zum Gatten zu haben, um den dich alle Frauen beneiden müssen!“ —

Die Kaiserin Eugenie, eine noch größere Intriguantin und weit gewandter als Isabella, hat zwei Projekte auf dem Tapet, um die Restauration ihres Sohnes zu erleichtern: das eine wäre, eine Heirat mit der Tochter eines großen regierenden Hauses zustande zu bringen, — das andere, sich mit dem preußischen Hofe und dem deutschen Reichskanzler auszusöhnen. Um ihr Ziel zu erreichen, rechnet sie auf die Freundschaft der Königin von England und das Interesse, welches dieselbe ihrem Sohne entgegenbringt. Die Freundschaft der Königin ist thatsächlich sehr aufrichtig und das Interesse für den Prinzen sehr beständig: sie betrachtet diesen wirklich wie ihr eigenes Kind. Einer der Hauptgründe ist der, daß er es beiläufig der Königin Viktoria verdankt, auf die Welt gekommen zu sein. Wieso das? Nun, die Geschichte ist folgende: Die Kaiserin Eugenie besitzt eigentlich nicht das, was man Temperament nennt; sie ist zwar kokett, aber eher aus Ehrgeiz als aus sinnlichen Trieben. Nach ihrer Heirat mit Louis Napoleon wußte sie es so anzustellen, daß sie kinderlos blieb, teils aus Furcht vor einer Entbindung, — weil ihr die Ärzte erklärt hatten, daß gleich der Königin Elisabeth und der schönen Madame de Recamier ihre Leibesbeschaffenheit nicht dementsprechend sei, teils aus dem Grunde, weil sie zur Person des Kaisers keine besondere Anziehung fühlte. In dieser heiklen Lage wandte sich Napoleon an die Königin Viktoria, die er durch große Schmeicheleien für sich gewonnen und welche sich von seinen Bitten erweichen ließ. Sie predigte nun der Kaiserin und machte sie darauf aufmerksam, daß sie leicht ihre Stellung verlieren könnte, wenn sie den Kaiser nicht mit einem Erben beschenke; schließlich benahm sie ihr als erfahrene Frau und Mutter alle Skrupel in bezug auf eine Niederkunft, versprach ihr im entscheidenden Augenblicke ihren eigenen Arzt, Sir Alcock, zu senden und ihr eine vertraute Ehrendame zuzuteilen, die Marquise d'Ely.

Daraufhin wurde die Kaiserin endlich schwanger, und da zu jener Zeit der Kaiser die Gräfin W. zur Maitresse hatte, die beiläufig um die gleiche Zeit ihrer Entbindung entgegensah, wurde zwischen den beiden Frauen die Abmachung getroffen, daß, falls die Kaiserin ein Mädchen und die Gräfin einen Knaben zur Welt brächte, dieser gegen jenes umgetauscht werden sollte. — Thatsächlich kamen beide fast um dieselbe Zeit nieder, aber der Tausch war nicht nötig, da die Kaiserin wirklich einen Sohn gebar. —

Die Königin war in diese Geheimnisse der Tuilerien eingeweiht, und ihr Interesse für die beiden Gatten wuchs von da an von Tag zu Tag; auch veränderte der Sturz des Kaisers durchaus nicht die freundschaftlichen Gefühle der Königin. Die Kaiserin ist in Windsor ungemein beliebt, wie man erst kürzlich die Beobachtung machen konnte; ihr Wunsch wäre, daß ihr die Königin die Hand der Prinzessin Beatrix für ihren Sohn gewähre, und das wäre ihr weit lieber als ein anderes Projekt, das der Prinz von Wales und die Zesarewna im Sinne führen, nämlich ihn mit der Prinzessin Thyra zu vermählen. — Das ganze ist ein Roman, der leicht in Rauch aufgehen kann.

Das Merkwürdigste bei allen diesen Taschenspielerstückchen ist, daß diese Herr-

schaften nur an sich denken und nicht an den eigentlichen Herrn, der in der Jetztzeit in Spanien und noch mehr in Frankreich das Volk ist.

Königin Anna sagte eines Tags zum Kardinal Retz: „Dieser arme Kardinal Mazarin befindet sich in großer Verlegenheit!" — „Geben Sie mir den König," erwiderte der andere — „und Sie sollen sehen, ob ich dann in Verlegenheit sein werde!" — Der Kardinal hatte recht; den König in jener Zeit in der Hand zu haben und auf diese Karte zu setzen, war die sicherste Partie. Heute jedoch haben sich die Verhältnisse gewaltig geändert; die königliche oder kaiserliche Macht in Spanien oder Frankreich hat aufgehört, der einzige Kompaß für die öffentlichen Angelegenheiten zu sein. Die Politik hängt nicht mehr ausschließlich an den Kabinetten der Souveräne fest, — an diesen zwölf Quadratfuß," — sagte Richelieu — „die mir mehr Arbeit gegeben haben als das gesamte Europa selbst!" . . .

* * *

Gestern hat Fürstin Marie Hohenlohe-Schillingsfürst zum erstenmale die Salons der Gesandtschaft geöffnet. Das diplomatische Korps hatte daselbst mit dem Herzog Decazes gespeist. Nach dem Diner empfing die Gattin des Gesandten alle jene Personen, welchen sie Einladungen gesandt, oder die gekommen waren, um sich vorstellen zu lassen. Der Faubourg St. Germain glänzte durch seine Abwesenheit! Von Franzosen bemerkte man eigentlich nur außer dem Herzog von Broglie, Herrn Thiers und einigen anderen hervorragenden Persönlichkeiten: die Minister, die Umgebung des Präsidenten der Republik und die hohen Funktionäre. — Die Soiree war kühl und wenig belebt, indes fand man die Fürstin, obwohl sie ein wenig befangen schien, sehr liebenswürdig und bemüht zu gefallen.

Man weiß, daß es dem Gesandten für die Stellung, die er einnimmt, an Konversationstalent und auch ein wenig an äußerem Ansehen mangelt, er ist sehr einfach in seiner Art und sieht körperlich ermüdet aus; — dafür aber macht er den Eindruck eines besonnenen, zurückhaltenden und ruhigen Mannes, — mit einem Wort, er ist das gerade Gegenteil seines Vorgängers, der eingebildet, unruhig und lärmend war. Sowohl in der Religion wie auch in der Politik hat Fürst Hohenlohe vieles vor dem anderen voraus, man weiß, wonach man sich bei ihm zu halten hat; — als Katholik ist er ein Gegner der ultramontanen Partei, und als Politiker erklärt er sich selbst in Paris als den reinen und absoluten Ausdruck seines Chefs, des Fürsten Bismarck. Der Pfad eines deutschen Gesandten in Paris ist ein dorniger; das kann sich nur mit der Zeit ändern; vorläufig ist es am besten, gewissen Zeichen des Übelwollens keine Beachtung zu schenken und etwaigen Unarten schlecht erzogener Leute mit Verachtung oder mit Hochmut zu begegnen. Übrigens werden sich die Regierungspersonen und die Mitglieder der guten Gesellschaft nie so weit vergessen — schon aus dem Grunde, weil sie sich ihrer militärischen Schwäche zu sehr bewußt sind, — und einen Auftritt mit Deutschland zu sehr fürchten, um anders als durch kühle Zurückhaltung ihre Gefühle des verwundeten Nationalstolzes zu zeigen. —

* * *

Herr Leon Renault, der Polizeipräfekt von Paris, hat sich heute mir gegenüber betreffs des Artikels ausgelassen, den Emile de Girardin in seinem Blatte „La France" zu Gunsten einer Allianz mit Deutschland und einer Annäherung an den Fürsten Bismarck gebracht hat. — „Ich besitze die Akten Girardins," — sagte der Präfekt — „die zufällig mit anderen wichtigen Papieren aus dem Getümmel der Kommune gerettet wurden. Girardin ist ein feiler Mensch und seit langer Zeit in der öffentlichen Verachtung erstickt! Ohne Zweifel kennen Sie seinen Handel aus der Zeit Louis-Philippes, als er eines Tags an den Grafen Duchâtel das Schweigen seines Blattes um hunderttausend Franks verkaufte?"

„Dieser Handel wurde sozusagen unter meinen Augen abgeschlossen."

„Kennen Sie aber auch jenes andere Geschäft, das er unter dem Kaiserreiche mit Fürst Metternich gemacht hat?"

„Nein."

„Gut also. Der Fürst ließ ihm, — ich denke, mit dem Einverständnis des Kaisers, — den Vorschlag machen, zu Gunsten einer franko-österreichischen Allianz zu schreiben; das war mehrere Monate vor dem Kriege mit Preußen. Girardin begehrte 150000 Franks; die Summe wurde zugesprochen, und der Fürst ließ ihm sagen, daß er sie bei der Kasse der Gesandtschaft gegen eine Quittung beheben könne, die mit einem vereinbarten falschen Namen gezeichnet werden sollte; vor der Auszahlung jedoch verlangte der Gesandte einen ersten Artikel, in welchem der Redakteur des Blattes den Mantel drehen und die vorgeschlagene Kampagne beginnen müßte, allein Girardin forderte zuerst das Geld, und auf das hin ging der Handel in die Brüche. —"

Der Präfekt bestätigte mir die Behauptung, daß Fürst Orlow wegen der Veröffentlichung des Schriftstückes, welches auf ihn in der Sache Bismarck-Arnim Bezug nimmt, wütend sei. — Herr Renault muß es wissen, da er der intime Freund des russischen Gesandten ist. In diesem Schriftstück (das Sendschreiben des Fürsten Bismarck an Graf Arnim) übernimmt nämlich der deutsche Reichskanzler die Verteidigung des Fürsten Orlow, woraus man den Schluß zieht, daß dieser das Werkzeug Bismarcks gewesen und daß der russische Gesandte aus diesem Grunde in intimer Beziehung zu Herrn Thiers stehe. —

Herr Renault, der über alle Vorgänge sehr gut unterrichtet ist, vergaß auch nicht, die bonapartistische Angelegenheit zu erwähnen; „Es fehlt mir durchaus nicht an sehr kompromittierenden Beweisen gegen die Bonapartisten;" — sagte er — „ein Schriftenschrank ist damit angefüllt. Rouher ist der Chef einer gefährlichen Verschwörung gegen die Regierung des Marschall Mac-Mahon und die Nationalversammlung, aber vorläufig bin ich aus politischen Rücksichten nicht in der Lage, ihn und seine waghalsige Partei in Anklagestand zu versetzen." — Der Präfekt versicherte mir, daß die beiden Heiratsprojekte des jungen Napoleon auf Wahrheit beruhen.

Wie man sagt, zahlt Herr Renault seinen geheimen Agenten sehr bedeutende Honorare, und bedient sich vorzüglich der Frauen für seine politische Polizei. Vor einiger Zeit war es die schöne Gräfin de M.-A., welche dem Präfekten nütz-

liche Dienste leistete und mit der er hauptsächlich aus diesem Grunde in einem sehr intimen Verhältnis gestanden.

* * *

„Wir sind eine gestürzte Macht!" sagte heute der Herzog von Broglie zu mir. — „Und das auf lange Zeit hinaus, . . . aber wohlgemerkt, wir befinden uns noch nicht im Zustande der Auflösung. Deutschland hat so sehr auf unsere Kosten an Kraft und Einfluß zugenommen, daß es der Ergebenheit des Kontinentes sicher ist. Bismarck ist ein genialer Mann, — und einem Genie verzeiht das Glück vieles und auf lange Zeit hinaus!

Die Politik rät uns, mit aller Welt verträglich zu sein. England und Österreich bleiben uns aus Staatsrücksichten und im Interesse ihrer eigenen Sicherheit freundlich gesinnt; das ist immerhin ein Vorteil, — aber ihre günstige Stimmung bringt uns dabei keinen großen Nutzen. Was Rußland betrifft, so gebietet uns die Klugheit, mit dieser Regierung auf gutem Fuße zu bleiben, allein eine Freundin können wir in ihr durchaus nicht sehen, — wenigstens solange nicht, als die Regierung des gegenwärtigen Zaren dauern wird." —

Hierauf erzählte mir der Herzog, daß sich Fürst Hohenlohe bei ihm mit der Phrase eingeführt habe: „Ich bin hier nichts Anderes als ein einfacher Beobachter."

„Meines Wissens haben die Gesandten nie eine andere Mission als diese, — wenigstens zur Zeit, wo sich ihre Souveräne nicht bekriegen. Das einzige, was zu wünschen wäre, ist, daß sie gerechte und unparteiische Beobachter seien," war des Herzogs Antwort. —

* * *

1875. — Gestern sagte mir der Herzog Decazes bezüglich der Wirren auf der Balkan-Halbinsel, daß man Serbien nicht recht trauen dürfe. „Es ist" — meinte er — „leider eine Art Fatalität, welche Serbien und Montenegro gegen ihren Oberherrn drängt; alle diese kleinen Staaten sind einmal nicht zu dem geregelten Leben zu bringen, welches die Zivilisation der modernen Völker ausmacht. Sie sind sozusagen Nomadenstämme ohne eigentliche Regierung, ohne wohlorganisierte Gesellschaft und ohne kultivierte Landschaften! . . . Im Laufe der Zeit dürfte auch der Sturz der Pforte unvermeidlich werden, — oder sie wird wenigstens gezwungen sein, auf der Halbinsel einen Sonderstaat nach dem Beispiele Belgiens zu bilden und den Thron von Konstantinopel einem christlichen Fürsten einzuräumen."

Von dieser Frage ging der Herzog bald auf ein Klagelied gegen Deutschland über, indem er über die letzten Dispositionen des Fürsten Bismarck inbezug auf Frankreich sprach, die übelwollende Sprache, welche der Reichskanzler gegen die Regierung des Marschall Mac-Mahon führe, erwähnte, und die ganz besonders hochmütigen und beleidigenden Reden tadelte, mit denen man deutscherseits ihn, den Herzog Decazes, bedenke.

„Bei welcher Gelegenheit das?" fragte ich.

„Es ist immer und ewig die religiöse Frage, die ihn zu einer großen Wortverschwendung verleitet, — wie wenn der arme Marschall und ich irgend etwas in dieser Sache ändern könnten! Übrigens hat uns gegenüber der Fürst kein Wort über das Kapitel der unseligen Reise der deutschen Wallfahrer nach Frankreich verlauten lassen, — aber er rächt sich speziell wegen dieses offiziellen Schweigens durch seine herausfordernde Sprache, die gegen unsere Personen gerichtet ist. Und doch geschah es auf unser Drängen, daß unser Episkopat sich an den deutschen Klerus wandte, um ihn aufzufordern, daß er die Demonstration verhindere; was konnten wir noch mehr thun? Und warum hat der Fürst nicht selbst diese Manifestation untersagen lassen? Er war dabei doch weit mehr interessiert als wir . . . So lange er lebt, wird er mit uns Mißhelligkeiten provozieren, in der Hoffnung, dadurch endlich doch wieder den Krieg zwischen Frankreich und Deutschland anzufachen!" —

* * *

Alle politischen Polizeirapporte gehen durch die Hände Herrn Dufeuille's; er ist der Kabinetschef und Vertraute Buffets. Aus Dufeuille's Mund erfahre ich, daß Thiers seine schwankende Politik aufgegeben habe und infolge seiner Zusammenkunft mit Fürst Gortschakow für eine versöhnliche Politik unzugänglich geworden sei; er will von keiner Transaktion mit Buffet mehr etwas wissen, schleudert das Anathema über das gegenwärtige Ministerium und trachtet nach nichts Anderem, als den Marschall zu stürzen. Mit Gambetta ist er in Ouchy zusammengetroffen, und der Führer der Linken hat die Ideen Thiers mit den seinen identisch erklärt. —

Emile de Girardin hat sich ganz neuerlich dem Prinzen Jerôme Napoleon genähert, alle zwei verhandeln im tiefsten Schatten zu Gunsten ihrer demagogischen Republik. Girardin war in Berlin und wurde in der Reichskanzlei empfangen. Herr Dufeuille glaubt versichern zu können, daß alles, was dieser Journalist seit einiger Zeit in den Spalten der „France" über die Annexion Belgiens durch Frankreich, über Deutschland und über die Umwandlung Frankreichs in einen Handelsstaat geschrieben hat, ihm nur vom Fürsten Bismarck eingegeben worden ist. — Die französischen Politiker haben alle die Manie, den deutschen Reichskanzler dort zu suchen, wo er nicht ist, während sie ihn dort, wo er zu finden wäre, sicherlich übersehen! —

* * *

Dieser Tage hatte der Polizeipräfekt eine Zusammenkunft mit Gambetta. Der Führer der gemäßigten Linken beharrt in seinem System eines feindlichen Vergleiches, er, der ehemalige Kandidat der unversöhnlichen demokratischen Opposition, hat sich zum eifrigsten Beförderer der regierenden Republik gemacht. Ehedem himmelstürmend, ist er heute ruhig und ergebungsvoll: er beugt sich und geht ganz sachte daran, sich in die Atmosphäre der Umstände tragen zu lassen. Auf diese Art hofft er, sein Vorleben vergessen zu machen und seiner Partei den Weg zur Macht zu bahnen. Gambetta weiß nur zu gut, wie das Frankreich der höheren Klassen über die Wiederkehr der Republik erschrocken ist, und auch, wie es dem-

zufolge vor seiner Person auf der Hut ist; aus diesem Grunde trachtet er, sich klein, unansehnlich, geschmeidig zu machen.

Er hat unter anderem auch vor dem Polizeipräfekten sein neuestes politisches Glaubensbekenntnis abgelegt, welches dahingeht, daß er und seine Genossen fest mit dem linken Zentrum zusammenhalten wollen. —

* * *

Die Prinzen von Orleans sind in ihrem Inneren mit dem politischen Verhalten des Grafen Chambord, das ihnen gegenüber ein sehr absolutes, hochmütiges und rücksichtsloses ist, im höchstem Grade unzufrieden. — Immerhin nimmt ihr Zorn nun doch allmählich ab, da auch sie zur Überzeugung gelangt sind, daß der Prätendent von Frohsdorf eigentlich in politischer Hinsicht nur ein Gespenst ist, — daß er mit seinem weißen Banner und seiner Unterwürfigkeit gegen den Vatikan niemals vom modernen Frankreich angenommen werden wird, und daß daher ihnen nach seinem Tode, — vielleicht auch schon vor demselben, — die Monarchie zufallen muß, wenn überhaupt die republikanische Form aufgegeben werden sollte.

Ganz kürzlich erst hat der Graf von Paris eine lange vertrauliche Unterredung mit einem Mitglied des Kabinets, dem Vicomte de Meaux, gehabt, der zur gemäßigten Rechten gehört. Der Prinz sagte zu diesem Minister, daß er, seine Familie und ihre Partei in der Versammlung der Regierung des Marschall-Präsidenten treu bleiben, daß sie Buffet nicht bekämpfen und sich nicht von ihm trennen würden, — daß sein System, die ganze konservative Partei gegen die Ausfälle des Demokratismus zu vereinigen, sehr weise und zeitgemäß sei und ganz und gar ihren eignen Gefühlen entspreche. Er schloß damit, daß er sagte: „Wir sehen ruhig der Zukunft entgegen; wir wollen jederzeit dem Lande zur Verfügung stehen, aber, — um politisch zu sprechen, — wir verlangen nichts, werden nichts zu verhindern suchen, kurz wir sind entschlossen, immer den Gesetzen des Landes und der öffentlichen Ordnung Gehorsam zu leisten!" —

* * *

1876. — Die Franzosen sind kein politisches Volk, ihre Geschichte hat das seit jeher bewiesen. Louis-Philippe hat man seine vernünftige Politik, die da lautete: „Friede um jeden Preis" — vorgeworfen, und doch hätte man von derselben nie abweichen sollen.

Das zweite Kaiserreich spielte sich auf den Rächer von Waterloo; so wenigstens führte sich Louis Napolon beim Grafen Molé, dem ehemaligen Minister des ersten Bonaparte, ein; mit dieser Devise weckte er die kriegerischen Instinkte des Landes und er endete damit, daß er die Nation nach Sedan brachte! Solche Ereignisse genügen nicht, — selbst wenn das dramatische Ende die Haltlosigkeit einer ähnlichen Politik klar an den Tag legt, — den Ehrgeiz gewisser Geister zu dämpfen, — im Gegenteil, jetzt erst recht will man die Scharte auswetzen und in der Zukunft für das Vergangene Ersatz und Genugthuung finden! Gegenwärtig ist die öffentliche Meinung von Erbitterung und Trotz gegen England erfüllt;

es ist das eine von ihren tausend Launen. — Der Marschall Mac-Mahon, ein beschränkter Geist und ein vorurteilsvoller Politiker, der von einer englischen Jakobitenfamilie abstammt, fühlt sich persönlich von England und dessen Regierung abgestoßen, und der Geist der öffentlichen Meinung läßt sich auf denselben Abhang hinabgleiten. Das Versailler Kabinet sucht sich urplötzlich zu überreden, daß außerhalb einer Allianz mit Rußland kein Heil zu suchen sei; man hofft, daß man mit Hilfe dieser Macht eines Tages wieder die beiden Provinzen zurückerobern wird, welche nach dem Kriege an Deutschland gefallen sind.

Der Herzog Decazes hat die weisen Ratschläge Guizots vergessen; von der allgemeinen Meinung mitgerissen und bestrebt, seine wachsende Unpopularität zu mildern, hat er Frankreich geradewegs in das russische Lager geführt. — Das Schönste bei der Sache ist, daß das Petersburger Kabinet sich mit der klerikalen Regierung Mac-Mahons sehr unzufrieden zeigt, und daß Thiers der offene Gegner des Marschalls, sowie früher der große Günstling des Zaren bleibt und mit Gortschakow im intimsten Briefwechsel steht!

Fürst Orlow, der bisher als Bindestrich zwischen den beiden Kabinetten diente, ist heute bei sich zu hause in vollste Ungnade gefallen. In der russischen Reichskanzlei klagt man über seine Unfähigkeit, seine Indiskretionen und seine Unzugänglichkeit; man läßt ihn von der Nähe überwachen und man übermittelt ihm keinerlei wichtige Schriftstücke mehr. Im Prinzip ist er abberufen, aber man beläßt ihn noch auf seinem Posten; da es für den Augenblick an ernsten Angelegenheiten mit Frankreich fehlt. Übrigens hat ja Fürst Gortschakow den General Le Flô an seiner Seite, welcher dem Kaiser die Erhaltung seiner Stelle verdankt, einer Stelle, an der er sehr hängt, da er kein persönliches Vermögen besitzt und für eine zahlreiche Familie zu sorgen hat; darum schreibt er auch nichts nach Paris, was ihn kompromittieren könnte, und begnügt sich damit, nur das zu berichten, was man ihm in Petersburg diktiert.

Diese Details über die russische Hauptstadt gab mir vor kurzem ein Petersburger diplomatischer Agent, den ich seit Jahren kenne, und welcher eben über diese Fragen eine Unterredung mit dem alterego Gortschakows, Herrn Hamburger, gehabt hat. —

* * *

Ein einziger von den fremden Gesandten in Paris erfreut sich einer allgemeinen Hochschätzung; es ist dies Lord Lyons, ein Mann, der hinter seiner etwas ungeschliffenen Art viel natürlichen Verstand, eine große Feinheit und beißenden Spott verbirgt; er nimmt ebensowenig bei dem Marschall, wie bei dessen Ministern ein Blatt vor den Mund. Eine seiner vielen treffenden Bemerkungen ist die: „Man darf nie die Franzosen ernst nehmen; sie sind große Kinder, manchmal wohl schrecklich, — aber gewöhnlich doch leicht zu lenken, vorausgesetzt, daß man sie anzupacken weiß! —"

Ich erinnere mich noch deutlich einer Soiree bei Ollivier unter dem Kaiserreiche: der Minister ließ mich in sein Kabinet bitten, wo ich Lord Lyons und den Marschall Canrobert fand. Ollivier verkündete uns den Krieg, den er

Preußen erklären wolle, und sprach von der Abreise des Baron Werther nach Ems, der dorthin geeilt war, um seinem königlichen Herren Vorstellungen zu machen und zu Gunsten des Friedens zu plädieren.

Bei dieser Gelegenheit plauderte der Minister nicht mehr, — er perorierte, — indem er uns versicherte, daß Frankreich bereit sei, den Krieg anzunehmen und darin auszuhalten, — falls der König von Preußen nicht öffentlich nachgebe, — und daß, wenn einmal der Bruch ausgesprochen sei, die französischen Truppen in einem Feldzug von zehn Tagen ihren Einzug in Berlin bewerkstelligen würden!

Der Marschall betrachtete den Minister mit einer sonderbaren Betroffenheit; während auf der Miene des englischen Gesandten nichts als Unglaube und Spott zu lesen war. Niemand antwortete auf die vertrauliche Mitteilung des Ministers, — aber als wir in die Salons zurückkehrten, nahm mich Lord Lyons beiseite und sagte: „Wie, — dieses alte Gerippe (Napoleon), das sich nicht mehr im Sattel zu halten vermag, wollte noch einmal in den Krieg ziehen? — Das ist seine kokette Spanierin, die ihn zu diesem Tanze mit sich reißt! Nun gut, — wenn sie denselben in Szene setzen, werden sie geschlagen und aus dem Lande gejagt!"

Lord Lyons fühlte sich ebensowenig zum Marschall-Präsidenten hingezogen wie zum Herzog Decazes und zu Thiers. — Er weiß sehr gut, daß sie politische Gegner seines Landes sind, und sicher hat er schon längst seiner Regierung die Annäherung des Versailler Kabinets zur Petersburger Kanzlei angezeigt. Erst unlängst sagte er scherzend zu Sadyk-Pascha, der ihm seinen Antrittsbesuch machte: „Sie werden bald selbst bemerken, daß die ganze Atmosphäre von Paris nach — Juchtenleder duftet!" — —

Deutsche Seehelden

von

Vizeadmiral **Batsch.**

II.

Die Hansa war mächtig gewesen, aber sie hatte aufgehört, es zu sein; so wie sie im sechzehnten Jahrhundert geworden war, hatte sie fortan keine Zukunft; was in ihr zum Ausdruck kam, war nicht der rechte deutsche Unternehmungsgeist, sondern in der Hauptsache zünftiger Eigennutz und engherzige städtische Selbstsucht. Ein unfreies Meer war die Hauptquelle ihrer Macht, und der Zwang, den die Flotten der Hansa in dieser Richtung ausübten, genügte nicht, eine solche Grundlage als Quelle der Macht und des wirklichen Handels-Aufschwunges zu erhalten. Der ganze Städtebund krankte an der Lockerheit des Bandes, welches ihn umschlang, an der Kurzsichtigkeit, mit welcher er ein ganz eng begrenztes

Handels-Interesse zur Grundlage seiner Politik machte, und an einer Art von Macht, die wirklicher Machtmittel entbehrte und im Grunde genommen nur Schein war. Noch heute haben so manche Geschichtsschreiber empfindungsreiche Worte für die Thatsache, Ratsherren der Hansa seien es gewesen, die in Stockholm und Kopenhagen Könige einsetzten und Gesetze gaben. Sieht man der Thatsache selbst ins Gesicht, so bedeutet sie eine Vergeudung von Kraft für kleine, engherzige Zwecke. Der Verschluß des Sundes um jeden Preis war der Angelpunkt einer Politik, die für den von Westen mächtig herandrängenden Handelsgeist blind war. Zu wirklicher Macht-Entfaltung konnte es niemals kommen, denn die vielgerühmten Flotten bestanden aus den Aufgeboten der gerade vorhandenen „Koggen" — man nannte sie „Friedens"- oder „Vredens-Koggen" —, die man mit „Gewappneten" anfüllte, zudem fehlte aber für eine wirkliche Macht-Äußerung jeder einheitliche Gedanke und jeder zielbewußte umfassende Beschluß.

In der Erscheinung der Flotten fehlte es schon im fünfzehnten Jahrhundert nicht an einem gewissen kriegerischen Glanz. Von den Geschwadern der Ratsherren Heyne Hoyer und Tiedemann Steen, wie sie 1427 im Sunde lagen, schlagbereit gegen die dänischen und schwedischen Schiffe, heißt es, daß sie zumeist aus „Mars-Schiffen" das ist Schiffen mit riesigen Mastkörben bestanden, und daß, wenn die Harnisch-Männer die Marse füllten: „beide Flotten in der Sonne schienen, wie zwei Berge von hellem Silber."[1])

Und in der That hatten die Orlog-Schiffe der Hansa um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts sich zu machtgebietendem Äußeren aufgeschwungen. Das größte deutsche Schiff seiner Zeit war damals der „Adler" von Lübeck; vom hohen Hinterkastell bis zum Ende seines Bugspriets maß er 112 Lübische Ellen, seine Höhe 36 Ellen, seine Bemannung bestand aus 500 Kriegsknechten, 400 Matrosen, 150 Konstabler, das sind Artilleristen und — 25 Köchen! Acht vierzigpfündige Karthaunen, sechs halbe Karthaunen, 26 Feldschlangen zu 10, 9 und 8 Pfund, acht Quartanschlangen zu 2½ Pfund, 57 Steinstücke verschiedener Schwere bildeten die Bewaffnung mit schwerem Geschütz; an „Kraut und Lot" gab es 6000 eiserne Kugeln, 300 Ketten- und Stangenkugeln, 300 Zentner Pulver und eine „Last" Hagel und Schrot zum „Stürmen". „Tief gebaucht, vorn und hinten turmhoch, mit Stückpforten dreifacher Reihe am Spiegel und Bug, und — wie es in Bonnus' handschriftlicher Nachricht bei Barthold heißt — „überladen mit Schnitzwerk," mehr kurz und hoch als lang, mit drei Masten, ohne das Bugspriet zu rechnen, hatte das Schiff eine Tragfähigkeit von 1000 Last. Es waren stolze Schiffe, im einzelnen denen anderer Mächte weit überlegen; wie „Kirchen neben Klausen", erzählt ein Geschichtschreiber damaliger Zeit, wären die Orlogschiffe der Hansa neben dänischen erschienen; leider war ihre Zahl nur schon erheblich gesunken, und die Flotten des Städtebundes begannen schon damals, sich an schüchternes Wesen statt des alten Trotzes und der alten Freiheit der Bewegung zu gewöhnen. Mit dem Schwinden der Seestreitkraft zerbröckelte der glänzendste Schild des Bundes.

[1]) wörtlich: „de vloten beyde schyneten ok in der sunnen, also twe Berge van sulvern klar."

Es giebt in der That für die Seegeltung Deutschlands keine grimmiger drohende Warnungstafel, als die Geschichte des Verfalles der Hansa. Wie die ganze Macht des Städtebundes sich auf die Privilegien stützte, die ihm von den nordischen Mächten gewährt blieben, so hielt der Genuß derselben auch die Städte zusammen. Der Bund löste sich mit jedem Schritt, den jene Mächte thaten, sich los zu machen von den alten Zugeständnissen. So wurden der Glieder des Bundes immer weniger. Mit dem Augenblick, wo Christian III. von Dänemark seine Anerkennung ertrotzte, kam auch der Bund der Städte ins Wanken. Die vlämischen, holländischen, die Städte des Binnenlandes im ganzen Reich — einige ausgenommen — waren längst nicht mehr botmäßig; für die Seestädte aber war doch die Seegeltung immer noch eine Stütze der Macht und somit auch eine Stütze ihres Bundes. Aber mit jedem Schritt, den die nordischen und die Reiche des Westens thaten zur Entfaltung ihrer Seestreitkraft, geriet auch jene letzte Stütze ins Schwanken, bis die Weltbedeutung der Hansa verschwand und der Bund in den letzten drei Städten nur noch den Namen hatte.

Es ist eine trübe Betrachtung, aber man kann den Gegenstand ohne eine solche nicht verlassen. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sank fortan die Kraft des Seehandels, und ein Grabgesang für deutsche Streitbarkeit zur See war die Einleitung einer trostlosen Zeit, in welcher das Geschlecht deutscher Seehelden unter eigener Flagge langsam verscheiden sollte. Ganz ebenso, wie der deutsche Kaufmann den Stahlhof und die Gilde-Halle zu London gegründet hatte, so wanderten zu Elisabeths Zeit die englischen merchant-adventeurers von Antwerpen nach Emden und von dort nach Hamburg. Burgund duldete sie nicht länger in Flandern; was war leichter und natürlicher, als daß die gelockerten Thore der Hansa-Stadt sich ihnen öffneten. In nicht langer Zeit folgten ihnen die des Glaubens halber vertriebenen Niederländer; es war ein für die spätere Zukunft ganz segensreicher Vorgang, aber immerhin eine Besiegelung des Niederganges deutscher Flagge. Und mit der Flagge sank die Macht der nordischen Küsten und die Herrschaft in deutschen Meeren. Der Schlüssel der Ostsee, bis dahin das unveräußerliche und unbestrittene Besitztum deutscher Macht, kam teils in dänische, teils in schwedische Hand. Der Sundzoll blühte, bis erst in unseren Tagen ein „Yankee" sich weigerte, ihn zu zahlen. Demungeachtet blieb Dänemark, wenn auch Herr auf den Inseln, doch angreifbar in seinen nordalbingischen Provinzen; immer unangreifbar dagegen blieb Schweden, denn es war nur über See zu erreichen, und die ihm gegenüberliegende deutsche Küste war keiner Machtentfaltung fähig. Nach dem alten Erfahrungssatz: „Wer die See hat, hat das Land," bedienten sich Schwedens Könige redlich des Übergewichtes, welches der Besitz der See ihnen gewährte, daher ihre Erfolge gegen die kaiserlichen Scharen im langen Krieg, daher ihr pommerscher Besitz mit dem westfälischen Friedensschluß, daher auch ihre Machtäußerung gegen Brandenburg, als es sich um die Ausdehnung ihres deutschen Besitzes handelte; ja, wenn man streng sein will, kann man wohl sagen: daher die Beziehung, in welcher sich noch heute das freie Verfügungsrecht über den wismarschen Hafen zur schwedischen Krone kraft eines Pfand-Vertrages mit

Mecklenburg befindet, mit dem Beding, daß er nicht als Kriegshafen verwendet werden dürfe. Der polnische König Sobiesky pflegte zu sagen: „Verträge sind Spinnweben, die das Schwert zerreißt!“ Das Schwert war nicht säumig, das Schicksal der Wiener Akten weiß davon zu erzählen, und auch auf den Wismarschen Pfand-Vertrag dürfte davon ein Streiflicht fallen, aber immerhin ist es ein Glied in der Kette der Demütigungen deutscher Seemacht.[1])

Das schwedische Übergewicht blieb unangefochten, bis Petersburg erstand und Rußland seinen Anteil an der Ostsee-Herrschaft beanspruchte.

Schon Iwan III. wußte, was er that, als er immer und immer wieder, unbeirrt von Mißerfolgen, gegen Livland das Schwert zog; daß die Ostsee und ihre Provinzen eine Quelle der Kraft sei, von unschätzbarem Wert für die Zukunft seines Reichs, konnte ihm nicht entgehen, denn zusehends erstarkte Polen, und das neue Lehnsverhältnis des preußischen Ordensgebietes gab auch jenem Lande die Aussicht, den Fuß an die Ostsee zu setzen.

Was konnte solchem Drängen anderes zu Grunde liegen als die Sehnsucht nach dem Besitz der Küste, nach der Aneignung eines Volkes, dessen seemännischen Neigungen und Fähigkeiten der slawische Schlag doch nicht gewachsen war? Schon zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts schrieben livländische Städte an den Hochmeister, „daß russische Kauffahrer auf der See sich hätten blicken lassen,“ „was doch früher nie dagewesen war“, man möge das mit dem Hochmeister beraten und ihn ersuchen, daß er den Russen die Ein- und Ausfuhr in preußische Häfen verbiete; wie in Livland gleichfalls geschehen solle, um den Kaufmann vor jedem Schaden sicher zu stellen; 1551 aber hatte Philipp v. d. Brügge, der Gesandte des Herrenmeisters, sich beim Deutschen Kaiser und den Reichsständen um Hilfe beworben für Livland, denn wenn der Zar erst dieses habe und damit der Ostsee „mächtig“ geworden sei, werde er auch Preußen, Polen, Litthauen und Schweden unter seine Gewalt bringen.[2])

Das Deutsche Reich hatte aber keine Hilfe für diese seine Ostmarken, und es kam bald die Zeit, wo von Südost und Ost Polen und Rußland, von Nord und Nordwest Schweden und Dänemark mit gleicher Begier ihre Hände nach dem Besitz von Livland ausstreckten; die deutsche Kolonie mit ihrem regen Seeverkehr war eine Perle der Ostsee geworden. Es war das dieselbe Zeit, als England über Archangel seine neue Verbindung mit Rußland knüpfte, und wo sollte die deutsche Schiffahrt bleiben, wenn jene Perle in slawischen Besitz kam und der Sund-Verkehr dahin zum Nachteil der Deutschen allen freigegeben wurde? Die damaligen Zustände des deutschen Reichs waren nicht geeignet, dem allen entgegen zu wirken, und Livland, worunter zu jener Zeit auch Kurland und Esthland zu verstehen, ging auf immer verloren. So verlor man ein braves Seevolk nach dem andern, und so ging von neuem eine deutsche Kolonie, von einer Seemacht

[1]) Die Klausel des Vertrages lautet im wesentlichen dahin, daß Wismar mit seinem Hafen nach hundert Jahren wieder an Schweden zurückfallen solle, falls die von Mecklenburg an Schweden gezahlte Summe von 1280000 Thaler mit den Zinsen zurückerstattet wird.

[2]) Curt von Schlözer nach Karamsin VII.

gegründet, mangels einer solchen zu Grunde, denn auch hier waren es Niedersachsen, die einen guten Teil der baltischen Küste zur Blüte gebracht, in Seeverkehr und lebhaften Handel.

Denkt man sich die Völker nach ihren natürlichen Gaben eingeteilt in Berufsarten, so fiele das Seegewerbe an die Angel-Sachsen, Friesen, Dithmarschen, Wenden und Normannen. Man sagt, der echte Seemann gedeihe nur da, wo Ebbe und Flut dem Meere Leben und Bewegung giebt. Die „Entenpfütze" — wie der Nordsee-Friese das baltische Meer schon zu Zeiten der Hansa nannte, sei nicht angethan, dem Seegewerbe als rechte Schule zu dienen. Aber wenn nichts Anderes, so hat, wie die Geschichte lehrt, der Heringsfang die Wenden der Ostsee zu mutigen, wetterharten Fischern, die politischen Reibungen mit dem skandinavischen Volk erst zu Seeräubern, dann zu friedlichen Kauffahrern, und als das Schutzbedürfnis eintrat, zu wirklicher Seemacht gebildet. Kolberg hatte damals den Namen des „salzigen" im Munde des Volkes, denn es war der ständige Stapelplatz des Herings, aber ein rauher, hafenloser, nackter Strand und nicht geeignet, das Gewerbe zu einem leichten zu machen.

Es ist richtig: wo Ebbe und Flut ihr Spiel treiben, da ist der Ozean offen, und der Drang ins Weite bietet stärkere Lockung. Friesen und Bläminger waren es, die ohne Kompaß und Karten an Frankreichs und Spaniens Küsten vorbei um Gibraltar herum dem ersten Kreuzzug Gottfrieds von Bouillon folgten. Unter dem Friesen Guinemark, später der Admiral Winmark genannt, waren sie die ersten nordischen Befahrer des Mittelmeeres und machten sich durch Räuberei den Griechen furchtbar.

Später nahmen Holländer, Friesen und Bläminger auch an den weiteren Kreuzzügen Teil, dann auch im Jahre 1147 sah man große Flotten die Weser- und die Rhein-Mündung verlassen und sich in Dartmouth an der englischen Südküste (in der Chronik heißt es „Fredemunde") versammeln; die Lissabon anliefen, es belagerten, den Sarazenen abnahmen und besetzten und dann ihren Weg nach Syrien weiter verfolgten. Auf dem dritten Kreuzzug folgten 300 niedersächsische Schiffe unter dem Grafen Wilhelm von Holland und Georg von Wied als Admiralen. Eine große Flotte ging am 29. Mai 1217 in See, ankerte am 24. April 1218 vor Akkon, dem heutigen St. Jean d'Acre, und nahm am 29. Mai 1218 Damietta. Von dem Friesen Hugo Feveling heißt es, daß er bei dem allgemeinen Sturm auf die Hauptfeste die Fahne des Sultans erobert habe. Aber auch an Wenden muß es dort nicht gefehlt haben, denn auch den gefürchteten Feind des Welfen-Herzogs Heinrich des Löwen, Heinrich von Schwerin, finden wir 1220 vor demselben Damietta. Es verlohnt sich wohl ein solcher Rückblick auf den überseeischen Unternehmungs-Geist jener deutschen Nordsee-Männer, denn erst volle 3 Jahrhunderte später haben französische Seeleute es gewagt, ihre Schiffe von Marseille aus um Gibralta nach der Bretagne zu führen.

So sind die vortrefflichen seemännischen Eigenschaften unserer nordischen Vorfahren außer allem Zweifel. In der Hansa kamen sie am stärksten zum Ausdruck. Die Mannschaften ihrer Orlogschiffe, oder „Vredekoggen," wie man sie

nannte, werden in der Mehrzahl zwar als besoldete „Gewappnete" bezeichnet; im Kriegsfall wurde aber auch die jüngere Gesellschaft der Kaufleute aufgeboten und ging unter Führung von Ratsmännern an Bord. Vertrautheit mit der See und dem Schiffswesen wurde vom Kaufmann und Hansischen Bürger bis in das 16. Jahrhundert hinein als unabweisbare Pflicht angesehen. So war es in der Nordsee, und so war es im baltischen Meer bis hinauf zum preußischen Orden; überall Kraft und Tüchtigkeit, jederzeit streitbare Schiffe und Männer, wo Angriff oder Verteidigung es forderten; wo aber ein Reich der Zerbröckelung anheimfällt, da kommt der Verfall am Außenwerk der Seeküsten am ersten und stärksten zur Geltung. So war unter den letzten der Hohenstaufen die politische Macht der Seestädte des Nordens ein Spiegelbild der allgemeinen Zustände im Reich.

Wo diesem der Ausdruck eines politischen Willens fehlte, konnte auch die Seemacht nicht ferner gedeihen, und gerade ihr hatte es ja an Einheit immer gefehlt. Auch die Insel Gotland ging dem preußischen Orden nach nur zehnjährigem Besitz auf immer verloren, ein neues Mißgeschick für deutsche Seegeltung, aber die Drohungen Polens lasteten zu schwer auf den Hülfsmitteln des Ordens, und gegen eine Entschädigung von 9000 Rubel ward auf die Insel zu Gunsten Erichs von Schweden verzichtet. So ging das 15. und mit noch schnelleren Schritten abwärts ging auch das 16. Jahrhundert zu Ende. Von den Küsten des baltischen Meeres war deutsche Seegeltung fast ganz verdrängt. Skandinavien und der russische Osten fingen an, mächtig zu werden; was an Seemacht in Danzig und Lübeck noch vorhanden war, beugte sich ihrem Gesetz; in der Nordsee war es zwar ein deutscher Stamm, der die Seeherrschaft an sich riß, aber wenn auch König Maximilian das Niederland als Burgundischen Kreis noch zu einem Bestandteil des deutschen Reiches machte, so legte doch Philipps spanische Heirat sehr bald den Keim zu endgültiger Trennung. Im 17. Jahrhundert aber erbten Holland, dann England den deutschen Seeberuf, und nicht ganz ohne Neid sehen wir heute das stolze, meergebietende Albion im Vollgenuß eroberter Rechte und in thatkräftiger Ausbeutung der ihm aus der Seeherrschaft erwachsenden Vorteile.

Kein Wunder, daß das Geschlecht der Seehelden unter deutscher Flagge damit zu Grabe ging; das hinderte aber die Seetüchtigkeit des nordischen Schlages nicht, sich unter fremder Flagge zur Geltung zu bringen. Hat der Deutsche auch kein Recht, weder ein nationales, noch politisches, die Opdam, de Ruyter und Tromp, die Wassenaar und Cortenaar sein eigen zu nennen, so waren sie doch unzweifelhaft Holz von demselben Stamm, und daß Jan Bart ein geborener Friese war, ist auch von seinen französischen Bewunderern niemals geleugnet worden. Selbst ein französischer Geschichtsschreiber, de Larrey, bekundet von ihm, dieser beste Seemann damaliger Zeit stamme aus dunkeler Familie in Niedersachsen, habe einige Zeit in Hamburg gewohnt, und weil er einen Verdruß unverwindlicher Art erfahren, sei er als Lehrling des Marine-Wesens in holländische Dienste gegangen, von da aber unter Frankreichs Flagge getreten.

„Jean Bart, ich habe Euch zum Chef einer Eskadre gemacht," sagte Ludwig XIV. zu ihm, als er ihm in den Gängen des Louvre begegnete; „Sire! daran habt

Ihr wohlgethan," war die trockene Antwort des rauhen Nordsee-Mannes; seine Bildung war beschränkt, aber niemand war wie er zu verwegenen Handstreichen geeignet. Während Tourville bei La Hogue unterlag, machte Jean Bart mit einem Geschwader von drei großen Kriegsschiffen und seine kühnen Unternehmungen die Welt von sich reden.

So erzählt Barthold nach de Larrey, während des Kornmangels 1693 habe Jean Bart, die englischen Kreuzer vermeidend, mit sechs kleineren Kriegsschiffen eine Getreideflotte nach Dünkirchen begleitet, sei dann in Verfolgung eines großen Geschwaders mit dänischer und polnischer Ladung dem holländischen Admiral de Vries mit acht Kriegsschiffen vor Texel begegnet, habe ihn ohne Zögern angegriffen, persönlich das Admiralschiff, mit der Pistole in der Faust, geentert und die gesamte Kauffahrer-Flotte nebst drei holländischen Linienschiffen nach Dünkirchen gebracht. Dafür habe er vom König den Adelsbrief erhalten. Er ist in Dünkirchen im Jahre 1702 gestorben.

Mit Recht sagt Barthold: „Welchen Aufschwung würde unsere brandenburgische Kriegsflotte genommen haben, fand der Kurfürst einen Jean Bart als Admiral seiner Fregatte „Friedrich Wilhelm zu Pferd", „Fuchs", „Friede", „Litauer Bauer", „Rommel-Polt" und wie sie, sonderbar genug, sonst hießen!" Aber das Kriegshandwerk war der deutschen Seefahrt entfremdet, und als der Hohenzollern-Fürst wie ein Meteor am Horizont erschien und in das Elend deutscher Zerrissenheit hineingriff, als er, der Beherrscher norddeutscher Küsten, seinen Arm frei übers Meer zu strecken sich anhob, da war das Geschlecht deutscher Seehelden schon vernichtet. Holländischen Kaufleuten, wie Benjamin Jakob Raule wurden die See-Unternehmungen, wie man heute sagen würde, „in Entreprise" gegeben; trotz mancher heldenhaften That gegen Schweden und Frankreich kam es zu keinen nachhaltigen Wirkungen. Dazu kam, daß dem jungen Kurfürstentum jede Seekriegs-Überlieferung fehlte, und daß der Adel und Kern der Nation für das Handwerk des Seekrieges ohne jede Neigung war.

Die erste rühmliche Ausnahme machte in diesem Zustand der „Major" Otto Friedrich von der Groeben, ein Edelmann aus altem preußischen Geschlecht. Seine Vorfahren hatten sich schon bei den Kämpfen der Kreuz-Herren in Preußen durch ritterliche Thaten ausgezeichnet, ein Adam v. d. Groeben hatte in der Schlacht bei Tannenberg die Fahne geführt und war mit seinem Bruder Guenther tot auf dem Wahlplatz geblieben. Er selbst hatte für vortreffliche Kriegsdienste vom Kurfürsten die Ämter Marienwerder und Riesenburg erhalten; spätere Nachkommen sind in den Heerzügen gegen Türken und Tataren berühmt geworden. Der zur Zeit des großen Kurfürsten bekannt gewordene Otto Friedrich v. d. Groeben war 1657 im Dorf Pratten in Ermland geboren, wo sein in Kriegsdienst stehender Vater im Quartier lag; herangereift ergriff auch der Sohn den Beruf des Vaters und folgte den kurfürstlichen Fahnen in den meisten jener Feldzüge. Seinem abenteuerlichen Hange folgend, trat er indes nach eingetretenem Frieden mit kurfürstlichem Urlaub in Begleitung des Obersten Meglius, der eine „Königlich-Polnische Kommission" an den Großmeister von Malta hatte, in maltesischen See-Dienst, um

an dem Kriege gegen die Türken teilzunehmen. Was er von seiner orientalischen Reise unter Beifügung des Spruches: „Qui nescit orare, discat navigare," erzählt, hat in mancher Beziehung Interesse, auch was er über die Kriegsführung des maltesischen Ordens gegen die Türken berichtet, und sei davon in folgendem aus seiner Reisebeschreibung einiges wörtlich wiedergegeben.

Über den Seedienst unter der Flagge des Ordens schreibt er:

„Zu Wasser haben sie über 24 Cursar-Schiffe, welche dem Orden nichts kosten, jedoch wegen Zulassung, die Malteser-Flagge auf ihren Schiffen zu führen, dem Orden nicht allein den zehnten Teil ihrer Beute schuldig sein zu geben, sondern auch ihnen gehorsam, und zur Zeit der Not zu Hülfe kommen müssen. — Unter selbigen Cursar- oder Raubschiffen befinden sich viel Malteser Kavalier, und sonsten wohlerfahrene und reiche Seeleute und Bürger; da legen oft drei, vier oder fünf Kavalier ein fünfzigtausend Reichsthaler zusammen, kaufen ein Schiff, rüsten es aufs beste aus mit Gewehr, Munition, Proviant, Soldaten und wohlerfahrenen Schiffsknechten, alsdann nehmen sie Patent und Freiheit vom Orden, die Flaggen zu führen, gehet damit einer von ihnen als Kapitain in das Mittelmeer, den Archipelagum, nachher Candia, Cypern, Rhodus, Syrien, Ägypten und Afrikam, allda passet er den türkischen Schiffen auf, rotten sich oftmals fünf bis sechs zusammen, thun unterschiedliche Ausfälle auf den türkischen Boden, führen türkische Männer, Weiber, Kinder, Vieh und alles, was sie antreffen, weg, suchen also auf unterschiedliche Manier ihr Glück.

„Oft kommt es, daß sie von den Türken zu Grunde geschossen oder gefangen werden; oft gewinnen sie auch in einem halben Jahr zu zwei bis dreimalhunderttausend Thaler, jenachdem das Glück ihnen favorisiert. Sie geben dem Orden den zehnten Teil, verkaufen die Gefangenen, und teilen das Übrige. . . ."

Seine eigenen Erlebnisse auf solchem Schiff erwähnt Friedrich von der Groeben mit den Worten . . . „Auch kann ich Gott dem Allerhöchsten für mein gehabtes Glück danken, da ich in einem Jahr als Volonteer auf einem Kaper-Schiff dienend, soviel gewonne, daß ich meine orientalische Reise rühmlichst habe vollführen und enden können . . . ."

An jene orientalische Reise knüpfen sich einige Vorkommnisse mit den maltesischen Kreuzern. Groeben selbst erzählt darüber: „Wir kreuzten eine Zeitlang auf dem Kanal zwischen Candia und Barbarey, konnten aber nichts antreffen, außer einigen christlichen „Confordy" (Kauffahrtei) und „Cursar-Schiffe", welche letztere sich mit uns konjungierten, mit Bericht, daß in dieser Gegend 4 wohl armierte tripolinische Seeräuberschiffe kreuzeten; folgenden Tags wurden wir vier großer Schiffe ansichtig, selbige zu rekognozieren, liefen wir, mit favorabelem Winde, gerade auf sie zu. Als wir aber näher an sie kamen, und an ihren roten Flaggen und halben Monden sie für barbarische Seeräuber erkannten, verfertigten wir eiligst unsere Blendungen, stellten unsere Stücke, öffneten die Granaten- und Feuertöpfe, und machten uns zum Schlagen fertig. Wir gewannen anfänglich den Wind, und grüßten den Feind mit einer Lage, welcher uns mit gleicher Donner-Antwort empfing, darauf kamen wir in kurzer Zeit so nahe zusammen,

daß wir mit Musketen einander reichen konnten. Weil wir aber mit Schiffen dem Feinde überlegen waren, konnte er unser Feuer in die Länge nicht aushalten, sondern „begunte" zu weichen, und ließ uns zum „Klammern" nicht kommen. Als nun nach achtstündigem Gefecht die Nacht eingefallen, erhub sich ein grausamer Sturmwind, welcher Tertius interveniens und unser Schiedsmann ward, indem er sowohl unsere, als des Feindes Schiffe zerstreute. . . . Wir funden nach genauer Untersuchung auf unseren Schiffen 120 Tote und 50 Blessierte, worunter 2 Kapitaine, 3 Lieutenants und unterschiedene Offiziere waren. Ich selbst bin in dieser Schlacht zwar durch einen großen Splitter, welchen eine Stückkugel im Durchbohren des Schiffs abgerissen, sehr verwundet, aber vermittelst göttlicher Gnade wieder geheilet worden . . . Von denen Raubschiffen, mit welchen wir vor 3 Tagen in Aktion gewesen, ist ein wohlarmiertes Schiff nebst allem Volk gesunken, die übrigen 3 haben viel Tote und Blessierte bekommen, welche haufenweise dahinstarben, und in Candien beerdigt wurden." . . . . „Als wir in Candien angelangt, warfen wir unsere Anker an einem bequemen Ort, und fingen an, unsere schadhaften Schiffe völligst zu verbessern. Mittler Zeit thaten wir unterschiedene Ausflüge aufs Land, und, weil wir 2 bis 300 Mann stark kamen, fanden wir schlechten Widerstand, deswegen wir nicht nur viele Ochsen, Schafe und andere Viktualien in großer Menge kriegten, womit wir unsere Schiffe reichlich verproviantierten, sondern es setzte auch unterweilen reiche Beute an venetianischen Ciquinen, absonderlich an Selde und kostbaren Manufakturen. Ich muß gestehen, daß mir solch Leben sehr wohl gefiel, und, ob ich schon das Handwerk niemals gelernt, getraute ich mir doch wohl, Meister darin zu sein, und verdroß mich sehr, wenn ein Anderer es mir zuvor that."

Der Aufenthalt Groebens im Mittelmeer, mit vielerlei Kreuzfahrten von Malta, und seine Reise nach Syrien, Palästina und Ägypten dauerte acht Jahre, nach deren Ablauf er über Frankreich und England wieder nach Preußen zurückgekehrt ist. Einige Jahre darauf aber wurde er vom Kurfürsten mit zwei Fregatten, dem „Churprinz" und „Morian" an die Küste von Guinea und Angola geschickt und ist den 16. Mai 1682 von der Elbe aus in See gegangen. Eine Folge jener Expedition, die 28 Monate dauerte, war die Gründung der brandenburgischen Kolonien an der Küste von Afrika, Friedrichsburg und Taccarary. Er selbst berichtet, daß „als er Sr. kurfurstlichen Durchlaucht Relation von der Guineaschen Schifffahrt abgestattet, dieselben mit seinen Expeditionibus recht kontent gewesen, und ihn nicht allein nach 3 Monaten in Gnaden nach Preußen dimittieret, sondern auch mit Beschenkung der Hauptmannschaft beider Ämter Marienwerder und Riesenburg allergnädigst regalieret, allwo er die Seinigen bei guter Gesundheit angetroffen, außer seinem ältesten Bruder, welcher vor Wien, als Major, im Türken-Scharmützel geblieben."

Lange hat es ihn in der Heimat nicht gehalten. Wie er drei Jahre in Preußen gewesen, „ist ihm" wie er schreibt, „aus ungewohnter Reiselust das Hausleben zum Ekel, und die Ruhe zum Verdruß worden, weshalb er „nach Hofe" geschrieben und um Erlaubnis angehalten, nach Venedig zu gehen, um

unter „Dero siegreichen Waffen einen Feldzug wider den Erbfeind in dem Königreich Morea zu thun, worauf er denn auch anno 1686 den 13. März mit 4 Edelleuten und 2 Dienern zu Pferde aus Marienwerder in Gottes Namen ausgereiset." In Venedig meldete er sich beim Dogen „so mich mit einem Rekommandationsschreiben an den Kapitain-General und andere vornehme Kriegshäuser begleitet, auch Nachricht gab, wie das in kurzem 9 wohl-armierte Schiffe mit 1600 hanöverschen Völkern nach Morea übergehen sollten."

Gleich nach Ostern, den 17. April, hat er sich eingeschifft und auf seinem Schiff einen Grafen von Ahlefeldt, einen sächsischen Oberst Toppauer und „andere vornehme deutsche See-Offiziere" angetroffen, mit denen er sich der venetianischen Galeeren-Flotte anschloß. Von der langwierigen Belagerung und Einnahme der Seefestungen Neu-Navarin, Napoli di Malvasia, Napoli di Romania giebt er selbst ausführlichen Bericht und er ist, nachdem er sich in jener Campagne rühmlich ausgezeichnet, nach achtzehnmonatlicher Abwesenheit nach Berlin zurückgekehrt.

Die Erlebnisse und Erzählungen dieses Mannes sind, ganz abgesehen von ihrer Bedeutung für die damalige Richtung und die Absichten des Großen Kurfürsten, auch noch darum von Interesse, weil der Seekriegsdienst sich beim brandenburgischen Adel keiner Beliebtheit erfreute.

Zu einer Zeit, wo dies der Fall war, ist Otto Friedrich von der Groeben eine erfreuliche Erscheinung für jeden, der deutschem Unternehmungsgeist hold ist. Das Geschlecht des Seehelden von Beruf war im Reich deutscher Nation verschollen. So sehr aber der Große Kurfürst ein solches Geschlecht vermißte, Macht nach außen, zumal über die See hinaus, hatte doch einen zu starken Beischmack von „Souverainetät", als daß der vom Streben nach „Libertät" erfüllte Geist damaliger Standesherren sich dafür hätte begeistern können. Aber unschwer läßt sich die Freude denken, mit welcher Kurfürst Friedrich Wilhelm zu Groebens Unternehmungen seine Einwilligung gab. Daß, trotz Besitzes einer Küste, seine Macht nicht über die Brandung am Ufer hinausreichen sollte, schien ihm ein Mißgeschick, und es war sein innerster Herzenswunsch, dem abzuhelfen. Auch damals war es ein Schlagwort, — es ist noch heute nicht ganz ausgestorben — das Deutsche Reich bedürfe keiner Flotte, ein Schlagwort, welches bei allen europäischen Seemächten — damals namentlich bei Holland, England und Schweden — ein bereitwilliges Echo fand. Aber der Kurfürst hatte den Mangel zu bitter empfunden. Holland stand ihm persönlich, schon durch Verwandtschaft am nächsten. Der Besuch, den er von Cleve aus einem Geschwader des Admiral de Ruyter abstattete, war ihm ein lebhafter Fingerzeig für Brandenburgs Beruf. Die Biederkeit des berühmten Admirals, die Zeichen der Verehrung, die er dem Hohenzollern-Fürsten bei jener Gelegenheit darbrachte, sind dem Kurfürsten immer in frischer Erinnerung geblieben. Als er aber im schwedisch-dänischen Kriege vonseiten der holländischen Flotte, obschon sie von demselben de Ruyter kommandiert war, nur zögernde Hülfe fand, da wurde es ihm klar, daß Seegeltung vom Besitz einer eigenen Flotte untrennbar sei.

Wo das Jahrhundert so arm war an deutschen Seehelden, da ist es

doppelt wohlthuend, auf einen Fürsten zu blicken, der, umringt von politischen Gefahren und Schwierigkeiten, innern wie äußern, dem deutschen Seeheldentum ein leuchtendes Vorbild blieb. Während zu Lande die Lehns-Hoheit über Preußen ein Zankapfel blieb, der dem Kurfürsten von drei Seiten Drohungen verhieß, von Polen, Schweden und Rußland, ward die Seegeltung, der Besitz von Häfen und die gefürchtete Möglichkeit des Besitzes einer Flotte ihm von demselben Schweden, von England und von Holland geneidet. In letzterer Hinsicht war nur Dänemark ein Freund und hatte dazu wohl Ursache. Der hartbestrittene Übergang auf Alsen, die noch härter bestrittene Einnahme der Insel Fanö im kleinen Belt waren im Siegeskranz des Kurfürsten Lorbeerblätter, deren sich ein Seeheld rühmen konnte.

Schon während des schwedisch-dänischen Krieges verhandelte der Kurfürst mit Holland über den Ankauf von 20 Kriegsschiffen. Noch ehe aber diese Macht zur Geltung kam, war das Hauptziel, die Selbständigkeit Preußens, jener Eckstein deutscher Zukunft, durch den denkwürdigen Frieden von Oliva schon errungen. Dem bis dahin von Schweden hartnäckig bestrittenen Recht „selbst Kriegsschiffe in der Ostsee zu halten" stand fortan nichts mehr im Wege.[1]) Auch Holland hatte dem Kurfürsten ein solches Recht bestritten, so weit hatten es die Niederlande seit der Hansa Zeiten in der Ostsee schon gebracht; für Rußland war solch' Recht zu jener Zeit nur ein platonischer Gedanke, denn als der Moskowiter im schwedisch-polnischen Kriege um das Bündnis des Kurfürsten warb, da äußerte der russische Gesandte: „sein Zar sei ein großer Monarch, und könne den Kurfürsten wohl schützen; Geld habe er genug, und hätte er nur einen Hafen, so wolle er Schiffe genug bauen lassen, daß die Schiffe anderer aus der Ostsee wohl wegbleiben müßten."

Nur eine Stadt hielt an deutscher Küste die See, das war Danzig; noch seit der Ordenszeit war die Seerüstung aufrecht erhalten, und als Karl Gustav von Schweden im Oktober 1656 nach den schweren Verlusten, die er in Polen erlitten, seine in Wismar eingeschifften neuen Truppen erwartete, ein Sturm sie aber auf die Rhede von Danzig warf, sandten die Danziger ihre Orlogschiffe gegen sie, nahmen die Schiffe und Truppen, der General Graf Königsmark ward mit dem ganzen Stabe Danzigs Gefangener, und die Truppen wurden in den Dienst der Stadt genommen.

In erhöhtem Maße hatte der nordische Krieg, der für den Kurfürsten mit dem Siege von Fehrbellin im wesentlichen endete, seine Aufmerksamkeit auf die Flotte gelenkt. Raulé ward in Dienst genommen, mit drei Fregatten und zehn kleineren Fahrzeugen; er kreuzte in der Ostsee und nahm die schwedische Fegatte

[1]) Schon bei Abschluß des Vertrages von Labiau hatte der Kurfürst einen Artikel gewünscht, der ihm das Recht zusprächе, zum Schutz seiner Häfen Kriegsschiffe zu halten. Schweden erklärte, die Souveränität bedeute, daß das Recht, welches die Krone Polen über das Herzogtum gehabt, an den Kurfürsten gekommen sei, und die Krone Polens habe nie das Recht gehabt, Kriegsschiffe zu halten; sie sei, wenn sie den Versuch habe machen wollen, durch die nordischen Kronen gehindert worden. (Droysen).

Leopard von 23 Kanonen; zur Belagerung Stettins kaufte der Kurfürst noch drei Fregatten und ließ Schiffe in Amsterdam bauen. Darob ließ Karl II. von England anfragen, was es bedeuten solle, daß der Kurfürst in Holland Kriegschiffe bauen lasse; er werde genötigt sein, eine Flotte in die Ostsee zu senden, da die englischen Kaufleute sehr darüber alarmiert wären; einer der englischen Minister äußerte bei dieser Gelegenheit, wie Droysen erzählt: „obschon man den Kurfürsten von Brandenburg nicht redoutiere, so könne dies doch ein Anlaß zum Kriege werden." „Aber nicht die englische Flotte machte dem Kurfürsten Sorge; aufgefangene Briefe zeigten, daß Frankreich und Schweden eine Landung bei Danzig verabredet hatten; die schwedische Seerüstung ward auf's äußerste betrieben; man sagte, der König selbst werde mit 6000 Mann übers Meer kommen, und in Riga standen schon 12000."[1])

Während anfänglich die Schiffe mit Holländern fast ausschließlich besetzt waren, finden wir schon im Jahr 1678 nur brandenburgische Matrosen; die Führer blieben Holländer, und auch in der Seeschlacht von Jasmund, am 28. März 1676, hatte Cornelius van Beveren das brandenburgische Geschwader kommandiert. Derselbe Admiral wurde 1680 mit einem Geschwader von sechs Schiffen[2]) vom Kurfürsten nach Spanien gesendet, um für die verweigerten Subsidien-Gelder Wiedervergeltung zu üben. Bei St. Vincent kam es zum Kampf mit einer spanischen Flotte, aber ohne sonderlichen Erfolg. Der Hof von Madrid war in großer Aufregung über diese „Insolenz" einer Marine, von deren Dasein man nicht einmal gewußt; in England, Schweden, Holland war man erbittert, denn es sei von „größtem Interesse", eine deutsche Marine nicht aufkommen zu lassen; die schwedischen Gesandten im Haag sowohl wie in Kopenhagen bestanden darauf, man müsse dem Brandenburger dies legen, er habe „kein Recht der Admiralität". Dazu war den Holländern die Unternehmung in Afrika ein großes Ärgernis; von spanischer Seite erschienen heftige Schmähschriften gegen Brandenburg, und die „hochmögenden Staaten" wurden aufgefordert, schleunigst den Verträgen gemäß miteinzuschreiten. Dazu verlautete in Holland, daß in Königsberg und Kolberg, wo Holz und Tagelohn billiger als dort, der Kriegsschiffbau im großen eingerichtet werden solle. In der That gab Holland dem spanischen Drängen nach, daß ihren Eingesessenen verboten ward, in Brandenburg Dienste zu nehmen. Sie lenkten aber ein, als Brandenburg in diesem Punkt die Gegenseitigkeit geltend machte; dennoch schickten sie Schiffe aus, die des Kurfürsten zu kapern; sein „Wappen von Brandenburg" ward wirklich auf diese Weise aufgebracht, ebenso auf einige Schiffe Beschlag gelegt, die sich in Holland in Ausrüstung befanden. Vergeblich protestierte der Kurfürst im Haag, machte die Freiheit des Meeres geltend und die völkerrechtliche Befugnis, auf neutralem Gebiet friedlichen Handel zu treiben. Überall stieß er auf heftigen Widerstand, wo

[1]) Droysen.

[2]) „Friedrich Wilhelm" 43 Kan., 200 Mann. „Kronprinz" 32 Kan. 150 Mann. „Dorothea" 22 Kan., 100 M. „Fuchs" 20 Kan., 100 M. „Loewe" 30 Kan., 100 M. „Berlin" 16 Kan., 100 M.

immer er Miene machte, deutsche Macht und deutschen Einfluß über See zu tragen. Aber sehr treffend sagt von ihm der Geschichtschreiber Pauli: „Man muß allemal bewundern, daß er mit so mäßiger Macht einen der vornehmsten europäischen Staaten anzugreifen sich gewagt, und seiner Flagge auch in den entferntesten Seeen Ehrfurcht zu verschaffen gewußt."

Die Landung auf Rügen, die Eroberung der Insel und Vertreibung der Schweden war nicht eine Seethat im eigentlichen Sinn, die Bewegung der Flotte befehligte auch hier, jedoch unter der persönlichen Leitung des Kurfürsten, der Holländer Graf Tromp, aber die Vorbereitungen zu jener Expedition waren mit erstaunlicher Thatkraft ins Werk gesetzt. Im Tagebuch des kurfürstlichen Reisemarschalls Sigismund von Buch lesen wir unter anderem die Angabe vom 11. August 1678: „Se. kurfürstliche Durchlaucht kommandierte mich nach allen pommerschen Seehäfen zu gehen um hier Transportschiffe aufzutreiben; er gab mir eine umfassende Vollmacht, welche bei Lebensstrafe allen Regierungen, Gouverneuren und Magistraten verordnete, was ich ihnen in dieser Beziehung befahl, ohne Säumen auszuführen." Nach dem Wortlaut der Instruktion schien es nicht, als wenn große Willfährigkeit zu erwarten wäre, und doch war schon im September alles fertig. So lesen wir in von Kessels Auszug aus demselben Tagebuch: „Der Kurfürst wollte Stralsund nehmen, Königsmark mußte also vertrieben werden, er ließ 10 Fregatten und eine Masse Boote, die Herr von Buch gesammelt, zur dänischen Flotte stoßen, und brachte sie so auf 210 Segel und 140 Boote, das Oberkommando erhielt Graf Tromp."

Im Juli waren zu Wolgast die Schiffe, bei Anklam die Armee und das Kriegsmaterial gesammelt, am 11. September schiffte sich alles zur Landung auf Rügen bestimmt ein, am 13. lichtete man die Anker, bei Palmerort sollte scheinbar gelandet werden, um den Feind dorthin zu ziehen; dann wollte man bei Putbus oder Mönchsgut wirklich landen.

Eine Windstille machte die Disposition halb unausführbar, Friedrich Wilhelm beschloß am 14., wo es sei, die Truppen auszuschiffen, ein Teil der Kavallerie mit den Dänen war schon den 13. auf Wittow gelandet, man hatte also keine Wahl mehr; die großen Fahrzeuge wurden mit Ruderbooten hinter der Insel Vilm bei Neuenkamp und Neuendorf ans Land bugsiert; mit dem bekannten brandenburgischen Eifer sprangen die Leute bis an den halben Leib ins Wasser. Die Kriegsschiffe hatten die Landung durch Geschützfeuer möglich gemacht.

Am 15. nahm Derflinger stürmender Hand die alte Fährschanze, den Brückenkopf von Stralsund, 700 Mann gefangen, 2500 Pferde erbeutet. Königsmark entfloh mit Not.

So fiel Rügen und in der Folge Stralsund in die Hände des Kurfürsten.

Und doch sollte es nach Abschluß des Friedens von St. Germain vergebene Arbeit sein, denn mit Ausnahme von Gollnow fielen die pommerschen Besitzungen wieder an Schweden zurück.

Von den europäischen Mächten gefürchtet, mit Mißtrauen behandelt, wurden namentlich die Seebestrebungen Friedrich Wilhelms auch im eigenen Lande nichts

weniger als gebilligt und sehr verkannt. Zum überseeischen Handel war keine Neigung, und selbst die brandenburgischen Stände behaupteten, daß durch die Schifffahrt die Landfracht der Unterthanen über die Maßen leiden müsse. In Königsberg war es die ausgesprochene Meinung, daß aller auswärtiger Handel den Engländern und Schotten zu überlassen sei.

Als der Kurfürst auf Antrag des dänischen Admirals Liers die ostindische Handelsgesellschaft gründete und für 20000 Thaler bar und 100000 Thaler in Aktien von den Dänen Tranquebar kaufte, hatte niemand dafür besondere Meinung.[1]) Das von Raulé bei ihm beantragte Kapereiunternehmen verwarf er, „weil er alle Seeräuberei einem großen Fürsten unanständig erachte."[2])

Noch heute wird jene maritime Neigung des Großen Kurfürsten verschieden beurteilt. Als freihändlerischer Hang betrachtet, war sie nicht zeitgemäß; ein Fürst, der seinem Jahrhundert an hellem Blick aber soweit voraus war wie er, durfte anders urteilen. Ihm galt jenes Streben als das beste Mittel die deutsche Küste los zu machen von der handelspolitischen Klammer, mit der die nordischen Reiche sie durch Hafen- und Stromzölle wie Beschwernisse aller Art fest umgarnt hielten.

Nach langen, zerstörenden Kriegen war hier in der That der erste gesunde Pulsschlag wieder erwachter politischer Aktion, und im Wogenschlag des Meeres, in dem hinausdrängenden atlantischen Treiben erkannte Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg eins der heilsamsten Mittel, das zu Boden gestreckte Reich wieder aufzurichten. (Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus dem Leben Wilhelmine von Hillerns

erzählt von

Hermine von Hillern.

(Fortsetzung.)

Der Herbst des Jahres 71 führt Auerbach zum erstenmal auf längere Zeit nach Freiburg, und mehr und mehr vollzieht sich zwischen den beiden, so grundverschiedenen Dichternaturen ein herzlicher geistiger Anschluß.

Wenige Menschen sind wohl im Leben so häufig unrichtig beurteilt worden wie Auerbach, und mit wahrem Schmerz habe ich es oft sehen müssen, wie Leute, denen er aus der Fülle seines guten Herzens freundlich mitgeteilt hatte, sich erlaubten, über seine kleinen Schwächen und Eigentümlichkeiten zu spotten.

Man hat so oft von seiner Arroganz gesprochen, und doch gab es im Grunde keine bescheidenere Seele, als er war.

Wie ich, nach der langen Zeit, die ich das Glück hatte, Auerbach zu kennen, ihn beurteile, bestanden die Grundzüge seines Wesens in einer großen,

[1]) Siehe Paulis Geschichte VI.

[2]) Siehe ebendaselbst.

inneren Weichheit, die beständig eines Zuspruchs, einer freundlichen Aufmunterung bedurfte, — in der ihm eigenen Zaghaftigkeit seiner grübelnden, reflektierenden Natur, der eine äußere Bestätigung und Anerkennung seiner Leistungen Bedürfnis war, — und in einer großen Anhänglichkeit an die Heimaterde, an die kleinen Verhältnisse seines Geburtsortes.

Während sein Geist und seine Werke hinausschweiften, weit über die Grenzen der Nationalität, blieb er selbst immer in den Begriffen seiner Kindheit stecken — er betrachtete sich beständig mit der naiven Bewunderung seiner schwarzwälder Freunde; er war sich nie der große, bedeutende Mann, der, auf dem sichern Postament seiner eigenen Wertschätzung stehend, es ganz natürlich und selbstverständlich findet, daß er großes und bedeutendes leistete — er blieb sich immer der arme Nordstetter Bauernsohn, der mit erstaunten Augen die ungeahnte Tragweite und Bedeutung seines Schaffens erkennt.

Er war trotz seines großen Verstandes eine durch und durch naive Natur bis in sein hohes Alter, und diese Naivetat des Gemüts erhielt ihn gewissermaßen in einer ewigen Kindheit.

Er hat es so oft gesehen, daß die Bäume grünen und blühen, aber mit jedem Frühling wird ihm das Wunder wieder neu, wird wieder mit dem höchsten Staunen und der größten Freude begrüßt.

Er weiß, daß es Menschen giebt, die ihn lieben, die ihm Freunde sind, aber er muß es immer von neuem versichert bekommen, denn auch das ist ja etwas so Ungewöhnliches!

Er hat Fürstengunst und Ehren aller Art in Menge genossen, aber es ist ihm nie etwas Alltägliches geworden, er hat es nie wie so mancher andere als schuldigen Tribut betrachtet, denn er war dazwischen immer wieder in seinen Gedanken oder in Wirklichkeit bei seinen armen Schwarzwaldfreunden gewesen, und wenn er diesen dann erzählte, was er in der Elite des Geistes und der Vornehmen schönes und ehrenvolles erlebt, dann verwunderte sich nicht nur die ganze Verwandtschaft über die großen Schicksale ihres Vetters, sondern er selber verwunderte sich schließlich ganz ebenso absonderlich darüber, daß er, der doch von gleichem Stoff wie sie alle, zu so großem bestimmt war.

Daß aber der beständige Vergleich zwischen seinem früheren Leben und der später erreichten Höhe ein stolzes Gefühl, ja sogar eine gewisse Selbstüberhebung erzeugen mußte, das ist sicher.

Dies ist mir aber immer als etwas so Rührendes erschienen, daß es eher bei jedem denkenden Menschen Bewunderung erregen sollte, denn diese kleine Schwäche wurzelt in einer tiefen, inneren Demut und in dem, was jedem edlen Menschen angeboren sein sollte, in der Liebe zu den Traditionen seiner Kindheit und Heimat. Wehe dem, der, wenn er zur Höhe emporgewachsen, vergißt, daß er nicht immer so hoch gestanden, und das Erdreich verachtet, aus dem er seine Nahrung zog.

Dabei war sein Gemüt so anspruchslos und bescheiden, daß ihn das Lob eines Kindes beglücken konnte. Für seine weiche Seele war die Freundlichkeit

der Menschen ebenso Bedürfnis wie Licht und Luft, er muß wie der Lenz im „Edelweiß" immer ein „Löble" und ein „Patschhändle" haben.

Ein hübscher Beweis seiner wahren Bescheidenheit ist folgender Brief an meine Mutter:

Berlin, Sonntag, den 9. November 73.

Ich habe Ihnen, liebe Freundin, eigentlich nichts zu sagen, als, ich denke an Sie, und an Sie denken, ist braves denken. Aber doch, ich habe Ihnen zu berichten, daß ich in diesen Tagen mit Rodenberg von Ihnen sprach, und er sich hocherfreut über Ihre Erzählung „Geierwally" äußerte. Sie haben gewiß, wie ich auch, im Leben wahrgenommen, die Menschen sind äußerst behend, Einem üble Nachreden zuzutragen, aber gute behalten sie für sich, damit wir — wie sie sagen — nicht eitel werden. Als ob wir, die wir die Mangelhaftigkeit und Unzulänglichkeit in unsern Arbeiten so schmerzlich genau kennen, je eitel zu werden vermöchten. Im Gegenteil! Wir bedürfen des ermunternden Zurufes, und der beste ist der von einem guten Kameraden. Ich lebe mich hier wiederum schwer ein. Ich habe in den ersten Wochen jedesmal mit dem Klima der flachen Gegend zu kämpfen, mit einem Katarrh, und das auch in geistig sozialer Beziehung.

Leben Sie wohl, und grüßen Sie alles, was Ihnen teuer, von Ihrem alten Freund

Berthold Auerbach.

Diese Kindlichkeit des Herzens machte aber den Verkehr mit ihm so leicht und angenehm. Lange, ehe ich mir klar war über seine Bedeutung als Schriftsteller, empfand ich wohlthuend die Tiefe seines Gemüts, die Liebe für die Natur, für die Menschen. Das war es auch, was ihn mit meiner Mutter fast immer übereinstimmen ließ. Er brauchte seelische Wärme und er fand diese hauptsächlich süddeutsche Eigenschaft in unserem Hause, bei meiner Mutter, er fand aber daneben jenes geistige Verständnis, das wir mehr als ein Erbteil des Nordens bezeichnen.

„Wir brauchen den Süden, um unsere Werke zu schaffen, aber wir brauchen den Norden, um sie verstanden zu sehen," sagte er einmal, als von dem Verhältnis des Dichters zu Nord- und Süd-Deutschland die Rede war, und dieser Ausspruch hat sich an ihm bewahrheitet. Den größten Erfolg haben seine Werke im Norden gehabt, wenngleich seine süddeutsche Heimat sie entstehen ließ.

Es waren „gute Stunden", die diese beiden Dichter zusammen verlebten, reich an geistiger und ästhetischer Ausbeute, wenngleich auch mancher Streitpunkt zwischen ihnen war. Einen Hauptgrund öfterer Meinungsverschiedenheiten bildete der viele gesellige Verkehr meiner Mutter: „Glauben Sie mir," sagte er oft, „Sie verausgaben sich zuviel den Menschen gegenüber, sie produzieren beständig im geselligen Verkehr eine Menge von Witz und Geist, den sie dadurch Ihrer Arbeit entziehen. Glauben Sie mir, alle die Menschen, denen Sie die Fülle Ihres Geistes, Ihre Gedanken und Ihre Zeit opfern, sie danken es Ihnen nicht einmal, noch weniger haben sie eine Ahnung von dem Wert, der da verloren

geht." Ein zweiter Gegenstand des Streites war die Abneigung meiner Mutter gegen alles Lesen, eine Abneigung, die hauptsächlich daher kommt, daß eine Überreizung der Augen und Kopfnerven sie zwingt, außer ihren Vorstudien zu einem Roman fast alle Lektüre zu meiden. Nun konnte aber Auerbach, wenn er Mama ein uneingebundenes Buch geschenkt hatte, plötzlich nach mehreren Wochen auf die unglückliche Idee kommen, das Buch aus dem Bücherschrank zu nehmen, um nachzusehen, wieviel davon schon aufgeschnitten sei, natürlich waren die Seiten noch unberührt und verrieten nur zu deutlich, daß man sich wenig damit beschäftigt hatte. Aber dasjenige, was den häufigsten Anlaß zu Mißstimmungen gab, ja schließlich sogar beinahe zu einer Erkaltung führte, war meiner Mutter große Abneigung gegen das Briefschreiben, eine Abneigung, die so unüberwindlich ist, daß sie schon zu den ernstesten Konflikten Veranlassung gab. Ich werde später noch einmal auf diese Charaktereigenschaft zurückkommen. Daß aber Auerbach, der selbst ein so fleißiger und leidenschaftlicher Briefschreiber war und der so sehr auf eine Bethätigung der Freundschaft in solchen äußern Dingen hielt, diese Schreibfaulheit nicht immer gut aufnahm, läßt sich denken. So schreibt er einmal:

Berlin, 13. November 75.

„Warum, liebe Freundin, warum antworten Sie mir nicht? Ist es denn so mühsam, ein paar Zeilen zu befördern? Ich verstehe das nicht!"

Einige Wochen nachher aber lesen wir dann doch:

Berlin, 9. Dezember 75.

„Und nun ist's gut, liebe Freundin, ich weiß doch wieder von Ihnen, und daß meine Briefe angekommen sind. Es ist manchmal, als ob alle Freunde einen Briefstreik vereinbart hätten, während ich nach gutem Zuruf verlange."

Mit welcher Liebenswürdigkeit dann aber auch jede Zeile aufgenommen wird, davon giebt folgender Brief Zeugnis:

Berlin, den 1. Dezember 75.

„Zum Montag Morgen, zum Beginn des frischen Werktages, etwas Gutes zu bekommen, ist mir besonders labungsvoll. Und das ward mir heute durch Ihr so kleinformatiges Brieflein, liebe Freundin! Sie wünschen, daß die Menschen alle mich so freundlich erkennten, wie Sie. Ich hatte einmal einen Freund, den einzigen, den ich eigentlich als lebend verlor, weil ich erst durch Ihn und erst so spät kennen lernte, daß die Menschen mit ruhiger Stimme und Stirne heucheln und lügen können. Denken Sie! Das war im Jahre 1857 und ich war schon so alt. Der Treulose zeigte mir einmal einen Brief eines gemeinschaftlichen Freundes, ohne zu wissen, daß etwas über mich darin stand, und da heißt es: „Der A. ist doch ein guter u. s. w. Mensch." Dieses „doch" gab mir viel zu denken und zu grämeln. Warum „doch?" Endlich ward mir's klar. Ich muß etwas haben, das Verkennung hervorruft, ich weiß nicht, was es ist, aber es muß doch sein. Das Hauptsächlichste ist aber, die Menschen, die da wissen, daß sie nicht wahr sind, glauben das Gleiche auch von anderen. Ich konnte mir damals Verkennung gefallen lassen, denn ich hatte zwei feste

Freunde, wie sie wenigen beschieden sind, sie sind leider beide tot, Otto Ludwig und Ernst Rietschel.

Ich habe aber auch im weiteren Lebenslauf echte Menschen mein nennen dürfen und damit ist's genug.

Ich wollte eigentlich heute nicht so viel schreiben, aber es kam mir so in die Feder. Ich will Ihnen nur noch sagen, daß mich die Widmung Ihres Buches freuen wird.

Ihr treu ergebener Freund

Berthold Auerbach."

Warm und herzlich war auch der Anteil, den Auerbach an dem wachsenden Talent meiner Mutter nahm.

Schön und voll neidloser Anerkennung sind seine Briefe über die „Geierwally!"

Wie sehr ihn die Widmung des Buches erfreute, sagt uns folgender Brief:

Berlin, 8. Juni 1875.

„Sie sind eine ehrliche Seele!

Das rufe ich Ihnen aus innerster Empfindung zu. Damit hätte ich eigentlich alles gesagt, denn Sie fassen den Grundsinn des einfachen Wortes und wissen, wie wohl mir's thut, das sagen zu können und Ihnen zu sagen.

Ich muß aber doch auch erzählen.

Also, liebe Freundin, die Geschichte ist so: Ich war gestern im Buchladen und fragte nach der Geierwally. „Ist in der ersten Auflage vergriffen," erhielt ich zur Antwort. Seltsam! Das Buch soll mir gewidmet sein und ich sehe nichts davon? Nun erhalte ich heute das Buch und lese Ihre geraden Worte. Ich sage Ihnen nicht Dank, sondern nur, es ist mir eine volle Lebensfreude, daß ich atme und solch ein wahrhaftiges Herz mit mir. Schon einmal ward mir eine ähnliche Empfindung. Nur einmal, damals als mir mein herrlicher Freund Otto Ludwig sein Buch „Zwischen Himmel und Erde" widmete. Und auch die Bücher haben Ähnlichkeit, in beiden geht die Bogenspannung bis an die Grenze, die Gott Apollo gestattet.

Vor meinem Fenster blüht ein Akazienbaum, eine letzte Sommerblüte, und sendet mir den Duft, und so ist Ihr Wort eine frische Luftwelle voll Blütenduft. Meine liebe Freundin! Sie haben durch dieses Buch eine feste sichere Höhe erreicht. Sie haben die Kraft, sich darauf zu erhalten." — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und in einem andern Brief heißt es:

Berlin, den 10. April 75.

„Vollen Dank, liebe Freundin, für Ihren so herzwarmen und mich eigentlich beschämenden Brief. Denn ich hätte Ihnen schon lange schreiben sollen. Aber ich hatte zu viel zu sagen, besonders über die Geierwally. Dies ist ein prächtiges, gewaltiges Stück Arbeit, aber nach meinem Sinn zu prächtig und zu gewaltig. Ich brauchte eine Stunde Sprechen um Ihnen alles darzulegen, und das wollte ich mir aufsparen. Im ganzen können Sie zufrieden sein, nicht nur weil die

Wirkung so groß war, sondern auch weil große Gestaltungskraft und spannende Schraubenkraft in reichstem Maße zu Tage getreten ist. Sie können mit vollem Recht zufrieden und fröhlich sein. Der Fortschritt in Zeichnung, Gruppierung und Kolorierung ist bei Ihnen ganz eminent. Wie gesagt, ich muß das Nähere auf die Mündlichkeit aufsparen."

Er hat später viel und oft über das Buch gesprochen, einmal erinnere ich mich einer Unterredung, die ich mit ihm hatte und die mir deshalb sehr gut im Gedächtnis geblieben ist, weil es das erstemal war, daß ich als selbständig denkendes Wesen mich mit ihm unterhielt, da wir ja erst im Lauf der Jahre aus Schulkindern, die er, wenn er sie auf der Straße traf, hin und wieder in den Konditorladen mitnahm und mit Süßigkeiten regalierte, zu einer gewissen Menschenwürde herangereift waren. Meine Mutter hatte Auerbach zu Tisch eingeladen, hatte aber dann in der Stadt Besuche oder Besorgungen gemacht und darüber, da Pünklichkeit ohnedies nicht gerade ihre starke Seite ist, wie dies hin und wieder vorkommt, die Eßstunde und ihren Gast total vergessen. Mein Vater war verreist, so mußte ich denn, so gut es ging, den Eingeladenen über die Unpünktlichkeit seiner Wirtin zu trösten suchen, was ich natürlich um so lieber that, als dies eine von den Gelegenheiten war, wo von der sonst nur auf meine Eltern gerichteten Aufmerksamkeit des berühmten Mannes auch für die hungernde Kinderseele etwas abfiel.

Wir sprachen nun lange und eingehend über alles mögliche aus der Litteratur, und Auerbach sagte mir, daß man ein gutes Buch hauptsächlich daran erkenne, daß man nach Jahren, wenn man die Fabel desselben ganz vergessen, die Gestalt des Helden oder der Heldin noch so im Kopfe habe, als ob man sie persönlich kenne.

„Siehst du," sagte er, „eine solche Gestalt ist die Geierwally, sie steht vor einem ganz selbständig frei losgelöst von der Geschichte des Buches, wie sie damals auf dem Felsen stand. Solche Gestalten sind auch der Strominger, die Luckard und der Vincenz, der Bärenjosef dagegen, den sehe ich nur wie durch einen Nebel, ich habe das Gefühl, als trete er nicht plastisch frei heraus, als sei er nur Relief, nicht Statue."

Ich lasse noch einige Briefe Auerbachs an meine Mutter folgen, sie sind so schön und sie zeigen, wie ganz und harmonisch der Mißton, der einst zwischen meiner Großmutter und Auerbach bestanden hatte, im Verkehr mit der Tochter und den Enkeln gelöst war.

Berlin, den 30. Januar 1875.

„Ja, da bin ich, liebe Freundin, und das wollte ich Ihnen nur sagen, und jetzt könnte ich eigentlich wieder gehen. Aber lassen Sie mich noch eine Weile sitzen und zufügen, wie seltsam verschnörkelt mir die ganze Welt vorkommt, und dann ärgere ich mich wieder über meine Schwernehmerei, und fasse den Vorsatz, alles komischer und heiterer zu betrachten, und das geht auch ruckweise.

Also jedenfalls wissen Sie nun, daß ich lebe und schreibe und denke und

auch an Sie denke, als der alte manchmal närrische, manchmal gescheite, aber immerdar Ihnen freundschaftlich gesinnte

Berthold Auerbach."

Berlin den 4. Februar 1876.

„Ich war fast drei Wochen arbeitsunfähig, jetzt geht's aber wieder. Freilich konsumiert nun das Gesellschaftsleben die Lust, und meine ganze Sehnsucht ist zum Frühling, wo ich in unsern Waldungen still und einsam das Vorbereitete und neues auszugestalten hoffe. Ich fühle es manchmal quellen und treiben, wie in der ersten Jugendzeit, und die Arbeitslust überwindet alles.

Die Erzählung Turgenjeffs in der Rundschau ist so dumpf und trüb, so voll Mißgestalten und selber mißgestaltet, daß es mir wehe thut um den Freund und Dichter.

Nur nichts sich abzwingen! Das soll man sich und den Freunden im vorgeschrittenen Leben zurufen, eben weil da leicht die Willensenergie sich als freier dichterischer Drang markiert."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Suggenthal, 4. Mai 1876.

„Eigentlich habe ich Ihnen nichts zu sagen, verehrte Freundin, denn das wissen Sie ja aus sich selber, daß Ihr Kommen am Sonntag mit Ihren Kindern und die neu wahrgenommene Selbstverständlichkeit über tausend Dinge mir im Herzen wohlgethan hat und noch wohlthut.

Nur mitteilen will ich Ihnen, daß ich die erste Verpflanzung in meinen Ort überwunden und mich schon voll akklimatisiert habe, so daß ich mit Lust in der Arbeitsströmung bin und gar nicht fortmag, nicht einmal nach Freiburg, wo ich mir so getreue, freundliche Seelen weiß. Aber daß ich eben dahin könnte, dies macht mir die Einsamkeit hier freier und selbst Regentage, wie die beiden letzten, hell und warm.

Heute ist wieder voller, blütenduftiger, sonniger Maitag, und aus ihm heraus grüße ich Sie und die Ihren von Herzen

Ihr erg. Berthold Auerbach."

Suggenthal, 13. Mai 76.

„So ist und so wird man mit der Zeit. Wer mir das je gesagt hätte: Du wirst 14 Tage so nah von Freiburg sein und dem befreundeten Hillernschen Hause und doch nicht dahin kommen — ich hätte das nie für möglich gehalten. Aber die vis inertiae: das heißt träge bin ich nicht, aber ich bin gar so daheim mit Wald und Wiese und fürchte mich fast vor gepflasterten Straßen. Ich habe mich halt so lange nach solchem Sein wie jetzt gesehnt, daß ich nicht davon loskomme, auch nicht zu Ihnen, verehrte Freundin. Nach dem 15. werden auch die Züge geschickter gehen, so daß ich keinen Arbeitsmorgen dran zu geben habe, und ich bin nun einmal ein Morgenmensch oder Schriftsteller. Ich kann nun einmal nachmittags nicht arbeiten. Zu jeder Zeit kann ich aber gut an die Gefreundeten denken und so auch an Sie als Ihr benachbarter Freund

Berthold Auerbach.

Suggenthal, 8. Juni 1876.

So ist es geworden und so wird es. Als ich Ihnen, verehrte Freundin, jetzt vor 6 Wochen von meiner Nachbarlichkeit Nachricht gab, wie dachte man damals öfteren Begrüßens — und nun?

„Morgen muß ich fort von hier" heißt's im Lied. Frühling und Einsamkeit sind voll ausgelebt, meine Arbeit ist abgeschlossen, so weit man eben je abschließt. Ich gehe ungern von hier weg, ich habe so viel gutes Leben in mir hier gehabt, habe das Werden und Wachsen des Naturseins und das Walten des arbeitenden Menschen wieder so erschaut, daß ich mich tief gesättigt fühle.

Ich hoffe, daß meine Arbeit dessen Zeugnis giebt. Eigentlich wollte ich Ihnen nur sagen, daß ich noch einmal nach Freiburg komme, entweder morgen Abend oder übermorgen Vormittag. Ich werde, wenn auch nur kurz, zu Ihnen und den Ihren kommen.

Mit herzlichem Gruß Ihr freundschaftlich ergebener

Berthold Auerbach."

Das Frühjahr 76 war das letzte, das Auerbach bei Freiburg zubrachte, und auch das letzte Mal, daß meine Mutter ihn sah. Als sie am 16. Oktober desselben Jahres mit dem Pferde gestürzt schwer daniederlag, schrieb er ihr:

Berlin, 21. Okt. 76.

„Die Zeitungen bringen die Schreckenskunde, daß Sie, liebe Freundin, beim Sturz vom Pferde sich schwer verletzt hätten.

Ich will Ihnen nicht sagen, wie tief das mich und meine Frau erschüttert hat. Ich will nur mit diesen Zeilen alsbald bei Ihnen sein und Sie ermahnen, Ihre tapfere Natur aufs neue zu bewähren.

Hoffentlich sind Sie auch bald so weit, daß Ihnen das zugesendete Buch erzählen darf von Ihrem alten, voll teilnehmenden Freunde

Berthold Auerbach.

Von da ab wird die Korrespondenz durch das absolute Nichtschreiben meiner Mutter ziemlich selten.

Am 23. November 79 schreibt er mir von Karlsruhe aus.

„Nein, liebe Hermine, bös bin ich nicht, aber oftmals ärgerlich und auch traurig, da sich mir die Erfahrung aufdrängt, daß ich weit mehr an entfernte Freunde denke als sie an mich.

Wann und wo ich dies Deiner Mutter geschrieben, weiß ich heute nicht mehr, das aber weiß ich absolut, daß ich seit langer Zeit einen Brief zu erwarten habe.

Liebe Hermine, das ist nicht kleinliche Rechnerei, weder zu solcher, noch zur Verbitterung bringt mich so mancherlei im Leben."

Ein kurzes Zusammensein mit ihm hatten meine Schwester und ich im Jahre 80 in Karlsruhe, wo wir ihn zufällig trafen und er uns glücklich und heiter von der Güte unseres Großherzogs und den schönen Abenden, die er in der großherzoglichen Familie zubrachte, erzählte. Der letzte Brief Auerbachs an

meine Mutter ist vom 24. November 81 aus Kannstadt datiert, also wenige Monate vor seinem Tode geschrieben, als ihm meine Mutter unser Haus zum Winteraufenthalt und treue Pflege und Rücksichtnahme auf alle seine Wünsche angeboten hatte.

Der Brief lautet:

„Das sind Sie, das ist Ihr tapferes und energisches Herz, was Sie, liebe Freundin mir thun und schreiben.

Ich reise aber, wohl Ende nächster Woche — mit meiner Tochter nach der Riviera, nicht über Freiburg, und kann Ihr freundliches Erbieten nicht annehmen.

Das Schreiben wird mir noch sehr schwer. Ich komme mir noch ganz fremd vor, daß ich wieder die Feder führe. Also nur kurzen und innigen Gruß Ihres alten Freundes

Berthold Auerbach.

Was für ein Schmerz es ist, wenn uns ein Freund entrissen wird, ehe wir dazu gelangt sind, ihn voll und ganz zu verstehen, das habe ich bei Auerbach empfunden, als ich kurze Zeit nach seinem Tode sein „Auf der Höhe" las.

Ich habe Auerbach geliebt und verehrt als einen, guten treuen Freund unserer Familie, als einen von Deutschlands edelsten Geistern und Dichtern, aber wie mir der kleine gutmütige Mann, der so heiter und anspruchslos mit uns scherzte und plauderte, auf einmal in einen Strahlenglanz gehoben wurde, als ich: „Auf der Höhe" las, das kann sich niemand denken.

Das geistige Bild des Verstorbenen erstand auf einmal in meiner Seele, so schön, so rein und vollkommen durch dieses Werk. Ich verstand ihn plötzlich durch sein Buch und sein Buch durch ihn. Und daß ich dem Greis, den auch die bescheidenste und ärmlichste Liebesspende beglückte, nicht mehr dafür danken konnte für das, was mir dieses Buch ist, ihm nicht mehr sagen konnte, wie das Tagebuch des einsamen Weltkindes mir zur unversiegbaren Quelle des Trostes und der stillen Glückseligkeit, ja der Erbauung geworden ist, das ist ein Schmerz, der nie ganz entschwindet. Und doch habe ich einen Moment gehabt, wo ich gezweifelt habe an der ehrlichsten, wahrhaftigsten Seele, die es gab, das war, als ich anfing diese Zeilen zu schreiben und darüber nachdachte, warum in dem von Jakob Auerbach und Spielhagen herausgegebenen Briefwechsel Auerbachs meiner Mutter und unseres Hauses kaum erwähnt wird, sogar an Tagen, wo ich ganz genau weiß, daß er mit uns zusammen war.

Ich fand in den Briefen meines Vetters Röder gedacht, den er in unserem Hause kennen lernte, ich finde Gespräche mit Privatleuten aller Art erzählt, nirgends aber finde ich ein Gedenken des stundenlangen geistigen Austausches mit meiner Mutter oder ein Wort der Freundschaft über die, denen er selbst soviel Freundschaft zeigte. Ich habe mir's auf alle Weise überlegt, und da ich mir keinen Grund denken konnte, warum die Herausgeber absichtlich jede Spur dieser Beziehungen vernichtet haben sollten, so überkam mich plötzlich ein bitteres Gefühl gegen den Toten, ein leiser Zweifel an seinen Gesinnungen, und als habe der

verkannte Freund sich rechtfertigen wollen, so fiel mir wenige Minuten nachher in dem Paket Briefe an meine Mutter folgendes Schreiben in die Hände, das ich um des eigentümlichen Zufalls halber, der es mit meinen Gedanken in Zusammenhang brachte, beifüge:

Ischl. Goethes Geburtstag 1875.

„Es wird die Spur von meinen Erdentagen nicht in Äonen untergeh'n," — dies Wort des Meisters sprach sich mir heute, und ich war dankvoll bewußt, was der Hohe auch mir geworden. Ich war in jener frommen Stimmung, wie sie eben uns möglich ist. Ich feierte nicht müßig, ich arbeitete weiter an dem Begonnenen, und wenn ein reiner Ton darin ist, so stammt er aus dem Anklang dessen, der seine vollmenschliche Seele voll austönte.

Da erhielt ich am Mittag Ihren Brief, liebe Freundin, und die Nachschrift macht mir einen leibhaftigen Schmerz, wie einen Stich in die Brust. Was ist das? Wer hat die Ruchlosigkeit gehabt, die Lüge auszuhecken, daß ich ungut von Ihnen gesprochen hätte?

Ich stehe so oft vor dem Rätsel und frage mich: warum hast du Feinde? Mit Wissen und Wollen hast du nie jemand in der Welt ein Leid gethan, im Gegenteil, dein Hauptfehler ist, daß du jedem und jederzeit dein Bestes zu geben und ungerufen das Beste ihm selber zu erwecken dich gedrungen fühlst.

Sagen Sie nicht, es ist Gutherzigkeit. Denn diese ist ohne Besonnenheit oder, was man Klugheit nennt, nur die eine Seite der vollen Menschensubstanz; die Menschengemeinschaft verlangt abwägend Beides. Ich wollte Ihnen nur sagen, mir ist die Ruchlosigkeit, die mir ein Ungutes gegen Sie aufmutzt, vollständig unfaßlich.

Ich weiß nicht, wär's besser, ich weiß die Person, die das gethan, und kondamniere sie, oder ich lasse die Sache ins allgemeine verfließen.

Können und wollen Sie mir die Person sagen, so will ich Rede stehen und zur Rede stellen.

Ich kann gesprächsweise einmal ein Detail Ihres Buches nicht gemessen gefunden haben, aber wenn ich das geäußert, so habe ich es gewiß ständig mit dem Zusatz gethan (der im Weitertragen vielleicht verschwiegen und jenes aufgebauscht wurde), mit der nachdrücklichen Betonung, daß ich Ihre Gestaltungskraft und Ihre Wahrhaftigkeit hoch erkenne. Es widerstrebt mir, darüber ein Wort zu verlieren und eben, daß Sie mich anrufen, Ihnen die Kränkung aus der Seele zu verbannen, ist der klassische Zeuge, daß Sie wissen und feststellen, welche Hochachtung ich für Sie und Ihre Schaffenskraft empfinde.

Ich wiederhole beispielsweise nur, daß ich bei Gelegenheit eines Artikels vor kurzem an Rodenberg geschrieben, wie nach meiner Ansicht die Szene bei den Rosenbauern in Gestaltung und Tongebung zu dem schönsten in der deutschen Erzählungslitteratur gehört.

Den 29. August.

So weit hatte ich gestern geschrieben, da kam unser deutscher Gesandter in Rom, von Keudell, der auch hier wohnt. Wir hatten verabredet am Goethe-

Tage gute Stunden zusammen zu sein, und es war eine volle Erquickung mit dem Manne edeln Geistes und vollendeter allseitiger Bildung zu sein. Er spielte auch meiner Frau Schubert und Beethoven meisterhaft vor und sie ihm anderes.

Ich sage Ihnen also heute nur noch: ich habe keinen Brief bekommen, weder den auf meine Widmungsantwort noch den über den Kollaborator. Forschen Sie nach dem Verbleib nach, ich will es auch thun. Daß Ihnen der Kollaborator so viel ist, thut mir wohl. Ich bin bei diesem Buche auf leicht sich ergebende Mäkeleien und auch auf Gehässigkeit gefaßt. Wegen Ihrer Arbeiten ein andermal. Vor allem wünsche ich mir die Kraft Ihnen zurufen zu können: „Stehe auf und wandle" oder vielmehr: „setz dich nieder und schreibe." Liebe Freundin! Wer so begonnen hat und so fortgesetzt sich zu Höherem empor arbeitet, wie Sie, der steht im Dienste des Geistes, der darf sich nicht nachgeben, er ist eingereiht und muß auf seinen Posten, und hat er sich mit Mühe und Selbstüberwindung dahin gestellt, so ist er auch frisch und stramm.

Ich erwarte bald einen frischgemuten Brief von Ihnen, wie er Ihnen zusteht.

Von mir kann ich Ihnen nur sagen, daß ich in täglichem Fleiße frischauf bin mit den Meinen, die Ihren Gruß herzlich erwiedern.

In unentwegter und unentwegbarer herzlicher Freundschaft

Ihr

Berthold Auerbach.

Die Jahre 72 und 73 vergehen ohne jede Ausbeute an Arbeit. Ein lebhafter geselliger Verkehr zieht Wilhelmine von Hillern ganz in seinen Strudel hinein; amüsante, liebenswürdige Freunde absorbieren die Schaffenskraft in der leichten sympathischen Form des Gesprächs, die angenehm zerstreute Seele drängt nicht mehr zur Produktion, sie gewöhnt sich daran, sich im persönlichen Verkehr mitzuteilen, und jenes Sehnen nach der Allgemeinheit verstummt.

Es wird Theater gespielt, wie es in solcher Vollendung auf einer Dilettantenbühne wohl noch nie da war. Der feinsinnige, geistreiche Shakespeareübersetzer Gisbert von Vincke übernimmt mit dramaturgischem Verständnis die Regie über die kleine Künstlergesellschaft, der er selbst als trefflicher Darsteller beitritt und die unter seiner oft strengen, künstlerischen Leitung ausgezeichnetes leistet.

In jener Zeit scheint es, als ob das Talent Wilhelmine von Hillerns in der Alltäglichkeit untergehen wollte, und da war es ein Mann, dem sie es hauptsächlich verdankt, daß dies nicht der Fall war, Julius Rodenberg.

Wenn es eine Natur giebt, in der sich geistige Größe mit der edelsten Bescheidenheit, ein überlegener Verstand mit seelischer Milde, eigenartiges und bedeutendes Schaffen mit bewundernswerter Selbstlosigkeit vereinigt, so ist dies bei Julius Rodenberg der Fall.

Er hat eine dichterische Begabung, die ihn berechtigt, sich den besten Schriftstellern unserer Zeit anzureihen, und er besitzt die Resignation, niemals seine dichterische Individualität zur Geltung zu bringen, sondern voll und ganz in den Ideen und Gedanken anderer Dichter aufzugehen. Er hat selbst großes ge-

leiſtet, aber er hat niemals zu andern, aufſtrebenden Talenten das beliebte: „ôte-toi que je m'y mette“ geſagt, ſondern er hat im Gegenteil großes und gutes bei andern zu fördern und ans Licht zu bringen geſucht, wo er konnte, und hat ſich mit edlem Selbſtgefühl in all' ſeinem Können und Schaffen, da, wo er bei andern beſſeres zu finden glaubte, zurückgeſtellt.

Man hat ihm freiwillig im Reiche des Gedankens eine Richterſtelle eingeräumt, — er hat ſie nicht uſurpiert, noch durch Konzeſſionen an den Geſchmack des Publikums durch frivole und wohlfeile Witzelei erſchlichen, und er hat wie alle edlen Naturen, die ſich ihrer Macht bewußt ſind, ſein Richteramt nie benutzt das Schaffen anderer zu zerſtören. Wo er gezwungen war zu richten, da hat er zugleich auch verſöhnt, — er hat eine Miſſion der Liebe im Reich des Geiſtes zu erfüllen geſucht ſein ganzes Leben hindurch und als treuer Hüter gewacht, daß das heilige Feuer des Talentes in auserwählten Naturen nicht erlöſche. Man hat ihn vonſeiten derer, denen nichts heilig iſt, oft verſpottet um ſeines ſittlichen Ernſtes in der Kunſt, er iſt trotzdem nicht erlahmt noch irre geworden an ſeiner Aufgabe.

Niemals mit Kampf, nur durch die ſiegende Kraft ſeines Geiſtes, durch die liebenswürdige Grazie des Wortes, die ihm eigen iſt wie wenigen, hat er tauſendfach gutes geſtiftet.

Das Wort „noblesse oblige“ hat ſich an ihm bewährt, denn der edle Menſch verpflichtet auch andere zum Edelmut, und ich glaube, daß er in dieſer Weiſe gerade unter dem raſch auflodernden, erregbaren Volke der Dichter durch ſeine Perſönlichkeit den beſten Einfluß geübt hat.

Seine durchaus fein beſaitete Natur empfindet bei allem Verſtändnis für das Große und Gewaltige doch ſchmerzlich jeden Mißton im Leben wie in der Kunſt, aber er weicht derſelben nicht mit krankhafter Nervoſität aus, er verklärt und verſöhnt ſie mit der ihm eigenen milden Strenge.

So muß er auf geniale und leidenſchaftliche Naturen gerade einen wohlthätigen und läuternden Einfluß ausüben, wie ihn ſolche kühle, abgeklärte Geiſter meiſtens auf in beſtändiger Gährung Begriffene haben.

Dies hat ſich vielleicht am meiſten bei Wilhelmine von Hillern bewährt, ſchon als ſie noch im Elternhauſe weilte. Rodenberg hat neben dem freundſchaftlichen Intereſſe, das er für das Birchſche Haus hegte, ſehr bald angefangen das Geiſtesleben Wilhelmine von Hillerns mit Aufmerkſamkeit zu betrachten und hat beſonders vom Jahre 71 an, nach ihrem Beſuch in Berlin, geſucht, fördernd und bildend auf ſie einzuwirken; er war es, der lange, bevor eigene redaktionelle Intereſſen ihn mit Wilhelmine von Hillern verbanden, nie müde wurde, ſie zur Arbeit zu ermuntern, ihr wieder und wieder ihre Aufgabe vor die Seele zu rufen. Er iſt auch einer der wenigen Menſchen, die hin und wieder das Opfer eines Briefes gebracht bekommen, vielleicht weil er nie ernſtlich zürnte und nur durch eine gewiſſe geduldige Wehmut in bezug auf das Briefſchreiben an ihr Herz appellierte.

In einem ſolchen Briefe hat ihm Wilhelmine von Hillern im Jahre 72 ihre Zweifel an ihrem Talent, an ihrer Schaffenskraft ausgeſprochen, und der Brief,

den er darauf schrieb, war es, der den Bann löste, der auf ihrer Seele lag und sie wieder veranlaßte zu arbeiten.

In diesem Briefe schreibt er:

„Empfangen Sie zunächst den innigsten Dank für das Vertrauen, welches Ihnen die Feder geführt, als Sie schrieben; aber ich habe eine viel zu hohe Meinung von der angeborenen Kraft Ihrer Seele, um zu glauben, daß solche Stimmungen wie diejenige, welche sich in Ihren Zeilen spiegelt, mehr als nur vorübergehend sein können. Auch solche Perioden des Schmerzes, des Zweifels, der Verzweiflung, durch welche die schaffende Künstlernatur gehen muß, wie durch ein Fegefeuer, sind Stationen zu dem hohen Ziel, welches ihr zu erreichen bestimmt ist. Sie ringen nach einem begeisterten Aufschwung; das ist mir die beste Bürgschaft dafür, daß er Ihnen nicht lange mehr fehlen wird.

„Wär' nicht dein Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nicht erblicken."

Das Gewicht, das Sie heute niederdrückt, wird morgen der Flügel sein, der Sie dem Lichte entgegen trägt. Wir alle sind einmal in jenem nachterfüllten Thal gewesen, aus welchem kein Ausweg zu sein schien: „und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide." Das aber ist die Signatur des Künstlers, des Dichters: er befreit sich, indem er schafft, im Ringen selbst überwindet er. Darum Mut, liebe Freundin, Mut! Sie stehen nicht außerhalb der Kunst, sondern mitten in ihr, indem Sie sich nach ihr sehnen. Wohl kann ich mir vorstellen, wie Sie eine Art von Heimweh empfinden nach jenen Regionen der Kunst, welcher Sie mit Ihren schönsten Erinnerungen und so zu sagen mit Ihren Traditionen angehören; allein ist Ihnen zum Ersatz nicht die andere Kunst geworden: „zu sagen, was ich leide?" Ganz deutlich schon aus Ihren eigenen Worten vernehme ich einen Klang, wie wenn sich etwas aus Ihrer innersten Seele losringen wollte. Wehren Sie es dem Werdenden nicht; lassen Sie es geschehen. Unerträglich mag solch' ein Übergangsprozeß erscheinen; unfruchtbar wird er nicht sein. Das beste, was unsere Dichter uns gegeben, das gaben sie uns aus der Fülle eines tiefen, nur zu oft ungestillten Sehnens.

Und ist eine solche Frucht nicht besser und begehrenswerter als jegliche Erfüllung?

Genug, liebe Freundin; ich bewahre Ihren Brief als ein Zeichen echter, vertrauender Freundschaft auf. Allein ich bin überzeugt, daß die Stimmung, aus der er geschrieben wurde, nur das Erwachen eines neuen, sich selbst noch unklaren Schaffensdranges bezeichnet, dessen lichte Gebilde uns eines Tages freudig überraschen werden." — — —

Dieser Brief, der mit zu dem Schönsten gehört, was ein Dichter dem andern in dieser Form jemals zugerufen, weckte die Seele Wilhelmine von Hillerns wieder aus ihrer Lethargie. Sie dachte nun wieder ernstlich ans Arbeiten und fing an sich mit der Auswahl von poetischen Stoffen zu beschäftigen.

Bei diesem Anlaß faßte sie den Plan zur Geierwally, die Idee einer Übersetzung der Nibelungen ins moderne Gewand bäuerischen Heldentumes. Unser

guter Freund Paul Lindau, dieser liebenswürdigste aller boshaften oder boshafteste aller liebenswürdigen Menschen, wie man's nehmen will, hat seiner Zeit eine ebenso schöne als amüsante Kritik über die Geierwally geschrieben, am Schlusse derselben sagte er: die Analogie mit den Nibelungen sei der Autorin vermutlich erst im Laufe der Arbeit gekommen und sie habe dieselbe glücklich verwertet. Ich vermute, daß Paul Lindau als er diesen glänzenden Satz geschrieben, sich überhaupt gar nichts dabei gedacht hat, hat er aber vielleicht sich in der Illusion gewiegt, daß die Verfasserin der „Geierwally" ihre geheimsten Ideen in einer überaus scharfsinnigen Weise verraten sehen würde, so thut es mir leid ihn aus dieser Illusion reißen zu müssen, die Sache war nämlich ganz anders, und zwar ist die Entstehungsgeschichte des Buches folgende:

Meine Mutter und Funke stritten mit einander über einen Stoff, den sie bearbeiten wollte und von dem Funke behauptete, er sei nicht poetisch genug und ihrer daher nicht würdig. Meine Mutter wurde darüber sehr ärgerlich und sagte: „Aber es kommt doch nur auf die Behandlung eines Stoffes an und ob man imstande ist, ihn poetisch zu gestalten, man kann jeden Stoff, sei er an sich noch so unpoetisch, zu einem Kunstwerk benützen." Darüber entspann sich nun eine längere Diskussion, Funke wollte es nicht zugeben und behauptete, eine so gewaltige Kraft wie die ihre verlange auch gewaltige Stoffe, worauf meine Mutter entgegnete, daß jeder gewaltige Konflikt der Menschennatur, in welcher Form er sich nun auch vollziehe, als Stoff für den Dichter dienen könne: „Glauben Sie," sagte sie schließlich, „daß die Bauernmagd, die auf dem Mist mit der Mistgabel in der Hand ihre Unschuld verteidigt, mir nicht gerade so poetisch ist wie die Brunhild in ihrem Strahlenpanzer? Es kommt doch nicht bloß auf die äußere Form an, in der sich das Erhabene der Menschennatur zeigt, dieses ist durch kein Gewand und durch keine Stellung bedingt; es muß im Bauernkittel ebensogut bestehen können wie im sagenhaften Kostüm, sonst ist es eben nicht wahr, nicht allgemein menschlich." Aus diesem Gespräch entstand der Gedanke der Geierwally, noch in der darauf folgenden Nacht wurde die Idee weiter ausgesponnen und das Schlußwort geschrieben. Wilhelmine von Hillern hat nämlich die Eigenheit, bei all' ihren Werken den Schluß zuerst zu schreiben, daraus erklärt es sich, daß ihre Bücher gegen das Ende zu nie matter werden. Sie schafft zuerst die Idee des Buches, die in einem Schlußwort gipfelt, das die Quintessenz desselben noch einmal zusammenfaßt. Dieses Schlußwort bildet gleichsam den Augenpunkt, auf den sie, ohne die Richtung zu verlieren, das ganze Buch hindurch zusteuert. Das Gerippe der Erzählung wird erst aufgebaut, wenn das Ende derselben schon geschrieben ist. So weiß sie gleich von Anfang an, wohin sie zielt, und der Schluß bleibt als unverrückbarer Pfeiler bestehen, wie oft auch einzelnes in der Fabel wieder geändert und verworfen wird.

Die „Geierwally" hieß ursprünglich: die Dorfbrunhild. Und das Ende derselben war ein tragisches. Vincenz bringt Wally den Joseph, den er erschossen, aber nicht in den Abgrund gestürzt hat, vor die Schwelle ihres Hauses geschleppt, er ist noch nicht tot, nur bewußtlos, sie läßt ihn ins Haus tragen und pflegt ihn

— kalt, steinern, wie erstarrt, ohne Gefühl. Er erwacht noch einmal zum Bewußtsein, sagt ihr, daß die Afra seine Schwester sei und daß er auf dem Weg zu ihr gewesen sei, ihr das zu sagen und sie um Verzeihung zu bitten für den Schimpf, den er ihr zugefügt, und stirbt.

Jetzt erst ist Wally wie zerschmettert. Das Bewußtsein, daß Joseph unschuldig gemordet ist, daß alles noch hätte gut werden können ohne ihre übereilte Rache, wirft sie zu Boden. Sie schließt sich die Nacht durch in das Sterbezimmer mit Josephs Leiche ein und ist nicht zu bewegen zu öffnen. Mit den ersten Strahlen der Morgensonne rafft sie sich auf, schreitet durch die vor dem Hause versammelte Menschenmenge hindurch nach der Ache und stürzt sich in die Tiefe. Der Geier kreist dreimal über der Unglücksstätte, dann verschwindet auch er. Das Schlußwort: „Das Gewaltige kann sterben, aber nicht aussterben" blieb jedoch auch hier unverändert.

Dieser Schluß war meiner Ansicht nach so schön, so künstlerisch vollendet, in seiner grausamen, streng logischen Konsequenz, dem Nibelungenmotiv so viel entsprechender, daß ich eigentlich diese Änderung nie verschmerzen konnte, populärer und wirksamer mag die Geierwally mit dem versöhnenden Schluß sein und auch mehr Erfolg haben, aber das kann einen Künstler nie über die Verleugnung seiner künstlerischen Überzeugung trösten, auch Wilhelmine von Hillern hat, wie sehr sie den Gründen des Redakteurs Recht geben mußte, doch diese Verleugnung ihrer eigensten Individualität nie ganz verwunden.

Das Buch ward für Rodenberg, der damals noch den „Salon" redigierte, geschrieben, da jedoch die „Deutsche Rundschau" eben im Entstehen war, so wurde es sofort für die ersten Nummern derselben bestimmt.

Rodenbergs überzeugender Beredsamkeit war es allein gelungen, die Verfasserin zu einer Änderung des Schlusses zu bewegen. Auch andere gewichtige Stimmen hatten sich gegen ein tragisches Ende ausgesprochen. So schreibt Ernst Keil, dem Wilhelmine von Hillern das Manuskript, obgleich dasselbe nicht für ihn geschrieben war, zur Beurteilung in freundschaftlicher Weise sandte: „Mein Gott, mein Gott, mit welcher dämonischen Kraft und Gewalt haben Sie dieses Mal die Feder geführt! Tief gewaltig, aber auch furchtbar und aufreibend! Ohne Versöhnung würde die Erzählung vernichtend wirken!"

All' diesen Urteilen gegenüber hat Wilhelmine von Hillern den Schluß zu einem versöhnlichen umgestaltet, allerdings nach vielen Kämpfen und langer Überlegung. Im Frühjahr 75 erschien dann endlich das Buch in der „Deutschen Rundschau" und erregte ein ungeheures Aufsehen.

Das Buch hat in Wahrheit sofort nach seinem Erscheinen die Wogen der Geistesbrandung aufgewühlt, daß der Gischt von allen Seiten, sogar bis in das stille Landstädtchen spritzte, zu der Dichterin, die, während sich die Geisteselite des Nordens an den farbenprächtigen Bildern einer Alpennatur, die sie selbst nie geschaut, erfreute, in einem stillen Schwarzwalddörfchen, in einem niederträchtigen Wirtshaus, unter einer Gesellschaft, die man vielleicht hätte vorteilhaft zur Darstellung der Meerkatzen in Fausts Hexenküche verwenden können, ihre Sommerfrische zubrachte.

Ein Aufenthalt in dem der einzige Lichtblick ein kurzer Beſuch Felix Dahns und ſeiner Frau war, der uns unter dunkeln Tannen auf mooſigem Stein ſitzend im Wald ſeine „deutſche Treue“ vorlas.

(Fortſetzung folgt.)

Die Religion und die moderne Geſellſchaft.

Von

Willibald Beyſchlag.

II.

„Ihr werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch freimachen,“ hat Jeſus denen, die „als ſeine rechten Jünger an ſeiner Rede bleiben“, verheißen. Wahrheit und Freiheit — das iſt gewiß — ſind die Schutzengel des echten Glaubens. Was ich glauben ſoll, das muß in der Wahrheit gegründet ſein, ſonſt wäre Glauben der abſcheulichſte Selbſtbetrug; und ob es in der Wahrheit gegründet iſt, das iſt die Frage der Erkenntnis, — der Erkenntnis, die in der heiligen Schrift nie als die Widerſacherin, ſondern immer als die Freundin und Schweſter des Glaubens angeſehen wird. Was den ewigen Halt meiner Seele bilden ſoll, das muß mir einleuchten, nicht dunkel ſein und bleiben; das muß mir immer lichter werden, und eben darum muß, wo es noch dunkle Punkte zeigt, die lebendige Bewegung im Geiſte, verbunden mit ſteter ernſter Prüfung, dieſelben entweder ins Licht der Erkenntnis auflöſen oder als fremdartige Elemente, als eingedrungene Trübungen aus meinen Glaubensvorſtellungen entfernen. So geht mit dem echten Glauben der regſte Wahrheitsſinn in Geſtalt unermüdlicher Denkarbeit und unerſchrockener Kritik notwendig Hand in Hand. Wiederum, ſoll zur objektiven Wahrheit meines Glaubens die ſubjektive hinzukommen, ſo muß er im Elemente der Freiheit geboren werden und verbleiben. Echter Glaube iſt freieſte Herzensthat, innerſte Willensthat, und nur als ſolche, als freie Hingabe an die Liebe Gottes in Chriſto, wirkt er ſittlich befreiend; nur die Herzensthat, mit der ich mich in das Kindesverhältnis zu Gott hineinerhebe, ſtellt mich der Welt königlich frei gegenüber. Der weſentliche Unterſchied des Aberglaubens von dieſem echten Glauben iſt der, daß er blinde Hingabe an ein Unbekanntes und Dunkelbleibendes, unfreie, knechtiſche Unterwerfung unter eine äußere Autorität iſt. Ob das Unverſtandene und Autoritative objektiv in der Wahrheit begründet iſt oder nicht, macht dabei ſubjektiv keinen Unterſchied; es giebt ein abergläubiſches Verhältnis und Verhalten auch zu Glaubensobjekten, die an ſich in der Wahrheit begründet ſind. Dieſe können in dem, der ſie nicht als Geiſt und Wahrheit erfaßt, ſondern ſich ihnen nur als Macht und Satzung unterwirft, auch nicht als Geiſt und Wahrheit wirken, nicht erleuchten und frei machen, ſondern nur im dunklen Elemente des Gefühls ihn binden und von dieſem Elemente aus jenes düſtere Feuer in ihm entfachen, das der falſchen Religion

oder Religiosität eigentümlich ist, das Feuer des Fanatismus. Trotzdem hat der Aberglaube vor dem echten Glauben seine großen Anziehungen voraus. Skeptische Zeitalter, die ja bei aller Aufklärung und Freigeisterei das in der menschlichen Natur begründete Glaubensbedürfnis nicht loswerden, lieben es, daß ihnen die Glaubensobjekte möglichst versinnlicht und zugleich möglichst autoritativ dargeboten werden: sie erscheinen ihnen so glaublicher und imposanter. Andererseits ist die blinde Unterwerfung unter dunkle Mächte und Satzungen dem Menschenherzen viel leichter und bequemer als das Ringen der Vernunft und des Gewissens um eine wirkliche Glaubensüberzeugung. Dieses Ringen ist tief und schwer und kommt auf Erden niemals zum völligen Abschluß, zur Ruhe der Trägheit; bei blinder Unterwerfung ist diese Ruhe da von Anbeginn, und das sacrificio des Intellekts und des Gewissens fühlt sich durch die Vorstellung, daß man so doch im Schoße des Ewigen ruhe, belohnt. Nun ist es selbstverständlich die heilige Aufgabe der Kirche als der Trägerin des Christentums, diesen Versuchungen und Entartungen des Glaubens mit allen Kräften zu widerstehen und einen lebendigen, geistig-sittlichen, im vollen Sinne persönlichen Glauben zu fordern und zu fördern. Aber thun das heutzutage unsere beiden in Deutschland herrschenden christlichen Kirchen?

Wir fühlen sofort: dem gegenwärtigen römischen Katholizismus in Deutschland gegenüber klingt diese Frage wie Spott. Seitdem die römische Kirche ihre wirkliche Geschichtsmission, die unmündigen Völker des Abendlandes in die Elemente christlicher Religion und Kultur einzuschulen, erschöpft hat, d. h. seit der Blütezeit des Mittelalters, ist sie nichts weiter als ein Kirchenstaat, in welchem die Weltherrschaft Zweck und die Religion Mittel zum Zweck ist. Man kann aber das Christentum, die Religion des Geistes und der Freiheit, nicht zum Mittel der Weltbeherrschung mißbrauchen, ohne es in seinem innersten Wesen zu degenerieren, und so wird in der Weltherrschaftskirche unermüdlich an der Entgeistung sowohl der Glaubensobjekte als des subjektiven Glaubens gearbeitet, — in unseren Tagen eifriger als seit Jahrhunderten. Längst sind die hehren Glaubensobjekte allgemeiner Christenheit, Vater, Sohn und heiliger Geist, hier nur noch die hohen Namen, die eine in Wahrheit heidentümliche Glaubenswelt decken: die Jungfrau Maria, das sinnliche Jesusherz, die Heiligen und der Papst, das sind die aktuellen numina der romanistischen Frömmigkeit, und der an sie angeschlossene, täglich üppiger wuchernde, bis zum Fetischismus herabsinkende Volksaberglaube macht die wahre Natur dieser numina offenbar. Gleichzeitig ist der subjektive Glaube im Romanismus obligatorisch das diametrale Gegenteil dessen geworden, was den echt christlichen Glauben kennzeichnet: im römischen Sinne *glauben* heißt der Kirche das sacrificio del intelletto samt dem Opfer des persönlichen Gewissens bringen[1]); heißt sich dem, was die Kirche lehrt, mit

[1]) Von persönlichem Gewissen könne dem Dekret der Kirche gegenüber bei einem katholischen Priester nicht die Rede sein, antwortete Erzbischof Melchers seinem alten Freunde Michelis, als dieser ihn fragte, wie er die Unterwerfung unter das vatikanische Dogma mit seinem Gewissen vereinigen könne.

verbundenen Augen und gebundenen Händen unterwerfen, — ein Glaube, der selbst dann der rechte, seligmachende bleibt, wenn man nicht einmal weiß, was sie denn eigentlich lehre, aber sofort aufhört es zu sein, wenn man an irgend einem kirchlichen Dogma Kritik übt, und wäre es auch nur eine echt katholische Kritik an der päpstlichen Unfehlbarkeit. Gerade vor unseren Augen, im 19. Jahrhundert, in dem die römische Kirchengeschichte mit der Herstellung des Jesuitenordens seitens des restaurierten Papsttums beginnt und in der Jesuitisierung der Kirche durch das Dekret der päpstlichen Unfehlbarkeit gipfelt, hat dies System sich vollendet. Noch gab es in Deutschland einen christlichen Katholizismus, einen katholischen Überzeugungs- und Gewissensglauben, der mit wissenschaftlicher Forschung und Prüfung verbunden in katholischen Formen einen evangelischen Geist hegte: er ward Schritt für Schritt entrechtet, erstickt, dazu von unseren Regierungen in namenloser Verblendung preisgegeben; — in den Altkatholiken sind nun seine letzten mannhaften Bekenner ausgeschieden, geächtet. Die Hunderttausende, die zurückgeblieben sind, nicht weil sie gläubiger, sondern weil sie ungläubiger sind als diese, hält man in Botmäßigkeit durch die Schreck- und Lockmittel einer Weltmacht, die groß genug ist, um dem Widerstrebenden das Leben bis aufs tägliche Brot herab zu verkümmern, dem Dienstwilligen dagegen Machtstellungen zu bieten, die einflußreicher sind als Staatsministerien und Gesandtschaftsposten. Die übrigen aber, denen das Opfer der Vernunft und des Gewissens nichts kostete, weil sie niemals zur Ahnung der Freiheit und Selbstverantwortung eines Christenmenschen erwacht sind, bettet man sanft in eine Seligkeitsgarantie, die nichts als Äußerlichkeiten von ihnen begehrt, und exerziert sie in einem fanatischen Gegensatz ein gegen alles, was deutsch, was evangelisch, was nicht römisch und jesuitisch ist. Daß eine Kirche, die bis zu diesem äußersten Gegenpol des wahren Christentums gelangt ist, unser Volk nicht mehr erziehen, veredeln, versittlichen, sondern nur noch an seiner Seele schädigen und in den immer höher sich spannenden Gegensatz von Bigotterie und Atheismus hineintreiben kann, dafür sollte in Deutschland doch jedermann, der in die Schule der Reformation gegangen ist, und vor allem unsere Regenten und Staatsmänner offene Augen haben.

Dennoch weht durch das evangelische Deutschland heute ein römisch-katholischer Wind. Es ist unglaublich, aber es ist so. Jene Bischöfe, welche vor sechzehn Jahren dem deutsch-katholischen Volke die Versicherung gaben, es sei unmöglich, daß ihm ein neuer Glaubensartikel aufgelegt werde, die dann auf dem Konzil bezeugten, sie kennten die päpstliche Unfehlbarkeit als Bestandteil des alten, allgemeinen und unwidersprochenen katholischen Glaubens nicht, und die dann wiederkamen und lehrten, die Neuerung *sei* alter, allgemeiner und unwidersprochener katholischer Glaube, und jeder, der anders sage, sei ein Ketzer, — jene Bischöfe waren von da an unter uns nicht etwa tote Leute, an denen man mit dem Gefühl vorüberging „An euch liegt's nicht, wenn noch irgend ein deutscher Katholik an irgend welche Wahrheit und Wahrhaftigkeit in Glaubenssachen glaubt!" nein, sie sind die geehrtesten Männer im Vaterland geworden, von unseren Regierungen

und ihren Organen wie Fürsten behandelt, mitunter geradezu zu Vertrauensmännern berufen. Dies unfaßliche Zeichen der Zeit steht nicht allein. Seit Jahren streckt eine mächtige protestantisch-aristokratische Fraktion den Partisanen des unfehlbaren Papsttums die Hände entgegen, um Arm in Arm mit ihnen das Jahrhundert in die Schranken zu fordern, die christliche Weltanschauung zu retten und die soziale Frage zu lösen, und neuerdings scheint eine ganz besondere Sorte von „Freisinn" ihr in diesem Bündnisanerbieten Konkurrenz machen zu wollen. Eine Reihe von Konversionen in den Kreisen unseres hohen Adels oder von Verwandlungen protestantischer Fürstenhäuser in katholische durch gemischte Ehen und römische Kindererziehung veranschaulicht uns, wohin die Sympathien eines großen Teiles unserer Geburtsaristokratie gehen, und auch wo keiner dieser beiden Fälle vorliegt, fehlt es an auffallenden Bezeigungen dieser Sympathien nicht. Von allen Seiten her vernimmt man, daß protestantische hohe Staatsbeamte die Organe der römischen Kirche mit einer Ehrerbietung und einem Entgegenkommen behandeln, das mit der Staatsfreundlichkeit des römischen Klerus in umgekehrtem Verhältnis steht; aber auch Parlamentarier und Publizisten — und zwar in der Regel, je ungläubiger sie sind, desto mehr — lieben es, die römische Kirche mit einer Rücksicht und Reverenz zu behandeln, die sie für die arme Kirche deutscher Reformation nicht von ferne übrig haben. Geht man den Gründen dieser befremdlichen Zeiterscheinung nach, so sind dieselben allerdings großenteils nichts weniger als religiöser Natur. Vielfach ist es weiter nichts als ein charakterloser Machtkultus, der in diesem Romanisieren betrieben wird. Die römische Kirche ist die erste Großmacht der Welt; sie kann Regierungen stützen und erschüttern, politische Verschwörungen anzetteln und hintanhalten; sie kann Parlamentswahlen machen und verderben. Sie ist die reaktionärste aller Weltmächte und erscheint daher für alle reaktionären Existenzen und Bestrebungen, die gern ins Schlepptau genommen sein möchten, als die große Helferin; wiederum ist sie je nach Umständen oppositionell, ja revolutionär, und hat infolge dessen seitens subversiver wie konservativer Elemente den Wettbewerb. Nur daß die protestantischen Wettbewerber sich täuschen, wenn sie auf eine Gegenliebe rechnen, die nur für den Konvertiten zu haben ist, oder auf eine Achtung, die nur ein sich selbst achtender, nicht ein sich wegwerfender Protestantismus einflößen kann. — Aber es ist doch nicht bloß Politik, was dies moderne Katholisieren erzeugt; es sind auch religiöse Bedürfnisse und Empfindungen dabei im Spiel. Gerade dem materialistischen und skeptischen Zuge unserer Zeit imponiert die römische Darstellung und Darbietung der Religion. Hier weiß man doch, wo und wie; hier kann man die Macht der Religion doch mit den Sinnen fassen. In den Wölbungen von St. Peter glaubt sich's leichter an das Unendliche; es ist reizender das „Ewig-Weibliche" anzubeten als den heiligen Gott; Weihrauchwolken, Rosenkränze, veilchenblaue Talare sind so schön, und samtüberzogene Betschemel so weich. In diesen Beichtstühlen ist doch eine reelle Sündenvergebung zu haben, und wie weitherzig ist die „Kirche," zumal gegen die Schoßsünden der vornehmen Welt! Auch das Respekts- und Autoritätsbedürfnis findet hier ganz anders als im Protestantismus seine Rech-

rung: hier giebt es über der plebejiſchen Gemeinde doch eine wahlverwandte geiſtliche Ariſtokratie; hier iſt der Thron eines „heiligen Vaters," ein älterer als alle weltlichen Throne Europas; — wie viele ebenſo fromme als vornehme proteſtantiſche Damen haben zu den Füßen des alten Pio IX. Thränen der Rührung geweint! Die päpſtliche Unfehlbarkeit und auch andere römiſch-katholiſche Dogmen ſind der Vernunft allerdings einigermaßen unfaßlich; aber ſind nicht manche proteſtantiſchen Dogmen das auch? Was will in Dingen der Religion überhaupt die Vernunft? „Gefühl iſt alles", Gefühl der Unendlichkeit, myſtiſchen Dunkels ſchauerlich ſüßer Genuß: den hab ich hier aus dem Vollen; dieſe Religion nimmt mir alle die proteſtantiſche Reflexion und Kritik, alle die ſchwere proteſtantiſche Selbſtverantwortung des Gewiſſens mit einem Male ab; ſie verlangt nur, daß ich mich als unmündiges Kind ganz in die Arme der Mutter Kirche werfe, die für mich glaubt, arbeitet, betet, die meine Rechnung mit Gott ſchon' in die Reihe bringt; wie leicht iſt es hier doch fromm zu ſein ... — Wiederum für andere und männlichere Naturen miſcht ſich der religiöſe und der politiſche Machteindruck in einer bei aller Kritik imponierenden Weiſe. Es war doch bewunderungswürdig, ſagen ſich hochkonſervative und hochliberale Proteſtanten, daß die Biſchöfe und Prieſter auf ein Glaubenskommando Ordre pariert haben wie Offiziere und Korporale auf einen Armeebefehl! Und da die Gemeinden ſich nach wie vor von dieſen Hirten leiten laſſen, ja noch zahlreicher und opferwilliger als zuvor hinter ihnen ſtehen, ſo findet man, daß dieſe Religion ſich praktiſch bewährt. Sie leiſtet etwas im öffentlichen und ſozialen Leben, — ja ſie leiſtet weit mehr als die evangeliſche; ſie verſteht Maſſen zu bändigen, ſie iſt ein unverächtliches Gegengewicht gegen Nihilismus und Sozialdemokratie; ſie kann zur Überwindung der Umſturzgeiſter, zur Löſung der ſozialen Frage vortreffliche Dienſte thun. Man ſagt ſich das nicht etwa bloß im Sinne der Frivolität; o nein — man ſagt ſich's aus dem Gefühl des eigenen, tiefinnerſten Schwankens zwiſchen Glauben und Zweifel, aus dem Bewußtſein des unſicheren Standpunktes, den man in ſeinem eigenen Bekenntnis einnimmt. Religion muß ja ſein; öffentliche und gemeinſame Religion iſt ein fürs Volksleben unentbehrliches Gut; was wahr iſt in ihr, was nicht, wer weiß es? Und ſo kommt es auf etwas mehr oder weniger Kupferlegierung der Goldmünze nicht an, wenn die Goldmünze nur kurſiert und ſchafft! Ein begreiflicher, ſubjektiv verzeihlicher, und doch wahrhaft furchtbarer Gedanke. Er lautet in derberes Deutſch überſetzt: „Der Aberglaube iſt doch immer beſſer als der Unglaube, — der Zweck heiligt die Mittel, — die Religion iſt nicht Selbſtzweck im Leben, Erfüllung der höchſten Anlage und ewigen Beſtimmung des Menſchen, ſondern ſie iſt Mittel zu endlichen Zwecken, und zur Erreichung derſelben kommt es auf ihren Wahrheits- oder Unwahrheitsgehalt, alſo überhaupt auf Wahrheit oder Unwahrheit nicht ſo ſehr an," Gedanken, die aus den Kreiſen der oberen Zehntauſend nur in die Maſſen hinunter zu ſickern brauchen, wie zuletzt alles von dort hierher hinunter ſickert, um allem Glauben im Volke ein Ende zu machen.

Daß eine ſolche romaniſierende Strömung im Mutterlande der Reformation

nur möglich ist vermöge einer eigentümlichen Lähmung der reformatorischen Impulse, und daß für diese Lähmung die deutsche evangelische Kirche, die berufene Pflegerin und Hüterin dieser Impulse, die Hauptverantwortung tragen muß, liegt auf der Hand. Ich bin weit entfernt, das viele Gute und Treffliche zu verkennen, das unsre Kirche auch heute leistet und umschließt; insonderheit weit entfernt zu verkennen, daß die deutsch-evangelische Geistlichkeit der Gegenwart an Frömmigkeit, Bildung, Ehrbarkeit über mancher vorangegangenen Generation steht und in dem Ganzen unseres Volkslebens eine hervorragende Stellung einnimmt; auch bitte ich mich nicht dahin mißzuverstehen, als wollte ich dem einzelnen Ehrenmann zum persönlichen Vorwurf machen, was vielmehr Gesamtschuld, nur eben auch an der evangelischen Kirche und Geistlichkeit hervortretende Gesamtschuld des Zeitgeistes ist. Aber auf der Höhe ihrer Aufgabe, auf der Höhe des reformatorischen Gedankens steht unsre heutige evangelische Kirche nicht. Wäre das der Fall, wie ganz anders müßte sie empfunden und sich benommen haben in dem Augenblick, da das katholische Deutschland, aufs tiefste geärgert durch die vatikanischen Beschlüsse, in seiner Anhänglichkeit an Rom momentan ernstlich wankte und die Wiedervereinigung Deutschlands im Glauben am Horizont aufzuleuchten schien: wie hätte da eine wirklich reformatorische Kirche den getrennten Brüdern die Arme weit aufthun müssen in dem Bewußtsein und in dem thatkräftigen Versuch ihnen eine bessere Befriedigung ihres religiösen Bedürfnisses zu bieten! Nichts davon war zu spüren. Suche ich aber die Gründe der eigentümlichen Mattheit und Ohnmacht, die unserer Kirche inmitten der gewaltigen Aufgaben und Gefahren der Gegenwart unleugbar anhaftet, so kann ich sie nur darin finden, daß derselbe trotzige und verzagte Geist, der im modernen Katholizismus superlativisch sich darstellt, auch sie verhältnismäßig ergriffen hat, der trotzig-verzagte Trieb, die Revolution der Geister durch die Reaktion zu bannen anstatt durch die Reform, den Skeptizismus des Zeitalters zu überwinden durch einen überspannten Positivismus, bei dem der Wahrheits- und der Freiheitstrieb des echten Glaubens nicht zu ihrem Rechte kommen. Als vor anderthalb Jahrhunderten das deutsche Geistesleben sich von der evangelischen wie von der römischen Kirche abzuwenden begann, da stand die evangelische Geistlichkeit im Durchschnitt auf dem Standpunkt einer durch den Pietismus etwas moderierten Orthodoxie. Daß sie heute in ihrer großen Mehrzahl wesentlich auf demselben Standpunkt steht, ja daß derselbe im größten Teil des protestantischen Deutschlands der kirchenregimentlich geforderte und allein anerkannte ist, wird nicht zu bestreiten sein. Schon in dieser Thatsache der Rückkehr auf einen geschichtlich als unzulänglich überführten Standpunkt liegt der Schlüssel zu der Ohnmacht, mit der unser Kirchenwesen dem Leben der Gegenwart im großen und ganzen gegenübersteht. Es läßt sich aber auch diesem Standpunkt der zwiefach-einheitliche Mangel und Fehler, um deswillen er so ohnmächtig bleiben muß, recht wohl nachweisen. Es handelt sich einmal um eine intellektuelle, andererseits um eine ethische Schwäche, in der der orthodox-pietistische Standpunkt zurückbleibt hinter den Forderungen und Ver-

heißungen der evangelischen Glaubensidee. Aber ich muß mich in dieser Materie, über die man Bücher schreiben könnte, auf Andeutungen beschränken.

Die Abneigung unserer heutigen protestantischen Gläubigkeit gegen das urprotestantische Element der freien Erkenntnis und Kritik wird von ihr selbst nicht geleugnet. Sie wird nur motiviert mit den Exzessen der Kritik, mit den Verwüstungen, welche der ungezügelte Forschungstrieb dem frommen Glauben gegenüber anrichten müsse und angerichtet habe, mit der Unvereinbarkeit einer wissenschaftlichen Skepsis mit dem Lehramt der Kirche und dem Bestand einer Gemeinschaft der Gläubigen. Und es ist unsere Meinung nicht, das weitgreifende relative Recht dieser Beschwerden in Abrede zu stellen. Nur daß die Angst nie Gefahren überwunden hat; daß man das Feuer nicht abschafft, weil es zuweilen auch zum Dach herausschlägt, und — daß die Wissenschaft sich erfahrungsmäßig nur da vom Glauben abwendet, wo der Glaube seinerseits wissenschaftsfeindlich und erkenntnisträge wird. Es gilt eben, die fromme Fühlung des Herzens für die ewige Wahrheit in jener Synthese mit dem freien Erkenntnistrieb, mit dem Rechte und der Pflicht der verständigen Prüfung zu erhalten, welche in der Natur des echten Glaubens begründet und der große Charakterzug des biblischen und des reformatorischen Christentums ist. „Den Geist dämpfet nicht, die Weissagung (d. h. die in der Gemeinde auftretende religiöse Neuhervorbringung) verachtet nicht; prüfet aber alles und das Gute behaltet," hat Paulus seinen Gemeinden zugerufen, und wie wäre unsre Reformation auch nur denkbar gewesen ohne gegen Satzung und Überlieferung sich wendende religiöse Denkfreiheit, ohne freie Kritik? Es ist nicht diese Straße, auf welcher unsere heutige evangelische Gläubigkeit weiterzieht. Hartnäckig wird evangelischer Glaube verwechselt mit der Zustimmung zu jenen patristischen und scholastischen Dogmen, die gewiß einen unveräußerlichen Kern religiöser Wahrheit in sich tragen, aber in ihrer Formulierung unleugbar doch nicht reine Produkte des Christentums, sondern Zwittergebilde der christlichen Frömmigkeit und der heidnisch-griechischen Schulweisheit sind. Sie können unmöglich mehr das christliche Denken einer Zeit befriedigen, deren allgemeines Denken über die Zeit der Kirchenväter und Scholastiker weit hinausgeschritten ist: nichtsdestoweniger, wer das in der heutigen evangelischen Kirche offen kund giebt, ist ein Ketzer. Auch die heilige Schrift, diesen Lebensborn der reformatorischen Kirche, den uns eine oft irrende, dennoch im ganzen bewundernswerte historisch-kritische Forschung seit hundert Jahren erst wissenschaftlich aufgeschlossen hat, schließt man durch Verachtung und Verfehmung dieser Forschung von neuem zu; die krassesten Auffassungen biblischer Dinge, die kein studierter Theologe ernstlich vertreten kann, werden unter Anwendung einer gänzlich unhaltbaren und in der Theologie allgemein aufgegebenen Inspirationstheorie fortwährend in Predigt und Konfirmandenunterricht vorgetragen, als hinge der „Glaube" und mit ihm das Heil daran. Kein Kirchenregiment tritt der Unsumme von abergläubischen Vorstellungen entgegen, welche auf diese Weise fortwährend ausgestreut werden, dagegen wehe dem, der irgend ein wenn auch noch so wohlbe-

gründetes kritisches Element in Predigt oder Unterricht verwertet[1]). Natürlich, daß bei einem solchen kirchlichen Zeitgeist die Theologie der Gegenwart, die das Recht der freien Forschung als den Rechtstitel ihres Daseins vertritt, sehr übel angeschrieben ist. Man setzt sie öffentlich und privatim herab, wo man kann; man erklärt es für eine Forderung kirchlicher Freiheit, sie unter eine synodale Kontrolle zu knechten, man möchte sie auf eine ähnliche Stufe zur „Kirche," d. h. zur synodalen Majorität bringen wie die, auf der die katholischen Fakultäten zu den römischen Bischöfen stehen (vergl. die Verhandlungen der Berliner Generalsynode von 1885). Daß man auf diesem Wege den denkenden Geist der Zeit nicht befriedigt und versöhnt, sondern die Kluft zwischen ihm und dem Christentum nur erweitert, liegt auf der Hand. Man will ihn auch gar nicht versöhnen, sondern man mutet dem deutschen Volksgeiste zu, das religiöse Gebiet aus dem Reiche des freien Gedankens und der freien Prüfung auszuschließen und sich auf ihm einzig dem dunkeln Gefühl anzuvertrauen, dem, was der Pietismus innere Erfahrung nennt, was aber, losgetrennt vom Tageslicht der vernünftigen Erkenntnis, allen Selbsttäuschungen, allen Verwechselungen von Glaube und Aberglaube offen steht. Aber nie wird der deutsche Geist die innere Einheit seines Lebens aufgeben und auf den freien religiösen Gedanken verzichten; er würde damit auf seine reformatorische Erstgeburt unter den Volksgeistern verzichten.

Und doch ist im besseren deutschen Volksgeiste der Gegenwart das ethische Bedürfnis noch stärker als das intellektuelle: wir fühlen die Aufgabe, aus einem „Volke der Denker" ein Volk der sittlichen That, ein Volk des sittlichen Charakters zu werden. Hier liegt der Schlüssel des Christentums zum Herzen der Gegenwart, denn das Christentum ist die schlechthin ethische Religion. Alles Religiöse in ihm hat eine ethische Seite, bezieht sich unmittelbar auf des Menschen Heiligung und hat daran die Probe seiner Echtheit und Wahrheit: wann erst erkannt sein wird, daß wir die sittliche Idee, die das Menschenleben allein über den Abgrund der Gemeinheit emporhebt, nur fest- und wahrhalten, wievielmehr nur verwirklichen können auf dem Grunde des Christenglaubens, dann wird der Skepti-

[1]) Vor mir liegt ein evangelisches Volksblatt von diesem Jahr; an seiner Spitze eine von einem Geistlichen geschriebene Erklärung des Sonntagsevangeliums von der „Verklärung Christi" Matth. 17. Diese Geschichte, die schon denkende Kirchenväter als eine Vision der Jünger auslegten, wird durchaus sinnlich-real gefaßt; „die äußere körperliche Gestalt des Heilandes, heißt es wörtlich, war sonst wie die eines jeden anderen Menschen; aber in diesem Augenblick schien die göttlichgleiche Natur durch die Hülle des sterblichen Leibes." Daß hiernach die „göttliche Natur" Christi, die durch seine Leibtichkeit durchscheinen soll wie durch ein Transparent, aus Lichtmaterie bestehen, also die Gottheit selbst nicht Geist, sondern sinnliches Licht sein müßte, giebt dem Verfasser keinen Anstoß. Und von solcher Materialisierung der biblischen Religion könnten hundert Beispiele angeführt werden, sie ist geradezu Mode und durchaus gläubig-legitim. — Dem gegenüber stehe das unvergeßliche Faktum, daß in den sechziger Jahren in Preußen eines braven, frommen, tüchtigen theologischen Dozenten ganze Laufbahn dadurch ruiniert worden ist, daß er im Gymnasialreligionsunterricht die Schlange im Paradiese symbolisch erklärte. Der Ärmste wurde beim Minister v. Mühler verklagt, der ihm infolgedessen die Beförderung versagte, und er ist, verkümmert in Mangel und Not, nach Herausgabe eines guten kirchenhistorischen Werkes, jung verstorben.

zismus des Jahrhunderts überwunden ſein. Um ſo bedauerlicher iſt es, wenn die in der evangeliſchen Kirche zur Zeit vorherrſchende Richtung theoretiſch und praktiſch das ethiſche Intereſſe weit hinter das dogmatiſche zurückſetzt. Die theoretiſche Zurückſetzung, meint ſie, ſei durch die reformatoriſche Grundlehre von dem allein rechtfertigenden Glauben gegeben. Eine Lehrart, die man leider tauſendfach in Predigt und Unterricht vernehmen muß, iſt die: der Menſch kann die Gebote Gottes nicht wahrhaft halten; Chriſtus aber hat für unſere moraliſchen Rückſtände genug gethan, und nun erſetzt der Glaube an ihn unſere mangelhafte Gerechtigkeit. Daß dieſe Lehrart, zumal wenn ſie damit am Ende iſt und den Glauben noch vor Gottes Endgericht die ſittlichen Mängel decken läßt, geradezu ſittlich entnervend wirken muß, iſt augenſcheinlich. Aber nicht die Reformation, ſondern erſt die ihr nachgefolgte Orthodoxie iſt an ihr ſchuld. So ſehr in jener die religiöſe Stimmung die ethiſche überwiegt, in Luthers Grundlehre ſind beide im vollkommenen Zuſammenhang und Gleichgewicht: ſein „allein rechtfertigender Glaube“ iſt ein „ſchäftig, kräftig, rührig Ding,“ das nicht lange nach guten Werken fragt, ſondern aus innerem Drang und Trieb alle guten Werke ſelbſtverſtändlich vollbringt; einen Glauben, der das nicht thut, hat Melanchthon gar nicht als wirklichen Glauben anerkannt, ſondern einen „gemalten Glauben“ geheißen. Aber als erſt der reformatoriſche Glaube zum orthodoxen ward, die Herzensthat der Hingabe an die Liebe Gottes in Chriſto, die, wo ſie ergriffen wird, natürlich auch ihrerſeits ergreift, und wo ſie ergriffen hat, auch regiert und heiligt, in eine Verſtandesthat der Unterwerfung unter gewiſſe geoffenbarte und ſeligmachende Lehren ſich wandelte, da wurde natürlich der Glaube — wenn auch nicht in der Doktrin, ſo doch faktiſch und praktiſch, aus einem *Prinzip* der guten Werke zu einem *Surrogat* derſelben, und dieſe böſe Konſequenz geht mit Naturnotwendigkeit jeder orthodoxiſtiſchen Richtung, auch der heutigen, nach. — Nun hat ſich zwar die heutige Orthodoxie grade nach der Seite der guten Werke hin zu ihrem Vorteil durch den Pietismus ergänzt. Der Pietismus, das orthodoxe tote Verſtandeschriſtentum durch ein lebendiges Gefühlschriſtentum zurückdrängend, hat von Anfang an als Erweis der Lebendigkeit des Glaubens Werke der Liebe gefordert und hervorgebracht, und ſo iſt auch in der Gegenwart *er* es, dem wir den nicht genug zu rühmenden Kranz der guten Werke, der Werke der inneren und äußeren Miſſion, welcher die evangeliſche Kirche der Gegenwart ziert, zu verdanken haben. Nur daß das bibliſche Chriſtentum von ſeinen Bekennern noch einen anderen und zuverläſſigeren Ausweis der Echtheit ihres Glaubens fordert als eine nach außen gewandte Werkthätigkeit, nämlich die nach innen gewandte unerbittliche Zucht der Heiligung, die Ausprägung eines im heiligen Willen Gottes gefeſteten Charakters. „Viele, hat Jeſus geſagt, werden an jenem Tage zu mir ſagen: Herr, Herr, haben wir nicht in deinem Namen geweiſſagt; haben wir nicht in deinem Namen böſe Geiſter ausgetrieben; haben wir nicht in deinem Namen viele Thaten gethan? Dann werde ich ihnen bekennen: Ich habe euch nie gekannt, weichet von mir, ihr Übelthäter.“ Alſo das einfache Thun des göttlichen Willens — und wir wiſſen aus der Bergpredigt, wie innerlich und heilig er dies Thun verſtan-

den hat — geht ihm nicht bloß über das Herr, Herr sagen, sondern auch über alle in Seinem Namen nach außen hin gerichteten Werke und Thaten. Geht es der heute unter uns vorherrschenden Gläubigkeit auch über das alles? Ist der sittliche Eifer ebenso groß als der religiöse? Ist die heiligende Selbstzucht, die nach innen gewandte Arbeit am eigenen christlich sittlichen Charakter ebenso angestrengt wie die nach außen gewandte Rührigkeit im Weissagen und Thatenthun, im Austreiben böser Geister? Wir werfen nur die Frage auf, aber die Antwort, die unser allgemeines Volksgefühl auf sie giebt, ist uns nicht zweifelhaft, und wer nach Beiegen für das Recht dieses Volksgefühls sucht, wird nicht weit zu suchen haben. Wir wollen hier keine Exempei anführen, wollen niemanden richten oder anklagen, aber käme die Lauterkeit der Charaktere der Korrektheit der Bekenntnisse, käme die Fülle der Seibstlosigkeit, der Demut, der Wahrhaftigkeit, der duldsamen Liebe unter uns wirklich der Fülle der Missionswerke gleich, wie herrlich müßte es sich unter Brüdern leben!

Wo sind die Vorbilder eines Schleiermacher und E. M. Arndt geblieben? Wo sind sie hingekommen, die Tage jener verheißungsvollen Erneuerung des evangelischen Glaubens aus der Tiefe und der Höhe, da es zur Probe seiner Echtheit gehörte, sich vor keiner Prüfung seines Inhalts und Ursprungs und vor keiner Gemeinschaft mit den Geistesmächten der Zeit zu fürchten, im Leben aber, im öffentlichen wie im eigensten, seinen Glauben als den Quell aller Herzensreinheit und Charaktergröße, als den Quell eines Heidentums der Selbstverleugnung um Gotteswillen zu bewähren? In vieiem und großem sind wir in Deutschland seitdem vorangegangen, in diesem einen Notwendigen aber zurück! Darum steht es auch heute unter uns bei aller äußeren Größe und Herrlichkeit inwendig so schief: die Geister entzweit, die Gemüter verwirrt, die ideaien Triebkräfte und sittlichen Kapitalien überall erfordert und nirgends ausreichend zu finden; das evangeiische Bekenntnis, die eigentlich deutsche Religion, an die Wand gedrückt, zur Seite geschoben, von der alten Gegnerin im öffentlichen Leben überflügeit und auf allen Punkten in die Defensive gedrängt, und die Erbfeindin des deutschen Namens und Reiches hoch zu Roß, mit dem vatikanischen Trumpf in der Hand triumphierend über den stärksten deutschen Staat. —

Wenn wir dennoch nicht verzagen, so ist's, weil wir noch etwas von jenem echten Glauben in uns tragen und um uns her gewahren, der eine Zuversicht ist des, das man nicht siehet. Die Wege Gottes mit unserem deutschen Volke weisen nicht auf Untergang, sondern auf neuen Aufgang und mit ihm auf eine große segensvolle Mission für alle Weit: so können sie auch nicht auf einen wirklichen Sieg des Skeptizismus oder des Romanismus, auf den geistigen Tod des Unglaubens oder des Aberglaubens hinauslaufen. Und die verborgene Unterströmung der Gegenwart ist doch eine andere als die, weiche die Oberfläche gegenwärtig so kraus und trüb erscheinen läßt. Der Zug des deutschen Geistes zu echtem evangelischem Glauben, zu einem ebenso positiven ais geistig und sittlich befreienden Christentum verrät sich dem liebevollen Beobachter in unzähiigen stillen Spuren: tausende von frommen Herzen tragen den neuen Himmel und die neue

Erde schon in ahnungsvollem Bilde in ihrer Tiefe, und zehntausende strecken sich ihm in dunkler, oft sich selbst noch nicht verstehender Sehnsucht entgegen. Seit den Anfängen dieses Jahrhunderts arbeitet der deutsch-evangelische Geist in stiller Werkstatt an der Wiederaufnahme und Durchführung der Reformation, an der Neuverklärung des Christentums, und alle Erkenntnisse, die dazu gehören, sind keimartig unter uns vorhanden. Es ist wahr, das Feuer jener schönen religiösen Wiedergeburt, die in den Tagen der Freiheitskriege mit der nationalen Hand in Hand ging, ist gedämpft worden; im verborgenen hat es dennoch weiter geglüht, wie unter der Asche sich ausgebreitet, und nur ein mächtiger Hauch Gottes fehlt, daß es neu auflodre und siegreicher als damals sein großes Läuterungswerk wieder aufnehme. Dieser Hauch Gottes kann kommen über Nacht. Schon einmal auf deutscher Erde hat es mit den religiösen und kirchlichen Dingen so untröstlich ausgesehen wie heut; — das war, als das fünfzehnte Jahrhundert sich zu Ende neigte. Über alle die großen Reformanläufe des besseren Geistes hatte die Selbstsucht und Herrschsucht des Papsttums triumphiert; dem verrotteten Kirchenwesen gegenüber drang ein halbheidnischer Humanismus, Skepsis und Unglauben ausbreitend, in die gebildeten Kreise der Nation ein; die lebendigen Geister schienen sich immer völliger von den kirchlichen Dingen ab- und den weltlichen zuzuwenden, denen die Entdeckung Indiens und Amerikas den Horizont und die Anziehungskraft unendlich erweiterte; die evangelischen Glaubensgedanken erschienen wie sterbende Aschenfunken. Und ein Menschenalter danach sollten sie die Welt regieren. Schon war der gottbegnadigte Genius geboren, der alles wenden und die alles überragende und überwältigende Macht des echten Glaubens von neuem offenbaren sollte. Gottes Reich kann nicht untergehen, und der Herd, von dem seine Flammen ausgehen sollen in alle Welt, steht trotz alledem und alledem, soweit Menschenaugen urteilen können, auf deutscher Erde. Hoffen, arbeiten, beten wir, daß es komme. —

Faï.

Novelle aus dem Spanischen

von

S. Bermejo.

I.

Ein Menschenstrom, aus allen Klassen der Bevölkerung zusammengesetzt, drängte in den Straßen Manilas der Kirche San Domingo zu. Es war am Charfreitag im Jahre 1860. Die stets sich mehrende Menge, welche die Halle des Gotteshauses bald bis auf den letzten Platz angefüllt hatte, wurde durch den Wunsch angezogen, den beredten, machtvollen Worten eines jüngst erst aus Spanien angekommenen Dominikaners zu lauschen.

Und in der That! Das Thema, das er seinen Predigten zu Grunde legte, war ein hochinteressantes: „Die Schöpfung, der Ursprung des Menschen, sein Verhältnis zu Gott und zu seinesgleichen, der Kampf des Geistes mit der Materie, Freiheit und Gleichheit, diese großen, die Menschheit bewegenden Probleme, sie entfalteten sich in seinen Ausführungen vor der ergriffenen Menge zu voller Klarheit. Die wissenschaftlichen Belege für diese Probleme benützte er als Beweis dafür, daß die einzige Grundlage des menschlichen Fortschritts in der Lehre Jesu zu finden sei.

Der magische Ton seiner Stimme, der gleich den schwingenden Saiten eines Instrumentes den Absätzen seiner Rede nachhallte, dieser Ton in Verbindung mit den fein gemessenen Geberden und den schönen, durchgeistigten Gesichtszügen machten es erklärlich, daß die Zuhörerschaft völlig unter dem Banne des Dominikaners stand. Wer aber war er? Was konnte einen solchen Mann bewogen haben, das Ordensgewand des heiligen Dominikus anzulegen?

Bruder Luis de Avila (das war des Mönches Name) war der erstgeborene Sproß eines edlen Hauses; unter dem Titel: „Herzog von Istria" hatte die Welt ihn gekannt. Im Jahre 1835 fiel sein Vater auf dem Schlachtfeld im Kampfe für die Sache der Königin und hinterließ zwei Kinder, Luis und Maria, deren Erziehung fortan die Lebensaufgabe der Herzogin-Witwe wurde. Sie kannte die Welt und ihre Tendenzen und suchte die Entwickelung ihrer Kinder nach einer Richtung zu fördern, die sie dereinst befähigen sollte, die hohe gesellschaftliche Stellung, zu der sie berufen waren, würdig auszufüllen.

Luis studierte an der Universität der Hauptstadt die Rechte; ausgezeichnete Professoren unterwiesen ihn in anderen Zweigen menschlichen Wissens und begleiteten ihn auf den Reisen, welche er während der Ferien nach fernen Ländern zu unternehmen pflegte.

Mit dem Glanze der Geburt vereinte er große Talente, vor allem besaß er jenen unwiderstehlichen Drang nach Wahrheit, der nur edlen Naturen eigen ist.

In welcher Sphäre seiner Thätigkeit man ihn beobachtete, war es als Künstler, als Schriftsteller, als politischer Redner, immer sah man ihn in gleicher Vollkommenheit. Mit Leichtigkeit und Korrektheit im Entwurf verband sich bei ihm südlich-lebhaftes Kolorit, seine Hand zeichnete und malte, was der durch das Gefühl bewegte Sinn ihm eingab. Denselben Geist offenbarten seine Schriften, welche all' das Elend des modernen sozialen Körpers widerspiegelten, wie mangelndes Wissen und mangelnde Moral es hervorbringen.

Durch seine Geburt Mitglied des Senates nahm er an den wichtigsten Verhandlungen dieser Körperschaft teil. Seine Beredsamkeit, das Interesse, das er an jeder edlen und großen Sache, besonders aber an allem, was den öffentlichen Unterricht anging, nahm, erwarben ihm bald hohen, wohlverdienten Ruhm. Aber nur zu schnell fand er sich vereinsamt, denn er vermochte es nicht über sich zu gewinnen, den Anforderungen und der Disziplin einer politischen Partei sich zu unterwerfen. Das parlamentarische Leben erfüllte ihn allzubald mit Enttäuschung.

Luis de Avila ſuchte Liebe, Liebe um ſeiner ſelbſt willen. Der geſellſchaftlichen Stellung bevorzugt zu werden verſchmähte er. Sein Inneres war ſtets von allerhand Zweifeln bewegt, und als er zur Heilung dieſes Zuſtandes ſich in ſein Studierzimmer zurückzog, da trat ein Umſchwung in ſeinem Weſen ein, er fand plötzlich Gefallen am Grübeln über religiöſe Probleme. Eines Tages erklärte er mit Entſchiedenheit, er ſei feſt entſchloſſen, ſich völlig dem Dienſte des Herrn zu weihen. Er überwand den Widerſtand ſeiner Mutter, welche von ſolchem Beginnen nichts wiſſen wollte, und begab ſich nach Valladolid, wo er das Ordensgewand gegen die weltliche Kleidung eintauſchte. Von dort ging er nach der Hauptſtadt der Philippinen.

Luis de Avilas Geſtalt war von mittlerer Größe, doch ließ ſie der weiße Habit mit ſeinen maleriſchen, der ſchlanken Figur günſtig geordneten Falten groß erſcheinen. Sein Haar war ſchwarz, ebenſo ſeine ſchönen, glänzenden Augen mit ihrem milden, melancholiſchen Ausdruck. Die bleichen Züge, die feine, geradlinige Naſe, der ſchön geſchnittene Mund, welcher, ſobald er ſich zu einem Lächeln öffnete, perlenweiße Zähne ſehen ließ, verliehen ſeinem Kopfe große Ähnlichkeit mit dem einer griechiſchen Statue.

Das Leben des Mönches war ein muſterhaftes. Die Zeit, welche die Ordensregel ihm zur freien Verfügung ließ, widmete er dem Studium oder der Linderung ſeiner leidenden Mitmenſchen. Wo es eine Thräne zu trocknen, einen Schmerz zu lindern galt, dort war der Dominikaner ſicher zu finden.

Sein erlauchter Name, ſein Talent, namentlich aber ſeine eleganten Umgangsformen waren es, die ihm eine mönchhafte Zurückgezogenheit faſt zur Unmöglichkeit machten. Die vornehmſten Perſonen Manilas geizten nach einem Verkehr mit dem Dominikaner und ſuchten eine Berührung mit ihm; auf dieſe Weiſe geriet er in ein geſellſchaftliches Getriebe, deſſen er ſich ſchließlich nicht mehr erwehren konnte. Er drückte deshalb dem Superior gegenüber den Wunſch aus, nach den chineſiſchen Miſſionen entſendet zu werden; aber es bedurfte vieler Mühe um Gehör zu finden. Er verließ Manila und begab ſich nach Hong-Kong.

II.

Ein ganz neues Bild bot ſich den Blicken Luis de Avilas dar, als er ſich auf der Rhede von Hong-Kong ausſchiffte. Der alte Schlupfwinkel chineſiſcher Seeräuber, der durch den Vertrag von Canton im Januar 1841 an England abgetreten worden war, hatte ſich ſehr ſchnell in einen bedeutenden Ort verwandelt, in welchem das rege Leben eines großen Emporiums herrſchte. Schöne Gebäude ziehen ſich in breiten Straßen von dem Geſtade des Meeres bis an den Abhang des Berges. Europäer, Amerikaner, Chineſen, Malayen, Araber, Perſer u. ſ. w. drängen ſich in den Straßen bunt durcheinander, ſie alle ſieht man geſchäftig, den Tauſchhandel heimiſcher Produkte gegen diejenigen Chinas abzuſchließen.

Inmitten dieſes Geſchäftstrubels der jungen Stadt, mitten in dieſem Haſten und Jagen nach Gold bilden die religiöſen Genoſſenſchaften die einzig idealen Lichtpunkte. Sie ſind bekanntlich zum Zwecke der Bekehrung des Heidentums

zum Christentum errichtet und blicken schon auf recht bedeutende Erfolge in dieser Richtung zurück. Die Mission der Dominikaner, deren General-Prokuratur in Hong-Kong sich befindet, bildet einen integrierenden Teil dieser Genossenschaften.

Bruder Luis de Avila bereitete sich sofort auf das aufopferungsvolle Leben eines Missionars vor. In Begleitung seines Bruders Joaquin machte er die erste Missionsreise nach der Provinz Kwang-Tung, an diese schlossen sich andere, sämtlich von großem Erfolge begleitet.

Die Ursachen dieses Erfolges waren seine Beredsamkeit, evangelische Überzeugungstreue, tugendhafte Entsagung inmitten der beständigen Entbehrungen und Gefahren, die er mit dem Mute, den nur innige Glaubenstreue verleiht, ertrug.

In den letzten Apriltagen des Jahres 1862 trat er in Begleitung Bruder Joaquins seine fünfte Reise an. Eine Borcha (ein kleines chinesisches Boot) nahm die beiden Missionare, welche chinesische Tracht angelegt hatten, auf, um sie nach Tschao-Tschen zu führen.

Das kleine Fahrzeug entfaltete seine Segel und richtete unter günstigem Winde seinen Kurs nach dem Cantonfluß. Es segelte an den zahlreichen Inseln zwischen den Mündungsarmen vorbei und gelangte bis an die enge Tigermündung, wo es am Fuße der in Ruinen liegenden Batterien, welche einst von den Franzosen und Engländern zerstört worden waren, Anker warf. Dort wurde die Nacht abgewartet und alsdann die Reise an den belebten, bevölkerten Gestaden des Cantons fortgesetzt. An schattigen Gehölzen und Tatarentürmen vorbei gelangten die Missionare ohne bemerkenswerten Zwischenfall an ihren Bestimmungsort, und es war finstere Nacht, als sie in Tschao-Tschen landeten.

Vorsichtig näherten sie sich dem Ufer, als sich ein Schatten zeigte, welcher sich gerade auf die Borcha zu bewegte. In der Nähe angelangt, ertönte ein Signal, das sofort erwidert wurde. Ein Mann sprang in das Boot, Chiang-ting, ein Seidenhändler; er kniete nieder und empfing den Segen des Paters. Wenige Minuten später waren sie auf dem Wege nach dem Hause des Kaufmanns, wo dessen Gattin sie erwartete.

Chiang-ting, ein Mann von etwa 45 Jahren, war von kleiner Statur, seine Gesichtszüge waren gewöhnlich und ausdruckslos. Fai, seine Gattin, dagegen, ein Mischling — ihr Vater war Chinese, ihre Mutter Europäerin — erfreute sich einer Schönheit, wie man sie unter chinesischen Frauen nur sehr selten trifft. Sie zählte erst 22 Jahre, war schlank, von einem seltenen Ebenmaß der Formen und besaß ausdrucksvolle, anmutige Züge. Namentlich aber die dunklen, nur wenig geschlitzten Augen verliehen dem ganzen Kopfe einen eigentümlichen Reiz. Daß sie sich keines aristokratischen Stammbaums erfreute, sah man an ihren Füßen, die natürliche Formen trugen und nicht zu Stumpfen zusammengepreßt waren.

Die Missionare quartierten sich in einem kleinen Anbau ein, dessen Ausstattung aus zwei Betten, einem Waschtisch mit Schrank, einem Tisch in der Mitte des Raumes und sechs Sesseln bestand.

— „Mühsam genug war die Fahrt den Strom aufwärts," begann Bruder

Joaquin, „doch befinden wir uns nach vier bösen Nächten endlich im Quartier. Fühlst du dich nicht ermüdet?"

— „Nicht sehr."

„Du bist noch jung und erträgst die Strapazen leicht. Wollen wir nicht eine Tasse Thee trinken und uns dann niederlegen?"

— „Wie es dir beliebt."

Der Kaufmann und seine Gattin leisteten den Missionaren bei dem Thee, welcher mit Fleischspeisen zusammen gereicht wurde, Gesellschaft.

Am folgenden Morgen fühlte sich Bruder Luis nicht wohl und teilte dies seinem Gefährten mit."

— „Sieh, sieh," sagte Bruder Joaquin, indem er den Puls untersuchte, „du hast in der That ein leichtes Fieber. Bleib' zu Bett; ich hoffe, daß das Unwohlsein sehr schnell vorübergehen wird."

— „So krank fühle ich mich nicht, daß ich das Bett hüten müßte."

Nachdem die beiden Missionare ihr Gebet beendet, besprachen sie die ihnen übertragene Aufgabe. Sie hatten die Absicht, am dritten Tage nach ihrer Ankunft nach Liang zu gehen und während der beiden ihnen bleibenden Tage in Tschao-Tschen Versammlungen abzuhalten.

Mit der Familie Chiang-tings trafen die Missionare nur während des Gebetes und bei den Mahlzeiten zusammen, die sich der Gäste wegen etwas mehr als gewöhnlich ausdehnten. Das anfänglich leichte Fieber wurde am zweiten Tage heftiger trotz der in Anwendung gebrachten Arzneimittel, und die Weiterreise, so sehr auch Bruder Luis sich dagegen sträubte, mußte aufgeschoben werden.

— „Wir wollen noch warten," entschied Bruder Joaquin, „du bist schwach, und es erwarten uns große Strapazen. Wenn wir uns auch heute im Hause eines reichen Kaufmanns befinden, so werden wir es doch morgen oder doch in den nächsten Tagen sehr schlecht haben. Es wäre nicht klug gehandelt, wenn wir bei deinem augenblicklichen Zustande eine so anstrengende Reise unternehmen wollten."

— „Ich empfinde es aber schwer, daß ich die Ursache des Aufschubs bin," entgegnete Bruder Luis.

Bruder Joaquin pflegte den Genossen mit größter Aufopferung. Indes das Fieber wich nicht, und Bruder Luis konnte das Haus nicht verlassen, wenngleich er nicht gerade das Bett hüten mußte.

Die Missionare wurden endlich ungeduldig.

— „Wir müssen einen Entschluß fassen," begann endlich Bruder Joaquin.

— „Ich bin entschlossen, die Reise fortzusetzen."

— „Das finde ich nicht klug; ich bin der Meinung, wir kehren nach Hong-Kong zurück."

— „Während man uns an einem anderen Ort erwartet?"

— „Gewiß erwarten uns diejenigen, welche die Taufe empfangen sollen und denen am Tage nach unserer Hierherkunft von dem Kaufmann Nachricht zugegangen ist. Was sollen wir aber thun?"

— „Heute Nacht aufbrechen. Vielleicht ist der Luftwechsel die beste Medizin."

— „Dein Leben ist zu kostbar, um es wegen eines „Vielleicht" aufs Spiel zu setzen. Mein Entschluß ist gefaßt. Heute Nacht gehe ich allein nach Liang. Du giebst mir dorthin schriftliche Nachricht über dein Befinden. Bessert es sich, so erwarte ich dich dort; hält der Fieberzustand an, dann komme ich zurück, und wir gehen sofort nach Hong-Kong. Hier fehlt dir nichts. Sollte aber das Fieber vehementer auftreten, dann kannst du unverweilt mittelst der Borcha nach Canton gelangen und den täglichen Dampfer zur Überfahrt nach Hong-Kong benutzen. Du brauchst alsdann meine Rückkunft nicht abzuwarten."

— „Wenn dies dein Entschluß ist, so sage ich dir, daß ich dich begleiten werde. Wenig gilt mein Leben, wo es sich um die Erfüllung einer heiligen Pflicht handelt."

— „Den Glaubensmut, der dich bewegt, erkenne ich wohl an, allein du bist noch jung, und ein weites Feld steht dir zur Bebauung offen, wie du auch noch reiche Früchte zu ernten hast. Unsere Trennung wird nur eine kurze sein, und ich vertraue auf Gott, daß er uns bald wieder in Liang vereinigen werde."

— „Mich betrübt dies Mißgeschick, und ich werde dich nur mit tiefer Betrübnis scheiden lassen."

— „Auch mir ergeht's nicht besser." Mit diesen Worten drückte Bruder Joaquin die Hand seines Gefährten.

— „Wir wollen packen und Chiang-ting benachrichtigen."

Das erstere Geschäft besorgte Bruder Luis, während der andre Missionar mit dem Wirt die Reisedispositionen traf. Als Bruder Joaquin in der Nacht Abschied nahm, empfahl er nochmals die sorgsamste Pflege des Kranken.

Nach des Bruders Abreise verspürte Luis eine kleine Besserung, doch legte sich das Fieber nicht. Er nahm an den Mahlzeiten der Familie teil, und die Unterhaltung war stets eine angenehme. Sie drehte sich meist um religiöse Dinge, oft aber war auch von den Sitten und Gebräuchen der Europäer die Rede. Faï war eine aufmerksame Zuhörerin und machte mitunter treffende Bemerkungen.

Ihre Sprache war eine eigentümlich reizvolle; es lag Poesie darin.

Sofort nach Beendigung der Mahlzeit zog sich Bruder Luis auf sein Zimmer zurück, in welchem er stets auf dem Tische einen kleinen Strauß von herrlichen roten Rosen vorfand.

III.

In seinem Zimmer, das wir seiner Beschreibung nach ja schon kennen, legte Bruder Luis gewöhnlich seine chinesische Kleidung ab und vertauschte sie mit dem weißen Ordensgewand. Wie stets, setzte er sich auch heute in einen Sessel am Tische, stützte seinen Kopf auf den rechten Arm und las im Brevier. Die folgenden Psalmverse regten ihn zum Nachdenken an:

„Herr, auf Dich setze ich meine Hoffnung, Du wirst nicht leiden, daß ich auf ewig verloren sei; begnadige mich nach Deiner Gerechtigkeit.

„Höre meine Stimme und zögere nicht, aus der Gefahr mich zu erretten.

„Gott, sei mein Schutz und mein Heil, erlöse mich!

„Denn Du biſt meine Stärke und meine Zuflucht, Du wirſt mich führen und durch den Glanz Deines Namens erhalten.

„Aus der Schlinge, die ſie mir gelegt, wirſt Du mich befreien, denn Du biſt mein Schutz.

„Meine Seele befehle ich in Deine Hände, Du biſt mein Eigner, Gott der Wahrheit!"

So tief war er in's Sinnen verloren, daß er das leiſe Geräuſch ſich nähernder Schritte nicht wahrnahm. Es war Faï, welche erſt eine Weile in der halbgeöffneten Thür ſtehen blieb und die ſchönen, edlen Züge des grübelnden Dominikaners betrachtete. Endlich näherte ſie ſich ihm ſoweit, daß ſie faſt ſeine Schulter berührte. In dieſem Momente wandte er ſich um und fuhr überraſcht in die Höhe. Aug' in Aug' ſtanden ſie ſich jetzt gegenüber; aus den Augen beider loderten wahre Feuerbrände. Wortlos ſtanden ſie ſo mehrere Augenblicke da, die Situation offenbar nicht recht begreifend. Endlich aber ſchien Bruder Luis zur Beſinnung gekommen zu ſein, er hob ſeine Rechte und wies Faï die Thür.

— „Niemals!"

— „Ich befehle es."

— „Niemals!" wiederholte ſie erbleichend.

— „Bedenke, vor wem Du ſtehſt und wo wir uns befinden!"

— „Ich weiß es, in dem Hauſe meines Gatten, des Kaufmanns Chiang-ting, Eures Wirtes. In dieſem Augenblicke aber ſind wir allein: Luis de Avila und Faï."

— „Allein, ſagſt Du?"

— „Jawohl, allein; ſie ſchlafen ſämtlich, und da ſie Opium genoſſen haben, wird die Lethargie lange währen.

— „Und was willſt Du?"

— „Daß Ihr mich anhöret."

— „So ſprich."

— „Mit Schmerzen habe ich dieſen Augenblick herbeigeſehnt, umſonſt wartete ich lange Tage, ohne daß die Gelegenheit ſich bot. Faï mußte ſie ſich verſchaffen und hat es gethan. Höret zu!

„Ich führte ein glückliches Leben, nie war ich über meinen Geburtsort hinausgekommen, bis ich mich mit Chiang-ting verheiratete. Faï war ein Gegenſtand zu jener Zeit, der den Aufenthaltsort wechſelte, aber, ich wiederhole es, ich fühlte mich glücklich.

Vor mehr als zwei Jahren war Chiang-ting einige Tage abweſend; als er zurückkehrte, erſchien er traurig und niedergeſchlagen. Seit damals war er öfter von Hauſe fort und veränderte ſich in ſeinem Weſen ſo, daß ich es mir nicht zu erklären vermochte. Er verhielt ſich ſehr reſerviert, und wenn er ſich allein glaubte, dann las und betete er. Ich bemerkte, wie er eines Tages unter ſeinem blauen Oberkleide einen Gegenſtand hervorzog, den ich vorher noch nicht gekannt hatte; heute weiß ich, daß es ein Kruzifix war.

Auch in anderer Beziehung ging mit Chiang-ting eine auffallende Veränderung vor: er wurde freundlicher und liebenswürdiger mir gegenüber. Er ſprach

von höheren Dingen zu mir, was er vorher nie gethan. Er wies oft auf die Vergänglichkeit dieses Lebens hin und erzählte mir, daß es im Himmel ein ewiges Leben gebe, nach dem wir alle streben müßten. Gern hörte ich diese Erzählungen; ebenso lieb war mir seine Zärtlichkeit. Unser Leben gewann an Reiz, denn die Schranke, welche in unserm Lande den Mann von der Frau trennt, fiel zwischen uns. Eines Tages, es war der Tag vor der Weihnacht, teilte Chiang-ting mir mit, daß er am folgenden Morgen zwei Freunde erwarte, worüber ich Schweigen beobachten sollte.

Die Leute kamen. Ich sah sofort, daß es zwei Barbaren in chinesischer Verkleidung waren; hätte die Gesichtsbildung sie nicht verraten, die Sprache hätte es sicher gethan. Der eine war ein bejahrter Mann, der andere . . . ."

— „Der andere war ich" fiel Bruder Luis ein.

— „Jawohl, der waret Ihr. Die Unterhaltung behandelte, wie ich hörte, religiöse Dinge. Entzückt hörte ich zu, als Ihr Szenen aus dem Leben Christi schildertet, mein Herz pochte hörbar, eine Glut durchrann meine Adern — ich war hingerissen durch den Ton Eurer Stimme. In der folgenden Nacht verließet Ihr uns: meine Augen haben sich in derselben nicht geschlossen.

Langsam und einförmig vergingen die Stunden, meine Ungeduld kannte keine Grenzen. Ihr kehrtet zurück, das abgebrochene Thema wurde wieder aufgenommen, und mit gleicher Inbrunst hörte ich wieder zu. Das Samenkorn war bereits in die Erde versenkt, Chiang-ting sollte der Gärtner sein. Wir nahmen Abschied von einander, und als Ihr gingt, folgte Euch mein Blick. Er blieb wie gebannt in der Richtung, wo ich Eure Schatten im Dunkel der Nacht hatte verschwinden sehen. So fand mich Chiang-ting und fragte:

„Fai, woran denkst Du?"

„Werden sie zurückkehren?"

„Nein."

„Nicht?!" rief ich verzweifelnd.

Chiang-ting ließ mich an seiner Seite Platz nehmen, erklärte mir seine neue Religion, ermahnte mich, sie anzunehmen und schloß damit, daß er sagte, die beiden Missionare, die ich gehört, würden mir alles viel besser auseinandergesetzt haben, als er es vermöge.

„Deine Freunde sind Katholiken?" fragte ich.

„Jawohl."

„So werde ich auch Katholikin werden!" rief ich entschlossen, und Chiang-ting schloß mich in seine Arme.

Mit dem folgenden Tage begann meine Unterweisung in der Religion. Mein ruhig stilles Glück war zu Ende; ich fühlte mich zu neuem Leben erschaffen. Vergebens und immer wieder vergebens suchte ich, was meinen Geist beruhigen könnte. — Neue Missionare kamen, der aber, den ich erwartete, kehrte nicht wieder. Ich suchte Trost für meine Leiden, indem ich betete und zu Gott flehte, aber im Gebet und im Flehen sah ich immer nur Euch.

„Der Tag kam, an welchem ich die Taufe, mit ihr den Namen Maria em-

pfing. Gleichzeitig fand meine Trauung mit Chiang-ting nach dem Ritus der christlichen Kirche statt. Mein Gatte war hocherfreut, auch meine Lippen lächelten — sie verdeckten das bittere Schluchzen meines gequälten Herzens.

Eine lange Zeit verfloß; täglich, sobald ich erwachte, richteten sich meine Blicke nach der Straße, in der ich Euch aus dem Gesicht verlor, aber die Straße blieb leer.

Vor vierzehn Tagen, nie werde ich das vergessen, teilte mir Chiang-ting mit, daß wir zwei Missionaren, die sich auf der Reise befänden, Unterkunft gewähren würden.

„Wer sind sie?" fragte ich.

„Bruder Joaquin und Bruder Luis."

Die Bewegung erstickte mir die Stimme, Thränen rannen meine Wangen herab.

„Was ist dir?" fragte Chiang-ting.

„Ich bin freudig bewegt durch den angekündigten Besuch."

„Ich nicht minder; leider ist er nur von kurzer Dauer."

„Nur von kurzer Dauer?"

„Gewiß. Sie werden nur zwei oder drei Tage bleiben und dann ihre Reise fortsetzen."

„Mit Ungeduld erwartete ich Eure Ankunft. Chiang-ting ging Euch entgegen; die Nacht war bereits vorgeschritten, als drei Personen auf der Straße sichtbar wurden. Euch erkannte ich als den mittelsten, und nun mußte ich mich auf das Fensterkreuz stützen, um nicht umzusinken, vor — Freude. Ich ermannte mich und empfing Euch. Vater Joaquin erteilte mir den Segen; ich küßte ihm die Hand, dann Euch. —

„Jetzt hatte ich Euch in meiner Gewalt. Wonach seit einem Jahre meine Seele schmachtete, das schien sich jetzt erfüllen zu sollen. In jener Nacht floh mich der Schlaf wie in so vielen andern; ich sann auf ein Mittel, frei und ohne Zeugen mit Euch sprechen zu können. Meine Seele mußte mit der Eurigen sich verbinden. Es giebt in der Sprache der Menschen kein Wort; es giebt überhaupt nichts auf der Welt, das den Grad meines Leidens auch nur andeuten könnte. Mein ganzes Sein liegt in dem Bekenntnis: „Ich liebe dich!"

„Unglückselige! Schließe deine Lippen!"

„Nein, höre und habe Mitleid mit mir. Ich habe deine Krankheit künstlich hervorgerufen, denn nur dadurch konnte ich dich daran hindern, deine Reise fortzusetzen. Daß dein Gefährte allein reise, dafür hat Fal gesorgt, und die Rosen hier, welche diesen Raum schmücken, sind ein stummes und doch beredtes Zeichen meiner — Liebe."

„Genug, höre auf! Ich glaubte dich versenkt in die Liebe zu Gott und finde dich blind und rasend in weltlicher Liebe. Denke, unglückseliges Geschöpf, an den Abgrund, der uns trennt. Beide haben wir feierlich vor dem Höchsten geschworen."

In furchtbarem Kampfe ringend und bestrebt, die kaum mehr zu hemmenden

Thränen zu verbergen, ließ sich Bruder Luis auf den Sessel nieder. Den Kopf lehnte er auf den rechten Arm, der am Tisch einen Stützpunkt fand, während der linke Arm schlaff herabhing.

Fai ergriff die Hand mit ihrer Linken, und indem sie sie an ihren wogenden Busen zog, legte sie die Rechte auf die Schulter Luis de Avila's. Sie fühlte ein Zittern, ein Beben, als ihr der heiße Odem des tief erregten Mannes entgegen wehte.

— „Sprich, Luis, sprich, — antworte mir. Nicht deine Dienerin, deine Sklavin fleht dich an! Niemand sieht uns. Nur einen Augenblick laß dein gutes Herz und nicht deine ernste Pflicht sprechen."

Er rührte sich nicht.

— „Gott, mein Gott! Welche Pein! Nur ein Wort sprich, Luis, damit ich weiß, daß du mich verstehst. Habe Mitleid mit mir — mit wahrhaft Liebenden!"

Sie sank dabei auf die Knie, ohne indes die Hand Luis des Avila's, die sie krampfhaft an ihr Herz gepreßt hatte, loszulassen.

Er schwieg immer noch. In seinem Innern aber wogte es, und es war ein seliges Gefühl, das ihn durchdrang. Glaubte er doch endlich ein Weib gefunden zu haben, welches ihn, den Unbekannten, um seiner selbst liebte, wonach er sich doch bisher vergeblich gesehnt.

— „Steh auf, Fai — steh auf und laß mich schweigen. Schweigen ist ja die stumme Sprache der Liebe."

Er hatte sie zu erheben versucht.

— „Nein, nein und nochmals nein! Zu deinen Füßen will ich liegen — ich muß den Ton deiner Stimme hören — ich will in deinen Augen lesen, was du mir nicht sagen willst. O, Luis, Luis, habe Erbarmen, habe Mitleid mit mir!"

Nun erst fiel Luis de Avila aus seiner Rolle. Hastig zog er das tiefbewegte Weib an seine Brust und umschlang es in inniger Umarmung. Er konnte nicht mehr anders.

Da ließ sich Geräusch hören; es waren Tritte, die sich näherten, und nun wurde hastig an die Thür gepocht.

Mit Mühe entrang sich Luis de Avila den Umarmungen Fais.

— „Hörst du?" begann er.

— „Ja wohl, Geliebter" lispelte sie.

Von neuem wurde geklopft; zugleich erscholl der Ruf: „Öffnet!" —

— „Pater Joaquin!" rief Luis.

— „Dein Genosse?" fragte Fai.

— „Jawohl."

— „Das ist fatal."

— „Wir wollen öffnen."

— „Das ist unmöglich; Chiang-ting liegt im Opiumrausch und hat die Schlüssel."

— „Zieh' dich zurück, Fal."

— „Dich verlassen?"

— „Ja, ich bitte dich. Mein Bruder wird durchs Fenster ins Zimmer gelangen." Er entnahm eine Strickleiter seiner Reisetasche.

Wieder rief Bruder Joaquin.

— „So öffne doch, Bruder Luis!"

— „Leb' wohl bis morgen!" rief Fal Luis zu, indem sie das Zimmer verließ.

— „ — bis morgen!" wiederholte Luis mit einem herzlichen Händedruck.

Luis blies jetzt das Licht aus, öffnete das Fenster und ließ die Strickleiter herabgleiten.

— „Also bist du's wirklich, Bruder Joaquin?!" rief Luis freudig aus, „ich hätte dich kaum erwartet."

Nach wenigen Sekunden schon stand Bruder Joaquin im Zimmer.

Als Luis de Avila Licht gemacht, gewahrte er, daß sein Ordensbruder, der inzwischen erschöpft aufs Bett gesunken war, blutete und daß seine Kleider zerrissen waren.

— „Himmel — bei der heiligen Maria, du bist ja verwundet!"

— „Ja, Bruder Luis."

— „Wie und wo?" fragte Luis stürmisch, „erzähle, — erzähle, was ist dir begegnet?" Und liebkosend umhalste er dabei seinen Gefährten.

— „Du kennst das Gartenhaus des reichen Lan-ko; von dort aus wurde ich verfolgt. Als es dunkelte, wurde ich entdeckt. Ich floh, die Verfolger mir auf den Fersen verdanke ich dem Dunkel der Nacht meine Rettung. Mit Steinen wurde nach mir geworfen — hier dieser traf mich!" Er zog einen faustgroßen Stein unter der Kutte hervor.

— „Beruhige dich Bruder, ich werde deine Wunde heilen." In der That ließ auch Bruder Luis an Eifer und Hingebung in der Behandlung seines leidenden Gefährten nichts zu wünschen übrig. Bald war der Verwundete vor Müdigkeit in einen tiefen, erquickenden Schlaf versunken, und Luis de Avila, der Mönch vom Orden des heiligen Dominikus, konnte seinen Gedanken nachhängen, über die Eindrücke grübeln, die er kurz vorher empfangen. Er, der doch nur geistlichen Dingen zugänglich sein sollte, war in Liebe zu einem Weibe entbrannt — das erste Mal. Durfte er das? Diese Frage quälte ihn offenbar. Jetzt war er mit seinem Gewissen allein und nun forderte er von diesem Rechenschaft über seine Handlungen. Es war ein schwerer Kampf, der sein Inneres durchtobte.

IV.

Leuchtend stand bereits die Sonne über Tschao-Tschen, als Pater Joaquin erwachte. An seinem Lager stand Bruder Luis, welcher sich teilnahmsvoll nach dem Befinden seines geistlichen Bruders erkundigte.

— „Nicht zum besten," erwid e dieser und bat um einen Trunk zur Labung.

Bruder Luis reichte dem Leidenden Zuckerwasser, in welches er einige Tropfen einer Tinktur goß, deren Heilkraft er schon erprobt hatte.

— „Es ist Zeit, daß wir nach Hong-Kong zurückkehren," begann plötzlich Bruder Luis.

Bruder Joaquin nickte zustimmend mit dem Kopfe.

— „Aber so schnell wird das nicht gehen," meinte darauf de Avila, „erst mußt du dich erholen."

— „Ach was, erholen!" wehrte Bruder Joaquin ab. „Gestern konnte ich dir vor Müdigkeit nicht erzählen, was vorgefallen ist. Ich berichtete dir, daß ich gegen Einbruch der Nacht in dem Hause von Lan-kos Gärtner entdeckt wurde. Wie nach Blut lechzende wilde Tiere stürzten sie auf das Haus zu. Die Thür zu öffnen, gaben sie sich nicht erst die Mühe, sie schlugen sie ein. Ich sprang aus einem Fenster und entfloh, verfolgt von der Menge, welche Steine nach mir warf."

„Ich lief über Felder und sprang über Kanäle, um mich ihren Blicken zu entziehen, aber ihre barbarischen Flüche, das Wutgeschrei ließen mich erkennen, daß sie mir jeden Ausweg abzuschneiden suchten, und so verdoppelte ich meine Schritte."

„Die Nacht war fast zu Ende, da gelangte ich in ein Maisfeld. Das frische Wasser eines Kanals stillte meinen brennenden Durst, und ich konnte meine Wunden auswaschen."

„Von neuem hörte ich Geschrei und die Schritte der sich mir nahenden Verfolger und abermals ergriff ich die Flucht. Ich mußte lange laufen, bis das Schreien verstummte und ich dadurch Gewißheit erlangte, daß man die Verfolgung aufgegeben hatte. Ich dankte dem Herrn inbrünstig, daß er mich beschützt."

„Als ich eine Musterung meiner Person vornahm, bemerkte ich, daß meine Kleider zerrissen waren und daß ich blutete. Hier, wo ich mich vor Erschöpfung niedergelassen hatte, war es schwer in der Dunkelheit sich zu orientieren. Da sah ich in weiter Ferne Licht. Ich befand mich auf der linken Seite des Weges. Ich erhob mich und schritt, um nicht bemerkt zu werden, im Dickicht vorwärts.

„Endlich gelangte ich an dieses Haus, worin alles bereits schlummerte. Das andere weißt du."

Bruder Luis hatte gesenkten Hauptes und mit über der Brust gekreuzten Armen zugehört; er unterbrach mit keiner Silbe die Erzählung seines Genossen, und so fuhr dieser fort:

— „Jetzt bin ich gerettet und an deiner Seite. O, hätten wir uns doch nie getrennt! — Doch, da fällt mir ein, daß ich mich nach deinem Befinden noch nicht erkundigt —"

— „Ich fühle mich wohler" — fiel Luis de Avila seinem Gefährten ins Wort.

— „Gott sei gedankt. Nun wollen wir uns aber zur Reise rüsten."

— „Zur Reise?“ sprach Luis gedehnt.

— „Ja zur Reise nach Hong-Kong. Heute wird es bekannt werden, daß wir hier sind, und ich halte es nicht für zweckdienlich, daß wir hier bleiben. Nur die äußerste Notwendigkeit darf uns der Pflicht gegen unsere Gläubigen auf kurze Zeit entheben. Meinst du nicht auch?“

— „Unser Leben gehört nicht uns, es ist dem Dienste des Höchsten geweiht. Ich wollte mich glücklich preisen, fände ich zu seinem Ruhme schon heute den Tod!“

— „Glücklich, gewiß, ist, wer für Christus in den Tod geht, indem er eine heilige Pflicht erfüllt, nicht aber, wer sein Leben gleich einer schweren Bürde von sich wirft! Wir sind zum Glück nicht in dieser Lage.“

— „Wenn wir entdeckt werden“ fuhr Bruder Joaquin fort, „so würden dem Opfer unseres Lebens viele andere folgen, und die Seelen, welche heute noch unentschlossen sind, ob sie unseren Glauben annehmen sollen, gehen uns verloren. Wir dürfen nicht in einem Augenblick das Resultat jahrelanger, mühevoller Arbeit aufs Spiel setzen. Unser Glaubensmut wird uns wiederum in dieses von dem Blute so vieler Märtyrer gedüngte Land führen, um unsere Aufgabe zu erfüllen. Würden wir alleln etwa auf freiem Felde betroffen, ich wäre der erste, der die Hände segnete, die mir dazu verhelfen, für Gott in den Tod zu gehen.“

Bruder Luis zitterte, als er die überzeugte, glaubensstarke Rede seines Genossen vernahm, Worte einer starken Seele, die nicht, wie die seinige, durch eine weltliche Leidenschaft getrübt wurde.“

— „Wir müssen übrigens,“ so schloß Bruder Joaquin, „an Mittel denken, um ungesehen von hier fortzukommen. Sprechen wir mit Chiang-ting.“

— „Er wird sogleich hier sein. Bevor er nach seinem Laden geht, pflegt er hierher zu kommen, um den Segen zu empfangen. Heut kannst du ihn erteilen.“

— „Gewiß, ebenso wie er mir seinen Rat.“

Die Missionare legten nun die chinesische Landestracht an. Noch als sie damit beschäftigt waren, ließ sich die Stimme Chiang-tings vernehmen, der fragte, ob der Eintritt gestattet sei.

Bruder Luis öffnete und wies den Eintretenden an Pater Joaquln.

Der Kaufmann war überrascht, doch trat er näher, empfing den üblichen Segen und küßte dem Mönch die Hand.

— „Seid willkommen, verehrungswürdlger Diener des Herrn, wie kamet Ihr hier her? wie in dieses Haus? Wie ich sehe, seid Ihr verletzt?“

„Laßt Euch erzählen. Heute Nacht stieg ich durch dieses Fenster ein. Bruder Luis öffnete es mir auf mein Rufen. Euer Schlaf war so tief, daß Ihr mich nicht hörtet.“

— „Kann schon sein — ich träumte köstlich.“

Während Chiang-ting auf einem Sessel Platz nahm, erzählte Pater Joaquin weiter.

— „Du wirst einsehen, daß wir schleunlg abreisen müssen“ — so schloß er

ſeine Erzählung „aber deiner Beihülfe bedürfen wir nicht, denn die Borcha liegt zur Abfahrt bereit. In einer Stunde ſchon reiſen wir!“

— „Bedenket aber, meine Lieben, Ihr könntet jetzt bei Tage entdeckt werden — doch ich habe eine Idee! Ich laſſe zwei Kiſten mit Lebensmitteln für die Reiſe packen, die Hochwürdigſten nehmen ſie auf die Schultern und verbergen auf dieſe Weiſe ihre Geſichter.“ —

„In der That ein guter Einfall!“ entgegneten die beiden Dominikaner faſt gleichzeitig.

— „Aber wir haben keine Zeit zu verlieren!“ Chiang-ting eilte zur Thür hinaus, um das Verabredete zu beſorgen.

„Ich benachrichtige Faï von der Abreiſe, damit wir noch gemeinſam frühſtücken.“ Das waren die letzten Worte, die Chiang-ting ſeinen Gäſten noch zurief.

Die beiden Dominikaner gingen nun rüſtig an die Vorbereitungen zur Reiſe. Während Bruder Joaquin zu ſchreiben ſich anſchickte, hatte Bruder Luis die Reiſetaſchen hervorgeholt und begann zu packen. Pater Joaquin hatte geendet, er reichte ſeinem Gefährten ein Schriftſtück hin mit den Worten:

— „Hier ſind die Verhaltungsmaßregeln für Chiang-ting — vielleicht findeſt du daran etwas zu ändern“. Aber es ſchien keine Änderung nötig zu ſein, denn de Avila nickte zuſtimmend mit dem Kopfe, als er die chineſiſchen Hieroglyphen geleſen hatte.

Auch Joaquin war inzwiſchen mit dem Packen fertig geworden, und ſo ſah man im nächſten Momente die beiden Dominikaner auf den Knien in inbrünſtigem Gebet verſunken.

— —

Es war Zeit, daß Chiang-ting ſeinen Laden öffnete. Bevor er dies that, rief er Faï, ſeine Gattin.

— „Sag', geliebtes Kind der Sonne, haſt du heute Nacht rufen hören?“

— „Nein, mein Teurer, ich habe nichts vernommen.“

— „Das iſt doch ſeltſam. Pater Joaquin iſt heute Nacht zurückgekehrt — er will mehrmals gerufen haben, aber niemand hörte es, und ſo iſt er mittelſt Strickleitern, die ihm Luis de Avila herabwarf, durchs Fenſter eingeſtiegen. — Doch jetzt iſt keine Zeit zum Plaudern — fülle Fleiſch, Reis und Früchte in zwei Kiſten, aber raſch, denn unſere Miſſionare müſſen ſofort abreiſen.“

— „Sofort abreiſen?“ wiederholte die liebenswürdige Chineſin ſichtlich betroffen.“

— „Jawohl — ſofort! Und vorher wollen wir noch gemeinſam den Thee nehmen.“

Ohne der aufgeregten Frau Zeit zu weiteren Fragen zu laſſen, lief er die Treppe, welche nach dem Laden führte, hinab, um dieſen zu öffnen.

Faï aber ſank ſchmerzbewegt auf einen Seſſel, ihren Thränen freien Lauf laſſend.

V.

Inzwiſchen kämpfte auch Luis de Avila einen ſchweren Kampf, einen Kampf zwiſchen Pflicht und Leidenſchaft, um den er nicht zu beneiden war. Sein Inneres war zerriſſen von den gemiſchteſten Gefühlen.

Er fürchtete ein letztes Zuſammentreffen mit Faï, das ſich nur in Gegenwart Bruder Joaquins und ſeines Wirtes Chiang-ting bewerkſtelligen ließ.

Und doch, wie konnte er Faï verlaſſen, ohne ſie zum Abſchied noch einmal geſehen, ihr nochmals für ihre Liebe gedankt und zum Beweiſe ſeines Dankes ihr einen letzten Kuß auf die roſigen Lippen gedrückt zu haben. Er vergegenwärtigte ſich das anziehende Frauenbild mit den tiefdunklen, ſchwärmeriſchen Augen, wie ſie ihn ſeelenvoll angeblickt und in die bedeutungsvollen Worte: „Ich liebe dich!“ ausbrach.

„Ja, ich liebe dich — und ich dich auch!“ — ſo tönte es in ſeiner Seele wieder. Aber Bruder Luis mußte dieſes Gefühl mit aller Macht niederkämpfen.

Chiang-ting rief jetzt ſeine Gäſte zum Frühſtück. Aber Luis konnte nicht folgen. Er bat Pater Joaquin, ſein Fernbleiben zu entſchuldigen. Die ſchlafloſe Nacht, ſeine geſchwächte Geſundheit hätten ihm den Appetit geraubt; er wolle auf ſeinem Zimmer allein den Thee nehmen.

Bruder Joaquin ſchritt deshalb allein nach dem Speiſezimmer ſeines Wirtes, wo er von den beiden Gaſtgebern erwartet wurde. Es fiel auf, daß Pater Joaquin allein erſchien, und es war nur natürlich, daß nach dem Grunde ſeines Fernbleibens gefragt wurde, noch bevor Pater Joaquin Zeit fand, die Entſchuldigung ſeines Genoſſen zu bewirken.

Faï hatte mit dem richtigen Inſtinkt des Weibes die Situation ſofort begriffen, ſie fühlte, daß der Augenblick da war, wo ſie mit Luis allein ſprechen mußte.

— „Jetzt oder nie mehr!“ ſagte ſie ſich und erhob ſich, als die beiden Männer in eifriger Unterhaltung begriffen waren.

— „Wo willſt du hin?“ fragte Chiang-ting.

— „Bruder Luis den Thee reichen.“ Und noch ehe man weiter ſprechen konnte, verſchwand Faï in der Thür, die nach dem Gaſtzimmer der beiden Miſſionare führte, mit einem kleinen Theeſervice in der einen Hand.

Luis de Avila ſchloß eben den Koffer, als Faï das Zimmer betrat. Sie ſtellte den Thee auf den Tiſch.

— „Du willſt fort, Geliebter?“ ſagte ſie in wehmütigem Tone, indem ihr dabei die hellen Thränen über die Wangen rannen.

— „Ja, geliebte Faï, ich muß; die Pflicht ruft.“

— „Aber ſo ſchnell ſoll ich dich verlieren! Das kann nicht ſein — du wirſt mich nicht verlaſſen, mich, deine Faï, die dich ſo ſehr liebt!“ Sie ſchlang dabei ihre Arme um den Hals des Mönches, daß dieſer ſich leiſe bücken mußte.

— „Nicht wahr, du gehſt nicht von mir? — du bleibſt?“ Sie hatte dieſe Worte in ſo bittendem Tone geſprochen, daß es Luis de Avila förmlich ins Herz ſchnitt.

— „Geliebte Faï,“ begann er — „ich wollte ja gern bleiben; aber bliebe

ich, du hätteſt mich nicht lange. Es würden Ströme Blutes fließen und zuerſt das meine."

— „Wie, dein Leben wäre hier gefährdet?" — Löſe mir dies Rätſel."

— „So höre: Man ſucht uns; in der verfloſſenen Nacht erſt wurde Bruder Joaquin verwundet und bis Tſcha-tſchen verfolgt; erwiſcht man uns, dann iſt unſer Tod gewiß."

— „Ich will dich verbergen, dich ſchützen, und koſte es mein Leben!"

— „Du raſeſt, Kind! Man verfolgt nicht nur mich; auch Bruder Joaquin und alle diejenigen, in deren Haus man uns findet."

— „So kann ich alſo gar nichts für dich thun, damit du bleibſt — — — Wirſt du zu mir wiederkehren?"

— „Wer weiß es! Was das Schickſal mir aber beſtimmt haben möge, ob ich bei dir oder fern von dir weilen möge, deſſen, meine Teure, ſei gewiß, daß mein Herz allein für dich ſchlägt!"

In dieſem Augenblicke rief Chiang-ting ſeine Frau, und ſo mußten die Liebenden ſich trennen.

— „Iſt alles in Ordnung?" fragte der Kaufmann.

— „Alles," beſtätigte Fal.

— „Wenn Ihr nun wollt," Pater, ſo könnt Ihr abreiſen," ſagte er, ſich an Bruder Joaquin wendend. Die Miſſionare ſchritten darauf zum Abſchied von ihren Wirten. Fal küßte die Hände des Paters und küßte auch diejenigen Bruder Luis mit ihren Lippen. Dabei entfielen ihren Augen Thränen.

Langſam und innerlich bewegt, ſchritt Bruder Luis die Treppe hinab. Als ſie auf dem Hausflur angelangt waren, wanden die beiden Mönche Tücher um ihre Köpfe und hoben die zur Reiſe beſtimmten Kiſten darauf. Auf ein verabredetes Zeichen eilten ſie ſchnell zu der ihnen harrenden Borcha, hinter deren gewölbten Flanken ſie bald verſchwanden.

Wind und Strömung waren den Reiſenden günſtig, und bald flog das Boot pfeilſchnell über den klaren Waſſerſpiegel den Fluß hinab.

Fal hatte unbemerkt hinter der Gardine des einen Fenſters Poſto gefaßt und ſah ſehnſuchtsvoll und gepreßten Herzens dem zierlichen Fahrzeuge nach, das all' ihr Glück entführte.

Nun beſchrieb das Boot eine Kurve; ein Ruderſchlag noch, und es war den Blicken Fals völlig verſchwunden.

Während ſich Bruder Joaquin noch immer erſchöpft von den kürzlich überſtandenen Leiden auf ein Lager warf, begann Luis de Avila in einer der beiden Kiſten zu kramen, um den mitgenommenen Proviant zu beſichtigen.

Dabei entdeckte er ein Käſtchen, das mit einer Roſe und einem roten Seidenband vereint war. Als er es öffnete, fand er darin ein kunſtvolles Gebäck, das offenbar von Fal herrührte. Auf einem kleinen Zettel ſtanden in chineſiſchen Lettern die Worte: „Glückliche Reiſe — auf Wiederſehn!"

„Wie gut ſie iſt, das geliebte Geſchöpf!" murmelte Luis leiſe vor ſich hin und verfiel in tiefes Sinnen.

VI.

Die Reise war ohne Unfall vor sich gegangen; nach drei Tagen schon landete man an einer der Molen in Hong-Kong.

Bruder Luis rief den Führer der Borcha zu sich heran, drückte ihm einige Goldstücke in die Hand und beauftragte ihn nach der Rückkehr in Tschao-Tschen dem Kaufmann Chiang-ting ihre glückliche Ankunft zu melden und den Eheleuten Grüße zu bestellen.

Die beiden Mönche aber begaben sich nach der Prokuratur, wo sie zunächst viele Tage von den Strapazen ausruhten. Die Kräfte Pater Joaquins hoben sich auch bald infolge der guten Pflege, die er genoß. Dagegen nahm der Schwächezustand Bruder Luis in besorgniserregender Weise von Tag zu Tag zu. Dazu gesellte sich eine tiefe Melancholie, und es war klar, daß dadurch auch das Fieber immer größere Dimensionen annahm und das Leben Bruder Luis ernst bedrohte. Man suchte ihn zu zerstreuen, zu erheitern, aber für alle diese wohlgemeinten Versuche hatte er nur ein wehmütiges Lächeln.

Da alles nichts half, so beschloß der Prokurator den leidenden Bruder nach Manila zurückzuschicken, wo man durch die Luftveränderung auch einen günstigen Wechsel im Befinden des Kranken erhoffen durfte.

Am Abend vor der festgesetzten Abreise beschied der Prokurator den Patienten zu sich und machte ihn mit der geplanten Uebersiedelung nach Manila bekannt.

Er aber widersprach und bat hier bleiben zu dürfen, da er dort sich keine Besserung verspreche und er bereits so wohl sei, um demnächst seine Missionsthätigkeit wieder aufnehmen zu können.

„Das ist Illusion, Bruder Luis!" entgegnete der Prokurator ernst, „es ist nötig, daß du deine Lebensweise gänzlich änderst; denn nur so kannst du völlig gesunden."

— „Mit nichten, mein Vater! Alles eher als Illusion. Ich flehe dich an, mich hier zu behalten, hier, wo sich mein Wünschen und Hoffen dereinst erfüllen wird. Ich liebe die Einsamkeit, strebe ich doch danach, die Irrtümer befangener Seelen zu retten und sie wieder auf den Weg Gottes zu leiten."

— „Mein Entschluß steht fest — du gehst unter allen Umständen, und sobald du wieder hergestellt bist, kehrst du hierher zurück! Adieu! Gelobt sei Jesus Christus!"

Bruder Luis senkte das Haupt und entfernte sich schweigsam, nachdem er die dargereichte Rechte des Prokurators an die Lippen geführt hatte. — — —

Der Postdampfer, welcher noch am selben Abend um 6 Uhr nach Manila in See stach, zählte auch Luis de Avila zu seinen Passagieren. Bis an Bord des Schiffes war Luis von seinem treuen Gefährten Joaquin und dem Prokurator geleitet worden, wo der Kapitän den geistlichen Passagier mit Ehrerbietung empfing.

Der Abschied von seinen Amtsbrüdern kam Luis sehr schwer an. Er blieb auf Deck des Schiffes solange, bis das Land seinem Gesichtsfelde entschwand. Auf

dem Cantonfluß und der ihm benachbarten Inselgruppe blieb sein Blick besonders lange haften.

Das Meer war bewegt, der Wind blies hastig in die vollen Segel, und am Horizont zog ein dunkles Wolkenmeer auf, von dessen Hintergrund sich die Konturen der schlanken, edlen Gestalt scharf abhoben.

Wie er so dastand auf dem Verdecke des Schiffes, den Blick in die Ferne geheftet, sah Bruder Luis aus wie der Dämon des Meeres.

An dem Morgen nach der Abreise des Mönches von Hong-Kong befanden sich der Prokurator und Bruder Joaquin, nachdem sie ihren religiösen Pflichten genügt, im Empfangszimmer. Der erstere begann:

— „Unser Bruder wird eine schlimme Reise haben."

— „Ja wohl," entgegnete Burder Joaquin, der am Fenster stand, „eine böse Reise, die Wolken gehen wild —"

Hier brach er ab, denn er glaubte den Klang einer Glocke zu hören und winkte den Prokurator zu sich heran

— „Ist das nicht eine Chinesin, die da die Treppe heraufkommt?" fragte er denselben.

— „Es ist Fai, die Gattin des Kaufmanns Chiang-ting."

— „Unmöglich!" rief Bruder Joaquin aus.

Inzwischen war Fai näher gekommen, und Bruder Joaquin hatte sie erkannt. Als sie den Pater erblickte, schritt sie auf ihn zu, sank vor ihm auf die Knie und bedeckte seine Hände mit Küssen.

— „Du hier?" fragte er erstaunt die Chinesin.

— „Wie ihr seht! — Wo ist Bruder Luis?" fragte sie dann mit unverhohlener Hast.

— „Er ist krank und gestern bereits nach Manila abgereist. Komm mit mir", und ohne eine Erwiderung abzuwarten, schritt er voran.

Aber Fai folgte nur langsam. Das war zuviel! Sie hätte vor Weh zusammenbrechen mögen und nur mit Mühe hielt sie sich aufrecht. „Fort ist er also!" — sagte sie tonlos und wie geistesabwesend vor sich hinstarrend. Am Arme des Mönchs betrat sie den Saal.

— „Ich täuschte mich also nicht" — sagte endlich der Mönch, „es ist die Gattin Chiang-tings. Und wo ist dein Gatte?" fragte er neugierig.

— „Tot!" gab die Frau schluchzend zur Antwort.

— „To—o—t?" rief gleichzeitig der Prokurator gedehnt.

— „Ja — tot! Er starb in der auf eure Abfahrt folgenden Nacht."

— „Aber um Jesu Christi Willen, wie ging das zu?"

— „Ein Volkshaufe, der euch in unserm Hause verborgen glaubte, steckte es in Brand, und Chiang-ting, der soviel wie möglich retten wollte, wurde unter den Trümmern des einstürzenden Hauses begraben."

— „Wodurch hatte man denn Kenntnis erlangt von unserm Aufenthalt?"

— „Durch die Blutſpuren, die an der Wand zurückgeblieben waren, als Ihr durchs Fenſter einſtieget."

— „Armer Chiang-ting! So mußteſt du umkommen! Dabei bekreuzigte ſich der Pater und ſprach weiter:

— „Geſchah ſonſt kein Unglück?"

— „Er allein büßte ſein Leben ein."

— „Und wie biſt du denn der Horde entronnen?" erkundigte ſich jetzt der Prokurator.

— „Eine chriſtliche Familie in Tſchao-Tſchen nahm mich auf, und einige Juwelen, die ich rettete, verhalfen mir zur Reiſe hierher, wo ich um Euern Schutz flehe."

— „Der ſoll dir werden, mein Kind! Erzähle nur weiter."

Faï erzählte nun die näheren Umſtände, die zur Entdeckung des Aufenthalts der Mönche und zu dem Untergang des Hauſes und ſeines Beſitzers führten.

Als ſie geendet, rief Pater Joaquin gerührt aus:

„Arme Leute Ihr! Gott wird euch für euern Opfermut belohnen. Was gedenkſt du jetzt zu beginnen?"

— „Ich weiß nicht — ich ſtehe nun allein!" Sie fing bitterlich zu weinen an.

— „Sei ruhig, mein Kind, bleib' hier, wir werden ſchon für dich ſorgen."

Die Mönche zogen ſich zurück, um zu beratſchlagen, was zu thun ſei. Sie kamen darin überein, daß man die ſchöne junge Frau nicht einem ungewiſſen Schickſale überlaſſen dürfe. Sie hatte Stellung und Vermögen für die heilige Sache der Miſſion verloren und mußte den weitgehendſten Schutz genießen. Man wollte ihr ein Unterkommen bei einer chineſiſchen Kaufmannsfamilie ſchaffen, die mit Manila in regen Beziehungen ſtand und die man für beſonders zuverläſſig hielt.

Pater Joaquin fiel die Aufgabe zu, die unglückliche Frau mit dem Entſchluſſe der beiden Paters bekannt zu machen. Er that dies auch mit dem ihm eigenen Taktgefühl, aber Faï wollte nichts davon wiſſen. Sie hatte nur den einen Wunſch: in ein chriſtliches Land zu kommen.

— „Und wohin möchteſt du?"

— „Nach Manila!"

— „Aber du kannſt weder unſere Sprache noch Sitten."

— „Die Sprache werde ich erlernen."

— „Das iſt aber nicht ſo leicht. Die Familie, für die wir dich eigentlich beſtimmt haben, ſpricht auch etwas ſpaniſch — einige Glieder derſelben haben in Manila gelebt."

Die Unterhaltung wurde jetzt durch den Eintritt eines Chineſen unterbrochen, der auf Befehle wartete.

— „Juan!" ſprach Pater Joaquin zu ihm „du wirſt dieſe Witwe in dein Haus aufnehmen und von nun an als zu deiner Familie gehörig betrachten. Leiſte ihr jeden Beiſtand und komme heute Abend zum Pater Prokurator, um weitere Inſtruktionen entgegen zu nehmen."

— „Wie Ihr befehlet, hochwürdiger Herr!“ erwiderte der Chineſe ſich tief verbeugend und die rechte Hand des Mönches zum Munde führend.

— „Gott ſei mit dir und deinem Schützling!“

Mit dieſen Worten wurden beide verabſchiedet. Fai verließ mit Juan die Prokuratur und nahm in dem Hauſe des Chineſen Wohnung. Sie war daſelbſt Gegenſtand großer Aufmerkſamkeiten.

Pater Joaquin dachte lange darüber nach, wie Fai dazu käme, nach Manila gehen zu wollen. Er wurde ſchließlich den Gedanken nicht los, als beſtände ein geheimes Einverſtändnis zwiſchen Fai und Bruder Luis de Avila.

— „Aber“ ſo ſuchte er wieder ſeine Bedenken nach dieſer Richtung zu zerſtreuen „wie wird Luis, der frühere Herzog von Iſtria, dem die Welt ſoviel geboten, ſein Augenmerk auf die Witwe eines Chineſen richten?“

VII.

Bruder Luis war inzwiſchen wieder von einem Kloſter im Innern, wohin er auf ärztliches Anraten geſandt worden war, nach Manila zurückgekehrt. Heilung hatte er nicht gefunden. Er war immer noch der alte Melancholiker.

Am Morgen war er ſtets der erſte in der Kirche und hörte andachtsvoll der heiligen Meſſe zu, die ſeine Brüder im Amte abwechſelnd celebrierten. Er hatte Dispens davon. Nach der Morgenandacht nahm er ſeine Mahlzeit ein und verbrachte den Tag mit allerhand rituellen Verrichtungen. Bei Anbruch der Nacht begann er ſeinen Rundgang zu den Armen und Kranken. Er ſuchte in den Schmerzen anderer und deren Linderung Vergeſſen ſeines eigenen Seelenjammers.

Erſt ſehr ſpät ſuchte Bruder Luis gewöhnlich ſein Nachtlager auf. Vorher pflegte er noch im Kloſter hin und her zu wandeln. Auf ſolch' einem Spaziergang wurde er einmal von dem Superior angetroffen.

— „Warum legſt du dich nicht, Luis?“ fragte er teilnehmend, „die Nachtluft iſt ſchädlich, namentlich dir!“

— „Im Gegenteil, mein Vater! ſie erfriſcht, und der klare Mondſchein regt meine Phantaſie an.“

— „Das iſt es ja eben, was dir ſchädlich iſt — du denkſt zu viel! Bedauerſt du den Schritt, der dich der heiligen Kirche zuführte, oder quält dich ſonſt ein ſchrecklicher Gedanke?“

— „So iſt's, mein Vater“ und indem er die Hand des Superiors ergriff, rief er mit bebender Stimme: — „Ich bin ein Sünder, Vater, doch vergebet mir!“

— „Was quält dich alſo? Vertraue dich mir an, vielleicht kann ich von deinen Skrupeln dich befreien — öffne mir dein Herz!“

Der Mönch begann:

— „Ein Weiberherz nahm meinen Sinn gefangen, der Gedanke an ſeinen Beſitz quält und martert mich, wo auch immer ich mich befinde. Ich ſehe ſie vor mir, die verführeriſche Geſtalt, ich vernehme den ſüßen Klang ihrer Stimme — —“

— „Die Liebe ist's also, die dich verzehrt?" entgegnete feierlich ernst der Prior „sie ist's, die dir so schwere Wunden geschlagen? Komm' zu mir. Erleichtere dein Gemüt an meinem väterlichen Busen. Laß' deinen Thränen freien Lauf, vielleicht hilft das dir leichter dann entsagen!"

Der magische Schimmer des Mondes floß voll herab auf die sich umschlungen haltenden Mönche, die eine des Meißels würdige Gruppe darstellten. Endlich brach der Prior das Schweigen.

— „Wo ist sie, die Erkorene deines Herzens? Ist sie hier in Manila oder wo sonst?"

— „Nicht hier — ich treffe auch nie mit ihr zusammen."

— „Und was gedenkst du zu thun? So kann es doch in keinem Falle bleiben."

— „Das seh' ich wohl! In diesem Kampfe giebt es nur zwei Möglichkeiten: siegen oder sterben! Ich will siegen. Ich will versuchen, das Wesen, das ich liebe, zu vergessen, damit ich, wenn ich dereinst vor den Herrn trete, frei von Schuld bin!"

— „Die wahre Seelengröße spricht aus diesen Worten. Ich will dir zu Hilfe kommen. — In wenigen Tagen geht eines unserer Kriegsschiffe nach Singapore unter Segel. Willst du diese Gelegenheit zur Überfahrt nach Spanien benützen. Du sollst in besonderer Mission dahin gehen. Die Luft der Heimat wird den Heilzweck gewiß am besten fördern."

— „Dank, Vater, für das, was du mir thust!"

— „Allein freilich kannst du die Reise nicht machen, wen willst du als Begleiter?"

— „Wenn möglich, Bruder Joaquin, den langjährigen Gefährten."

— „Gut, er soll von Hong-Kong zurückkommen, ihm wird die Reise gewiß passen."

Darauf geleitete der Prior Bruder Luis bis an seine Zelle, wo sich beide verabschiedeten. — — —

Seit jener Nacht sah man die beiden Ordensbrüder, den Prior mit Bruder Luis, häufig im Gespräch zusammen. Man sah es, daß der Prior sich für seinen ihm untergebenen Amtsbruder lebhaft interessierte. — — Bruder Joaquin war indessen aus Hong-Kong angekommen. Er stellte sich sofort dem Prior vor, und dieser machte ihn mit dem Zweck seiner Mission bekannt und erteilte entsprechende Instruktionen.

— „Wir müssen unseren Bruder zu retten suchen," hatte er gesagt.

— „Das wünscht keiner mehr als ich, der ich Gefahren und Entbehrungen mit ihm geteilt und seine hohen Geistesgaben und Vorzüge zu bewundern Gelegenheit hatte."

— „Die Ärzte haben zu seiner Heilung die Rückkehr nach Spanien beschlossen, und du sollst ihn begleiten. Morgen wird mit dem Prokurator darüber gesprochen — Gott sei mit dir!"

Bruder Joaquin zog sich zurück.

Am nächsten Abend schon reisten die beiden Ordensbrüder nach Singapore ab, wo sie Anschluß an die englische Post hatten.

Luis de Avila hatte von seinem Begleiter den Tod Chiang-tings und den Aufenthalt Faïs mit den damit verknüpften Umständen erfahren, und es war begreiflich, daß ihn diese Mitteilung niederschmetterte. Er behielt indes soviel Fassung, um nichts merken zu lassen. Um so lauter tobte der Kampf der widerstrebenden Gefühle in seinem Innern.

VIII.

Faï, von dem einzigen Gedanken beseelt, nach Manila zu gelangen, fand sich häufig auf der Prokuratur ein. Sie fühlte diesen Wunsch um so lebhafter, als ihr einer der Söhne des Kaufmanns, in dessen Familie sie Aufnahme gefunden hatte, einen Heiratsantrag gestellt hatte, um ihr, wie er meinte, wieder eine gesellschaftliche Stellung zu geben. Sie hatte diesen Antrag zurückgewiesen mit der Motivierung, Witwe bleiben zu wollen. Aber sie dachte doch anders, denn in Wahrheit liebte sie Luis unaussprechlich.

Erst drei Monate nach ihrer Ankunft in Houg-Kong sah sie sich der Verwirklichung ihres heißesten Wunsches nahe. Sie verdang sich als Dienerin eines hohen Beamten in Manila. Aber als sie in Manila eintraf, war Bruder Luis de Avila bereits nach Spanien abgereist.

Trostlos nahm Faï diese Wahrnehmung auf; ihre tiefe Liebe zu Luis aber verlieh ihr noch Mut und Kraft genug, um nicht vollends zu verzweifeln.

Sie blieb in Manila nicht lange. Eine Familie, welche nach Spanien zurückkehrte, nahm sie als Dienerin ins Haus, und mit dieser gelangte sie nach Madrid, wo sich Luis de Avila, ihr Geliebter, befinden mußte.

Die Familie, deren Domestike sie geworden war, besaß zwei Töchter, Maria und Theresia mit Namen, und deren Vertrautheit zu Faï war eine so große geworden, daß sie ohne dieselbe nicht ausgingen. Zudem hatte Faï das Spanische gut erlernt.

Das ganze Streben Faïs von dem Momente ihrer Ankunft war darauf gerichtet, den Aufenthaltsort von Luis zu erfahren. Aber wie sollte sie das? Wen sollte sie darnach fragen, wer mochte ihn kennen?

Luis de Avila aber kämpfte inzwischen in seinem stolzen Palaste ganz in der Nähe seiner Geliebten mit dem Tode.

Durch einen Zufall erfuhr endlich Faï den Aufenthalt ihres Geliebten. Sie war nämlich von ihrer Herrin zu sich befohlen worden, um ihr beim Ankleiden behilflich zu sein. Dabei kam man auf das Palais Istria zu sprechen, welches nur allein von der verwitweten Herzogin gleichen Namens und ihrem Sohne, dem Herzog bewohnt sei, der Dominikaner sei.

— „Dominikaner?" fragte Faï ihre Herrin neugierig.

— „Jawohl — und warum staunst du darüber. Er nennt sich Bruder Luis de Avila."

„Luis de Avila? Sind Sie dessen gewiß, Seunora?"

— „Ja, und warum denn? Sag'! Warum weinst und zitterst du, Kind?"

Faï bemeiſterte ihre plötzlich zum Ausbruch gelangte Aufregung und ſuchte ruhig zu entgegnen:

— „Es iſt nichts weiter als Freude darüber, daß ich einen Namen höre, der mir in meiner Heimat ſehr geläufig war, ein Miſſionar war es, der dieſen Namen trug, aber Herzog war er nicht!“

— „Bruder Luis de Avila legte ſeinen Herzogstitel ab, als er Mönch wurde.“

— „So, ſo?“

Gern hätte Faï noch weiter gefragt und noch mehr erfahren, aber ihre Herrin war mit ihrer Toilette zu Ende gekommen und eilte aus dem Salon die Treppe hinab zu ihrer Equipage, welche ihrer bereits harrte.

Faï begleitete ihre Herrin bis an den Wagenſchlag, kehrte dann um und lief nach dem Ankleidezimmer zurück, wo ſie, von Aufregung übermannt, in einen ſamtnen Seſſel ſank.

Nun machte ſich ihr gepreßtes Herz Luft, nun brach in ihrem Innern ein Sturm von widerſtreitenden Gefühlen los, der ſie hätte um den Verſtand bringen können. Aber Faï war immerhin eine feſte Natur. Freudengefühle allein waren es nicht, die ihr Herz in Schwingungen verſetzten; ſchwere, unvertilgbare Zweifel ſtiegen jetzt in ihrer Seele auf, ob nicht die himmelweite Kluft, welche zwiſchen ihrer und der geſellſchaftlichen Stellung ihres Geliebten lag, ein unüberſteigbares Hindernis für ihre Vereinigung bieten würde. Aber mit der Siegesgewißheit, die ſchönen jungen Frauen eigen zu ſein pflegt, ſuchte ſie dieſe Zweifel zu zerſtreuen.

Wie ſie ſo vor dem langen Spiegel ſtand und ihre üppigen Haarflechten zu ordnen begann, da mochte ihr doch die Erkenntnis kommen, daß ſie ſchön, unwiderſtehlich ſchön ſei. Denn ſie lächelte ſo beredt, als wenn ſie hätte ſagen wollen: „Seht, ich bin zwar nur eine arme Chineſin, aber zur Herzogin nicht zu ſchlecht!“ Die Dazwiſchenkunft einer Dienerin, die Faï daran gemahnte, ſich zur Nachtruhe zu begeben, unterbrach jäh ihre Träumereien.

Unſchlüſſig, was zu thun war, brachte Faï endlich das Zimmer in Ordnung und begab ſich nach ihrem Schlafzimmerchen, das ziemlich iſoliert lag.

Dort wogte der Kampf der Empfindungen mächtig weiter, bevor Gott Morpheus die vor Liebesqual Erſchöpfte mit Schlaf erquickte.

„Niemals vergeſſe ich dich“ — hatte er ihr beim Abſchied geſchworen, „ich gelobe es dir!“

Sie ſetzte ſich an ihr Schreibtiſchchen und kritzelte einige Worte auf ein duftendes Billet, das ſie dann in ihrem Gewande verbarg, um es am nächſten Morgen an ſeinen Beſtimmungsort befördern zu laſſen. Dann warf ſie ſich ermattet aufs Bett und ſchlummerte langſam ein, angekleidet, wie ſie war. —

IX.

In einem auf der Gartenſeite belegenen Salon des Palais befand ſich Luis de Avila. In der Nähe des reich ornamentierten Kamins lag er auf einem weichen

Divan und blickte träumeriſch in die Höhe. Sein dunkles Haar fiel in üppigen Locken auf die Schultern herab und bildete zu dem weißen Ordenskleide, das ihn umgab, einen lebhaften, aber reizvollen Kontraſt. Was ſuchte er auf dem koſtbaren Plafond, auf dem ſeine Blicke unverweilt ruhten? Ja was? In ſeinen träumeriſch-feuchten, dunklen Augen, die den Geiſt und das gemütvolle Innenleben widerzuſpiegeln ſchienen, blitzte es öfters auf wie fernes Wetterleuchten. Woran mochte Luis wohl jetzt denken? In die Ahnen-Galerie, die ihn in ſchmucken, aber zum Teil verblaßten Gemälden umgab, ſchien ſein Blick keineswegs verloren; auch nicht in die vielen Koſtbarkeiten des Zimmers, die ihm doch nichts Ungewöhnliches waren. Ein leiſer Seufzer, der ſich von Zeit zu Zeit ſeiner Bruſt entrang, ſchien den einzigen Anhalt für unſere Vermutungen zu geben. Luis de Avila war leidend und zwar ſchwer leidend, und wenn man näher hinſah, dann gewahrte man auch leicht die fieberhafte Glut, die aus ſeinen Augen hervorloderte und die ein baldiges Verlöſchen, ein Verlöſchen für immer anzudeuten ſchien. —

„Weißt du, Mutter, geliebte Mutter“ — begann er zu der an ſeiner Seite ſitzenden, ſilberhaarigen Matrone, die ihm zuweilen etwas vorbeten mußte, „es wäre gut, wenn du jetzt den Herrn um Gnade bäteſt für mich armen Sünder!“ Dieſe Bitte war von einem Blicke begleitet, der in der Ecke des Salons auf einem Altar haften blieb, auf dem ſich ein ſilbernes Kruzifix, umgeben von brennenden Kerzen, befand.

Die Herzogin ließ liebkoſend ihre Rechte über die fieberheißen Wangen ihres Sohnes gleiten und wie abwehrend ſagte ſie:

— „Laß, Luis, die unnützen Gedanken und Grübeleien — du haſt ja keine Sünde begangen. Erſt ſieh', daß du geſund wirſt, dann wollen wir gemeinſam Gott danken!“

Sie hatte ſich zu dem Kranken herabgeneigt; dieſer aber entgegnete:

„Wie gut du biſt, Mutter! Es iſt aber wahr; ich habe dieſes weiße Gewand befleckt. Dürfte ich dir erzählen, wie ich gekämpft und gelitten und wie ich der Verſuchung dennoch nicht widerſtand, du würdeſt meine Inbrunſt begreifen, mit der ich den Herrn anflehe!“

— „So ſprich doch, mein Kind! Erleichtere dir dein Herz!“

— „Ich darf nicht; mich bindet ein Verſprechen, laß mich deshalb ſchweigen!“

— „Wohl denn!“

— „Dank, Mutter, tauſend Dank! Möge dir das Bewußtſein genügen, daß Luis als ein würdiger Sohn ſeines Vaters ſtirbt, ſo wie du, geliebte Mutter, die edelſte und reinſte der Frauen biſt!“

Mutter und Sohn fielen ſich ſchluchzend in die Arme. Bald aber ſank Luis in die Kiſſen zurück und ſchlummerte ſanft und ohne Kampf ins Jenſeits hinüber. — — —

Es war in der Nacht des 10. Februar, und tiefer Schnee bedeckte die Straßen Madrids wie ein Leichentuch, als Luis de Avila vor den Augen der Mutter ſeinen letzten Seufzer that.

Digitized by Google

„Mutter, liebe Mutter — Erbarmen!“ waren die letzten Worte des Sterbenden gewesen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Sofort nach dem Hinscheiden wurde die Leiche Luis nach der Kapelle des Palastes gebracht, wo ihre Aufbahrung stattfinden sollte.

Etwa zwei Stunden nach Luis Tode betrat Bruder Joaquin den düsteren verlassenen Salon, zog verstohlen einen goldenen Schlüssel aus der Tasche seines Gewandes hervor, indem er die Worte vor sich hinmurmelte:

— „So, nun will ich seinen letzten Willen erfüllen!“

Er schritt an den Schreibtisch des Verstorbenen und öffnete ihn, nachdem er die eingelaufenen Briefschaften, welche noch uneröffnet da lagen, beiseite schob.

Unter allerhand Sachen fand Bruder Joaquin in einer Lade des Sekretärs ein kostbares Kästchen, das in seinem Innern eine vertrocknete, von rotem Seidenband umwundene Rose enthielt, auf welchem die Worte standen: „Am 6. Mai 1862.“ —

— „Dieses Kästchen soll also verbrannt werden? So lautete ja sein letzter Wille — doch was ist das? Der 6. Mai 1862!“ Das ist ja der Unglückstag, an dem ich verfolgt wurde, und die verhängnisvolle Nacht, in der ich in Chiangtings Haus durchs Fenster einstieg. Es ist also doch wahr, was ich nicht für möglich hielt — die Frau, welche Luis de Avila, Herzog von Istria, liebte und derentwegen er zu Grunde gegangen, ist Faï.“ Er sann lange nach. „Oder sollte doch noch ein weiterer Beweis für diese sonderbare Neigung vorhanden sein!“

Da fiel ihm unter der neuesten, noch uneröffneten Korrespondenz ein offenbar von Frauenhand herrührendes Schriftstück auf.

— „Also Faï ist hier — doch was will sie.“ Er öffnete den Brief und las:

Am 9. Februar.

„Endlich, nach neun langen Monaten, sehe ich meinen Traum verwirklicht. Was habe ich indes gelitten — wie viel habe ich dir zu sagen! Bis heute habe ich Deinen Aufenthaltsort nicht entdecken können und morgen Nacht, zum erstenmale seit unserer Trennung in Tschao-Tschen, werde ich um ein Uhr nachts in dem Garten sein. Mit sehnsuchtsvoller Ungeduld erwarte ich den Augenblick, wo ich Dich sehen, Dich umarmen und küssen kann!

Faï.“

— — „Die erste Nacht — — — der Brief war noch verschlossen gewesen. — Also ist Bruder Luis gestorben, ohne von Faïs Anwesenheit in Madrid Kenntnis erhalten zu haben.“

Er nahm den Brief zu sich und blickte auf die über dem Kamine befindliche Uhr.

— „1 Uhr bald! — Ich habe keine Zeit zu verlieren,“ sprach Bruder Joaquin vor sich hin.

Er ließ schnell die Vorhänge von den Fenstern herab, hüllte sich tief in

seinen Mantel, dessen Kapuze er tief ins Gesicht schob, und ging die Treppe hinab, welche nach dem Garten führte.

Inzwischen harrte Faï bereits pochenden Herzens des Momentes, der sie ihrem Geliebten zuführen sollte. Sie hatte alles beobachtet, was um sie her vorging.

Es schlug ein Uhr in dumpfem Tone von der benachbarten Kathedrale. Da gewahrte sie, wie eine männliche Gestalt, die sie für diejenige ihres Luis hielt, der nicht mehr unter den Lebenden weilte, sich ihr näherte.

Nicht lange darauf betrat sie den Palast.

Freudestrahlenden Blickes und mit offenen Armen lief sie auf den Mönch zu, den sie für Luis de Avila hielt, indem sie dessen Namen rief.

In diesem Augenblicke ließ Bruder Joaquin seinen Mantel fallen.

— „Bruder Joaquin!“ diese in verzweifeltem Tone hervorgestoßenen Worte waren das einzige, was sie augenblicklich zu sprechen imstande war. Sie wich dabei einige Schritte zurück, als wenn sie eine Berührung mit Bruder Joaquin gefürchtet hätte.

Das zweite Mal war es, daß sich dieser Mönch ihr in den Weg gestellt hatte.

— „Ich erwartete dich, Faï,“ sagte er in freundlichem Tone.

Faï suchte ihre Verzweiflung zu bemeistern und sagte ernst:

„So? — Ich stehe zu Euren Diensten!“

Aus der entschlossenen Tonfärbung, in der diese wenigen Worte gesprochen wurden, schloß er auf den energischen Charakter des ihm bekannten Weibes. Er wollte in jedem Falle eine Berührung Faïs mit der Leiche seines toten Bruders vermeiden.

— „Wer hat dir die Gartenpforte geöffnet?“ begann er endlich.

— „Es ist dieselbe Strickleiter hier, vermittelst deren Ihr am 6. Mai in mein Haus stieget. Ihr hattet sie vergessen bei Eurem Fortgehn.“

— „Gott leitete mich damals, damit ich meinen Bruder rettete.“

— „Auch mich hat er hierhergeführt.“

„Unglückliche Verblendete, weißt du nicht, daß Gott jede unreine, schänderische Liebe verflucht. Du vergaßest Gattenpflicht und hängtest deine Blicke an einen Diener des Herrn!“

— „Nicht meine Schuld war es.“

— „Wessen Schuld denn?“

— „Die Schuld derer, die sie ihrer häuslichen Ruhe entrissen. Kann ich dafür, daß ein Gott mir das beseligende Gefühl der Liebe verlieh?

— „Meine Liebe ist rein, ist frei von Eitelkeit. Nicht den Herzog liebe ich, dessen Herkunft ich nicht kannte, ich liebe Luis de Avila, den Mönch, und um seiner selbst willen liebe ich ihn! Ich weiß auch, daß er mich liebt — mich, das arme chinesische Weib, und kein Sterblicher wird mir diese Liebe rauben!“

Bruder Joaquin fürchtete förmlich die Entschlossenheit, die aus diesen Worten sprach.

— „Nicht weiter!“ gebot er endlich, „wolle doch begreifen, daß du etwas Unerreichbares geliebt haſt; vergiß für immer den Gegenſtand deiner blinden Leidenſchaft. Haſt du jemals deine Gefühle erwidert geſehen, hat dich ein Liebesſchwur hergetrieben, ſo wiſſe, daß du einem Ideal zuſtrebteſt, das nur in deinem Geiſte lebte. Luis de Avila muß ſeinen religiöſen Pflichten leben und dich vergeſſen.“

— „Er vergißt mich nie! Seine Seele iſt wahr und offen, ſie kennt kein Falſch — hier dieſe Roſe — damit wies ſie auf den Schreibtiſch — beweiſt es, daß er mir treu war, wie ich ihm!“

— „Es iſt aber auch das einzige Zeichen Eures vermeintlichen Einverſtändniſſes, das nur Trauer im Gefolge gehabt hat. Ich bitte dich, verlaſſe dieſes Haus — ich will dich führen!“

— „Niemals!“

— „Gut denn — machen wir ein Ende — wen ſuchſt du hier?“

— „Wen ſonſt als Luis de Avila?“

— „Nun, du ſollſt ihn ſehen!“ Es lag etwas Bitteres und Schadenfrohes in dem Tone, in dem er das ſagte; während ſich das Antlitz Faïs ſichtlich erhellte.

— „Schau her!“ ſagte er kurz, indem er die Thür eines Nebenſalons aufriß.

Faï ſtürzte hinein, und als ſie die Leiche Luis auf einem Katafalk, umgeben von brennenden Kerzen, erblickte, ſank ſie mit einem lauten Aufſchrei zuſammen.

— „Luis tot!“ mehr konnte ſie nicht ſagen, denn auch ihr letztes Stündlein hatte geſchlagen. Ein kurzes Röcheln, einige Zuckungen noch, und dann war auch ſie tot — hinübergeſchlummert in eine beſſere Welt. Ein Herzſchlag hatte ihrem jungen Leben ein jähes Ende bereitet.

Bruder Joaquin hielt wenige Augenblicke, nachdem er hinzugeſprungen war, eine Leiche in ſeinen Armen.

Eine tiefe Ergriffenheit bemächtigte ſich ſeiner, als er das tote Weib neben der Leiche ſeines Bruders liegen ſah.

An eine ſolche Tiefe der Liebe Faïs hätte er nicht geglaubt.

Er trat an die Leiche Faïs heran, bedeckte ſie mit ſeinem Mantel und ſprach ein kurzes, aber inniges Gebet für ihr Seelenheil. Dann zog er eine Glocke und befahl dem darauf eintretenden Diener:

— „Sagen Sie Ihrer Durchlaucht der Frau Herzogin, daß ich ſie hier erwarte!“

In den nächſten Momenten ſchon ſehen wir die Herzogin-Witwe mit ihrem Gefolge dem Bruder Joaquin gegenüber, der ſie folgendermaßen anredet:

— „Sennora, ich bedauere es, aber die Pflicht gebietet es mir, Ihrer tiefen Trauer ungeachtet, Ihnen Mitteilungen zu machen, die Sie ſchmerzen könnten.“

— „Bitte alſo — ich bin bereit zu hören.“

Und Bruder Joaquin begann:

— „In der Nacht des 6. Mai 1862 ſtieg ein bereits alternder Mann in

ein Haus ein, um eine Zufluchtsstätte vor seinen Verfolgern zu finden. Dieser Mann störte zwei junge Leute, welche ihre Pflicht vergessend, sich ewige Liebe schwuren. Am folgenden Morgen verließen die beiden Männer das Haus, das noch in der darauf folgenden Nacht von Flammen zerstört wurde.

Von grausamen Gewissensbissen gemartert, verbrachte der Jüngling ein elendes Leben.

Die Frau irrte flüchtend umher und sprach den Schutz des Dominikanerordens an, der ihr gewährt wurde, da man ihre Leidenschaft nicht kannte. In ihrer Leidenschaft suchte sie ihr geliebtes Ideal und gelangte bis in das Haus, in dem sie es finden sollte. Gott aber trennte in jener Nacht diese beiden Wesen, welche reuig starben. Ich selbst habe ihnen den Segen erteilt.

„Der Alte, der in das Haus stieg, bin ich. Der Jüngling ist der leblose Körper, der in der Kapelle liegt —"

„Und die Frau?" fragte die Herzogin verzweifelt.

— „Liegt hier zu meinen Füßen!" Er hob dabei den Mantel auf, und der helle Kerzenschein fiel auf die Leiche — „Sie nennt sich Faï und ist eine chinesische Kaufmannswitwe."

Man trat an die Leiche heran, um sie in Augenschein zu nehmen.

Wie schön sah sie noch aus im Tode.

Die Herzogin verzog ihr Gesicht in düstere Falten, sie mochte die Tote als Ursache des Hinscheidens ihres Sohnes ansehen.

Bald aber nahmen ihre Züge einen freundlichen, ja verklärten Ausdruck an. Sie blickte gen Himmel und sank vor der Leiche Faïs in die Kniee, die erstarrten Hände der Toten mit heißen Küssen bedeckend. Sah sie doch jetzt in der Leiche das, was sie bisher nicht kannte: den Gegenstand der Liebe ihres Sohnes, und empfand sie doch auch einen Teil der grenzenlosen Neigung, welche die Tote ihrem geliebten Verblichenen entgegenbrachte.

Das stimmte sie so mild — so versöhnlich.

Wenige Tage darauf fanden in Madrid unter anderen zwei Begräbnisse statt. Das eine mit allem Pomp, der hochstehenden Personen zukommt; das andere still und einfach wie das einer Verschollenen. Und doch standen beide Bestattungen in engem Zusammenhange.

Dicht an einem prachtvollen Erbbegräbnisse fällt durch seinen eigentümlichen Kontrast, den es zu seiner Nachbarschaft bildet, ein sehr einfaches Grab auf, dessen Stein nur ein einziges Wort als Inschrift trägt:

„Faï!"

Die Mauer, die das reiche von dem armen Grabe trennt, bildet das Sinnbild des Getrenntseins im Leben. Aber sie liegen nebeneinander, die traurigen Helden unserer Erzählung: Luis und Faï . . . .

Der Bürger und der Staat.

Betrachtungen über die Ansichten Spencers

von

Marco Minghetti.

Deutsch von M. von Meysenbug.

I.

Ein Problem, welches seit Jahrhunderten behandelt wird, ist das der Beziehungen zwischen Staat und Bürger, bis wohin die Freiheit des letzteren geht, bis wohin der Staat, um seine eigene Aufgabe zu erfüllen, sich in die Angelegenheiten des Bürgers mischen darf. Man kann wohl sagen, daß dieses Problem niemals absolut erledigt werden wird, da es sich darum handelt, die Grenze der Thätigkeit zwischen zwei Wesen zu bestimmen, welche nicht immer dieselben bleiben, sondern sich, dem Ort, der Zeit, den Verhältnissen und der Stufe ihrer Kultur nach verändern.

Es ist dessen ungeachtet nützlich, die beiden entgegengesetzten Seiten der Frage zu betrachten und ich werde sie darzustellen suchen, so wie sie mir in deutlicher, ich möchte fast sagen malerischer Weise in zwei Gesprächen erschienen, welche ich vor einiger Zeit hatte. Ein Mann von scharfem Verstande, welcher einen bedeutenden Anteil an den öffentlichen Angelegenheiten gehabt hatte, sagte mir folgendes: „Als ich Stellen im Staate bekleidete, war es immer meine größte Sorge, gegen mich selbst auf der Hut zu sein, wie gegen einen öffentlichen Feind. Der Staat und wer ihn vertritt, strebt immer darnach, die eigenen Befugnisse zu erweitern und die der anderen zu usurpieren und glaubt in dieser Weise segensreich zu sein und Ruhm und Dank zu ernten; aber er wird dadurch im Gegenteil schädlich und verdient Tadel. Denn wenn er aus seiner engen Aufgabe heraustritt, welche darin besteht, das Leben, das Eigentum, die Verträge, kurz die natürlichen oder erworbenen Rechte des Bürgers zu beschützen, so ist die Wahrscheinlichkeit, um nicht zu sagen Gewißheit, da, daß er, indem er einige Übel oder Gefahren vermeiden will, andere, bei weitem schlimmere hervorruft. Seine Hand verwirrt und verdirbt alles was er berührt." Dies war die eine Äußerung; die andere rührte von einer sehr geistvollen Dame her, welche in einem fürstlichen Hause einer der kleinen deutschen Staaten verheiratet ist. Sie sagte: „Hier ist der Staat alles und muß alles sein. Von ihm hängt das Leben und die Entwicklung der einzelnen ab, er mißt den Atem unserer Lungen und die Schläge unseres Herzens. Wenn man das Wort Staat ausspricht, so beugt sich alles, vom Herrscher bis zum untersten Mann aus dem Volke; eine ehrerbietige Furcht bemächtigt sich der Seelen und ich, seit ich Deutsche geworden bin, fühle mir die Schauer derselben über den Rücken laufen."

Dies sind die beiden Gesichtspunkte der Frage, welche Spencer behandelt hat. Ich bemerke im Vorübergehen, daß die Politik in ihrer praktischen Richtung zum großen Teil von der Art abhängt, in welcher diese Frage betrachtet wird. Es genügt als Beispiel an die Auffassung zu erinnern, welche in der Verhandlung im Mai 1876 in der Deputiertenkammer in Italien überwiegend war, als das Gouvernement aus den Händen der Rechten in die der Linken überging. Damals drückte einer der angesehensten Redner der siegreichen Partei das Programm mit folgenden Worten, welche natürlicher Weise von seinen Anhängern mit lautem Beifall aufgenommen wurden, aus: „Es handelt sich wesentlich darum, die Thätigkeit der Regierung zu beschränken und ihre Macht zu begrenzen. Unser einziger Ehrgeiz ist der, dahin zu wirken, daß die Bürger Italiens sich weniger regiert fühlen. Wir werden stolz darauf sein, gegen das Autoritätsprinzip im Namen des liberalen Prinzips zu kämpfen. Wir halten es für sehr nützlich, daß sich an der Frage über die Einmischung der Regierung und der staatlichen Behörden die Bildung der beiden Parteien, die eine für den Triumph der Autoritätslehre, die andere für den der liberalen Doktrin vollziehe." Ich weise auf diese Erklärung blos in der Absicht hin, um zu zeigen, welche direkte und nahe Beziehungen dieses Problem mit allen Teilen des bürgerlichen Lebens hat; aber ich beabsichtige nicht in das Feld der praktischen Politik hinaus zu treten und werde die Frage nur theoretisch behandeln.

Zunächst müßte ich die Behauptung rechtfertigen, von der ich ausging, nämlich: daß die Lösung des Problems teilweise geschichtlich, teilweise veränderlich sei, aber ich glaube mir eine besondere Beweisführung ersparen zu können, da das jetzt von allen zugestanden wird, welche über diesen Gegenstand nachdenken. Es giebt niemand mehr, welcher die Ansicht festhält, daß die Gesellschaft das Ergebnis eines freiwilligen Vertrages sei, durch welchen der Mensch seiner Freiheit entsage; noch auch, daß die Menschen alle mit gleichen Anlagen und Fähigkeiten geboren würden und daß nur die Verschiedenheit der Erziehung sie unterscheide; noch auch endlich, daß der Staat die Macht habe, mit seinen Institutionen ein Volk herzustellen und mit den Gesetzen eines Lykurg, eines Solon, eines Numa, wieder Spartaner, Athener oder Römer ins Leben zu rufen. Alle diese Ideen, welche im vorigen Jahrhundert, besonders von französischen Philosophen, verteidigt wurden, sind von dem genauen Studium der Physiologie und Geographie, der Geschichte und Philosophie als ungenügend erkannt worden. Einige moderne Naturforscher haben sich bemüht zu beweisen, daß selbst einigen Tierarten der Trieb zu einer gesellschaftlichen Ordnung eingeboren sei und man daselbst embryonisch die regierenden, uns zwingenden Thätigkeiten, oder den Embryo eines Staates vorfinde. Aber wie dem auch sei, das Studium der Völker, selbst der wildesten, liefert den Beweis, daß der Mensch in der Gesellschaft und für die Gesellschaft geboren wird, daß er in ihr die Erziehung im weitesten Sinne dieses Wortes erhält und daß er außerhalb derselben nicht Mensch, sondern Tier bleiben würde. Was die ursprüngliche Gleichheit betrifft, so wird auch diese von den Thatsachen widerlegt, da ihr jeden Tag die Beispiele von der großen Verschiedenheit des Verstandes,

der Anlagen, der Berufe, welche jeder Anstrengung der Erziehung spotten, widersprechen. Nicht die Gleichheit ist es, die von Natur da ist, sondern vielmehr die Verschiedenheit und die Hierarchie, sowohl beim Menschen wie bei allen Wesen.

Ich lasse die Meinung jener Physiologen beiseite, welche glauben, daß gewisse Fähigkeiten des Menschen, in der Anlage vorhanden, sich nur durch die Übung im Verkehr mit anderen Menschen entwickeln und daß durch diese Übung sich eine Spur in den Organen des Gehirns eindrückt, welche, in die Organe der Nachkommen übergehend, dieselben befähigt, von da, wohin die Väter mit großer Mühe gekommen waren, weiter zu gehen. Aber auch abgesehen hiervon, und angenommen, daß heute der Einfluß der Erblichkeit von einigen übertrieben wird, so ist es doch gewiß, daß man deren Wirkungen nicht gänzlich leugnen kann. In jedem Fall bringt die Anhäufung der Erfahrungen, der Lehren, der Meinungen, die Überlieferung des Gefundenen, welche man Tradition nennt, dieses Erbteil, welches sich nicht einmal außerhalb der Gesellschaft denken läßt und für das Individuum eine unschätzbare Hilfe ist — allmählich bemerkenswerte Veränderungen in die Verhältnisse des Bürgers und infolge dessen in sein Verhältnis zum Staat.

Auf der andern Seite üben die Rasse, das Klima, die äußeren Umstände, alles das, was man metaphorisch die Mitte zu nennen pflegt, auch einen großen verändernden Einfluß auf die vererbten Eigenschaften und bestimmen die Entwicklung der Gesellschaft. Diese letztere kann sich nur langsam entwickeln und ihre Entwicklung kann nicht über einen gewissen Grad hinaus beeilt werden; oft wird sie von Hindernissen durchkreuzt, oft genötigt zurückzugehen, um erst später ihren Weg wieder aufzunehmen. Und der Staat, welcher die ausübende Form der Gesellschaft ist, folgt deren Modifikationen, paßt sich ihnen an und könnte sich nicht nach dem Willen von Gesetzgebern und Utopisten verändern. Jene Fürsten oder Propheten, welche bei Institutionen von Grund aus neu bilden wollten, fanden nicht nur schwere Hindernisse bei ihrem Werk, sondern, sobald sie verschwunden waren, folgte demselben eine Reaktion, welche es zum Teil wenigstens wieder zerstörte. Selbst Spencer, der uns mit seinen Behauptungen zu dieser Abhandlung Gelegenheit gab, schließt sich nicht allein der Auffassung an, welche ich anfangs ausgedrückt habe, nämlich: daß die Beziehungen zwischen dem Staat und dem Bürger nicht immer und überall die gleichen sein können, sondern seine ganze Theorie der Evolution ist deren Bestätigung. Ihm scheint es, als habe er gewisse Typen der Gesellschaft aufgefunden, welche abwechselnd vorherrschen: da wo der militärische Typus vorherrscht, ist die Mitwirkung der Bürger eine gezwungene und die Thätigkeit des Staates daher groß; und wo der industrielle Typus vorherrscht, ist jene Mitwirkung spontan und die Freiheit des Individuums am größten.[1])

Man wird sagen, daß es ungeachtet jener Veränderungen und beinah unabhängig von ihnen, gewisse Eigenschaften giebt, welche allen Menschen wesentlich angehören und zu jeder Zeit dieselben Wirkungen hervorbringen, und daß

[1]) Spencer, Principles of Sociology. V. I.

man daher auch für jenes Argument auf beständige Gesetze und allgemeine Prinzipien, die allen Staaten und allen Völkern gemeinsam sind, schließen könne. Dies werden jedoch sehr wahrscheinlich nur abstrakte Prinzipien bleiben, denn in Wirklichkeit haben die Völker nicht bloß die allgemeinen Eigenschaften der Menschheit, sondern auch ihre eigenen, ganz besonderen, weshalb die Gesetze, welche sie regieren, sich aus der Vereinigung der einen und der anderen ableiten müssen. Höchstens könnte es gelingen, wenn man die Grenzen zwischen Bürger und Staat in Übereinstimmung mit den wesentlichen und allen Völkern gleichen Eigenschaften feststellen wollte, ein Maximum und ein Minimum zu bestimmen, quos ultra citraque nequit consistere rectum, und so zu sagen einen Kreis zu beschreiben, welchen die Thätigkeit des Bürgers und die Einmischung des Staates normal niemals überschreiten dürften. Aber innerhalb dieses Kreises erweitert oder beschränkt sich die Thätigkeit des einen und die Einmischung des anderen je nach dem historischen Moment.[1]) Und deshalb habe ich gesagt, daß das Problem nicht absolut, sondern nur relativ zu lösen ist, d. h. in Betracht aller der Elemente des gegenwärtigen privaten und öffentlichen Lebens, und so werde ich es in dieser Arbeit betrachten.

II.

Niemand zweifelt daran, daß dem Staat die Erklärung und die Behütung der Rechte des Bürgers zukommt. Hierin stimmen alle Schulen überein; sie schreiben daher dem Staate die Zivil- und Kriminaljustiz, die äußere und innere Verteidigung der Ordnung, das Heer, die Marine, die Diplomatie, und infolge davon die Berechtigung zu, dem Bürger einen Teil seines Vermögens unter dem Titel der Steuer zu nehmen. Hierbei halte ich mich also nicht auf.

Ich will nur bemerken, daß, wenn wir die Gesetzbücher und auch die Teile der Administration, welche sich auf die obigen Zugeständnisse beziehen, untersuchen, so finden wir leicht, wie auch die, welche am strengsten die Macht des Staates beschränken wollen, unbewußt oder willentlich viele Artikel vorüber gehen lassen, die eine gewisse Einmischung in die Handlungen des Bürgers ausdrücken, die, um die Wahrheit zu sagen, über die bloße Behütung von dessen Rechten hinausgeht. Zum Beispiel was die Kontrakte betrifft, so müßte, nach der Ansicht der Vertreter der größten individuellen Freiheit, der Staat sich darauf beschränken, den absoluten Willen der Kontrahierenden gegen Gewalt oder Betrug zu beschützen, da ein jeder von diesen als erwachsener Mensch der beste Beurteiler des eigenen Interesses sein müßte; nun schreibt aber der Codex den Einkäufen

[1]) Diese Ansicht habe ich schon in meinem Buch über die politische Ökonomie ausgedrückt. Auf S. 264 im 3. Tl. sagte ich: „Die Aufgaben des Staates für den negativen Teil, welcher die Hinwegräumung der Hindernisse betrifft und für den positiven Teil, welcher eine allgemeine Erziehung, Voraussicht und Leitung betrifft, wechseln im Grad und in der Art je nach den Zeiten und passen sich dem Leben der Völker und den Eigenschaften der Regierenden an. Die Einmischung der Regierung ist am größten in gewissen Perioden der Gesellschaft, wie in ihren Anfängen oder in großen Gefahren, die sie von außen bedrohen, oder wenn die innere Ordnung gestört und erschüttert ist und wieder hergestellt werden muß und öfter auch, wenn die oberste Macht großen Geistern übergeben ist, Gesetzgebern, Feldherren, Gründern von Monarchien oder Republiken ꝛc.

und Verkäufen, den Legaten, den Schenkungen Bedingungen vor, mittels welcher er den Irrtümern abhelfen will, in die andere unversehens verfallen könnten, oder gewisse Einflüsse vermeiden will, die sich leicht über einen, welcher von Natur schwach oder wenig umsichtig ist, ausüben lassen. Ebenso überschreitet der Codex inbetreff der Gewässer, der Wälder, der Bergwerke, die Linie des bloßen Schutzes, um eine Einmischung der Verwaltung oder der Unterstützung zum Zwecke öffentlichen Nutzens auszuüben.

Ein zweiter bemerkenswerter Punkt ist folgender: daß, sobald sich die Beziehungen zwischen Bürger und Bürger durch den Zuwachs der Bevölkerung und des Verkehrs vermehren, sich auch die Bestimmungen der Rechte und der Vermeidungen der Konflikte vermehren; daher also eine verwickeltere Gesetzgebung notwendig einem vorgerückteren Zustand der Gesellschaft entspricht. Es genügt die Bewegung des Handels in unserer Zeit zu beobachten, ebenso wie alle die neuen Anwendungen der Wissenschaft auf die Industrie, um zu begreifen, daß der Staat die Beziehungen, welche aus diesen neuen Bedingungen des Lebens hervorgehen, regeln und daher Gesetze und Verordnungen über Eisenbahnen, Telegraphen, Handelsverhältnisse, Aktiengesellschaften u. s. w. geben muß. Man kann deshalb aber doch nicht behaupten, daß die Freiheit des einzelnen dadurch vermindert werde, man muß vielmehr sagen, daß sie sich dadurch stärkt und erhöht.

Verlassen wir diese Betrachtung. Der Entwicklung des bürgerlichen Lebens stellen sich starke Hindernisse der Natur in den Weg und sie können nicht immer weder von den einzelnen, noch von Assoziationen überwunden werden; in diesem Falle wird es, wenn nicht von allen, doch sicher von den meisten, zugestanden, daß der Staat zum allgemeinen Besten und auf allgemeine Kosten, diese Hindernisse beseitige. Hieraus folgen solche öffentliche Arbeiten, wie Häfen, Straßen, Austrocknung sumpfiger Gegenden u. s. w. Ebenso bedarf die Entwicklung des bürgerlichen Lebens einer gewissen Kenntnis von Ursachen, welche kein anderer als der Staat geben kann, sowohl wegen der Autorität, die er besitzt, um solche Kenntnis zu erlangen, als auch, weil er allein als Zentrum der Gesellschaft sie aus allen Teilen derselben sammeln und vergleichen kann. Kein einzelner und keine freie Assoziation könnten alle jene Beobachtungen der meteorologischen, sanitären, kommerziellen, finanziellen, bürgerlichen Statistik vereinen und veröffentlichen, deren sich jeder Bürger täglich bedient und welchen er die Richtung und den Rat für seine Werke zu Nützlichkeitszwecken entnimmt. Die Beispiele sind schlagend. Weiß man aus den meteorologischen Aufzeichnungen, daß wahrscheinlich in wenigen Stunden ein wütender Sturm kommen wird, so beordert man ein Schiff, das mit Waren beladen ist, heute nicht den Hafen zu verlassen; die Preise der Waren hier und in anderen Teilen Europas und Amerikas kennend, entschließt man sich, seine Vorräte zu verkaufen oder zurückzuhalten. Wer außer dem Staat könnte im allgemeinen solche wertvolle Kenntnisse liefern?

Bei jedem Schritt, den wir machen, wird das Problem schwerer und bestrittener.

1. Kann und soll der Staat mit seinen Gesetzen und Institutionen zu der größten Produktion und der besten Verteilung des Reichtums mitwirken?

2. Kann und soll der Staat für die öffentliche Gesundheit mit sanitären Vorkehrungen, für die Erziehung und Bildung der Jugend mit unentgeltlichen Schulen, für die Armut durch Versorgungsanstalten und wo es nötig wird, auch durch direkte Unterstützungen der Wohlthätigkeit sorgen?

Vor allen Dingen ist es nötig bestimmt anzunehmen, daß in diesen Kategorien der Thätigkeit der Staat sich ein Ziel vorsetzt, welches über den bloßen Schutz des Rechtes hinausgeht: nämlich den Armen an Besitz oder an Geist beizustehen und sie gegenüber denjenigen, welche von dem einen oder dem anderen die Fülle haben, zu unterstützen; und es ist gut, sich hierbei klar zu machen, daß, da der Staat kein eigenes Vermögen hat, er sich der Mittel bedient, welche er durch die Abgaben von den steuerpflichtigen Bürgern erhebt. Sein Zweck bei all diesen Punkten könnte sich also folgendermaßen bestimmen lassen: ein Bestreben, (in den Grenzen der Gerechtigkeit und der Möglichkeit) die Gleichheit der Bürger auf zweierlei Weise, positiv und negativ, herzustellen; positiv, indem er die Notdürftigen erhebt und unterstützt; negativ, indem er die Privilegien der Besitzenden vermindert und ihnen durch die Steuer einen Teil der Güter, die sie in Fülle haben, nimmt, um dem oben angedeuteten Zwecke zu genügen.

Gegen solche Aufgaben protestieren Spencer und die Anhänger der Freiheit des Bürgers in verschiedener Weise. Der erste wesentliche Satz, mit dem man die Einmischung des Staates in diese Dinge bekämpft, ist der jener Ökonomisten, welche man die Orthodoxen zu nennen pflegt: der Mensch ist der beste Richter seines eigenen Interesses, das eigene Interesse ist der kräftigste Sporn zur Produktion, das persönliche Interesse stimmt völlig mit dem allgemeinen Interesse überein. Allerdings, wenn diese drei Sätze wahr wären, so wäre es klar, daß jede Einmischung des Staates in die Produktion und Verteilung des Reichtums als verderblich angesehen werden müßte. Das Problem wäre sozusagen a priori in unwiderleglicher Weise entschieden. Wir wollen jedoch untersuchen, ob und bis zu welchem Punkt dieselben wahr seien. Nach meiner Ansicht sind sie es sicher zum großen Teil, besonders die beiden ersten Sätze, was auch durch das Sprichwort bestätigt wird, daß der Narr im eigenen Hause mehr weiß als der Weise im Hause des anderen. Dazu beweist die Erfahrung, daß die uninteressierte Leitung der Geschäfte, d. h. ihre Führung durch einen Fremden, selten genügend ist, ja sie zuweilen zu grunde gehen läßt. So sehr ist dies wahr, daß auch in den gemeinschaftlichen Geschäften, wo viele Interessierte sind und nicht alle bei dem Unternehmen thätig sein können, man immer dem Geschäftsführer einen Anteil an dem Gewinne giebt, um seine Thätigkeit und seinen Eifer anzufeuern, und daß man eine Oberaufsicht von Interessierten über seine Thätigkeit einrichtet.

Es läßt sich freilich nicht leugnen, daß auch der unentgeltliche Dienst zuweilen Gutes hervorbringt; aber das geschieht nur, wenn derselbe von einem hohen, moralischen Gefühl, wie die Vaterlandsliebe, das Mitleid, die Hoffnung einer Belohnung in einem zukünftigen Leben u. s. w. eingegeben wird; und

ebenso können auf die Menschen, welche entweder durch Alter oder durch geistige Unfähigkeit unbrauchbar sind, die beiden Postulate der Ökonomie nicht angewandt werden; es wird daher nötig, daß andere anstatt des Minderjährigen oder des Unfähigen handeln und es muß also auch in diesen Fällen die Aufsicht des Staates und sein Schutz für den einen und den anderen angenommen werden. Aber im allgemeinen kann man die Wahrheit des ersten und des zweiten Punktes der Theorie der Ökonomisten nicht leugnen, daß nämlich das persönliche Interesse der mächtigste Sporn zur größten Produktion sei.

Schwerer ist die Lösung des dritten Punktes, nämlich, daß das private Interesse immer im Einklange mit dem öffentlichen Interesse sei und daher die größte Produktion auch die beste Verteilung nach sich ziehe. Dieser Satz ist jedoch aus vielen Elementen zusammengesetzt. Der einfache Verstand würde hier auf den ersten Blick das Gegenteil annehmen, d. h. es würde ihm scheinen, als sei der Nutzen des einzelnen mit dem öffentlichen Nutzen im Widerspruch, daher das Sprichwort sagt: „es weint niemals einer, ohne daß ein anderer lacht," und auch die philosophische Theorie des Hobbes meint: Homo homini lupus. Aber die höhere Einsicht giebt eher den Ökonomisten als ihren Gegnern Recht und schließt aus der genauen Prüfung der Thatsachen, daß in den meisten Fällen der Nutzen des einzelnen mit dem öffentlichen Nutzen übereinstimmt. Wenn das nicht wäre, so würde die Gesellschaft anstatt fortzuschreiten, sich auflösen, und da man der Natur mit Gewalt nicht fortwährend widersprechen kann, so würden wir, anstatt ein friedliches Zusammenleben sich immer mehr entwickeln zu sehen, den Krieg aller gegen alle erleben. Sehr richtig hat Smith gesagt, daß die Vorsehung durch geheime Mittel zwischen Ursache und Wirkung die Dinge in der Weise geordnet hat, daß, während jeder Mensch nur an sich selbst denkt und seinen Vorteil unabhängig von dem der anderen sucht, sein Werk, egoistisch in der Wurzel, als Baum für alle fruchtbar wird. Die freie Konkurrenz, welche zunächst ein Wettkampf und ein Widerstreit scheint, trägt nicht nur dazu bei, die Produktion zu vermehren und zu verbessern, sondern auch die Waren wohlfeiler und die Verteilung der Reichtümer gleichmäßiger zu machen. Diese natürlichen Harmonien wurden mit großer Genauigkeit von den Ökonomisten beschrieben, und sie durch die Einmischung des Staates zu stören, schien ihnen dem weisen und vorsorglichen Werk der Natur entgegen zu arbeiten. Daher ist das laisser faire, laisser passer als Norm für die Gesetze angenommen worden, sowie der Kampf gegen alle Privilegien, Monopole, Einschränkungen, Verbote, Schutzzölle, von denen Jahrhunderte hindurch die Industrie und der Handel gefesselt gewesen waren.

Wenn man nun den Zustand der Produktion und der Verteilung des Reichtums vor einem Jahrhundert betrachtet, d. h. von dem Augenblicke an, wo jene Fesseln gesprengt und jene Hindernisse weggeräumt waren und der Industrie und dem Handel Freiheit gegeben wurde, so ist der Fortschritt bis heute unermeßlich. Die Masse der genießbaren Güter ist übermäßig gewachsen und im ganzen betrachtet, haben alle Klassen der Gesellschaft sich in ihren Lebensbedingungen ver-

bessert, sodaß die Entwicklung des Reichtums und des Wohlstands der Gegenstand der größten Bewunderung und der glühendsten Lobgesänge ist. Einige englische Werke, wie das des Porter[1]) und die neueren Statistiken des Giffen[2]) lassen keinen Zweifel, was England betrifft. Porter hat uns den ganzen allgemeinen Fortschritt der Nation in diesem Jahrhundert vor die Augen gestellt, und er übertrifft jede Erwartung. Giffen hat besonders den Fortschritt der arbeitenden Klassen während der letzten fünfzig Jahre auseinandergesetzt. Er hat mit einleuchtenden Zahlen bewiesen, daß einesteils die einzelnen Einkünfte der Arbeiter gewachsen sind und daß anderenteils die Preise der hauptsächlichen Waren und Lebensmittel eher vermindert sind; woraus man folgert, daß es den Arbeitern besser geht; eine Folgerung, welche durch Verlängerung der Lebensdauer, durch größeren Verbrauch der nötigen und nützlichen Waren, durch Verbesserung der Erziehung, durch Verminderung der Verbrechen und des Pauperismus, durch Anhäufung der Einzahlungen in die Sparkassen und durch viele andere Zeichen des Wohlseins bestätigt wird. Er hat auch außerdem bewiesen, daß der Vorteil des Kapitals, obgleich jetzt absolut und im ganzen größer, da das Kapital unverhältnismäßig gewachsen ist, doch relativ, d. h. in betreff des Interesses, geringer ist als er einst war; während der Lohn des Arbeiters absolut und relativ gewachsen ist, d. h. im ganzen genommen und in der Erhöhung des Tagelohns. Diese Erfolge, diese Vergleiche entsprechen in Wahrheit der Voraussicht der Ökonomisten und wohl können diese fragen: wenn der Weg der Freiheit euch zu so vielen Segnungen geführt hat, warum wollt ihr ihn verlassen, um andere Wege zu verfolgen, welche sich schon als irrtümlich oder wenigstens unsicher erwiesen haben?

Man sage auch nicht, daß diese Thatsachen England allein angehören, denn die kleinste Beobachtung genügt, um zu zeigen, daß das Gleiche nicht dort allein, sondern bei allen zivilisierten Nationen der Fall gewesen ist; sodaß man es nicht eine Ausnahme nennen kann, sondern Regel und allgemeines Gesetz der Zeit, in der wir leben. Woher kommt es nun, daß die öffentliche Meinung sich nach und nach in einem, der These der Ökonomisten entgegengesetzten Sinn entwickelt hat? Wie kommt es, daß in einigen Dingen von großer und allgemeiner Bedeutung der Glaube an die Zulänglichkeit des Privatunternehmens erschüttert ist? Und daß statt dessen das Vertrauen in die direkte und segensreiche Einwirkung des Staates auf die Verhältnisse der Individuen und der Klassen immer mehr wächst? Ein bloßer Wechsel der Meinung ohne Motive würde nicht genügen, eine solche Umwandlung zu erklären.

Man muß zugeben, daß die Erfahrung gezeigt hat, die ökonomische These sei in einigen Teilen irrig und daß sie dagegen zu dem Schluß geführt hat, es gebe Fälle, in welchen das Privatinteresse dem öffentlichen Interesse entgegen-

[1]) Porter, „The progress of the nation." Dieses Buch, zum erstenmal 1851 gedruckt, ist darauf wieder veröffentlicht mit Zusätzen bis zur Gegenwart.

[2]) The progress of the working classes in the last half century by Robert Giffen. London 1884.

gesetzt sei und in denen die freie Konkurrenz nur zum Vorteil der Wenigen, d. h. der Stärksten, und zum Verderben des größeren Teils ausfalle; daß endlich auch außerhalb dieser Fälle das einzelne Interesse nicht genüge, Werke zu gründen und zu erhalten, welche doch zum physischen, geistigen und moralischen Wohlsein der Bevölkerung nötig sind. Schon seit längerer Zeit hatten die Sozialisten den ökonomischen Harmonien die Antimonien entgegengesetzt; schon seit einiger Zeit hatten sie behauptet, daß die freie Konkurrenz den Schwachen, den Armen, den Ausgestoßenen erdrücke und den starken, den mächtigen Menschen, welcher über die größten Argumente in der Schlacht gebiete, stärke, bereichere und unverhältnismäßig erhebe.

Diese Beobachtungen waren nicht ganz grundlos und wurden auch zum Teil von den Thatsachen bestätigt. Denn erstens setzen die ökonomischen Harmonien, wie ich mich in einem jetzt schon veralteten Buche zu beweisen bemühte [1]) voraus, daß ein Gesetz in normaler Weise thätig sei, welches die ganze soziale Ökonomie beherrscht, dasjenige nämlich der genügenden Proportion zwischen ihren verschiedenen Elementen, und eine solche Proportion setzt die Beobachtung der moralischen Gesetze voraus. Unter der Herrschaft des Zutrauens, der Gerechtigkeit und des Wohlwollens ist Harmonie zwischen dem Landmann und dem Eigentümer, zwischen dem Kapitalisten und dem Arbeiter, zwischen dem Verkäufer und dem Käufer u. s. w., aber da wo diese Tugenden fehlen, verändern sich die Proportionen zwischen den ökonomischen Elementen und die Harmonie verwandelt sich in Streit und Feindschaft. In erster Linie bringt jeder teilweise Fortschritt, indem er eine zeitweise Störung der Proportion veranlaßt, solange Schmerzen und Konflikte hervor, bis das Gleichgewicht wieder hergestellt ist durch den Fortschritt der anderen ökonomischen Elemente. So nimmt die Anwendung der Maschinen im Anfang dem Handarbeiter die Mittel, seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, die Konkurrenz, aufs äußerste getrieben, macht die Arbeit eifriger und verdoppelt die Mühen, ruft die Frauen in die Fabriken und entzieht sie dem häuslichen Herd, zwingt die Kinder mühselig ihren Unterhalt zu gewinnen mit Beschädigung der körperlichen Kraft und Schwächung der geistigen Fähigkeiten, vermindert endlich den Lohn zum geringsten Notbedarf des Lebens. Inzwischen ist der Arbeiter, welcher nicht mehr wie früher für seine Kunden, sondern für einen allgemeinen und unbekannten Markt arbeitet, gezwungen hervorzubringen, ohne zu wissen, ob er Raum für seine Ware finden wird und sie öfters zu einem geringeren Preise anzubieten; und dessen ungeachtet findet sich der Markt von Zeit zu Zeit überfüllt, und es entstehen Krisen der Industrie und des Handels, welche Schaden und Ruin nach sich ziehen.

Ich habe gesagt, daß diese Gefahren von Anfang an bemerkt wurden. Und wenn die Sozialisten sie in der übertriebensten und rohesten Form dargestellt haben, so haben doch auch die Ökonomisten selbst sie nicht leugnen können. Aber sie haben hinzugefügt, daß solche Übel vorübergehend sind und aus der Natur

[1]) Della economia publica e delle sue attineuze colla morale e col diritto. Libri cinque di Marco Minghetti. Firenze. Le Monnier 1858.

der Dinge selbst wieder hergestellt werden; indem der Arbeiter, der wegen der Maschine die gewohnte Arbeit verloren hat, bald eine andere findet, die noch ersprießlicher wird durch den wachsenden Reichtum, der sich in neue Produkte verwandelt; und daß, wenn die Verminderung der Löhne für einen Augenblick eintreten kann, sie doch bald aufhört und einer normalen Erhöhung derselben Platz macht; was endlich die Krisen betrifft, so ermahnen sie den Produzierenden und zwingen ihn vorsichtiger zu sein und seine Produkte fortwährend zu verbessern und ähnliches mehr. Man kann jedoch antworten, daß, auch wenn diese Behauptungen angenommen werden, welche mir noch nicht absolut erwiesen scheinen, immer noch eine wichtige Frage von Zeit und Raum übrig bleibt, nämlich die der Zwischenzeit, welche nötig ist, um die Sachen in Ordnung zu bringen und der Schwierigkeit des Übergangs von dem einen zu dem anderen Zustand; Zwischenräume und Übergänge, welche Schmerzen und Leiden kosten, denen der Staatsmann wie der Menschenfreund die Augen nicht verschließen kann.

Dies ist die Antwort, welche sich auf die zu absolute optimistische These der Ökonomisten geben läßt.

Hier tritt nun die Schule ein, die sich die positivistische nennt und durchaus nicht die besprochenen Übel leugnet, aber sie für nötig und in der Ordnung der Natur hält. Ein höchstes Gesetz, sagt sie, regiert alles Lebende; der Kampf um das Dasein, in welchem die Stärksten, die Voraussichtigsten, die Fähigsten siegen, während die Schwachen, die Unvorsichtigen, die Unwissenden unterliegen und untergehen. Dieses Gesetz ist der Fortschritt, denn die Starken verbessern die Rasse, während die Schwachen sie schwächen würden; die Starken bereichern die Nation, während die Schwachen sie ärmer machen. Man lasse daher die ökonomische Konkurrenz gleich der des Lebens frei wirken; jede Einmischung des Staates, welche ihre Wirkungen stören wollte, wäre unvorsichtig. Besser ist es von kleinlichen Klagen abzulassen und die Thatsache als unvermeidlich, ja wohlthätig hinzunehmen; jede Schlacht hat Tote und Verwundete. Das Wichtigste ist, daß der Beste triumphiere. So ist die These der Positivisten.

Gewiß ist der Kampf ums Dasein ein Gesetz, welches alles Lebende beherrscht; aber dieses Gesetz, welches sich bei den Tieren in aller seiner Roheit zeigt, findet bei den Menschen andere Bedingungen, die sich ihm entgegensetzen und es beschränken. Und es gelte die Wahrheit. Dieser Kampf erscheint im bürgerlichen Leben in zwei Formen: der des Krieges und der der Teuerung und der Übel, welche sie begleiten. Der Krieg und die Eroberung sind nicht immer die Wirkung ökonomischer Ursachen, wie wenn z. B. eine zu angehäufte Bevölkerung eine militärische Kolonie ausschickt um ein besseres Schicksal zu suchen, sondern sie können auch andere, politische oder dynastische Ursachen haben: die Sucht nach Abenteuern, die Liebe zum Ruhm und zuweilen den Neid und die innere Eifersucht. Da aber die positive Schule selbst, auf anderen Seiten ihrer Lehrsätze, glaubt, daß die menschliche Gesellschaft bestimmt sei, von der Form oder dem Typus des Militarismus zu der Form der Industrie und des Handels überzugehen, so folgt daraus, daß die Absicht der Zivilisation dahin zielen müsse, diesen

Kampf zu beenden oder wenigstens zu vermindern. Betrachten wir nun den anderen Teil jenes Satzes, den der Teuerung oder Unzulänglichkeit der Mittel für die Existenz einer Bevölkerung. Hier findet die Theorie des Malthus ihre Anwendung. Aber wenn diese Theorie wahr sein kann als Tendenz, durch welche die Bevölkerung sich die Mittel der Erhaltung ausreichender beschaffen kann, so ist sie doch weit entfernt, als Thatsache wahr zu sein, da zu viel andere Ursachen da sind, welche es verhindern, daß diese Tendenz ihre volle Wirkung habe. Ich beabsichtige nicht dieselbe in allen ihren Teilen zu untersuchen, es genügt nur anzuführen, daß die Statistiken zeigen, daß unter gewissen Bedingungen der Zivilisation die Bevölkerung die gleiche an Zahl bleibt, ob dies nun eine natürliche Wirkung sei oder die moralische Zurückhaltung und der Wille der Erzeuger, während auf der andern Seite die Wissenschaft und die agrarische Kunst dahin streben die Produkte der Erde fortwährend zu vermehren.

Das Gesetz des Kampfes ums Dasein findet daher in dem menschlichen Geschlecht nicht eine so strenge und ausgedehnte Anwendung wie es sie in den Tiergattungen hat. Ja, man kann nicht einmal sagen, daß der Sieg immer den Besten bleibt, weil in den bürgerlichen Vereinigungen keine Gleichheit der Bedingungen für den Wettkampf ist, und die äußeren Gaben des Reichtums und der Macht zuweilen den weniger Guten die Möglichkeit überlegen zu sein verleihen. Auf der andern Seite ist auch der Begriff, den wir uns von dem moralischen Fortschritt der Gesellschaft bilden, ganz verschieden, denn das Maß desselben ist, ich möchte sagen verhältnismäßig, der Schutz der Schwachen gegen die Übermacht der Starken. Man sehe wie die Frau, das Kind, der Greis, bedrückt, verfolgt, verspottet sind bei den wilden Völkern; geehrt, verteidigt und in Schutz genommen aber bei den zivilisierten Nationen. Die Argumentation der Positivisten genügt daher nicht, die Gleichgültigkeit und Unthätigkeit des Staats in bezug auf das Elend zu rechfertigen.

Dieses sind, ich möchte sagen, systematische Betrachtungen gegen die Einmischung des Staates; aber die Gegner derselben beschränken sich nicht allein auf diese. Sie bringen andere Argumente vor und indem sie in größere Einzelheiten eingehen, kommen sie nach und nach dazu, die Übel und Gefahren jener Einmischung, sowie die Erfahrung sie gezeigt hat, hervorzuheben und uns dieselben vor Augen zu bringen zur Warnung und zum Schutz gegen jene neue Sklaverei des Bürgers, von der sie uns bedroht glauben.

Sie werden auch diese Einwendungen prüfen; aber wir wollen ein für alle Mal bevorworten, daß, wenn man vom Staat spricht, man auch andere kleinere Zentren, wie Provinzen und Gemeinden, dabei meint, so weit diese die Macht haben den Bürgern Befehle oder Verbote zu geben, ihnen Strafen aufzuerlegen und mittels der Steuern zu ihren Zielen zu gelangen.

Jene sagen daher vor allen Dingen, daß nicht alle Übel des Lebens verhindert werden können. Die physischen und moralischen Übel sind die gemeinsame Erbschaft der Menschheit, und vor wie viel auch der Bürger und der Staat sich bemühen mögen sie zu behüten, immer wird diese Erde ein Jammerthal

bleiben. Eine moderne Schule, den erschreckenden Ansichten des Pessimismus folgend, zählt die Krankheiten, die Unglücksfälle, die Nöte der Menschen auf, beschreibt sie und will beweisen, daß das Leben nicht wert ist gelebt zu werden, ja, daß die Vernichtung das höchste Ziel und das Sehnen der mutigen und voraussichtigen Menschen sein muß.

Wir folgen dieser Schule nicht, aber man kann nicht leugnen, daß etwas Wahres daran ist. Das ewige Problem der Existenz des Übels auf der Erde beschäftigt die Seele und wird sie immer beschäftigen durch alle künftigen Generationen hindurch, und die Wissenschaft wird niemals dazu kommen es zu lösen. Nur die Religion thut dies, indem sie es übernimmt, das Geheimnis durch offenbarte Dogmen zu erklären, welche über die Erfahrung und die Vernunft des Menschen hinausgehen.

Ferner sagen jene, daß nicht alle Übel verhindert werden müssen, wenn es auch möglich wäre dies zu thun. Der Schmerz ist öfters die Folge der Schuld und dieser Schmerz ist heilsam, er stärkt die physischen und moralischen Kräfte wieder, erzieht den Menschen zu besseren Gefühlen, erweckt die Sympathie und das Mitleid mit seinen Nebenmenschen. Der Schmerz erzeugte die edelsten Regungen, welche die Menschen bewegt haben und im Schmerz wurden die erhabensten Ideen geboren und den Menschen als die höchsten Ziele, die sie zu verfolgen hätten, dargestellt. Endlich auch angenommen, daß gewisse Übel vermieden werden könnten und daß dies zu wünschen sei, so wäre es doch nötig, zunächst wohl zuzusehen, ob in dem Heilmittel sich nicht die Ursache von größeren Übeln vorfände als die, welche man verhüten wollte.

Dies im allgemeinen. Im einzelnen bemerken jene, daß der Staat auch aus Menschen besteht, welche dem Zorn und der Begierde unterworfen sind, welche fehlen und sündigen wie alle andern. Diejenigen, welche sich bemühen, dem Staat neue und wichtige Geschäfte zuzuerteilen, setzen voraus, daß die Intelligentesten und Tugendhaftesten mit der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten betraut sind, welches aber nicht immer der Fall ist. Und wäre es auch so, die Macht an sich trübt schon den Geist, reizt die Begierden, gewöhnt den Menschen, den Gehorsam der andern auch in unvernünftigen und willkürlichen Dingen zu fordern. Eine Macht ohne Verantwortlichkeit und ohne Zügel zielt immer dahin, in die Rechte anderer einzugreifen.

Gesetzt aber auch, die Intelligenz, der gute Wille und die Redlichkeit wären unzertrennliche Eigenschaften aller Herrschenden, so hat doch die Herrschaft immer den Charakter einer Verwaltung der Geschäfte und daher wird sich in ihr ein geringerer Antrieb und eine geringere Fruchtbarkeit für dieselben finden als dies bei der privaten Thätigkeit der Fall ist, die immer durch das eigne Interesse scharfsichtiger und vorsichtiger sein wird. Auch braucht der Staat Organe, um zu handeln, und je mehr Verrichtungen man ihm auferlegt, je mehr macht man eine Menge von Beamten nötig, um dieselben auszuführen; man vermehrt daher das, was die Wunde der Büreaukratie und des Beamtentums genannt wurde und wogegen selbst diejenigen, die am meisten die Einmischung der Regierung verlangen.

erzürnt sind und wüten. Aber sie bemerken nicht, daß sie sich im Kreise drehen, weil die Vermehrung der einen Sache auch die der andern ist und daß man diese nicht vermindern kann, wenn man nicht auch die Aufgabe des Staates erleichtert.

Ein Punkt, welcher der Beachtung wert ist, ist der folgende. Wenn es dem Staat, der als Vorstand und Helfer angerufen wird, nicht gelingt das erwünschte Ziel zu erreichen, so geht die allgemeine Tendenz dahin, vorauszusetzen, daß dies nicht seiner eignen Unzulänglichkeit zuzuschreiben sei, sondern dem Umstand, daß er nicht hinreichende Befugnis und genügende Macht gehabt habe und daß man daher die eine oder die andere vermehren müsse. Wenn hingegen der Staat in einigen Dingen die gewünschte Absicht zu erreichen scheint, so vermehren sich die Ansprüche und man erwartet alles von ihm. Sind daher die Völker einmal auf diesem Wege, so ist es schwer, daß sie den Fuß zurücksetzen; denn wenn es ihnen scheint, daß sie sich dem Ziele nähern, so verdoppeln sie den Schritt; und wenn sie dasselbe immer noch entfernt sehen, so verdoppeln sie ihn dennoch, denn anstatt den eignen Irrtum zu erkennen, hoffen sie darauf, weiter hin das zu finden, was sie bisher vergeblich suchten. Und da es endlich nicht möglich ist, daß die gehegten Hoffnungen sich alle erfüllen, so erregt man durch die getäuschten Erwartungen die Gereiztheit des Volkes und nährt die Ursachen, welche zum Aufruhr führen.

Inzwischen wird der Staat der Deus ex machina, der bei jedem Verlangen auf der Bühne erscheinen, alle Schwierigkeiten lösen und allen Bedürfnissen abhelfen muß. In dieser Weise wird die individuelle Verantwortlichkeit geschwächt und vermindert und mit ihr verliert die Intelligenz alle ursprüngliche Kraft, der Charakter alle Festigkeit, das Handeln alle Spontaneität. Der Glaube an die Freiheit wird vernichtet; an die Stelle des Pflichtgefühls treten Gesetze, Vorschriften, Besuche der Inspektoren; die Verwaltungsmaschine hat die Stelle des Vertrauens in die Menschen eingenommen.

Den Anhängern dieser Ansichten fehlen die Beispiele, antike wie moderne, nicht, um zu zeigen, daß die Hand des Staates die edelsten Werke verdirbt, und daß seine Einmischung die schönsten Unternehmungen, welche, wenn vom Privatinteresse geleitet, vorteilhaft geworden wären, vernichtet. Um ein einzlges dieser Beispiele, aber ein schlagendes anzuführen: in Italien und Flandern wurde die große Entwicklung der Industrie und des Handels im Mittelalter ganz plötzlich unterbrochen und in kurzem zu Grunde gerichtet durch die spanische Herrschaft, welche die Einmischung und die Unduldsamkeit einführte, die mehr oder weniger unzertrennliche Gefährten sind.

Eine letzte Betrachtung kommt hinzu, nämlich: daß der Staat kein Kapitalist ist, welcher sein Geld anlegen kann wie es ihm gefällt; er hat in der gegenwärtigen Zeit kein Erbgut mehr wie er es im Mittelalter hatte. Sein ganzer Schatz wird heutzutage von den Steuerzahlenden gebildet, d. h. er entsteht aus den Ersparnissen der einzelnen Bürger und, wie ich schon andeutete, wenn der Staat über den Schutz des Rechtes hinausgeht um andere Geschäfte auszuüben,

so nimmt er dem einen um dem andern zu geben, was der Gerechtigkeit zuwider ist. Wenn es sich um industrielle Unternehmungen oder auch öffentliche Arbeiten handelt, so ist es gut zu bedenken, daß, wenn dabei eine Vergütung für die angelegten Kapitalien statt fände, es nicht fehlen würde, daß die der Privatleute dahin strömen würden, wie man es in vielen Fällen auch sieht. Wenn daher der Staat solche Unternehmungen in die Hand nimmt, oder jene Arbeiten ausführt, so heißt das, daß es dabei keine dem Kapital entsprechende Vergütung giebt, oder daß auf dem gewöhnlichen Wege des Interesses Verlust dabei ist. Wer aber erleidet solchen Verlust? Es sind die Bürger, welchen der Staat, in der Form von Abgaben, einen Teil ihres Besitzes nimmt. Und man kann wohl annehmen, daß sie denselben sonst fruchtbringend angelegt hätten, so daß außer der Ungerechtigkeit eine Verminderung des öffentlichen Reichtums, ein Schaden für die Gesellschaft daraus entsteht.

Alle diese Argumente haben sicherlich ihren Wert, aber dieser Wert scheint mir nur relativ, nicht absolut; ich meine, daß sie nicht hinreichend gültig sind, um jede Einmischung des Staates, außer derjenigen zum Schutz des Rechtes, zu verneinen. Und ebenso wie ich den systematischen Lehren der Ökonomisten und der Positivisten geantwortet habe, möchte ich nun auch die Antworten andeuten, die sich auf die oben erwähnten Behauptungen geben lassen.

Sicher wird niemand behaupten wollen, daß man alle Übel von der Erde nehmen könne; niemand wird leugnen, daß der Schmerz der Wetzstein sein kann, an welchem sich die Geister schärfen und die Gemüter kräftigen.

Aber was folgt daraus? Ist es deshalb nicht gut, die Leiden der Menschheit soviel als möglich zu erleichtern? Und wenn es dem Staat gelänge, dabei mitzuwirken, sollte man es ihm verbieten, nur weil er Staat ist? Spencer sagt, daß weder Gesetze noch Reformen auch nur im klemsten die Leiden vermindern können, welche das Verfahren der Natur mit sich bringt, aber diese Behauptung scheint mir, sowohl in physischer, als moralischer Hinsicht, zu absolut und der Erfahrung zuwider. In einigen äußersten Fällen erscheint sogar die Notwendigkeit und Nützlichkeit des staatlichen Eingreifens auch für die strengsten Parteigänger der Freiheit so offenbar, daß auch sie sich darein ergeben, ihm einen kleinen Anteil zu lassen, oder wie sie mit einer alten Metapher sagen: „dessen Bildsäule zu verhüllen." Bricht eine Epidemie aus, schwellen die Ströme und überschwemmen das Land, verschüttet ein Erdbeben die Häuser einer Stadt, so denkt keiner daran zu sagen: „Hoho! es ist dem Staate nicht erlaubt, den Armen, von dem Unfall Betroffenen zu Hülfe zu kommen; die Großmut ist nicht sein Attribut. Und warum sagt man das nicht? Weil in solchen Augenblicken den Augen eines jeden die Unzulänglichkeit der Individuen, diesen außerordentlichen Nöten abzuhelfen, klar wird. Es ist also nicht die Maxime an sich, sondern ihre übertriebene Anwendung, welche man in diesen Behauptungen bekämpft.

Wahr ist es ebenfalls, daß die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten kein Talisman ist, welcher an und für sich Pflicht und Redlichkeit eingiebt; ja daß sie nicht selten eine Versuchung zu Mißbräuchen wird; in den freien Staaten

jedoch kann man voraussetzen, daß zu den höchsten Ämtern hinreichend fähige und wenigstens mittelmäßig ehrliche Menschen berufen werden. Außerdem pflegen die Regierenden in den Fällen, um die es sich handelt, billig zu verfahren, weil kein eigenes Interesse sich ihrer Unparteilichkeit entgegensetzt und wenn die Versuchung der Bevorzugung hier und da sich zeigen will, wie es nur zu oft geschieht, so erhebt die öffentliche Meinung gleich solchen Lärm, daß sie den Übertreibungen Einhalt thut. Nicht daraus, was eine Macht ohne Zügel und Gesetz thut, kann man darauf schließen, was eine konstitutionelle Macht thun wird, wo die Aufsicht des Parlamentes und der freien Presse wacht.

Jede neue Funktion des Staates erfordert freilich eine vermehrte Anzahl von Beamten; aber der größere Teil der Büreaukratie ist für seine wesentlichen Ämter, wie die öffentliche Sicherheit, die Verwaltung der Justiz, die Finanzen da. Dieser selben Beamten kann sich der Staat zum Teil auch für andere Ämter bedienen. Wenn es sich zum Beispiel um öffentliche Arbeiten handelt, kann sich auch die Privatunternehmung mit der staatlichen Thätigkeit durch Pachtverträge vereinen, oder wenn es sich um Wohlthätigkeit und Vorsichtsmaßregeln handelt, so kann der Staat seine Thätigkeit an Kreditanstalten, an lokale Wohlthätigkeitsanstalten u. s. w. übertragen. Demnach erfordert also eine mäßige Einmischung des Staates keine ausgedehnte Büreaukratie, wie man aus dem Beispiel Englands sehen kann.

Die größte Gefahr besteht darin, übermäßige Erwartungen zu schaffen und das Gefühl der Verantwortlichkeit in den Bürgern zu vermindern. Ich bekenne offen, daß, wenn das unvermeidlich wäre, so würde es die Verurteilung der staatlichen Einmischung sein. Denn (wenn mir die Metapher erlaubt ist) die Verantwortlichkeit ist wie das innere Licht, von welchem alle moralischen Fortschritte des Individuums und der Gesellschaft ausstrahlen. Der Fortschritt der Erziehung und die Richtung der öffentlichen Meinung sollten immer dahin zielen, in dem einzelnen Bürger die Überzeugungen und den Sinn so zu kräftigen, um die eigenen Gefühle beherrschen und für seinen Unterhalt und den der Familie sorgen zu können, kurz um sich selbst zu genügen. Auch darin gelte das Beispiel Englands, wo das Gefühl der Verantwortlichkeit stärker ist als irgendwo anders; und dessen ungeachtet ist es doch England, welches das erste und schlagendste Beispiel sozialer Gesetze gegeben hat.

Nun bleibt noch die Frage der Abgaben übrig. Wenn der Staat eine ihm zukommende Thätigkeit, wie die des Schutzes der Rechte erfüllt, so bestreitet niemand seine Befugnis, zu diesem Zweck einen Teil des Besitzes der Bürger vermittelst der Abgaben zu erheben. Warum sollte man nun nicht dasselbe sagen, wenn es sich darum handelt, für ein öffentliches und allgemeines Interesse, sei es ein materielles oder moralisches Interesse, zu sorgen, für welches die einzelnen und ihre Vereinigungen allein nicht ausreichen? Jeder Bürger hat ja doch Nutzen davon und erhält durch dasselbe die Sicherheit und das gute Zusammenleben, welche die größten Güter und für die ökonomische Produktion selbst unentbehrlich sind. In dieser Hinsicht zeigt sich uns der Staat nicht bloß als Er-

zeuger von Reichtümern; auch ist der Reichtum nicht das einzige Ziel, welches die Gesellschaft verfolgen soll. Es giebt höhere Ziele, welche sie sich vorsetzt: die allgemeine Wohlfahrt und Moralität. Daher dreht sich die Einwendung im Kreise herum; insofern man, um zu beweisen, daß die Abgabe ungerecht sei, erst beweisen müßte, daß sie keinen wirklichen sozialen Zweck diene und um das zu beweisen, müßte man erst die Grenzen der Einmischung des Staates bestimmt haben. Es ist also immer derselbe Punkt, zu dem man zurückkehrt, d. h. zu dem Grad der Einmischung selbst; und um diese Achse kann sich gerechter Weise die Frage drehen: nämlich bis wohin der Staat sich in die Verteilung des Reichtums mischen oder den Bedürftigen zu Hülfe kommen soll. Aber es ist nicht gerecht, ihm in absoluter Weise, wie Spencer es thut, die Befugnis, die Gelegenheit, den Vorteil davon, zu versagen. Keiner der sozusagen objektiven Gründe, welche wir geprüft haben, legen uns ein solches Verbot auf.

Ich nenne die Gründe, welche wir bisher geprüft haben, objektiv, weil sie aus den Wirkungen, welche die staatliche Einmischung hervorbringen kann und aus den Gefahren, denen sie entgegengeht, abgeleitet sind. Man muß aber auch die subjektive Seite betrachten, da das Problem, wie wir von Anfang an sagten, mit Rücksicht auf alle die Elemente der Zeit und des Ortes, in denen wir leben, entschieden werden muß. Wenn es wahr ist, daß der Wohlstand der arbeitenden Klassen bemerkenswert gewachsen ist, so gebührt es sich, hinzuzufügen, daß die Bedürfnisse und die Wünsche dieser Klassen in einem noch viel größeren Maße gewachsen sind. Wenn man bedenkt, welches die Lebensbedingungen der Landleute, der Arbeiter, der Armen, den geschichtlichen Berichten zufolge, vor einigen Jahrhunderten oder selbst noch am Anfange dieses Jahrhunderts waren, nach dem was wir selbst von unseren Vätern erzählen hörten, so springt die Überzeugung in die Augen, daß, wenn jene mit Mühen und Entbehrungen, die ungleich härter waren als die unserer Zeitgenossen, lebten, sie dieselben doch mit größerer Ergebung und Heiterkeit trugen. Die Hütten, die Höhlen, die Keller, welche man noch hie und da sieht, welche Nester der Ansteckung sind und deren Einrichtung uns jetzt nicht allein zum Mitleid, sondern zur Empörung bewegt, waren in früheren Zeiten beinahe die gewöhnliche Wohnung der ärmeren Klassen. Die Menschen trugen weder den Kopf noch die Füße bedeckt, sondern den Unbilden der Jahreszeiten bloßgegeben. Von Fleisch und Wein nährten sie sich nicht, ihre Speise war abgefallenes und verdorbenes Korn ohne alle Zuthat. Auf dem Lande gab es keine wirklichen Ärzte und die armen Kranken starben ohne jede Hülfe der Kunst. Ich erwähne schon nicht die Häufigkeit der ansteckenden Krankheiten und der Hungersnot, während welcher die Armen zu Hunderten starben. Dergleichen geschah noch vor nicht langer Zeit. Taine[1]) giebt eine genaue Beschreibung, wie dies in Frankreich im vorigen Jahrhundert geschah. Ich selbst hörte noch erzählen, daß in Bologna in den Jahren 1816 und 1817 zahlreiche Haufen von Männern, Frauen und Kindern, elend und abgemagert, mit ermüdeten und

[1]) Taine, les origines de la France contemporaine. Vol. IV.

langsamen Schritten, bettelnd die Stadt durchzogen, die verdorbenen Überbleibsel der Mahlzeiten der Bürger verschlangen und oft kraftlos zu Boden sanken. Dennoch fluchten sie weder den andern, noch empörten sie sich gegen die Gesellschaft, noch störten sie die öffentliche Ordnung. Heutzutage wären solche Vorfälle nicht mehr möglich, ohne Gewaltthätigkeiten und bedenkliche Störungen hervorzurufen.

Der Ursachen für solche Veränderungen der Gemüter sind viele: die Entwicklung der Industrie, aus welcher der Wohlstand der meisten Menschen entspringt, die prahlerische, unaufhörliche Ausstellung aller Güter des Lebens, welche eine schwere Versuchung für denjenigen ist, der sie entbehrt, das Beispiel der mittleren und der besitzenden Klassen, welche alle ihre Art zu leben verbessert haben, nach Vergnügen streben und viel mehr genießen als sie es früher thaten; dann auch die Abschwächung des religiösen Gefühls, eine mächtige Ursache, weil der Mensch geneigt ist die Schmerzen und Entbehrungen dieses Lebens zu ertragen, wenn er glaubt, daß ihm dies beim letzten Gericht angerechnet werde, sodaß er, je weniger er die flüchtigen Freuden dieser Erde genossen habe, desto mehr ewige Seligkeit erhalten werde.

Früher hatte die Kirche das Amt, den Armen zu erziehen und ihm wohlzuthun. Sie hatte es durch das spontane Gefühl der Pflicht und die spontane Zustimmung der Völker; aber in den gegenwärtigen Bedingungen der Zivilisation, wo die Kirche nicht mehr die alte Wirksamkeit hat und nicht länger dasselbe Vertrauen der Völker besitzt, ist es natürlich, daß man diese Dienste vom Staat verlangt. Es wirkte auch dazu das Prinzip der Gleichheit mit, das durch die Gesetze festgestellt ist, insofern aus dieser Gleichheit vor dem Gesetz das Volk leicht den Schluß zog, daß, so wie dieselbe gerichtlich festgestellt sei, sie sich auch ökonomisch verwirklichen müsse. Das war, wie die Geschichte zeigt, immer das Verfahren der Demokratie, daß sie die politischen Rechte verlangt, wenn sie ihr Mittel dazu sind, die ökonomischen Güter zu erringen. Außerdem zielt die Demokratie, gewöhnt, den Staat wie den Agent des nationalen Willens zu betrachten, dahin, ihm immer neue Ämter und neue Pflichten aufzuerlegen.

Von einer Seite erleichterte die Freiheit die Verbindungen, spornte die Thätigkeit an, erzeugte neue Bedürfnisse und gab den Volksführern und Demagogen Muße, gegen die Reichen zu predigen und die Leidenschaften der Armen gegen sie anzuregen. Diese und andere Ursachen haben die Vermehrung der Bedürfnisse und der Wünsche hervorgebracht, welche oft unmäßig und nicht befriedigt, Unzufriedenheit und Unruhe in den Massen hervorrufen.

Nun kann man wohl einen solchen Stand der Dinge beklagen, aber man muß ihn als eine Thatsache anerkennen und man kann nicht umhin, ihn zu berücksichtigen in der Betrachtung, welche wir jetzt machen, umsomehr als er eine fortwährende Drohung für die öffentliche Sicherheit und Ordnung ist. An wen wenden sich die armen Klassen jetzt, um die Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu erlangen, von wem fordern sie beinah wie ein Recht die Fürsorge für ihre Not, wen glauben sie so mächtig um ihnen dieselbe zu gewähren, wenn nicht den Staat?

Es ist wahr, daß, wenn die vermögenderen Klassen von selbst die Initiative ergriffen hätten, den schlimmsten Übeln abzuhelfen und mit Beharrlichkeit fortführen, das Wohl ihrer armen Mitbürger so viel als möglich zu befördern, die Wirkung groß sein würde; und außerdem, daß man eine einige und zuverlässige Bevölkerung hätte, man würde die Einmischung des Staates fast unnütz machen. Aber alles das ist das Werk der Großmut und wenn auch im bürgerlichen Leben sich immer Menschen finden, welche von Mitleid für den Nächsten erfüllt sind, so können wir wenigstens heutzutage doch nicht darauf, wie auf eine allgemeine Regel, die für den Zweck genügt, rechnen. Ich erwähne nicht, daß auch jene Großmut nicht ganz den Neid abstumpfen würde, der sich über jedes größere Gut, das er vor sich sieht, ärgert und, wenn er es könnte, das gesellschaftliche Gebäude zertrümmern würde, nicht sowohl um dann selbst zu genießen, als nur damit die anderen nichts genießen.

Wir sind also auf zwei verschiedenen Wegen zu demselben Punkt zurückgekehrt, nämlich: daß man in den gegenwärtigen Verhältnissen dem Staat eine gewisse Einmischung in die Verteilung des Reichtums nicht entziehen kann. Die öffentliche Ökonomie hat viele Thatsachen geprüft und allgemeine Gesetze daraus gefolgert, aber sie hat noch nicht alles geprüft und in der Anwendung der Gesetze ist sie zu spekulativ und optimistisch gewesen. Die Erfahrung hat bewiesen, daß ihre Folgerungen nicht vollständig angenommen werden können, sondern daß es nötig ist, sie je nach den Zeiten und Örtlichkeiten zu modifizieren. Die positivistische Lehre kann den Grundsatz nicht widerlegen, daß es Ziel der Zivilisation ist, die rohen Naturgesetze zu mildern, die Schwachen und Unvermögenden zu beschützen, einen friedlichen und möglichst wohlhabenden Bürgerstand zu schaffen. Auf der anderen Seite bestehen die Gefahren, welche man fürchtet, allerdings, aber sie werden nur arg und drohend, wenn der Staat seine Thätigkeit übertreibt und sich nicht in den vernünftigen Grenzen hält. Kurz die öffentliche Meinung erlaubt nicht nur nicht, daß der Staat sich jedes Amtes, welches den Schutz des Rechtes überschreitet, enthalte, sondern sie fordert vielmehr, daß er viele andere dazu übernehme und dies zwar auch in Hinsicht auf das höchste Ziel der öffentlichen Ordnung.

Die staatliche Einmischung, von der wir gesprochen haben, ist also als legitim gerechtfertigt. Indes, obgleich das Prinzip angenommen ist, so bleibt doch die wahre und große Schwierigkeit, die Grenzen zu bestimmen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zukunft der Kolonien nach eigener Forschung.

Von
A. Frhr. von Hammerstein.

Von den deutschen Kolonien haben nicht alle ein höheres Interesse, weil ihr Wert zum Teil ein beschränkter ist und bleiben wird. Vorläufig kommt die Erwerbung derselben lediglich dem Handel und der Schifffahrt und mittelbar der Industrie zu gute, die in der letzten Zeit größerer deutscher Machtentfaltung im Auslande bereits ihre Ausdehnungsfähigkeit bewiesen hatten. Daß aber deutschem Kapital und deutscher Intelligenz auch auf anderen Erwerbsgebieten in den Kolonien Gelegenheit zu sehr nutzbringender Arbeit gegeben ist, haben meine Forschungsreisen in den westafrikanischen Kolonien mir durch Thatsachen bewiesen, bei deren überraschender Augenfälligkeit man nur nach Gründen für das Unterlassen früherer Inangriffnahme suchen kann. Diese früheren Schwierigkeiten sind allerdings reichlich vorhanden und erst in unserer Zeit teilweise gehoben, so daß man erst jetzt dort Kolonien gründen konnte, erst jetzt daran denken kann, die außerordentlich günstigen Bedingungen, die Boden und Klima dem Pflanzenwuchs bieten, durch Anbau auszunutzen. In meinen Reisebriefen habe ich diese Verhältnisse genau erörtert für das Kamerungebiet, die darauf sich gründenden Zukunftsaussichten gelten aber ebenso für die Gebiete, die bei gleicher geographischer Lage ähnliche Klima- und Bodenverhältnisse haben, besonders für Ostafrika und Neuguinea.

Die Existenzfähigkeit des Deutschen im tropischen Klima.

Bevor ich auseinandersetzen kann, ob die deutschen tropischen Besitzungen eine größere Zukunft versprechen, muß ich kurz zunächst die Existenzfähigkeit des Deutschen im dortigen Klima nach meinen Ansichten beleuchten.

Die Krankheiten, denen derselbe dort ausgesetzt ist, sind vielfach in eingehender Weise beschrieben. Gegen viele andere Tropengegenden haben die afrikanischen den großen Vorteil, daß dort keine Epidemien auftreten. Nur die Malaria ist die Krankheit, die in größerem Maße verderbenbringend ist, aber auch sie nicht in dem Maße, wie es oft geschildert wird. Das Wörmannsche Geschäft, das an der ganzen hochtropischen Westküste und zwar mit einer sehr bedeutenden Anzahl von Kaufleuten ganz besonders in den Gebieten arbeitet, die gerade die bösartigsten sind, in Liberia, Kamerun und an der ganzen Küste, von dort bis zum Kuilu, berechnet nur 7 Prozent jährlicher Todesfälle.

Auch das ist noch eine hohe Zahl, besonders wenn man bedenkt, daß lediglich gesunde, junge Leute hinausgehen, die in unserem Klima die beste Aussicht auf ein recht langes Leben haben. Nun ziehe man aber in Betracht, daß diese Kaufleute ohne Ausnahme an den klimatisch bei weitem gefährlichsten Stellen ganz Afrikas zu leben und zu wohnen gezwungen sind, an den Konzentrationspunkten des Handels. Die einzigen Verkehrsstraßen von Bedeutung sind in

Afrika, in einem reinen Naturlande, die Flüsse und ihre Mündungen in sumpfreichen Niederungen. Besonders auch die Brackwasserdeltas, in denen mehrere Flüsse zusammenströmen, sind die Sammelpunkte des Handels, die Wohnorte der Leute, mit denen und von denen bis jetzt fast ausschließlich klimatische Erfahrungen gemacht wurden. Besser gelegen sind schon die Faktoreien an der Seeküste, die das Wörmannsche Geschäft aber nur in geringer Menge im Vergleich zu den ganz ungesunden hat, und auch sie liegen in Urwaldgebieten, also auch noch in ungesunder Atmosphäre, wo nur wenige Dörfer in Waldlichtungen auf bebautem Boden stehen, und die Monatereisen weit ins Innere führenden Handelsstraßen nur schmale, gewundene Pfade sind, die größtenteils durch die schattigsten, dunkelsten Urwälder führen. Dennoch sterben nur 7% der Angestellten des Wörmannschen Geschäfts. Wie dieser Prozentsatz aber mit den Dezennien abgenommen hat, wird er auch weiter abnehmen.

Freilich werden wir natürlich die allgemeinen klimatischen Verhältnisse niemals ändern können. Die Sonne sendet mit stets ungeschwächter Kraft ihre senkrechten sengenden Strahlen herab, aber ihre gefährlichen Wirkungen sind durch zahlreiche Opfer immer mehr erkannt. In Gabun saßen wir eines Nachmittags auf der Veranda eines Hauses in heiterer Stimmung. Ein Franzose wurde darauf aufmerksam gemacht, daß die Sonne seinen Kopf bescheine. Darüber lachend erwiderte er, er sei seit 14 Jahren unter dieser Sonne, davon fühle er garnichts, sei gänzlich daran gewöhnt. Wenige Stunden nachher hatte ein Sonnenstich seinem Leben ein Ende gemacht. Solche Vorgänge haben sich schon mannigfach ereignet, aber sie sind als warnende Beispiele sehr heilsam für die Überlebenden gewesen, man hat gelernt, gute Korkhelme zu tragen und ist vorsichtig geworden; die Zahlen solcher Unfälle vermindern sich. Gegen die direkte Insolation hat man durch Erfahrung allmählich immer bessere Häuser gebaut mit kühlenden Dächern und reichlicher Luftbewegung, so daß man bald soweit kommen wird, der Sonnenwirkung keine Menschenleben mehr zu opfern. In dieser Richtung wird dem wasserdichten, unverbrennlichen Papier als Hausbaumaterial voraussichtlich noch eine große Zukunft entstehen.

Höchst ungesund ist ferner vielfach die Luft, die die gefährlichsten Krankheitsfälle bedingt. Seien nun die schädlichen Stoffe, die in dieser Luft enthalten sind die Sporen von Saprophyten, von Fäulnispilzen, seien es andere Stoffe, es ist unzweifelhaft, daß sie von faulenden organischen Dingen herrühren. Die Wohnungseinrichtungen haben in dieser Hinsicht viel gebessert, müssen aber noch viel besser werden, denn ich bin fest überzeugt, daß bei einer ganzen Anzahl von bösen Krankheitsverschlimmerungen und Todesfällen lediglich die schlechte Luft und mangelhafte Ventilation der Krankenzimmer die Ursache war. In den sumpfigen Flußniederungen wie in allen Gegenden üppiger Vegetation ist aber alle Luft mit diesen Kranheitskeimen geschwängert. Die hohe Wärme und der hohe Feuchtigkeitsgehalt der Luft, die sich stets gleich bleiben, machen alle Vorgänge, die z. B. in unserem Klima Verwesungsprozesse sind, zu Fäulnisprozessen, und da die Abfälle der großartigen Vegetation ganz bedeutende sind, fault es überall,

wo Sumpf und Urwaldbedachung ein Trocknen durch Sonne und Luftzug ewig verhindern.

Daran kann man nun im ganzen nichts ändern. Wohl aber kann man sich vielfach gesundere und doch für den Verkehr noch hinreichend günstig gelegene Wohnorte aussuchen. Auf der Station Kamerun liegen die Faktoreien am Strande, am Fuße eines steilen Hügels auf sumpfigem Untergrunde. Sie müssen dort bleiben, aber die Wohnhäuser, besonders die Schlafräume könnten oben auf dem trockenen und luftigen Hügel stehen. Da wo eine derartige Veränderung ungesunden Aufenthaltsortes nicht möglich ist, können hygienische Maßregeln, wie sie bei uns in so umfangreicher und eingehender Weise die Gesundheitsverhältnisse der Wohnorte stetig verbessern, getroffen werden, besonders wenn eine größere Anzahl von Menschen an einem Orte wohnt. Drainagen, Kanalisationen, Abzugsgräben können das Terrain trocken legen, Bearbeitung und Bebauung der Umgebung, können alle und jede Fäulnis von Vegetabilien am Boden verhindern und so wird man mit der Zeit die örtlichen Klimate stets verbessern können.

Die körperlichen Anstrengungen in den großen Plantagen der Insel St. Thomé in 700 m Meereshöhe haben mich so frei und wohl gemacht, wie man sich in Europa garnicht fühlen kann. In denselben Höhen, mit ganz demselben Terrain-, Boden- und geographischen Verhältnissen auf der Seeseite des Kamerungebirges haben mich die Märsche in den Urwäldern so niedergeworfen, daß ich nach meinen eigenen Fiebermessungen und meine schwedischen Begleiter nach meinen Zuständen durchaus nicht annehmen konnten, daß ich wieder aufstehen würde. Die wegen ihrer Ungesundheit früher verrufenste Lagunenstadt Lagos ist jetzt als gesunder Ort bekannt, weil man die Ursachen des schlechten örtlichen Klimas erkannt und beseitigt hat. Sumpfauspflanzungen mit Eucalyptus haben stellenweise sehr günstige Wirkungen gehabt, wie ich vermute, wegen ihres schnellen Wachstums und ihrer großen Verdunstungsfähigkeit. In nicht zu ferner Zeit mag es auch liegen, daß tropische Wohnungen durch künstliches Eis eine niedrigere Temperatur erhalten können, die dann auch wahrscheinlich vielen Krankheitserregern das Leben unmöglich machen würde.

Wie viel hat man weiter in bezug auf eine zweckmäßige Ernährung gelernt, teils aus böser Erfahrung an Ort und Stelle, teils aus der anderer Tropen. Die wertvollen Aufschlüsse, die Dr. Fischer von der Ostküste und Dr. Falkenstein in großer Übereinstimmung von der Westküste Afrikas in bezug auf gesundheitsmäßige Lebensweise geben, will ich hier hervorheben. Kochen und Filtrieren des Trinkwassers werden immer mehr zu Regeln und die durch das Trinkwasser verursachten Krankheiten nehmen ab, wobei ich nicht unerwähnt lassen darf, daß großer Durst auf Märschen schädlicher ist als gelegentliches Stillen desselben etwa mit dem abgestandenen, in einem hohlen Baumstumpf zusammengelaufenen Regenwasser. In Beschaffung und Zubereitung zuträglicher Nahrungsmittel, in Verallgemeinerung der Erfahrungen darin, ist in letzter Zeit viel geschehen, ein guter Anlauf für die Fortsetzung dieser Forschungen und Anwendungen genommen, und darin kann man nicht mit einem großen Reisenden wie Gerhard Rohlfs über-

einstimmen, der empfiehlt, sich möglichst der Lebensweise der Eingeborenen anzuschließen, weil er auf seinen großen Reisen dazu gezwungen war, sich daran gewöhnte und seine vorzüglichen Magen- und Darmverhältnisse ihn das ertragen ließen, er dann vielleicht auch den Genuß zivilisierter, sonst leicht verdaulicher Nahrungsmittel nicht so leicht vertrug. Darin sind die beiden vielgereisten, genannten Ärzte maßgebender.

Ebenso ist es in bezug auf die Bekleidung, die leichte Wollkleidung, der reinwollene, dünne Flanell hat durch Erfahrung und die Empfehlung dieser ärztlichen Autoritäten bedeutend an Gebrauch gewonnen, und wer sie verwirft, dem kann man in jedem Falle beweisen, daß sein Versuch damit viel zu kurz war, er nur die anfänglichen Unbequemlichkeiten, nicht die dauernden und großen Wohlthaten kennen lernte oder außerdem andere Oberkleidung trug, Faltenhemden und Röcke.

Die Douchebäder finden mehr und mehr Eingang und die körperliche Bewegung wird längst nicht mehr allgemein für schädlich gehalten.

Einen großen Aufschwung haben wir ferner in der Medizin zu verzeichnen. Chinin und Arsenik haben den Prozentsatz der Todesfälle an Malaria bedeutend vermindert.

So haben viele Kräfte zusammen gewirkt, die bösartigen Einflüsse des Klimas auf die Gesundheit zu vermindern, trotzdem noch so vieles in den afrikanischen Tropen im rohen Naturzustande ist, trotzdem erst eine Hand voll Kaufleute, sehr wenige Ärzte und fast gar keine staatliche oder gar sanitäre Organisationen sich der Sache angenommen haben. Wieviel leichter und umfangreicher wird man in Zukunft auf diesen Wegen fortfahren können, zumal da die Verkehrsvermittlungen mit Europa sich so ständig und schnell verbessern. Daß die alten Germanen in Italien verweichlichten, war ihnen unter den Verhältnissen nicht zu verargen. Wer aber heute auf einige Jahre in die Tropen geht, kann den Unzuträglichkeiten des Klimas sehr bald in die See hinaus entweichen und bei allem Komfort in kurzer Zeit sich im heimatlichen Klima erholen. „Leben denn die Holländer nicht in Batavia oder die Engländer in Bombay und Kalkutta, wo immer jahraus jahrein die Cholera herrscht?" sagt Gerhard Rohlfs. Und haben sie nicht dort aus Todeslöchern blühende Städte geschaffen? füge ich hinzu.

Mit den Erfahrungen, die bis jetzt gemacht sind, kann ein unternehmender Mensch getrost in unsere tropischen Kolonien ziehen, aber es wird ihm, selbst wenn er den Entschluß gefaßt hat, meistens immer noch so abgeraten, daß er aus Furcht vor den Krankheiten schon krank wird. Man soll sich vorsehen, unbekannte Länder leichtfertig zu betreten und sich nach ihren Gefahren genau erkundigen, ist der Entschluß aber gefaßt, dann kann man frohen Mutes auch nach Kamerun gehen. Vielmehr wie die bisher dahin gegangenen Kaufleute werden das aber künftig Menschen anderer Berufszweige thun können, die nicht gezwungen sind, gerade in den ungesunden Gegenden zu leben und ganz besonders die, die den Boden bebauen und ihn in ihrer nächsten Umgegend so für die Gesundheit un-

schädlich machen wollen. Das Sterblichkeitsprozent, das auch unter den Kaufleuten mit der Zeit immer mehr abnehmen muß, wird bei Pflanzern und Ackerbauern bald erheblich geringer als 7 pro anno sein, wie es auch schon in anderen Kaufmannsgeschäften, die in gesunderen Gegenden mit weniger üppigem Pflanzenwuchs und Bodenverhältnissen, namentlich auch mit ausgeprägter und halbjähriger, kühlerer Trockenzeit arbeiten, heutigen Tages ein geringeres sein muß.

Immerhin ist das tropische Klima den Bewohnern der gemäßigten Zone auf die Dauer nicht zuträglich, zu leiden hat jeder davon und mancher hält es garnicht aus. Es greift besonders Magen und Darm an, während es für die Lungen sehr vorteilhaft ist. Der Aufenthalt eines Deutschen in den Tropen sollte, wenn er auch Jahre dauern muß, doch immer nur ein vorübergehender sein. Einzelne Naturen bleiben freilich auch bei sozusagen lebenslänglichem Aufenthalte durch mäßige, vernünftige Lebensweise am Leben. Als Beispiele kann ich dafür den katholischen Bischof von Gabun am Äquator anführen Mgr. Le Berre, der 44 Jahre und die dortige Oberin der Schwestern, die 43 Jahre dort ist, und beide befinden sich wohl, während Personen, die 15 bis 20 Jahre die Unbilden des Klimas ertragen haben, schon bei den heutigen Verhältnissen in ziemlich großer Zahl zu nennen sind.

Aus alledem habe ich die Überzeugung, daß das deutsche Reich die Erwerbung und Schaffung solcher Kolonien aus dem Grunde, daß das Klima für den Deutschen nicht zuträglich, ja mörderisch sei, nicht unterlassen darf, wenn sie sonst den Reichsangehörigen Vorteile bringen können, die die Nachteile überwiegen.

Um die Vorteile und Nachteile der Kolonien klarzulegen, hat man viel auf England hingewiesen. Der Sozialdemokrat Liebknecht sagt z. B. von ihm, daß die Kolonien demselben nichts Gutes gebracht, denn der Unterschied zwischen Reich und Arm sei ein großer. Aber die Armen haben durch die großartige Kolonialpolitik Englands, durch seine tropischen Kolonien Arbeit und Lebensunterhalt, die Reichen haben ihren Reichtum durch Absatz von Erzeugnissen nach den Kolonien, durch Handel mit Kolonialwaren nach Europa. England könnte ohne seine Kolonien nicht einen geringen Teil seiner Bevölkerung ernähren, es ist, was es ist, ganz allein durch dieselben. Woher hat ferner das winzige Holland seine schweren Reichtümer? — Und, wenn Deutschland solche Kolonien hat, sollte es nichts daraus machen können? Ganz gewiß, aber es hat sie nicht, weil seine inneren Zustände ihm niemals gestatteten, äußere Macht zu zeigen.

Von den Ländern, die Deutschland jetzt als Kolonien besitzt, ist keins ein zweites Indien, aber Kamerun, Ostafrika und Neuguinea haben doch Naturverhältnisse, die für sie eine gute Zukunft hoffen lassen, besonders bei der vorsichtigen und mäßigen Politik, die die koloniale Bewegung leitet. Was ich denselben für einen Wert beimesse, will ich an der Kolonie Kamerun auseinandersetzen.

Der Anschluß Kameruns an den Weltverkehr.

Die erste Bedingung für die Gründung irgend eines Unternehmens, das einen Ertrag abwerfen soll, ist die einer möglichst nahen und unmittelbaren An-

schließung an den Weltverkehr. Die Zuführung der Bedürfnisse, die Abführung der Erzeugnisse müssen durch möglichst geringen Transportaufwand beschafft werden. Als Verkehrswege, die die geringsten Kosten erfordern und an die man sich deshalb zunächst anzuschließen hat, kommen vor allem die Wasserwege in betracht. Das ist aber ganz besonders in den Tropen der Fall, denn zunächst sind zur Herstellung von Landwegen oder gar Schienenwegen in Afrika vorläufig gar keine Arbeiter zu haben, dann stellen sich derselben wie der Unterhaltung große Schwierigkeiten in den Weg in der Heftigkeit der tropischen Regen, die alle Erdarbeiten zerstören und in dem großartig schnellen Wachstum der Pflanzen, das eine ständige große Arbeitermenge zur Freihaltung der Straßen erfordert. Außerdem sind Zug- und Lasttiere dort noch nicht mit Erfolg verwandt. Alle eingeführten Tierarten haben das Klima nicht vertragen, jeder Landtransport geschieht durch Tragen auf dem Rücken oder Kopfe von Menschen. Und wenn auch senegambische Esel und Elephanten das in Zukunft ändern können, ist man doch vorderhand auf die Wasserstraßen angewiesen, auf die Meeresküste und die Flüsse. Das ist eine Thatsache, die das mit so großartiger Reklame in die Welt gesetzte Kongounternehmen allein in absehbarer Zeit noch nicht mit anderen derartigen Kolonialunternehmungen in Konkurrenz treten lassen kann, weil sich das Gebiet weder durch den an Stromschnellen reichen Fluß, noch durch eine Eisenbahn, der sich dort, wie hinreichend festgestellt ist, beispiellos dastehende Terrainschwierigkeiten entgegenstellen, aufschließen läßt, ohne Geldsummen zu verwenden, die durch alles was bis jetzt an Erzeugnissen selbst nach den kühnsten Behauptungen Stanleys erwärtet werden kann, sich niemals verzinsen, geschweige denn abtragen würden.

Ganz anders liegen diese Verhältnisse im Kamerungebiete. Seine nordwestliche Grenze, der Rio del Rey, ist als Verkehrsstraße vorläufig allerdings nicht in betracht gezogen. Daß an ihm kein einziges kaufmännisches Unternehmen ist, ist verdächtig, und ein Grund dafür findet sich darin, daß seine Mündung ebenso wie die Rumbimündung schwer zugänglich ist. Es liegen große Sandbarren davor, deren Wellengang sogar für Brandungsboote gefährlich ist. Eingehende Untersuchungen darüber haben freilich niemals stattgefunden, nur Kaufleute, die dort ihre Faktoreien gründen wollten, sind vor diesem Hindernis umgekehrt. Im Innern werden dagegen diese Flüsse zweifellos für Flußdampfer weit hinauf fahrbar sein. Das einzige, was ein Europäer davon gesehen, ist ein Stück von einem Fluß, der vermutlich mit dem Rumbi identisch ist. Der Pole Tomczek, der ihn als Ausfluß des Balombi-ba-Mbu, des Elephantensees, dessen Dasein von anderen Forschern bezweifelt wird, entdeckte, beschreibt ihn als Entdeckung von großer Bedeutung. Vermutlich wird sich das zwischen den Rumbibergen und am Rio del Rey liegende Niederland dadurch ziemlich leicht aufschließen lassen.

Auf dem jetzt englischen Ufer lag im 17. Jahrhundert am Rio del Rey ein Handelsplatz für Sklaven und Elfenbein, wohin holländische Schaluppen kamen. Diese gingen wahrscheinlich durch einen Creek vom Altkalabar, sodaß von daher der Fluß voraussichtlich zugänglich ist.

Daran ſchließt ſich das Kamerungebirge, deſſen weſtliche und ſüdliche Hänge ganz unmittelbar ins Meer abfallen. Die Küſten ſind zwar felſig, aber überall können die größten Seeſchiffe dicht herangehen und finden guten Ankergrund. Bootlandungsplätze, gebildet von feinem, dunkelbraunem Sand der mechaniſch zerſtörten baſaltiſchen Felsarten ſind dort außerdem überall vorhanden, ſodaß die darüber liegenden Hänge die denkbar günſtigſte Verkehrsmöglichkeit haben. Ein Hafen findet ſich allerdings nicht. Die Ambasbucht kann, da ſie nur durch zwei kleine in ihr liegende Inſeln wenig Schutz hat, keineswegs als ſolcher gelten. Die Bucht von Kamerun iſt aber ſehr nahe, der Verkehr kann außerdem nie ein längeres Liegen eines größeren Dampfers bedingen, und Meer und Winde ſind nicht tückiſch und gefährlich, weil ſie großen Strömungen unterworfen ſind, deren einzige Unregelmäßigkeiten die Gewitter, man ſtets ſtundenlang vorherſehen kann. Der Südoſthang des Gebirges iſt aufgeſchloſſen durch einen Brackwaſſerarm, den Mbinga-Creek, der ſich nordöſtlich von Bimbia in das Gebirgsland hinein von dem Bimbiafluß, dem nordweſtlichſten Waſſerarm des Mündungsdeltas, der von der „Möve" aufgenommen iſt, abzweigt und für Flußdampfer befahrbar iſt. Er ſchneidet tief in das Gebirge hinein.

Die von zahlloſen Brackwaſſerarmen durchzogenen Sumpfflächen, die das Mündungsdelta von Kamerun bilden, umſchließen eine Meeresbucht, die Tiefwaſſer und gute Ankerplätze hat. Sie wird nach dem Meere zu abgeſchloſſen durch die ſchmale und lange Suellaba-Landzunge, die feſtes Land iſt mit mehr und mehr anſchwemmenden Sandufern. Hinter dieſer Landzunge liegen die größten Seeſchiffe wohl geſichert und doch in friſcher, geſunder Seebriſe. Kleinere Seeſchiffe von einem Tiefgang bis zu 18 Fuß können mit der Flut den Kamerunfluß aufwärts bis zur Handels- und Regierungsſtation gehen, deren erhöhtes Ufer etwa ſo lang iſt, wie die Quais von Hamburg und Altona zuſammen.

Der Lage dieſer Meeresbucht und dieſes Hafens in dem tiefſten Meereswinkel des afrikaniſchen Feſtlandes entſprechend, kann man von hier aus nach allen Seiten in das Herz desſelben eindringen. Strahlenförmig von hier ausgehend, bieten ſich dazu fünf offene Waſſerſtraßen. Sie ſind ſämtlich keine großen Ströme, wohl aber ziemlich tief landeinwärts für Handel und Verkehr benutzbar.

Zunächſt dem Kamerungebirge fließt von Norden nach Süden der Mungofluß, deſſen letzte und beſte Aufnahme von Dr. Buchner gemacht iſt. In vielen und ſcharfen Windungen mit felſigen Ufern und ziemlich ſtarkem Gefälle führt er in der Regenzeit ganz bedeutende Waſſermengen und wird dann von der „Dualla," einem Dampfer mit drei kleinen Schrauben, der 24 Pferdekräfte, wenn ich nicht irre, 118 Tonnen Raumgehalt und 3 Fuß Tiefgang hat, befahren, könnte aber nach Ausſage des Kapitäns dann von viel tiefer gehenden Dampfern befahren werden. Die Dualla geht über Bakundu hinaus weit flußaufwärts. Die Elikifälle, die Rogoſinsky am oberen Mungo entdeckt haben will, ſoll es nicht geben, aber ich glaube, die Dualla wird doch nicht ſoweit vorgedrungen ſein. Immerhin ſchließt der ſchiffbare Lauf weite Landſtrecken auf mit Einſchluß des nur von Rogoſinsky und Tomczek, ſowie im Auftrage der deutſchen Regierung ſoeben

von Dr. Schwarz bis jetzt durchreisten Seen- und Elephantengebietes und der naheliegenden Ost- und Nordosthänge des Kamerungebirges. In der Trockenzeit freilich führt der Fluß nicht Wasser genug, um der Dualla das Befahren zu ermöglichen, er ist breit, aber meistens flach. Zur Zeit seines niedrigen Wasserstandes ist er aber von dem Vertreter der Firma Wörmann, Herrn Wölber, bis zum zweiten Orte Ndo, oberhalb Bakundu im Ruderboot befahren und ermöglicht auch in dieser Zeit, wo Erzeugnisse der Pflanzenwelt nicht in größerem Umfange zur Beförderung kommen werden, einen Verkehr mit kleinen, ganz flachen Dampfern, mit Lastkähnen und Flößen.

Nach Nordosten schließt der eigentliche Kamerunfluß, der aus zwei Flüssen Abo und Wuri sich bildet, das Land auf. Trotz des Widerspruchs der Eingeborenen, die uns auch bei der deutschen Regierung verklagten, sind Herr Wölber und ich auf der Dualla den Wurifluß am 2. und 3. Juni aufwärts gefahren bis zur Einmündung des Dibombeflusses, wo wir der Verwickelungen mit den Eingeborenen wegen umkehren mußten. Der Fluß hat wenig Gefälle und deshalb nicht sehr starke Strömung, was man daraus abnehmen kann, daß wir mitten im Lande an der großen Wuriinsel, wo allerdings ein Aufwärtsströmen des Wassers nicht mehr stattfindet, doch ein Aufstauen desselben um 22 cm beobachteten infolge der Meeresflut. Der Abofluß ist im Dienste der deutschen Marine von der Dualla in der Trockenzeit eine Strecke weit befahren. Der Wurifluß ist für dieselbe ebenfalls einen größeren Teil des Jahres als der Mungo, wenn nicht das ganze Jahr befahrbar. Er ist breit und flach, und man muß das Fahrwasser kennen. Wir kannten es garnicht und fuhren deshalb mehrmals auf den Grund. Viel weiter als wir und Zöller eingedrungen sind, kam der englische Missionar Greenfell, er erreichte die Wasserfälle des Wuri, die von allen Flüssen der südlichen Hälfte Afrikas gebildet werden, wo sie aus dem inneren Hochlande heraustreten. Vom Wuri wie vom Abo zweigen sich vielfach kanalartige schiffbare Arme ab, die das Land weiter aufschließen.

Aus westlicher Richtung münden in das Delta der Lungasi und südlicher im Malimbalande der Edea. Beide sind nur in ihrem unteren Laufe bekannt, auf demselben aber beide befahrbar.

Im südlichen Kamerungebiete mündet eine Anzahl Flüsse, von denen besonders der von Zöller als dem Rheinstrom an Größe und Wassermenge gleich geschilderte Moanja bei Kleinbatanga zu nennen ist. Zöller befuhr ihn etwa 15 Seemeilen landeinwärts, wo ein Wasserfall der Schiffbarkeit ein Ende machte. Weil hier die Höhenzüge schon näher an die Küste herantreten und die Flüsse unweit derselben Wasserfälle bilden, schließen sie vorderhand nur den Küstenstreifen besser auf, teilweise werden sie aber über die Fälle hinaus Verkehrsstraßen bilden können. Den Wasserfall des Lobe bei Großbatanga kenne ich aus eigener Anschauung. Man kann bis unmittelbar unter denselben fahren. Von oben fließt ebenfalls der Fluß ruhig und eben durch das Land bis zum Absturz, soll aber weiter landeinwärts wieder einen Fall bilden. Zwischen dem Moanja und Lobe mündet der Lokundje. — Kostspielige Schiffbarmachungen ebenso wie der

weitere Aufschluß des Landes durch Niveaubahnen oder Kanäle, die im Flachlande von Kamerun leicht möglich sind, sind Dinge fernerer Zukunft. Ich will nur die nächste, für uns mögliche erörtern, und habe hoffentlich für diese gezeigt, daß hinreichend große Landstrecken aufgeschlossen sind, besonders, wenn man bedenkt, wo überall die Eingeborenen in ihren Kanus oder schließlich auf dem Kopfe bei kleinen Entfernungen alles Mögliche für unglaublich geringen Lohn hinbringen können, falls sie dazu geneigt sind.

Soweit ist der Kongo aber auch selbst für Seeschiffe befahrbar, kann man mir da erwidern, das alles gilt für ihn auch. Aber er ist einmal nur eine solche Wasserstraße, und dann, was haben wir am unteren Kongo? — Nur ziemlich unfruchtbares Terrain, das kaum genug Negergewächse hervorbringt, um die Eingeborenen zu ernähren, während die Handelsgegenstände, die tief aus dem Innern kommen, weither auf dem Kopfe getragen werden. Erst der Oberlauf des Kongo durchfließt die Landstriche, die bei nördlicherer Lage dasselbe, die Vegetation so überaus begünstigende Klima wie das Kamerungebiet haben und von dessen ungeheueren und zweifellos fruchtbareren Landstrecken eine Zukunft zu erwarten ist. Wenn man in den deutschen Faktoreien von Großbatanga, das nun durch Austausch mit Frankreich zum Kamerungebiet gekommen ist, die Elfenbeinhändler erzählen hört von den mondelangen Reisen und dem großen Wasser, von dessen Ufern sie die Mengen Elfenbein holten, und einen Blick auf die Karte wirft, so gewinnt man die Überzeugung, daß der Elfenbeinhandel Großbatangas aus dem Kongobecken stammt. Es hat die kürzeste Küstenverbindung mit dem oberen Kongo, dem großen Wasser. Die pflanzlichen Erzeugnisse dieses Beckens vertragen den weiten Landtransport nicht. Deshalb wird ein Teil des Elfenbeins aus dem Kongolande vorläufig auch noch den deutschen Küstenfaktoreien bleiben, weil die schwierige Aufschließung dieses Landes in weitere Ferne gerückt ist nach den begründeten Aussagen des Ingenieurs Schran und den bewiesenen Ausführungen des deutschen Forschers Dr. Pechuël-Lösche und des amerikanischen Regierungskommissars Tisdel.

Kamerun hat auch ein solches unaufgeschlossenes, ungeheuer weites Hinterland, das noch dazu den Forschungen bisher gänzlich unbekannt geblieben ist, in das noch kein Weißer vordrang. Es wird hoffentlich bald gelingen, dasselbe wenigstens zu durchstreifen und nach und nach zu erforschen. Dort liegt das bei weitem größte unbekannte Gebiet des dunklen Erdteils, von dem die deutsche Kolonie vieles zu hoffen berechtigt ist, aber der Wert desselben und seine Ausnutzung bleibt der Zukunft vorbehalten. Wir müssen unsere auf vorhandene praktische Dinge gerichteten Blicke dem Vorlande dieser Gebiete zuwenden, dem Küsten- und Flußgebiete von Kamerun, das durch natürliche Wasseradern und am Meere sich ausdehnende Lage reichlich aufgeschlossen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Berichte aus allen Wissenschaften.

Geschichte.

Zum Gedächtnis der Nuntiatur-Streitigkeiten und des Emser Kongresses.

Wenn eine Nation so gut wie der einzelne Anlaß hat das Andenken erfreulicher und betrübender Ereignisse festzuhalten und Verdienst und Geschick zu sondern, so ist die Erinnerung an die Bewegungen in der katholischen Kirche Deutschlands vor 100 Jahren gewiß nicht unnütz. Sieht man doch vielfach in den Nuntiaturstreitigkeiten und den dadurch hervorgerufenen Punktationen von Ems 25. August 1786 einen Anlauf zur Begründung einer deutschen Nationalkirche. Aber um diese Ansicht zu würdigen, müssen wir von dem geschichtlichen Boden ausgehen, in dem diese Bestrebungen wurzelten.

Die geistlichen Staaten waren unter den vielen Absonderlichkeiten des heiligen römischen Reiches deutscher Nation nicht die letzte. Von den 300 souverainen Gebieten, in die das Reich auseinanderfiel, waren der vierte Teil geistliche Herrschaften, — und darunter stattliche Gebiete, wenn man sich an die Zersplitterung erinnert, wie sie sich in Thüringen teilweise erhalten hat. Das Erzbistum Salzburg, das Bistum Münster standen mit ihren 220 □ Meilen wenig hinter dem jetzigen Königreich Sachsen oder Mecklenburg-Schwerin zurück, freilich hatte jenes nur 1000, Münster 1600 Einwohner auf der Quadratmeile. Die geistlichen Kurfürstentümer Mainz und Trier waren größer als das Großherzogtum Baden, Köln wenig kleiner, Bamberg so groß wie Sachsen-Weimar, Würzburg wie Braunschweig und Altenburg zusammen — also alle groß genug um gut regiert zu werden.

Aber das wurde kaum versucht. Die Domkapitel, das Bleibende im Wechsel der geistlichen Fürsten, waren aristokratische Körperschaften von 16 Ahnen, gleich konservativ, ob die hohen fürstlichen Häuser ihre jüngeren Prinzen ihnen aufdringen konnten, wie die Wittelsbacher in Köln oder die Habsburger im Deutschmeisteramt, oder ob die „Wahlfreiheit" gewahrt werden konnte. Die Entfaltung geistlichen und weltlichen Prunkes — zu Gunsten des Stiftsadels und seiner „Neffen" — war der Zweck der geistlichen Regierung. Und die doppelte Würde als geistliche und Reichsfürsten trieb dazu an, die weltlichen Fürsten noch zu überbieten. Die Vereinigung mehrerer geistlicher Würden — nach kirchlichen Bestimmungen unzulässig, aber durch päpstlichen Indult für den einzelnen Fall immer wieder erlangt — steigerte nur den Aufwand der geistlichen Herrscher, da in den Gebieten, die so in Personal-Union gelangten, doch der getrennte Hofstaat fortbestand. Der zahlreiche Adel der geistlichen Gebiete wollte keine von den Sinekuren missen, die er oft gleichfalls in verschiedenen Herrschaften einnahm. In Trier brachten es einzelne Domherren zu Einkünften von 100000 Gulden, in Mainz hatten die beiden ersten 40000 und 26000 Gulden und selbst im kleineren Würzburg brachten es einzelne durch Häufung mehrerer Ämter bis auf 30000 Gulden, während

der eigentliche Bezug, auf die Kammergüter gestellt, nur 1500—2000 Gulden ausmachte.

Wenn das Steuersystem des vorigen Jahrhunderts darin bestand, aus der misera contribuens plebs möglichst viel herauszuziehen, so waren die geistlichen Herrschaften am weitesten voran. Die beständigen Klagen über zu hohe Anlegung der Steuer ergänzten sich durch die Kenntnis der heillosen Überschuldung. Adel und Geistlichkeit waren bei den öffentlichen Lasten, wenn nicht ganz befreit, doch sehr geschont und schoben dieselben dem Bürger- und Bauernstand zu. Einst waren in einem geistlichen Gebiet die ersten Unruhen des Bauernkrieges ausgebrochen — im 18. Jahrhundert zog es der gedrückte Unterthan vor, nach Pennsylvanien, Rußland oder Ungarn auszuwandern. Wer nicht 16 Ahnen mit auf die Welt brachte, dem bot das Leben in geistlichen Staaten wenig Spielraum. Eine kleine Anzahl adeliger Familien hatte den großen Grundbesitz, sie stellte die vornehmen Geistlichen des Domkapitels, die hohen Würdenträger des Hofstaats und die Offiziere des geistlichen Heeres — meist Generale an der Spitze einer Kompagnie. So deckte sich der Adel mit der Staatsgewalt; strebsame Köpfe aus dem niedergehaltenen Bürger- und Bauernstand — meist galt ja noch die Leibeigenschaft in mehr oder weniger schroffer Gestalt — hatten höchstens die Aussicht als subalterne Beamte oder Seelsorger die Arbeit zu thun, deren Lohn sie den höheren Stellen verdienen mußten. Das Bewußtsein des großen Standesunterschiedes verließ sie keinen Augenblick. Der erste Minister des vorletzten Kurfürsten von Mainz, ein Freiherr von Erthal, erwiderte die Bücklinge der Bürgerlichen mit einer eigentümlichen Bewegung der Wimpern; ein Bischof zu Beginn des vorigen Jahrhunderts ließ nur Freiherrn oder Grafen vor seine landesfürstlichen Augen gelangen — ein apostolischer Hirt seiner gläubigen Herde. Um nun Beamter zu werden, bedurfte überall der Bürgerliche noch eines gewichtigen Fürsprechers, wenn der Stellenkauf nicht gleich offen getrieben wurde — aber dafür stand ihm auch jedes Feld zur Übung seiner Thätigkeit offen, als Kammer- oder Justizrat, als Archivarius, Theaterintendant oder Forstrat, die Pedanterie einer Berufsbildung oder einer Prüfung war ihm erspart, und zu jedem Wechsel brauchte er nur das sic volo des Herrn. Seine Besoldung war vielleicht weniger sicher, als wenn er als Seelsorger durch den Ertrag der Dienstpfründe in die schickliche Interessengemeinschaft mit seinen Pfarrkindern sich gesetzt gesehen hätte — doch lag es nur an seiner Geschicklichkeit und Vorsicht sich schadlos zu halten. Und manches Andere hatte er doch vor den Unterthanen voraus; ihm wurde z. B. in Paderborn 1777 vom Bischof Wilhelm Anton nicht der Kaffeegenuß untersagt, oder wie in Speyer unter dem letzten Fürstbischof August von Limpurg-Styrum die Heirat vor dem 24. Jahr verboten bei der Strafe Soldat zu werden und dann vielleicht verkauft oder verschenkt zu werden.

Das alte Sprüchwort „unter dem Krummstab ist gut wohnen" hatte überhaupt wenig Anspruch mehr auf Berechtigung. Von den 2000 Einwohnern, die von den Geographen und Statistikern der Zeit auf die Quadrat-Meile geistlicher Herrschaften gerechnet wurden gegenüber 3000 in den gleich günstigen weltlichen

Gebieten, fiel nach Abrechnung von durchschnittlich 50 Geistlichen, einigen Adeligen, 250 Bettlern und 360 Tagelöhnern auf die Hälfte als erwerbende Stände die Steuerleistung für die Gesamtheit — allerdings zur Erleichterung auf viele Namen und Arten verteilt, und Leibeigenschaft und Frohndienst bedeuteten wenigstens keine baren Abgaben. Wenn die 1200000 Gulden, welche die 300000 Einwohner von Mainz oder die 1100000 Gulden der 230000 Kölner den hochadeligen Domherren, die in Köln Grafen oder Fürsten des Reiches sein mußten, dem Hofstaat von Oberstkämmerern und Oberjägermeistern, Hofmarschall und Oberststallmeister u. s. w., den 100 Präsidenten und Räten aller möglichen Kollegien — hatte doch das kleine Würzburg 72 Regierungsräte — die Mittel zu einem standesgemäßen Leben liefern mußten, so blieb freilich nichts für Anlegung von Land- und Vizinalstraßen oder Kanälen übrig. Ackerbau, Gewerbe und Handel lagen in gleicher Weise darnieder.

Desto besser war für das Seelenheil der Unterthanen gesorgt. Der Rheinstrom erwarb sich den Namen der Pfaffengasse des heiligen römischen Reiches, in seinem Gebiet lagen außer den drei geistlichen Kurfürstentümern noch die Bistümer Konstanz, Basel, Straßburg, Speyer Worms, im weiteren Abstand auch Würzburg, Bamberg, Fulda und viele Reichsprälaturen des schwäbischen und rheinischen Kreises; zu den 60—70000 Geistlichen der Hochstifter des Reiches kamen noch 78 mittelbare Stifter und 209 Abteien. Und gegen den Eid, durch den die geistlichen Reichsstände dem kirchlichen Oberhaupt gegenüber sich verpflichteten Schismatiker zu unterdrücken, kamen auch finanzielle Vorteile, so verlockend sie sein mochten, nicht in betracht. Protestantische Handwerker und Kaufleute konnten sich nicht einnisten; noch 1766 wurde in einem geistlichen Staat am Rhein die Anlegung eines „protestantischen Waarenlagers" trotz einer angebotenen Steuerleistung von 1000 Gulden nicht gestattet. Erst 1783 durfte sich in Trier ein Protestant mit privater Ausübung seiner Religion niederlassen; noch 1789 erzwangen die Einwohner von Köln die Hintanhaltung protestantischen Gottesdienstes und Schulunterrichtes — trotz der Nachbarschaft Preußens, trotz der Erlasse des kaiserlichen Hofrates zu Wien. Eine rühmenswerte Ausnahme religiöser Selbständigkeit bilden jene 30000 salzburgischen Unterthanen, welche 1732 unter dem Erz- und Fürstbischof Leopold Anton lieber ihre Heimat als ihre Religion aufgeben.

Die religiöse Unduldsamkeit stand auf gleicher Stufe mit der Seelsorge und dem Unterrichtswesen. Von den geistlichen Höfen wurden Hirtenbriefe erlassen, welche die Mängel des geistlichen Standes besprachen, und der tiefe Abstand, in dem sich die Bevölkerung gegenüber den protestantischen Teilen des Reiches hinsichtlich der Bildung befand, konnte zuletzt nicht mehr übersehen werden. Die Volksschulen waren meist den Händen ausgedienter Lakaien überlassen, die höchstens einige Zeit auf eine sogenannte Normalschule geschickt worden waren; die von den Jesuiten zahlreich unterhaltenen Kollegien und Gelehrtenschulen standen nicht mehr im Einklang mit den Bedürfnissen der Zeit eines Lessing und Winkelmann, und der Einfluß der französischen Aufklärung wurde schon als Modesache der vor-

nehmen Domherren wichtig — so wenig es auch Ernst war mit Förderung von Kunst oder Wissenschaft um ihrer selbst willen. Am Hofe des Erzbischofs Hieronymus von Salzburg, eines Anhängers französischer Aufgeklärtheit, lebte Mozart ein Martyrium; und im Land Karl Josefs von Mainz, in dessen Umgebung Forster und Heinse, obgleich Protestanten, sich befanden und auf den Schiller Hoffnung setzte, war für den Rationalismus bei der Erklärung von Bibelstellen kein Boden.

Die Hofhaltung bot ein sonderbares Gemisch geistlicher und weltlicher Elemente und Bestrebungen, kleine Abbilder der Wirtschaft in den letzten Zeiten des Kirchenstaates. Selbst die Frauen fehlten nicht ganz, und wenn auch die Ehrbarkeit nicht so ganz wie an vielen weltlichen Höfen des 18. Jahrhunders verhöhnt werden konnte, so besaß doch der vorletzte Kurfürst von Mainz mehrere Hofdamen in seiner Umgebung; das Kloster Ebrach in Franken hielt sich ein halbes Dutzend Sängerinnen und die vornehmen Domherren aller Stifter, selten mehr als notdürftig theologisch gebildet, wußten sich leicht mit dem Cölibat abzufinden. Die Leidenschaft für Weinkeller und Jagd konnte man vollends als Erfordernisse adeliger Herkunft betrachten. Die Regierungsformen waren möglichst weitschweifig und kostspielig, eine Menge von gutbezahlten und wenigbeschäftigten Beamten, unter denen der Hofkriegsrat nicht fehlen durfte. Die meisten hielten ja auch Truppen oder wenigstens Leibwachen mit zahlreichen Stäben.

Und doch lag weniger in all diesen einzelnen Mißständen der Grund zur trostlosen Zerrüttung der geistlichen Herrschaften, als vielmehr in ihrem inneren Widerspruch. Die Domkapitel betrachteten das ganze Land als ihre Domäne und zogen möglichst Nutzen, jeder Neuerung mißtrauend, die sie stören konnte. Der Fürst, meist in höherem Alter, hatte kein dynastisches Interesse, höchstens eine Freude am Regieren, Verbesserungen wären ja doch nur seinem Nachfolger, meist schon als „Coadjutor" bezeichnet, zu gute gekommen. Die Wahlkapitulationen beschränkten die Freiheit seines Handelns. Von einem Voranschlag der Staatseinnahmen und Ausgaben war keine Rede.

Aus diesen Zuständen heraus begann die Bewegung, welche in den Emser Punktationen vom 25. August 1786 ihre Höhe erreichte, in denen man gern den Ausdruck einer Reformbestrebung sehen möchte. Aber sie waren nicht mehr als ein Versuch der deutschen Erzbischöfe ihre Gewalt zu vermehren. Schon 1763 war unter dem Namen Febronius ein Buch gegen die monarchische Gewalt des Papstes erschienen, dessen Verfasser dem erzbischöflichen Hof zu Trier sehr nahe stand. Die größere Selbständigkeit der französischen Kirche diente ihm als Vorbild. Aber den Anlaß zu einem Konflikt der deutschen Erzbischöfe mit der Kurie gaben die Bestrebungen der päpstlichen Nuntien in Deutschland, ihre Befugnisse auf Kosten der erzbischöflichen zu erweitern. Dagegen sprach sich ein Konvent von Bevollmächtigten der drei geistlichen Kurfürsten aus, darunter der Verfasser jenes Buches, Weihbischof Hontheim zu Koblenz Dezember 1769. Und als der Kurfürst von Bayern und der Pfalz für seine Länder einen neuen vierten Nuntius durchsetzte, erwirkten die Erzbischöfe eine Erklärung des Kaisers Josefs II. unter dem

12. Oktober 1785, daß die Jurisdiktion der Nuntien nicht mehr gestattet sein solle. Deshalb fand der für Köln neuernannte Nuntius beim Kurfürsten von Trier, Klemens Wenzeslaus, Prinzen von Sachsen, keine Anerkennung. Und bald folgen die Festsetzungen der zu Bad Ems zusammengetretenen Bevollmächtigten, deren Kern die Betonung der apostolischen bischöflichen Gewalt gegenüber der päpstlichen ist. Den Klöstern im Gebiet der Erzbischöfe (Köln, Trier, Mainz und Salzburg) sollte verboten sein, von auswärtigen Obern Befehle anzunehmen oder Geld an sie abzusenden. Die Bischöfe selbst wollten in Zukunft statt der Nuntien in Ehesachen Dispens erteilen. Die Abgaben an die Kurie, Annaten und Palliengelder sollten niedriger angesetzt werden. Die Erteilung deutscher Pfründen von Rom aus sollte aufhören. Der Eid der Bischöfe dem Papste gegenüber sei im Widerspruch mit ihren Pflichten als Reichsfürsten. Der Schluß wies auf ein Nationalkonzil hin, das durch kaiserliche Vermittlung in längstens 2 Jahren zu veranstalten sei. Diese Forderung stellte auch wirklich das Begleitschreiben der vier Erzbischöfe an den Kaiser unter Hinweis auf das gallikanische Vorbild, die französische Kirche.

Von religiösen Reformen, die über die Verfassung der Kirche hinausgingen, ist in diesen Punktationen nicht die Rede. Von den nicht hinzugezogenen Bischöfen wies denn auch der Fürstbischof von Speyer auf die schwache Seite hin, daß die Erzbischöfe eine Minderung der päpstlichen Rechte wollten, aber von einem Nachlaß ihrer Rechte gegenüber den untergeordneten Suffraganbischöfen, deren Gewalt ebenso apostolisch sei, nichts verlauten ließen. Joseph II. und sein Kanzler Kaunitz, die in den Erbländern die Kirche durch den Staat beherrschen wollten, ließen sich auch im Reiche die Stärkung der Kirchenfürsten wenig angelegen sein. Die Eröffnung der Universität Bonn im November 1786 durch den Kurfürsten von Köln, Maximilian Franz, Bruder des Kaisers, war noch eine Demonstration im Sinne der katholischen Aufklärung und der Emser Punktationen; aber während der Kurfürst von Bayern-Pfalz seine Parteinahme für den eigenen Nuntius und dessen Vollmachten in einer Zehntsteuer geistlichen Besitztumes belohnt fand, wurde die Nuntiaturfache schließlich an den Reichstag nach Regensburg verwiesen, nachdem Joseph II. durch die Teilnahme von Mainz am Fürstenbund verstimmt war. Und trotz fortgewechselter Streitschriften war die Angelegenheit durch die päpstliche Entscheidung, einen Quartband von 336 Seiten, zu Gunsten der Ansprüche der Kurie bald entschieden, und die Erzbischöfe unter dem Druck der Umwälzung in Frankreich unterwarfen sich völlig der päpstlichen Gewalt.

München. Dr. Schultheiß.

Technik.

Der Thomas-Eisenprozeß und die Landwirtschaft.

Zu den interessantesten Erscheinungen der modernen Technik gehören die oft ganz unerwarteten Konsequenzen, welche irgend eine wichtige Erfindung in scheinbar weit entlegenen Arbeitsgebieten hervorruft. Daß die Landwirtschaft ein

Hauptkonsument des produzierten Eisens, war bekannt genug, daß aber auch die Eisenschlacke für sie Bedeutung gewinnen werde, war kaum vorauszusehen. —

Besonders in Deutschland kommen massenhaft Eisenerze der jüngeren Formationen vor, welche größere und geringere Mengen Phosphor als phosphorsaures Eisenoxyd enthalten. Es gehören hierher die bekannten grauen und roten Minetteerze im Luxemburgschen, die aus der Kreide stammenden Ablagerungen zu Ilsede bei Peine (Hannover), die Raseneisenerze der norddeutschen Tiefebene u. s. w.

Wenn sich auch daraus meist sehr wohlfeiles Roheisen darstellen läßt, da die Erze billig zu gewinnen, reich und mit wenig Brennstoff zu reduzieren sind, so ist dafür seine Festigkeit gering, worauf man doch beim Eisen den meisten Wert legen muß. Besonders das daraus durch Puddeln ꝛc. gewonnene Stabeisen ist durch den nicht zu entfernenden Phosphor so kaltbrüchig, daß die Barren oft schon beim Hinwerfen aufs Pflaster zerspringen. Dies änderte sich sehr zu Gunsten unserer heimischen Produktion mit einem Schlage, als der (leider sehr jung verstorbene) geniale, englische Ingenieur S. G. Thomas, das bekannte Bessemerverfahren dadurch modifizierte, daß er das Kieselsäurefutter der Birne durch ein aus basischem Material, Kalk oder Magnesia, gebildetes ersetzte und überdem während des Blasens reichliche Quantitäten gebrannten Kalkes zufügte. Beim Durchtreiben der Luft durch das geschmolzene Eisen verbrennt zwar der Phosphor, bei saurem Futter wird aber die entstandene Phosphorsäure nicht gebunden, sondern stets wieder durch das metallische Eisen reduziert und aufgenommen; beim basischen Prozeß wird sie dagegen in der Schlacke als Kalkphosphat festgehalten und infolge davon erzielt man ein in jeder Beziehung vortreffliches Stabeisen oder Stahl.

Bei der Verbrennung des Phosphors wird eine Menge Wärme entwickelt, die gerade im letzten Stadium des Prozesses auftritt und die mächtige Temperatursteigerung hervorbringt die zum Flüssigerhalten des geschmolzenen Stabeisens oder Stahls nötig ist. Galt es früher bei der Erzeugung des Roheisens den Phosphor nach Möglichkeit fern zu halten, so meint man jetzt: „Je mehr Phosphor desto besser“ so daß nicht selten absichtlich Zuschläge von Phosphaten oder Thomasschlacke beim Hochofenprozesse angewendet werden.

Während man für den Bessemerprozeß ein ganz reines, an Graphit und Silizium reiches Eisen brauchte, das nur bei sehr reinen Erzen und mit einem bedeutenden Aufwande des besten Brennstoffes und heißen Windes zu erzielen war, konnte man beim Thomaseisen mit geringerem Erze und wenig Brennstoff auskommen, so daß per Tonne wohl 20—25 Mark Preisdifferenz sich herausstellten. Dabei nützte sich freilich das Birnenfutter bei ihm rascher ab, war auch schwieriger haltbar herzustellen. Das Übergewicht in diesem Kampfe sollte aber seltsamerweise die abfließende, sonst als wertlos betrachtete Schlacke behalten. Beim Bessemern ist sie nur als Material für den Hochofen verwertbar, beim Thomassieren liefert sie durch ihren Phosphorsäuregehalt ein wertvolles Düngemittel.

Seitdem der große J. v. Liebig die Grundlagen der modernen Landwirtschaft legte, ist neben stickstoffhaltigen Substanzen und Kalisalzen die Phosphorsäure als Grundbedingung der Fruchtbarkeit des Ackerbodens anerkannt und ihre Beschaffung aus den verschiedensten Quellen zu einer der wichtigsten Probleme der Volkswirtschaft geworden. Die ganze Erde wird nach Ablagerungen von Phosphaten durchforscht und alljährlich eröffnen sich neue Quellen derselben. Gleichzeitig gewann, da die Phosphate sich um so wirksamer zeigten, je leichter sie löslich waren, die durch zahlreiche wissenschaftliche und praktische Versuche bestätigte Anschauung Boden, die Pflanze vermöge die Phosphate nur dann zu verwerten, wenn dieselben ihren Wurzeln in der feinsten Verteilung im Boden dargeboten würde. Eben deshalb nahm die Fabrikation der Superphosphate, durch Behandlung der natürlichen Phosphate mit Schwefelsäure, einen ungeahnten Aufschwung, und es kam schließlich soweit, daß alle diese Produkte, in Deutschland wenigstens, nur nach den Prozenten der in Wasser löslichen Phosphorsäure bezahlt wurden, welche die Analyse ergab.

Sehr störend erschien der Umstand, daß sich bei einzelnen dieser Superphosphate der durch die Analyse gefundene Gehalt an löslicher Phosphorsäure beim Lagern erheblich verminderte. Man hatte dann sog. retrogradierte Phosphorsäure, was den Wert der Super- resp. der zur Fabrikation dienenden Rohphosphate sehr erheblich herabsetzte. Gerade Deutschland litt unter dieser Anschauung. Man hatte an der Lahn ausgedehnte Lager von Phosphorit entdeckt, der aber, wohl wegen seines Gehalts an Eisenoxyd und Thonerde, ein sehr zum Retrogradieren geneigtes Superphosphat gab und dadurch so entwertet wurde, daß man das Pfund Phosphorsäure im Zentner nur mit 6—7 Pfennigen bezahlte. Hierfür wurden England, Frankreich, Belgien unsere bereiten Abnehmer, während Deutschland ausländische Phosphate: Mejillones, Curaçao-Phosphate importierte, bei denen das Pfund Phosphorsäure auf 18—25 Pfennige zu stehen kam. Man erhielt daraus freilich sehr schöne reiche Superphosphate, aber zu namhaften Luxuspreisen. Man rechnet, daß Deutschland an dieser Differenz in den letzten 25 Jahren mindestens 200 Millionen Mark verloren hat.

Wie kamen aber unsere Abnehmer dazu, den scheinbar unbrauchbaren Phosphorit bei sich einzuführen? Einfach, weil bei ihnen das Dogma von der allein fruchtbar machenden löslichen Phosphorsäure mit Erfolg bestritten wurde. Mit Kalk bildet die Phosphorsäure drei Salze: das Tri-, Bi- und Monocalciumphosphat, die auch gleichviel Phosphorsäure, 3, 2 und 1 Teil Kalk enthalten. Das Tricalciumphosphat ist nur in stärkeren Säuren löslich und wird nur in feinen lockeren Sorten teilweise vom oxalsauren Ammoniak zersetzt, das Bicalciumphosphat (die retrogradierte Phosphorsäure) ist in zitronensaurem Ammoniak, das Monocalciumphosphat endlich in reinem Wasser löslich; es repräsentiert in den Superphosphaten die lösliche Phosphorsäure. Das Bicalciumphosphat fällt auch aus saurer Lösung des phosphorsauren Kalks heraus, wenn man der genau berechneten Menge Kalkmilch zusetzt, und erhält man so das sog. Präcipitat, in chemisch feiner Verteilung. Auch bei der Anwendung der Superphosphate in den

meist kalkhaltigen Bodenarten muß ein solches Präcipitat gebildet werden. Der auffallende Regen löst die Phosphorsäure, führt sie in den Boden, wo sie niedergeschlagen wird. Indem die Pflanze überall, wo sie mit ihren Wurzeln hindringt, dieses gefällte Phosphat vorfindet und es in minimalen Mengen, vielleicht durch die sauren Wurzelausscheidungen löst, vermag sie ihren Bedarf in sehr vollkommener Art zu decken. Die freie Phosphorsäure würde den Wurzeln geradezu schädlich sein. Fehlt dem Boden aber der Kalk oder reagiert er gar sauer, wie der reine Moorboden, so verliert das Superphosphat seine düngende Wirkung und wird unverwertet in den Untergrund geführt.

In diesen Bodenarten liegt das Feld für die Anwendung des retrogradierten oder präzipitierten Phosphats, das vielleicht in etwas reichlicher Dosis dem Boden zugeführt und durch gute Bearbeitung innig damit gemischt werden muß. — So lange übrigens die Superphosphattheorie in Deutschland unerschüttert, schien die Aussicht für die Verwertung der Thomasschlacke nur gering. Sie enthält in ihren reicheren Sorten ꝛc. 20% Phosphorsäure oder 43% Tricalciumphosphat, daneben aber noch bedeutende Mengen überschüssigen zum Teil mit Eisenoxyd verbundenen Kalk. Immer noch am Superphosphat-Vorurteil festhaltend, hat man versucht, durch Rösten und Erhitzen im Dampf, durch Abschäumen von Eisenoxyd durch Behandeln mit Salzsäure oder Chlormagnesium ein brauchbares Superphosphat oder mindestens ein Präzipität zu erhalten, indessen kommen alle diese Operationen zu teuer, zumal die Salzsäure durch die Verdrängung des alten Sodabereitungsverfahrens nach Leblanc bedeutend im Preise gestiegen ist. Professor Dr. Scheibler hatte den hübschen Gedanken, durch Auffangen der Thomasschlacke in großen Gefäßen und Abgießen des flüßig bleibenden Anteils in diesem eine Konzentration des Kalkphosphats zu erzielen, das länger flüssig bleibt, als die Kalk-Eisenoxyd-Verbindung. Des Problems Lösung war aber noch viel einfacher.

Herr G. Hoyerman auf Hoheneggelsen, der früher schon die mit den Eisenerzen bei Peine vorkommenden Phosphate durch Auslesenlassen gewonnen und verwertet hatte, übernahm später die ganze Produktion der Thomasschlacke in Ilsede. Er läßt sie $^1/_2$—$^3/_4$ Jahr an der Luft liegen, wodurch sie unter Aufnahme von Wasser und Kohlensäure durch den überschüssigen Kalk zerfällt, und mahlt sie dann möglichst fein, worauf er sie direkt zum Düngen von Moor- und Sandböden verwendet. Für beide ist der Überschuß von Kalk willkommen, indem er den fehlenden Kalk zuführt und die schädlichen Pflanzensäuren sättigt.

Man glaubte früher, nur auf sauren Moorböden Erfolg zu haben, deren Humussäuren das Phosphat löslich machen sollten, was indessen durch die günstigen Resultate widerlegt wurde, welche man in reinem Kieselsande der Lüneburger Haide, besonders bei Rieselwiesen erzielte. Vielleicht ist es gerade der überschüssige Kalk, der durch seine Zwischenlagerung zwischen die Phosphatpartikel und seine allmähliche Entfernung durch das Auflösen in kohlensäurereichem Wasser das Phosphat in fast atomistischer Verteilung zurückläßt und den Pflanzen so bereite Nahrung darbietet. Wenn man auch mit der präparierten Schlacke selbst auf sehr fruchtbarem Boden eine Ernteſteigerung erzielt hat, so ist

sie doch vorzugsweise für die genannten armen Böden geeignet, welche umgekehrt das Superphosphat nur schlecht verwerten.

An solchen armen Böden ist besonders in Norddeutschland kein Mangel. Die Moore Ostfrieslands, das berühmte Muffrica, die Lüneburger Haide und die Reichsstreusand-Büchse der Mark können auch die reichlichste Produktion an Thomasschlacke aufnehmen. Natürlich kann dieses Material als Abfall und wegen der einfachen Präparation sehr billig abgegeben werden und gestaltet sich daher nach einem sehr glücklich gewählten Ausdrucke des Dr. Frank, des Begründers der Staßfurter Kaliindustrie, zum Düngemittel „des armen Bodens und des armen Mannes."

Graz. H. Schwarz.

Litterarische Revue.

Litteraturgeschichtliches und Verwandtes.

Wir kennen sehr verständige Leute, die, sobald von einem neuen Buche die Rede ist, zunächst die Frage stellen: „Sind Bilder darin?" Und fällt die Antwort bejahend aus, so würdigen sie das Buch nicht eines Blickes — „für Kinder oder Thoren!" Selbstverständlich ist dieses Verfahren sehr schroff und einseitig — aber ihm liegt eine berechtigte Reaktion gegen die zahlreichen illustrierten Ausgaben der Klassiker, die illustrierten Litteraturgeschichten nach Art des „König", und die möglicherweise auch illustrierten philosophischen Katechismen und Kochbücher zu Grunde, welche unsern Litteraturmarkt überschwemmen. Niemand wird etwas dagegen haben, wenn man einen namentlich zur Belehrung bestimmten Text mit bezüglichen Illustrationen stützt; es ist eigentlich nichts dagegen einzuwenden, wenn ein Leitfaden der Kunstgeschichte die entscheidendsten Phasen in der Entwicklung der Kunst durch charakteristische Proben bildlich erläutert, man wird auch nicht widersprechen, wenn den Werken eines Dichters sein Porträt vorgeheftet wird. Alles dies sind ebenso nützliche wie angenehme Beigaben — aber ein Übermaß in diesen Dingen bleibt wenigstens für verständige und gebildete Leser vom Übel. Damit wollen wir keineswegs über alle illustrierten Ausgaben den Stab brechen; wir wollen Kaulbachs „Reinecke Fuchs", der ja weit über die bloße Illustration hinaus einen selbständigen, unsterblichen Kunstwert besitzt, gewiß nicht aus unserm Bücherschatz verbannt wissen, ebensowenig wie etwa Adolf Menzels geniale zeichnerische Interpretation von Kleists „Zerbrochenem Krug" oder um ein anderes Gebiet zu betreten, so prächtige und geschmackvolle Leistungen der Maler- und Buchdruckerkunst, w. z. die Jubelausgabe des „Mirza-Schaffy." Aber wir gehen jeder illustrierten Klassikerausgabe mit heiliger Scheu aus dem Wege; uns erscheinen diese bilderdurchsetzten Shakespeares, Schillers, Goethes als eben soviel Eselsbänke für leubenlahme Phantasien und überdies haben wir fast in jedem einzelnen Falle mit dem Maler oder Zeichner heftig über seine Auffassung und Darstellung der Situation zu rechten. So lassen uns diese Ausgaben ebensowenig zum richtigen Genusse des Dichterwerks kommen, wie die unseligen Düntzerschen †) ††) †††) u. s. w. und die entsprechenden Noten unter dem Text.

Uns schaudert vor dem bloßen Gedanken, daß ein Künstler auf den Einfall kommen konnte, Heinrich Heines duftige unfaßbare Lyrik im Bilde zu bannen und ein illustriertes „Buch der Lieder" herauszugeben, und uns überläuft eine Gänsehaut, wenn wir an Robert Königs Litteraturgeschichte denken, die sich, abgesehen von ihrer fragwürdigen Tendenz, als ein zusammengestoppeltes Bilderbuch für die unreifere Jugend darstellt. Freilich haben

diese Dinge auch ihr gutes. Wir empfinden eine doppelte Wonne, wenn wir zu unserer einfachen Textausgabe des Faust greifen, nachdem wir uns vorher durch ein paar Bogen eines dickleibigen Kommentars hindurchgeärgert haben, und Ohr und Herz sind doppelt empfänglich für die zauberischen Reize Heinescher Poesie, wenn sie uns ohne die Begleitung sentimentaler Thumannscher Bilder entgegen tritt. Und wir kommen beim Studium einer Litteraturgeschichte unendlich viel schneller vorwärts, wenn uns nicht auf jeder Seite eine Druckprobe, ein altes Titelblatt, ein Faksimile oder sonst dergleichen aufhält.

Im allgemeinen scheint es übrigens, als ob die Höhe dieser Illustrationssintflut nunmehr überschritten wäre. Wir kennen in der That Litteraturgeschichten, in denen nur etwa zwei Bilder auf je einen Bogen kommen. Das ist ein unleugbarer Fortschritt, und so hoffen wir, daß unsere etwas mißlaunigen Ausführungen, die wir schon lange auf dem Herzen hatten, ohne uns ihrer an passender Stelle entledigen zu können, mit dem allmählichen Verschwinden des Illustrationsbacillus zusammenfallen mögen.

Vor uns liegt vollendet die „Geschichte der deutschen Litteratur" von Emil Brenning (Lahr, Schauenburg). Zwar ist der stattliche, solide ausgestattete Band illustriert, aber mit weisem Maßhalten und wir heben gern hervor, daß namentlich die Titelblätter, Kopfleisten und Vignetten zu den einzelnen Litteraturabschnitten sehr gut erfunden und dem Charakter der betreffenden litterarischen Periode entsprechend ausgeführt sind. Der Autor versteht die Dichtkunst als die Erscheinung der ganzen Idealwelt, welche das Herz erfüllt. Und diese Ideen wiederum bezeichnet er als die Summe der höchsten, wertvollsten Gedanken, welche über all den Verwickelungen des Augenblickes in das Ewige und Unvergängliche hinausreichen. Uns vorzuführen, wie diese Gedanken in unserem Volke lebendig waren und sich entwickelten, erklärt der Autor für seine und jeder Litteraturgeschichte Aufgabe. Man sieht von vornherein, daß er nicht einseitig auf einem ästhetischen Prinzip herumreitet, sondern daß ihm der nationale und ideale Gehalt der Dichtkunst ein wesentliches, ja das wesentlichste Moment der Darstellung ist. Wir sind hier selbstverständlich nicht in der Lage, derselben im einzelnen zu folgen, und können nur das rühmenswerte Streben nach Objektivität und Unparteilichkeit, die Übersichtlichkeit der Gliederung, die Folgerichtigkeit der Entwickelung und die Klarheit der Auseinandersetzung hervorheben. Man kann naturgemäß eine Litteraturgeschichte nicht lesen, ohne sich mit dem Verfasser in zahlreiche Widersprüche zu verwickeln, indessen halten wir es nicht für die Aufgabe der Kritik, diese Widersprüche, die der Mehrzahl nach auf der Verschiedenheit des individuellen Geschmackes beruhen, weitschweifig hervorzuheben. Sonst würden wir gern mit Brenning z. B. über seine nach unserer Ansicht unzutreffende geringere Schätzung Börnes oder über seine Auffassung von Heines poetischer und kulturgeschichtlicher Bedeutung eine Lanze brechen. Ebenso wenig halten wir es für die Aufgabe der Kritik, wie ein Kammerjäger hinter kleinen Irrtümern her zu sein, oder auf Lücken und Unterlassungssünden zu fahnden — im großen und ganzen genüge die Bemerkung, daß wir ein tüchtig, ruhig und sachlich geschriebenes Werk vor uns haben, daß weder unseren Horizont erweitert, noch uns wesentlich neue Gesichtspunkte giebt, das man aber wegen seiner oben erwähnten Vorzüge namentlich der Jugend getrost in die Hände geben möge, ohne fürchten zu müssen, daß dieselbe, wie etwa durch König, zu einer einseitigen und schiefen Auffassung verleitet werden könnte. Über die gegenwärtigen Verhältnisse unserer Litteratur ist der Verfasser offenbar nicht sehr erbaut. Er erkennt an, daß es noch an einem durchgreifenden Charakterzug in unseren dichterischen Bestrebungen fehle, die sich eklektisch bald dies, bald jenes anzueignen suchen und im übrigen, nach einem neuen Ausweg aus den ausgetretenen Gleisen in Inhalt und Form trachtend, noch chaotisch auseinander fahren. Wenn er wissen will, wo dieser Ausweg nach unserer Ansicht liegt, so empfehlen wir ihm die Vorrede zu lesen, welche Robert Schweichel zu der 1872 bei Otto Janke erschienenen zweiten Auflage seiner Novellen „Aus den Alpen" geschrieben hat. Da heißt es: „Schon vor etwa zwanzig Jahren äußerte ein anerkannter Kritiker, die Poesie der Zukunft habe das Volk bei seiner Arbeit aufzusuchen. Er meinte wohl bei seinem Thun und Treiben, seinen Freuden und Leiden, seinem Denken und Empfinden, seinem Fürchten und Hoffen. Er hat unstreitig recht; hat doch schon

einmal der Trunk aus diesem Quell Deutschlands Dichtkunst wiedergeboren . . . Die Poesie in der Gegenwart ist eine Wettdame geworden, von künstlichem Wohlgeruche duftend. Sie ist kokett, vergnügungssüchtig, oberflächlich in ihrem Empfinden und Denken und ebenso leichtfertig in ihren Grundsätzen, wie verschwenderisch mit ihren Reizen . . . Rückkehr zur Natur, Wahrheit und Sittlichkeit kann allein helfen. Allerdings war jene Poesie, welche einst Aschenbrödels leichtlebige Schwestern zur Einkehr in sich selbst brachte, und unsere großen Genies die Perlen neuer Ideen finden ließ, die sie köstlich in Gold faßten, aus dem Geiste des Volkes selbst geboren. Aber indem die Dorfgeschichte sich bemüht, das Volk zu schildern, wie es ist, und den sittlichen Gehalt einfacher Lebensverhältnisse darstellt, zeigt sie der kranken Gesellschaft den Weg zur Heilquelle, und dem Dichter den Boden, wo er schürfen muß, um den Schatz neuer Ideen zu heben. Das ist die Mission der Dorfgeschichte — die Mission Aschenbrödels, welcher die Tauben, während sie ihr mit ihren rosigen Schnäbeln bei der häuslichen Arbeit halfen, verheißend zurufen: Sei getrost, aus deinem Schoße wird ein Geschlecht von Fürsten erblühen!"

Daß der Autor damit nicht meint, man solle nur Dorfgeschichten schreiben, liegt auf der Hand; er selbst hat in seinen beiden großen Romanen, deren letzter von berufener Feder (1881 Heft 11 und 12) in der „Deutschen Revue" schon eingehend gewürdigt worden ist, weit über den engen Rahmen einer solchen hinausgegriffen, ohne damit die oben entwickelte, nach unserem Ermessen völlig zutreffenden Grundsätze außer Acht zu lassen. Ja, es wird ein Geschlecht von Fürsten erblühen, denn wie Gottschall sagt, unser Volk stirbt nicht und seine Dichter sterben nicht! Und wenn, wie Brenning hofft, die großen nationalen Errungenschaften unserer Tage dazu beitragen werden, so soll es uns willkommen sein. Freilich wird es nicht auf den Wegen geschehen, welche die mit Wollust im Kothe wühlenden Stürmer, Dränger und Schreihälse des allerjüngsten Deutschlands eingeschlagen haben — die Rückkehr zur Wahrheit, zur Natur, zur Sittlichkeit kann allein helfen! Aber Sittlichkeit ist freilich ein Begriff, der nicht, oder doch nur in sehr fragwürdiger Ausbeutung, im Lexikon unserer Jüngsten steht, und auch wir sind weit entfernt, etwa eine thörichte Prüderie beovorworten zu wollen. Aber wir haben von diesen Jüngsten wieder einzelne Leistungen auf unserem Büchertisch liegen, die uns völlig gerechtfertigt erscheinen lassen, daß Brenning von der Gesellschaft überhaupt keine Notiz nimmt; wir halten überhaupt den Spektakel, welchen diese Parnaßstürmer machen, nicht für den Donner, der die vorgeschriebene Reise der Sonne begleitet, sondern für den marktschreierischen Tamtam heruntergekommener Possenreißer. Die Herren Bleibtreu und Kretzer haben mit ihren Büchern: „Schlechte Gesellschaft" und „Drei Weiber" unter der Flagge der ästhetischen resp. litterarischen Revolution wieder einmal Leistungen zutage gefördert, welche würdig wären, dem berüchtigten Verlagsbüreau in Altona einverleibt zu werden.

Also mit den Jungen ist es vorläufig nichts, und deshalb verstehen wir es, wenn Brenning sein Werk mit einer gewissen Resignation schließt. Daß dies nicht unbedingt gerechtfertigt ist, glauben wir ihm gezeigt zu haben.

Eine ganze Serie von Litteraturgeschichten beginnt die Verlagshandlung von Hermann Hucke in Leipzig zu veröffentlichen — es handelt sich dabei um einen „Grundriß der Geschichte der europäischen Litteraturen." Daß damit eine fühlbare Lücke ausgefüllt wird, braucht nicht erst auseinandergesetzt zu werden. Die Absicht, in klarer, fließender Sprache, ein Bild des geistigen Lebens des betreffenden Volkes, stets mit dem Seitenblicke auf die politische und Kulturgeschichte, zu entrollen, ist gewiß löblich, und wir wollen wünschen, daß sie weiter mit derselben Achtsamkeit und Sachbeherrschung durchgeführt wird, wie in dem vorliegenden, von Dr. Albert Schmidt besorgten „Grundrisse der italienischen und niederländischen Litteratur." Die beiden Bände sind überdies ganz vorzüglich ausgestattet. Spanische, portugiesische, russische, dänische, schwedische und ungarische Litteraturgeschichte sollen folgen; für Frankreich und England ist ja durch die Schriften von Scherr resp. Eduard Engel schon zur Genüge vorgearbeitet; eine polnische Litteraturgeschichte ist vor einigen Jahren bei W. Friedrich in Leipzig erschienen.

Digitized by Google

Dr. Maximilian Kohn hat bei J. F. Richter in Hamburg die „Meisterwerke deutscher Litteratur in mustergiltigen Inhaltsangaben" erscheinen lassen. Es ist immer eine mißliche Sache sich mit Surrogaten behelfen zu müssen, und wir verzichten lieber auf den Kaffee, als daß wir zur Zichorie greifen, möge diese Zichorie in ihrer Art auch noch so vollkommen sein. Und ein Surrogat unbefriedigendster Art bleiben noch so mustergiltige Darstellungen immer, mögen sie selbst von Paul Lindau oder gar von David Friedrich Strauß oder Rosenkranz geschrieben sein. Materiellen Nutzen kann diese Sammlung nur insofern bringen, als sie etwa unseren Sekundanern das Anfertigen deutscher Aufsätze illegitimerweise erleichtert. Es wird manchen Leser — vorausgesetzt, daß er es überhaupt merkt — wohlthuend überraschen, wenn er zwischen den eigenen Geistesblüten seiner Zöglinge plötzlich Sätze von Kuno Fischer oder Friedrich Hebbel findet. Die Auswahl hierin verdient insofern Lob, als sie die wesentlichen Gipfelpunkte unserer Litteratur berücksichtigt. „Für Jünglinge und Jungfrauen" ist nach der eigenhändigen Bemerkung des Verfassers die „Einführung in das Studium der Dichtkunst" von A. Goerth, Direktor der höheren und mittleren Töchterschule in Insterburg (Leipzig und Wien, J. Klinkhardt) geschrieben. Es liegt der zweite Band vor, welcher sich mit der dramatischen Kunst beschäftigt. Den die Lyrik behandelnden Band haben wir seiner Zeit besprochen und wir haben um so weniger Veranlassung, näher auf die Fortsetzung einzugehen, als der Standpunkt des Verfassers sich inzwischen wesentlich nicht geändert hat. Es steckt viel Gelehrsamkeit in dem Buche, aber auch viel Pedanterie; wer sich vom letzteren überzeugen will, lese das Kapitel über Gottschalls „Katharina Howard." Schon die Manier, immer von „Herrn" Gottschall zu reden, ist ebenso verbraucht, wie kindisch, und die ganze, angeblich objektive Beweisführung des „Herrn" Göth bekommt dadurch einen unangenehmen persönlichen Beigeschmack. Des weiteren beschäftigen sich mit der Tragödie die Schriften: „Die Tragik vom Standpunkte des Optimismus mit Bezugnahme auf die moderne Tragödie" von Julius Duboc (Hamburg, Hermann Grüning), und „Über Wesen und Wirkung der Tragödie" von Prof. Adolf Metz (Berlin, C. Heymons). Beide Schriften, namentlich die erstere, sehr lebendig und geistreich geschrieben, verdienen die Beachtung der Ästhetiker von Fach; ein Eingehen auf ihren besonderen Inhalt würde uns zu weit führen. Nur soviel sei angedeutet, daß Duboc in allem, was mit dem Weltbestande zusammenhängt, eine sinndegabte Notwendigkeit voraussetzt, welche den Zufall ausschließt und das Schicksal zur Höhe der Weltordnung erhebt. Aus der Überzeugung, daß jeder Einzelne ein in den Entwickelungsgang des Weltprozesses verflochtener Schicksalsträger ist, und daß dieser Entwickelungsgang in stetem Fortschritt zum Vollkommenen führt, leitet Duboc in geistvoller Weise seinen optimistischen Standpunkt gegenüber dem weder durch eine moralische Schuld, noch durch die „Urschuld" im metaphysischen Sinne, noch auch durch die „Daseinsschuld" im pessimistischen Sinne herbeigeführten tragischen Schicksal ab.

Eine sehr feine Arbeit begegnet uns in: „Machiavelli als Komödiendichter und Italienische Profile" von Siegfried Samosch (Minden, Bruns). Wir haben in der Revue 1881, Heft 9, desselben Verfassers „italienische Charakterköpfe" besprochen, und können angesichts seiner neuesten Arbeit unser damaliges Urteil nur vollinhaltlich wiederholen. Samosch ist einer der gründlichsten Kenner der modernen italienischen Litteratur. In diesem neuen Bande hat er sich zunächst die Aufgabe gestellt, den bei uns irrtümlicherweise als Politiker noch immer in einem schlechten Rufe stehenden, aber in den Augen der Wissenden längst gerechtfertigten Machiavelli, seinen wohlverdienten Ehrenplatz als Bahnbrecher des modernen italienischen Lustspiels zu sichern. Das ist der Verfasser der übermütigen Sittenkomödien „Clizia" und „Mendragola" in der That, und wer es bezweifelt, möge sich an der feinsinnigen kulturgeschichtlichen Auseinandersetzung von Samosch genauer unterrichten. Die übrigen Kapitel des Bandes beschäftigen sich außer mit Ugo Foscolo und Niccolini, mit den hauptsächlichsten Vertretern des „Verismo", der italienischen Spielart des modernen Naturalismus: Emilio Praga, Giovanni Verga, Lorenzo Stecchetti. Es ist eine Reihe sorgfältig ausgeführter Studienköpfe, die uns die Entwickelung des italienischen Geistes wiederum von einer neuen Seite zeigen. Vor-

trefflich ausgewählt ſind die eingeſtreuten Proben und wir können uns nicht verſagen ein Gedicht des unglücklichen Emilio Praga hierher zu ſetzen, ein Gedicht, dem gegenüber wir immer die Empfindung haben, daß wir es in alle Rinden einſchneiden möchten, um jedes empfängliche Gemüt mit dieſer koſtbaren lyriſchen Perle vertraut zu machen. Es lautet:

O einſam ſüße Ruh' in den vier Wänden!
Du ſtemmteſt an den Herd die Füßchen an
Und koſ'teſt mir das Haupt mit weichen Händen,
Das muntre Heimchen war Gevattersmann.
O einſam ſüße Ruh' in den vier Wänden! . . .

Du ſahſt den Kranz ſchon mir im Haar erglänzen,
Ich öffnete dir eines Edens Thür,
Du ſahſt mit Lorbeern meinen Namen kränzen,
Mit ew'ger Liebe lohnt' ich dir dafür . . .
Du ſahſt den Kranz ſchon mir im Haar erglänzen! . . .

O einſam ſüße Ruh' in den vier Wänden!
Ich werd' am Herd dich wieder ſitzen ſehn,
In Traum verſenkt, gekoſ't von deinen Händen,
Das Heimchen ſingt, als wäre nichts geſcheh'n . . .
O einſam ſüße Ruh' in den vier Wänden!

Die wundervolle Überſetzung iſt von Paul Heyſe.

Von ſonſtigen litterargeſchichtlichen Eingängen, die wir einer eingehenden Beſprechung hier jetzt nicht unterziehen können, haben wir zu verzeichnen: Iwan Turgenjew, Charakterbild eines modernen Dichters von Berthold Thorſch (Leipzig, Franz Duncker); „Erinnerungen an Joſeph Victor von Scheffel" von Gebhard Zernin (Darmſtadt u. Leipzig, E. Zernin); „Leibniz" von Dr. Johann Theodor Merz, aus dem Engliſchen (Heidelberg, G. Weiß); „Chriſtian Ludwig Liscow" von Berthold Litzmann (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß). Im Verlage von Johannes Lehmann in Leipzig ſind des Dänen Sören Kierkegaard äſthetiſch-religionsphiloſophiſche Studien „Entweder — oder" in einer Überſetzung von A. Michelſen und O. Gleiß erſchienen — über die Bedeutung des Buches ſelbſt möge man ſich bei Strodtmann: „Das geiſtige Leben in Dänemark" orientieren.

Einen Band litterariſch-äſthetiſcher Feuilletons, „Ringkämpfe" betitelt, hat Ernſt Eckſtein bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erſcheinen laſſen. Der Titel iſt etwas zu wuchtig für den Inhalt. Übrigens führt Eckſtein ſeinen Kampf gegen die „Tyrannis der höheren Tochter", die äſthetiſche Heuchelei und dergleichen Übelſtände ſehr elegant und geiſtreich.

Zum Schluß regiſtrieren wir, daß die treffliche, bei Orell, Füßli und Ko. in Zürich erſcheinende Sammlung: „Schwizer Dütſch" bis zum 37. Hefte vorgeſchritten iſt. Die letzten 12 Hefte haben folgenden Inhalt: 26, 27, 28 „Für d' Chinderſtube" (in verſchiedenen Mundarten); 29, 30 „Bilder aus dem Volksleben des Vorder-Prättigaus"; 31, 32 „Luzern", Heft 2 und 3; 33 „Thurgau", Heft 2; 34 „St. Gallen und Appenzell", Heft 2; 35, 36 „Uri, Schwyz und Unterwalden", Heft 2 und 3 und 37 „Bern", Heft 3.

Litterarische Berichte.

Die echte Bibel und die falsche. Von C. Radenhausen. Hamburg 1885. Verlag von Otto Meißner.

Den durch spätere Ueberarbeitungen und Zusätze unzweifelhaft vielfach veränderten ursprünglichen Text der Bibel wiederherzustellen, ist ebenso vom philologischen wie vom theologischen Standpunkt aus schon öfter versucht worden. Das Resultat einer hierauf gerichteten erneuten Forschung ist das vorliegende Buch, dessen 3 erste Kapitel für Theologen und Laien entschieden von Interesse und Wichtigkeit sind. In klarer und überzeugender Darstellung wird uns nachgewiesen, daß der ursprüngliche Text des alten Testamentes durch den „Jehohvisten" und die Rabbiner arg entstellt worden ist, indem diese an Stelle der verschiedenen Götternamen einen gesetzt und dadurch den bis heute bestehenden Glauben erweckt haben, das israelitische Volk sei monotheistisch gewesen, während es in der That dem rohsten Polytheismus huldigte. Die Richtigkeit dieses Nachweises zu belegen, verbietet die Menge und die Deutlichkeit der angezogenen Stellen (vergl. z. B. die Erklärung von Baalprazim S. 18). Wenn es den meisten bisher schon nicht unbekannt war, daß der Plural Elohim, die Erwähnung des Wüstengottes beim Versöhnungsfeste u. a. auf die ursprüngliche Verehrung mehrerer Götter im alten Judentum hinweisen, so ergiebt sich aus der eingehenden und überzeugenden Forschung des Verfassers, daß das israelitische Volk auch in seiner Blütezeit und lange nachher einem traurigen, oft in die schrecklichsten Verzerrungen ausartenden Vielgötterdienst ergeben war, eine Entdeckung, die vielen durchaus neu und überraschend, den meisten in ihren Einzelheiten interessant und belehrend sein wird. Ebenso wahr (leider!) ist die im 3. Kapitel folgende Abhandlung über die Moral des alten Testamentes, deren Schrecklichkeit uns in vielen Zügen vorgeführt wird, wenn auch einiges (z. B. auf Seite 78, 87, 89) teils übertrieben, teils einseitig aufgefaßt zu sein scheint. Wenn die bisherigen Ausführungen uns ebenso wie der daraus abgeleitete Satz, daß der von Jesus gelehrte Gott ein durchaus anderer als der des alten Testamentes, dieses also entschieden nicht als Vorstufe und Voraussetzung für das neue zu betrachten sei, richtig erscheinen, so können wir den weiteren Erörterungen, was sowohl ihre Gründlichkeit als auch ihr Resultat betrifft, nur in den wenigsten Punkten beistimmen. Zunächst begnügt sich, abgesehen von der oft lästigen Wiederholung in Kap. 4 aus Kap. 3, der Verfasser mit der oberflächlichen Bemerkung, daß das alte Testament allerdings auch in den Psalmen und anderen Stellen eine höhere Moral und eine reinere Gottesauffassung zeige, anstatt gründlich auf die in der That hohen und edlen religiösen Ideen dieser Bücher und auf die wichtige, von selbst sich aufdrängende Frage einzugehen, woher denn bei jener niedrigen Moral der geschichtlichen Bücher der ganz andere Inhalt der poetischen Bücher, vor allem der Psalmen, stamme. Diese Frage erfordert eine ganz andere wissenschaftliche Behandlung. Zum größten Teil verfehlt erscheint uns aber der Inhalt des 5. Kapitels. Es ist zuzugeben, daß die Institution der Beichte und des Abendmahl sowie die Lehre vom Opfertode Jesu ihren Grund im alten Testament finden und beim Wegfall desselben schon in den ersten Jahrhunderten wahrscheinlich nicht entstanden wären; es ist möglich, daß Gegen- oder Ketzerverfolgungen ihre Begründung durch das alte Testament erfahren haben; sehr fraglich dagegen erscheint es uns, ob Eid, Taufe und die Vorstellung von Lohn oder Strafe aus der Benützung und Verehrung jenes Teils der Bibel herrühren, und ganz falsch sind die übrigen Erörterungen dieses Kapitels. Der Wunderglaube ist kein Produkt des alten Testamentes; denn er würde, wie in jeder Religion, so auch im Christentum sich selbständig gebildet haben, ebenso wie Kirche und Priestertum von selbst und von vornherein entstanden sind ohne Berufung auf die heiligen Bücher der Israeliten. — Die Quelle der Dreieinigkeitslehre ist keineswegs das alte Testament; die von den christlichen Dogmatikern angeführten, auf dasselbe zurückgehende Beweise sind meist gewaltsam. Wie kann der Verfasser sagen, der heilige Geist sei eine Erbschaft des alten Testaments, Christus habe nichts davon gelehrt (vgl. Fr. Joh.); wie kann er das allen Religionen gemeinsame und notwendige Gebet, den unmittelbarsten Ausdruck des religiösen Gefühls, als überflüssig oder unlogisch aus derselben Quelle herleiten und dann wieder dem Gebete eine beruhigende und erhebende Wirkung beilegen? Wie kann der Verfasser schließlich von einer durch die Familiengeschichte aller Kulturvölker Europas sich hinziehende Erniedrigung des Weibes reden, während doch, wie wirklich allbekannt, erst das Christentum dem Weibe die ihm gebührende Stellung verliehen hat! Die Hoffnung, daß Eid und Krieg abzuschaffen möglich sein werde, ist doch sehr gewagt, die Schlußbemerkung, daß Religion und Wissenschaft bei Wegfall des alten Testamentes fortan ein und dasselbe sein werden, ist unbegründet; denn diese beiden werden immer, als im Gemüt und im Verstande begründet, etwas Verschiedenes sein. — Auch müßte die Richtigkeit aller Ausführungen des Verfassers zugegeben, im Titel statt „der Bibel" das alte Testament gesetzt werden, da jene Be-

mängelungen sich nicht auf das neue beziehen. Der Wert des übrigens in klarster Darstellung gehaltenen und, ob in Einzelheiten richtig oder nicht, jedenfalls interessanten und belehrenden Werkes, scheint uns demnach nur in den Erörterungen der 3 ersten Kapitel zu beruhen, welche eine für Christentum und Wissenschaft hochwichtige Frage in eingehender und überzeugender Weise behandeln; wegen dieser Kapitel möchten wir allerdings das Werk der allgemeinen Aufmerksamkeit entschieden empfehlen.

C. S.

Reise-Erinnerungen aus Spanien. Blätter aus einem Tagebuche von Th. v. Bernhardi. Berlin 1886. Wilhelm Hertz.

Es ist ein Berufener, welcher die Zahl der Reisewerke über Spanien mit dem genannten Buche vermehrt. Wer, wie er, die frühesten Knabenjahre im Kreise der Romantiker verbracht und hier Begeisterung für die ältere spanische Litteratur eingesogen, wer die Sprache des Volkes beherrscht, seine Geschichte genau kennt und endlich ein reiches, vielfach auf Anschauung begründetes kunstgeschichtliches Wissen besitzt, den wird man gern auf seinen Kreuz- und Querzügen durch Spanien begleiten, zumal wenn er ein offenes Auge und offenes Herz für alle menschlichen Dinge besitzt und, wie sich bei dem Verfasser einer so schön geschriebenen Geschichte des modernen Rußlands von selbst versteht, der Darstellung in hervorragender Weise mächtig ist. Bernhardi hat seine Reise in den Jahren 1869 bis 1871 gemacht. Seitdem ist eine Reihe von Jahren vergangen, aber abgesehen von dem großen Aufschwunge, welchen seitdem das auch ihn schon als eine aufblühende Stadt ansprechende Barcelona genommen hat, haben sich die Zustände dieses in nervöser Unruhe stillstehenden Landes wenig geändert. Madrid hat noch heute den Charakter der Charakterlosigkeit, Cordova und Granada tragen noch heute den freilich verwitterten Stempel der maurischen Größe, Sevilla ist noch heute, im Gegensatz zu jenen fast orientalischen Städten, eine südeuropäische Stadt, wie Bernhardi sie bezeichnet, und alte Pracht im Verfalle und die Spuren einer seit dem Mittelalter wenig fortgeschrittenen Kultur stoßen noch heute dicht an das Moderne, welches sich unabweisbar vorgedrängt hat. Wahrscheinlich steht noch heute die Venta de tas Cordenas, der Schauplatz mancher Abenteuer des edlen Manchaners, an welcher unser Reisende auf dem Wege von Madrid nach Cordova auf der Eisenbahn vorüberfuhr. Ebenso ist der schroffe Gegensatz geblieben zwischen dem fanatischen Aberglauben der Ultramontanen jeder Art und dem fanatischen Unglauben der Republikaner, welche übrigens in jener Zeit bei den Gegnern durchweg für Sozialisten galten. Auch die Gleichgiltigkeit, mit welcher die breiten Massen des Volkes fast jedem politischen Streben und jeder politischen Bewegung gegenüberstanden, und das ehrgeizige und zum Teil durch noch niedrigere Motive bestimmte Intriguenspiel, in welchem nicht sowohl Parteien als Cliquen sich zusammenfanden, und die ihm entsprechende Gesinnungslosigkeit der Parteiführer sind unverändert geblieben. Geändert hat sich leider die Stimmung Deutschland und Preußen gegenüber, welche in jenen Jahren noch eine sehr freundliche war. — Der Verfasser hat, wie schon angedeutet, ein sehr glückliches Auge für die Züge des Lebens der verschiedenen Gesellschaftsklassen und seine Zeichnung wird nicht selten durch eine gewisse Schalkhaftigkeit belebt. Werke der Malerei und besonders solche der Architektur bespricht er in anschaulicher und belehrender Weise, ohne je ins trocken Lehrhafte zu verfallen. Seine Schilderungen von Gegenden sind farbig und anziehend. Gibrattar und der unermeßliche Ausblick von seiner zwei Erdteile schauenden Warte, Cadix, das weiß über dem blauen Meere schimmert, die Alpujarras, Sierra Morena, die Mancha, die Huertas von Murcia und Valencia und endlich die unvergleichlichen Felsengebiete des Montserrat sind wohl kaum lebendiger und fesselnder geschildert worden. Wohl thut auch die Herzenswärme, welche überall zum Ausdrucke gelangt, wo der Verfasser von dem Pfaffentruge, dem greulichen Aberglauben und dem mit ihm Hand in Hand gehenden Stumpfsinne spricht, welcher als die fluchwürdige Frucht der jesuitischen Erziehung fast in keinem Lande so widrig hervortritt wie in Spanien. Bernhardi diagnostiziert den Zustand des spanischen Volkes nur allzuwahr, und deshalb ist seine Prognose auch eine sehr ungünstige. — Doch trotz so manches trüben Bildes wird das Buch doch im ganzen auf jeden empfänglichen Leser einen erfreulichen Eindruck machen und die Quelle reicher Belehrung und fruchtbarer Anregung werden.

A. B.

Geschichte des Elsasses von Ottocar Lorenz und Wilhelm Scherer. Dritte verbesserte Auflage. Mit einem Bildnisse Jakob Sturms von William Unger, Berlin 1886. Weidmannsche Buchhandlung.

Die beiden Verfasser waren im Jahre 1870, während sich das deutsche Volk die entrissenen Länder Elsaß und Lothringen erkämpfte, Professoren der Wiener Universität. Um ihren Anteil an diesem brennendsten nationalen Interesse an den Tag zu legen, entwarfen sie eine kurze, das historisch-politische wie das Kulturleben umfassende Geschichte des Elsasses in einer Reihe von lebensvollen Bildern, die in Ton und Farbe etwas von dem Wesen der Feuilletons, namentlich den Glanz des Vortrages und die Abrundung der Unterabteilungen bewahrt haben. Es ist nichts weniger als eine Streitschrift, und dennoch möchte es selbst dem heißblütigsten französischen Chauvinismus schwer werden, diese überwindenden Beweise der nationalen Zugehörigkeit des Elsasses zu Deutschland, gleichviel ob man seine politische oder

sittengeschichtliche Entwicklung ins Auge faßt, hinwegdisputieren zu wollen. Im Gegenteil springt dem unbefangenen Leser die Ueberzeugung entgegen, daß die wichtigsten Wendepunkte der gesamtdeutschen Entwicklung gerade hier ihren Antrieb und Ausgangspunkt empfangen haben, und darum ist auch die Geschichte dieses deutschen Landes mehr vielleicht als die irgend eines andern mit der gesamten nationalen Entwicklung aufs engste verknüpft. Das ist keine Provinzialgeschichte, oder nur eine solche, in deren individueller Erscheinung die Merkmale und Katastrophen der Gesamtheit aufs vollkommenste wiederspiegeln. Einen Beweis von der nachhaltigen Bedeutung dieser wertvollen historischen Kunstschöpfung liefert die Notwendigkeit einer dritten Auflage des Werkes nach einem Zeitraum, in welchem das Tagesinteresse sich bereits beruhigt und von den hier brennenden Fragen abgewandt hat. Die auf das litterarische und Kulturleben bezüglichen Abschnitte erscheinen in der neuen Auflage nur wenig verändert, zumal die Forschung in dieser Richtung nur geringen Zuwachs an neuem Material bieten konnte. Dagegen sind mehrere der historischen Bilder ganz auf die Höhe des neusten Standes der Wissenschaft gehoben und manche, wie namentlich die Darstellung der Verhältnisse im 19. Jahrhundert, einer gründlichen Umarbeitung und weiteren Ausführung unterzogen worden. So dankenswert die bessernde Hand anzuerkennen ist, so dürfte es doch nicht ratsam erscheinen, den Versuch etwa noch einmal zu machen, wenn nicht der ganze Charakter des Buches Einbuße erleiden soll. C.

Afrika. Hand-Lexikon von Paul Heichen. 30 Lieferungen. Leipzig. Verlag von Greßner und Schramm.

Afrika nimmt immer mehr das allgemeine Interesse in Anspruch. Die Entdeckungen und politischen Umwälzungen in denselben folgen einander mit wahrhaft fieberhafter Hast und haben sich binnen Jahresfrist so vermehrt, daß auch die besten der vorhandenen Nachschlagebücher über hunderte von Namen entweder gar keine oder falsche oder wenigstens keine befriedigenden Mitteilungen zu bieten imstande sind. Afrika interessiert aber heute nicht mehr bloß den Gelehrten oder Kaufmann; jeder Gebildete strebt darnach, mit den dortigen Verhältnissen möglichst vertraut zu werden. Da kommt das im Verlage von Greßner und Schramm erschienene illustrierte Lieferungswerk Afrika, Hand-Lexikon von Paul Heichen, gerade recht. Dasselbe stellt sich zur Aufgabe, die wichtigsten älteren Aufgaben mit einer möglichst erschöpfenden Auswahl der neueren und mit einer Uebersicht über die Forschungsreisen zu vereinigen, daneben auch die Geschichte des Landes, die klimatischen und Bodenverhältnisse, Tier- und Pflanzenwelt, Produkte und Handel zu berücksichtigen. Mit Sorgfalt ist in dem Buche alles gesammelt, was sich auf die neuen deutschen Erwerbungen in Afrika bezieht, außerdem sind am meisten die Gebiete beachtet, welche heute im Vordergrunde des allgemeinen Interesses stehen: Das Kongogebiet, der Sudan und Aegypten, die Niger- und Benue-Länder und Transvaal. Eine Menge Abbildungen — Porträts, Volkstypen, Ansichten von Städten und Baudenkmälern, Tierbildern u. s. w. — sowie zahlreiche Karten dienen zur Erläuterung des Textes S.

Deutscher Pitaval. Vierteljahrsschrift für merkwürdige Fälle der Strafrechtspflege des In- und Auslandes. Herausgegeben von Hans Blum Erster Jahrgang. Erstes Heft. Leipzig. G. F. Winter'sche Verlagshandlung.

Der „Deutsche Pitaval" will, wie er selbst sagt, die bedeutsamsten Straffälle des In- und Auslandes nach den besten Quellen, den Akten, Verhandlungen und Urteilen darstellen in abgerundeter, gemeinverständlicher, kritisch und wissenschaftlich durchgearbeiteter Form. Daß der Herausgeber es versteht, diesen Zweck zu verwirklichen, beweist der Inhalt des ersten Heftes. Die Erzählung „ein dunkles Geheimnis" beschäftigt sich mit einer mitte der Fünfzigerjahre bei dem Kreisamte zu Leipzig geführten Untersuchung, welche nicht nur wegen ihres Gegenstandes, dreier Morde, sondern auch wegen ihres die damalige Justizpflege kennzeichnenden Ganges von hohem Interesse ist. Noch geeigneter indessen, den Leser zu fesseln, erscheint der auf „ein dunkles Geheimnis" folgende erste Teil eines Essais, dessen Stoff „Die Verbrechen der Anarchisten in Deutschland in den Jahren 1880 bis 1885" bilden. Schon um der Fortsetzung dieser Darstellung willen darf der Jurist, wie der gebildete Laie dem nächsten Hefte des „Deutschen Pitaval" mit froher Erwartung entgegensehen. A. Cl.

Geschichte der skandinavischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit von Ph. Schweitzer. 1. Teil. Geschichte der altskandinavischen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Reformation. Leipzig, Verlag von Wilh. Friedrich (o. J.)

Der vorliegende Band der Geschichte der skandinavischen (alt-skandinavischen ist Schreibfehler) Litteratur bis zur Reformation giebt eine in den verschiedenen Perioden sehr ungleichmäßige Uebersicht über die Entwicklung dieser Litteratur. Es ist eine Kompilation aus einer Reihe von Werken, von denen der Verf. im Vorwort eine sehr wunderliche, sein Wissen und seine Bildung charakterisierende Zusammenstellung gegeben hat, Quellen und Darstellungen bunt durch einander mischend. Wenn er im Texte selbst oft guten Führern sich anschloß, so verdankt er das jedenfalls dem Rat der Bibliotheksbeamten in Kopenhagen und Stockholm, deren Namen er am Schluß des Vor-

worts dankbar nennt. Eine wissenschaftliche Arbeit ist das Buch durchaus nicht. In den fleißiger gearbeiteten Partien, wo die Hilfsmittel auch bequemer zur Hand lagen, kann es über den Gegenstand allenfalls orientieren. Das 14. und 15. Jahrhundert sind ganz oben hin berührt. Q.

Beiträge zur Geschichte der neuen Philosophie, vornehmlich der Deutschen. Gesammelte Abhandlungen von Rudolf Eucken, Professor in Jena. Heidelberg 1886. Verlag von Georg Weiß.

Es ist ein dankenswertes, in vielen Wissenschaften bemerkbares Streben unserer Zeit, nicht bloß die epochemachenden Leistungen der hervorragendsten Meister, sondern auch das bescheidene, oft wenig bemerkte oder schnell vergessene Wirken geringer Größen von neuem zu durchforschen und in seiner Bedeutung zu würdigen. Hierbei stellt es sich oft heraus, daß jene im Laufe der Jahrhunderte vergessenen Vertreter einzelner Wissenschaften oft manches gefunden und ausgesprochen haben, was spätere nur mit größerem Nachdruck lehrten oder genauer begründeten, oder daß ihre Gedanken schon damals fruchtbar gewirkt und spätere größere Erscheinungen hervorgerufen haben. Diese nachforschende, dem Bedeutenden die verdiente Beachtung wieder oder neu verschaffende Thätigkeit übt der Verfasser der vorliegenden Schrift im Gebiete der Philosophie, indem er nach einigen Vorbemerkungen zunächst Nikolaus von Kurs als den Bahnbrecher neuer Ideen behandelt. Er beweist hierdurch, daß die deutsche Philosophie nicht, wie oft angenommen wird, erst mit Leibniz eine eigentümliche Bedeutung gewonnen und vorher nur schüchterne, tastende Versuche gemacht habe. Die theologischen, naturwissenschaftlichen und metaphysischen Gedanken des Nikolaus werden in ihrem Zusammenhange und ihrer Bedeutung faßlich und übersichtlich dargestellt, wir vermissen nur eine eingehende Beurteilung der Frage, ob jener Philosoph mit der Lehre, daß die Welt die Erscheinung des unsichtbaren Gottes sei, nicht doch den Pantheismus vertritt oder, wenn nicht, wie diese seine Lehre aufzufassen ist. Ebenso interessant ist die Darstellung von Paracelsus Lehren von der Entwickelung, um so mehr als wir hier schon an die späteren materialistischen und darwinistischen Ideen erinnert werden. Auch Keplers Wirken gewinnt nach des Verfassers Darstellung für uns eine neue Bedeutung; wir erkennen den rein philosophischen Wert seiner Ideen, auch abgesehen von ihrer Verwertung für die Astronomie, und merken, wie Kepler überall im Gegensatz zum Autoritätsglauben der Theologie in die Gründe des Geschehens eindringt. Weniger leicht faßlich, weil der Gegenstand selbst schwieriger ist, dürften die beiden folgenden Abschnitte sein: „über Bilder und Gleichnisse bei Kant“ und „zur Charakteristik der Philosophie Trendelenburgs.“ Der Verfasser weist nach, wie die Kantschen Bilder die Methode seiner Forschung zeigen, und stellt dar, wie Trendelenburg immer die geschichtliche Entwickelung der Philosophie im Gegensatz zu einem immer neuen Ansetzen und Beginnen betrat, und die schlicht einfache Logik wieder zur Geltung bringt. In den letzten Abschnitten entwickelt Eucken die Ursachen, aus denen philosophische Parteiungen entstehen, und die Wirkungen, welche diese auf das philosophische Streben und den Geist des einzelnen ausüben, um schließlich noch in einer sehr übersichtlichen Erörterung die Geschichte der Parteinamen, ihren Ursprung und den Wechsel ihrer Bedeutung darzustellen. — Wenn wir auch in den über Kant und Trendelenburg handelnden Abschnitten zuweilen die Knappheit und auch die Klarheit der Darstellung vermissen, so bietet doch das Buch, besonders in den ersten Abhandlungen und in der letzten, so viel des Interessanten, Belehrenden und Anregenden, daß wir es als einen nützlichen und darum willkommenen Beitrag zum Verständnis philosophischer Gedanken- und Systeme begrüßen und ihm die verdiente Anerkennung und Würdigung wünschen müssen. C. S.

Goethes Pädagogik historisch-kritisch dargestellt von Adolf Langguth. Halle 1886. Verlag von Max Niemeyer.

Der Verfasser dieses ziemlich umfänglichen Buches, der selbst Erzieher ist, hat unter den zahllosen Schriften über Goethe eine zusammenhängende Darstellung, die über das ganze große Gebiet seines pädagogischen Denkens aufklärte, vermißt, obschon es an kleineren Versuchen nicht fehlt, die namentlich von einzelnen Werken Goethes ausgehen. Diese Lücke will Herr L. nun ausfüllen und er behandelt zuerst Goethes Verhältnis zur Pädagogik, dann den Begriff und die Grundanschauung der menschlichen Natur bei Goethe, worauf der Hauptteil folgt, in welchem die Ansichten des Dichters über Erziehung entwickelt werden. Herr L. unterscheidet darin das anthropologische oder psychophysische Prinzip, das teleologische und das methodologische, wobei ihm besonders W. Meister als Quelle zur Hand ist. Er stellt schließlich den idealen Kern der Goetheschen Pädagogik und ihren sozialen Hintergrund dar. Das Buch ist jedenfalls sehr gut gemeint und wir dürfen dem Verf. Liebe zu Goethe wie zu seiner eigenen Aufgabe nicht absprechen. Aber das Ganze macht im Grunde einen dilettantischen Eindruck, schon durch die breite Redseligkeit, in der sich der Verf. von Anfang bis Ende gefällt. Und was für naive Aeußerungen schwimmen in den auseinandergezogenen Sätzen herum! Oder ist es nicht naiv, wenn Herr L. es bedauert, daß Goethe nicht selbst eine systematische Darstellung seiner pädagogischen Lehren gegeben hat und gutmütig versichert: „Es ist gar kein Zweifel, Goethes Pädagogik würde auf der Höhe seiner übrigen Werke gestanden haben.“ (S. 18.) Q.

Herders Volkslieder. Herausgegeben von Karl Redlich (Suphans Herder-Ausgabe. Auswahl) Berlin, 1885. Weidmannsche Buchhandlung.

Von der Auswahl aus der großen Suphanschen Ausgabe von Herders sämtlichen Werken liegt hier, ein sehr anziehender Band in den Volksliedern vor, die durch C. Redlich besorgt wurden. Es ist ein genauer Neudruck der wichtigen und folgenreichen Sammlung, die Herder 1778 und 1779 in zwei Bändchen erscheinen ließ, vermehrt jedoch durch zwölf Gedichte aus Drucken und Handschriften, und durch ein nach Nationen geordnetes Verzeichnis der Lieder. Wir empfehlen das geschmackvoll gedruckte Bändchen allen Freunden unsrer klassischen Litteratur so wie der Volkspoesie und hoffen, daß mancher Leser sich dadurch zu der großen Ausgabe der Herderschen Volkslieder gezogen fühlen wird, welche den XXV. Band der Suphanschen großen Veröffentlichung füllt. Hier findet man nicht bloß den Inhalt unsrer vorliegenden Auswahl, sondern auch die erste Ausgabe, die 1773 in Druck kam, aber 1775 nach Abzug des ersten Bogens zurückgezogen ward; ferner einen reichen Anhang von 72 Liedern und Gedichten, nebst der Zueignung aus der Adrastea VI. dann sehr wertvolle kritische und erläuternde Anmerkungen und eine über den ganzen Band orientierende Einleitung, alles von Dr. Redlich mit der ihn auszeichnenden großen Sachkenntnis und kritischen Schärfe gearbeitet. Mögen viele den hier gebotenen Schatz benützen! Q.

Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Nr. 59. Schelmuffsky von Christian Reuter. Abdruck der ersten Fassung 1696. Halle 1885. Verlag von Max Niemeyer. — Nr. 60 und 61. Zwölf Fastnachtsspiele aus den Jahren 1555 bis 1556 von Hans Sachs. Herausgegeben von Edmund Götze. ebd. 1886.

Die beiden Bändchen der verdienstlichen, durch Professor Braune in Gießen geleiteten Sammlung von Neudrucken interessanter und seltener Druckwerke des 16. und 17. Jahrh. ergänzen einige frühere Veröffentlichungen des schon ansehnlichen Unternehmens. Nr. 59 giebt die erste konzeptartige Fassung von Schelmuffskys kurioser und sehr gefährlicher Reisebeschreibung nach dem einzigen bekannten Exemplar, wie die Ausgabe der zweiten in den Nrn. 57, 58 erschienenen Fassung durch A. Schullerus besorgt. — In den Nrn. 60, 61 setzt Herr Edmund Götze seine treffliche Ausgabe der Fastnachtspiele von Hans Sachs fort. Unter den zwölf hier gegebenen ist das eine, „die frumb schwiger kupell ir dochter," zum ersten Mal veröffentlicht. Q.

Ein Mahnruf zur Erhaltung des Siebengebirges.

Nachstehendes Schreiben, welchem wir ganz beistimmen, übergeben wir hiermit der Öffentlichkeit und wünschen, daß es mit dazu beitragen möge, eines der schönsten deutschen Gebirge vor weiteren Zerstörungen zu schützen.

Die Redaktion der „Deutschen Revue".

Köln, 21. Juni 1886.

Verehrliche Redaktion!

Nachdem schon seit einer Reihe von Jahren häufige und aufmerksam beobachtende Besucher des weitbekannten und wegen seiner mannigfaltigen Naturschönheiten von Nah und Fern aufgesuchten Siebengebirges mit Bedauern die immer mehr anwachsenden Anlagen von Steinbrüchen an den verschiedensten Stellen der schönen Hügelgruppe wahrgenommen, sind diese Anlagen in den letzten Jahren so vervielfältigt und in ihrer Ausbeutung ausgedehnt worden, daß die Gefahr einer Verunzierung und schnell fortschreitenden Zerstörung dieses unstreitig reizendsten Punktes am Rhein auch allgemeiner erkannt wurde.

Von Bonn aus weckte zuerst ein Mahnruf die schlummernde Entrüstung; und der Initiative einiger warmer Freunde des schönen Gebirgs-Komplexes ist ein schon über viele rheinische und andere Städte verbreiteter Verein „zur Rettung des Siebengebirges" hervorgegangen und schnell hat eine lebhafte Bewegung,

die hoffentlich wachsen und unaufhaltsam anschwellen wird, die zunächst interessierten Rheinlande ergriffen. — Und wie sollte es auch nicht jeden Rheinländer, der stolz auf seinen Vater Rhein mit seinem romantischen Uferschmuck von Bingen bis Bonn blickt, tief empören und heftig erregen, daß dem schönsten Teil der gesegneten Rheingegend der Untergang droht. Wie sollte er ruhig geschehen lassen, daß zur Gewinnung von gewöhnlichem Material für Straßenpflaster und Wege-Ausbesserung, zum Zweck materiellen Erwerbs einzelner, die wunderbar schönen Linien des Siebengebirges verunstaltet werden, daß sich immer weiter und weiter klaffende, häßliche Wunden in dem lebendigen Grün seiner stolzen Gipfel zeigen und daß die in ihrer Bescheidenheit zu einem herrlichen Gesamtbild vereinigten, weithin als Glanzpunkte der Rheinlandschaften bekannten Bergesrücken: Drachenfels, Wolkenburg, Petersberg, Nonnenstromberg, Ölberg, Lohrberg und Löwenburg einer nach dem andern unterwühlt, zu formlosen Schutthaufen zusammenstürzen. — Eine unauslöschliche Schmach würde Rheinland, würde ganz Deutschland mit diesem Geschehenlassen auf sich nehmen. —

Zu der richtigen Würdigung dieses Gefühls hatten sich zahlreiche Männer im Rheinland bereits zu einem Verein zusammengeschlossen, der mit allen Mitteln eine Rettung des Siebengebirges anstrebt; in dem Gefühl, daß es einer gebildeten und für Naturschönheiten besonders empfänglichen Nation Ehrenpflicht, für die Erhaltung ihrer Naturschätze gemeinsam und zusammengeschlossen einzutreten, richte ich diese Zeilen an ihr geschätztes Blatt, damit es in seinen Leserkreisen neue Scharen zum Kampf für einen edlen, idealen Zweck werbe, als einen Ruf um Hülfe von Rheinlands Gauen zu der Oder Ufern! — Möge dieser Ruf überall, wo Ihr weitverbreitetes Blatt ihn hinträgt, gehört werden, so wird sicher bald eine imposante Macht aus allen deutschen Ländern dem drohenden Vandalismus ein Halt gebieten! —

Alle Achtung vor dem Schutz der freien Benutzung und Nutzbarmachung des Privat-Eigentums! aber das Siebengebirge ist kein Privat-Eigentum in diesem Sinn, es gehört mit seinen romantischen, seinen lauschigen Schluchten, Thälern, seinen schattigen Wäldern und freien Aussichtspunkten, mit allen daran geknüpften historischen Erinnerungen und poetischen Sagen der ganzen Nation, es gehört der ganzen sich an Naturschönheiten erfrischenden und erbauenden Menschheit! Und wenn der Staat ein Recht hat, unter Beschränkung des Eigentumsrechtes die Erhaltung von historisch interessanten Bauten, Werken von Menschenhand zu gebieten und zu erzwingen, so haben wir sicher — (wir alle die wir ein Herz für Gottes schöne Natur haben) — ein heiliges Recht, gegen die Zerstörung eines von der Natur geschenkten Kleinods aufzutreten, das seit Tausenden von Jahren aber und aber tausende von Menschen durch seine Schönheit entzückt hat. —

Mögen diese Zeilen, die den Zweck haben, die Aufmerksamkeit in weiteren Kreisen auf unsern Kampf für die Erhaltung des Siebengebirges hinzulenken, uns zahlreiche und begeisterte Mitstreiter zuführen!

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.
Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

(Seit Jahren derselbe Erfolg.) Marienweiher (Bayern). Wohlgeborener Herr! Auf Ihre werte Anfrage unter dem 14. dieses Monats, ob mir der bisherige Gebrauch Ihrer z. Z. weit in der Welt verbreiteten Apotheker R. Brandt's Schweizerpillen wohl immer entsprochen, kann zur grossen Freude Eurer Wohlgeboren keine andere Antwort erfolgen, als dass nicht blos meine Wenigkeit, sondern auch Nahestehende und andere bekannte Persönlichkeiten über die stets sich gleichbleibende Wirkung besagter Pillen nach jeweiligem Gebrauche ihre volle Zufriedenheit aussprechen müssen. Gegenüber diesem erfreulichen Zeugnisse hört man öfter Stimmen, welche diesen Pillen die bedachte Wirkung geradezu absprechen; ja sie sagen, der krankhafte Zustand werde durch Anwendung dieser Schweizerpillen nur noch mehr verschlimmert. In solchem Falle lässt sich wahrlich nichts Anderes denken, als dass solche das Gegenteil wirkende Pillen gefälscht sein müssen; denn haben dieselben mir und vielen anderen Mitmenschen geholfen, dann müssen sie auch — sofern sie wirklich ächt sind — allen denen von Nutzen sein, die zu diesen Pillen ihre Zuflucht nehmen. In aller Hochachtung und Dankbarkeit zeichnet Euer Wohlgeboren ergehenst P. Albertin Schlegel, Vicarius O. S. Fr. Man achte genau darauf, dass jede Schachtel als Etiquett ein weisses Kreuz in rotem Grund und den Namenszug R. Brandt's trägt.

Man findet Brandt's Schweizerpillen in fast jeder Apotheke oder beziehe sie gegen Einsendung des Betrages (Mk. 1,00) vom Hauptdépôt für Reg.-Bez. Breslau, Breslau, Kränzelmarkt-Apotheke.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Zur Geschichte und Charakteristik
Friedrichs des Großen

von

Dr. Eduard Cauer,

weiland Stadtschulrat in Berlin.

8. Preis geheftet 8 Mk.; eleg. gebd. 9 Mk. 50 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Illustrierte Frauen-Zeitung.

Großes illustriertes Journal für Unterhaltung und Mode.

Jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis $2\frac{1}{2}$ Doppelbogen, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 Mk. 50 Pf.

Die Heft-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe" und kostet das Heft (24 jährlich) 50 Pf.

Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf.

Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Post-Anstalten.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorrätig:

Hugo Schuchardt, Prof. a. d. Univ. Graz.

Romanisches und Keltisches.

Gesammelte Aufsätze.

8. VIII u. 438 S. Geh. M. 7,50, geb. M. 8,50.

Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

Verlag von **Eduard Trewendt** in **Breslau.**

Vierzig Jahre

von

Karl von Holtei.

Broschiert Mk. 12,00; gebd. in 3 Bänden Mk. 15,00.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau:

Felix Eberty,

Geschichte des preußischen Staats.

Von der Belehnung der Hohenzollern mit Brandenburg bis zur Wiederaufrichtung des deutschen Reiches.

7 starke Oktavbände. 1867—1873. Bisheriger Preis: Geheftet Mk. 43,50; gebunden in 6 Bänden Mk. 51,00.

Jetziger Preis: Geheftet Mk. 15,00; gebunden Mk. 22,50.

Inhalt der einzelnen Bände:

1. 2. Band: Bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen.
3. 4. Band: Bis zum Ende des siebenjährigen Krieges.
5. Band: Bis zur Schlacht bei Jena.
6. Band: Bis zum zweiten Pariser Frieden.
7. Band: Bis zur Errichtung des neuen Deutschen Reiches.

Bis auf Widerruf zum ermäßigten Preise zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau:

Handbuch der Botanik.

Herausgegeben von

Prof. Dr. A. Schenk,

unter Mitwirkung von

Prof. Dr. Ferd. Cohn, Prof. Dr. Delmer, Prof. Dr. Drude, Prof. Dr. Falkenberg, Prof. Dr. A. B. Frank, Prof. Dr. Goebel, Prof. Dr. Haberlandt, Dr. Hermann Müller, Prof. Dr. Pfitzer, Prof. Dr. Sadebeck, Dr. W. Zopf.

Lex. 8. Mit Abbildungen.

Band I. Preis geheftet Mk. 20,00. gebd. Mk. 22,40. Band II. Preis geheftet Mk. 18,00, gebd. Mk. 20,40. Band III. Erste Hälfte. Preis geheftet 12,00, gebd. Mk. 14,40.

Der Schlussband ist im Erscheinen begriffen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag v. Eduard Trewendt in Breslau.

Novellen

von

Hermann Küchling.

Inhalt:

Mephistos Schwiegersohn. — Wildauer. — Liebesopfer.

Elegant brosch. Preis 6 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag v. Eduard Trewendt in Breslau.

Verschollene Größen.

Roman in drei Bänden

von

Rudolf von Gottschall

Preis geh. 15 Mk., eleg. geb. 18 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Mappe für die Kunsthefte

der

Deutschen Revue

höchst elegant in Schwarz- und Golddruck, mit Lederrücken, ungefähr für 12 Hefte Raum gewährend, ist zum Preise von **12 Mark** durch jede Sortimentsbuchhandlung wie auch von der Verlagshandlung direkt zu beziehen.

Geschmackvolle Einbanddecken

zur

Deutschen Revue

herausgeg. von

Richard Fleischer

liefert zum Preise von **1 Mark** jede Buchhdlg. 3 Texthefte bilden stets einen Band.

Breslau. **Eduard Trewendt, Verlagsbuchhandlung.**

Breslau, Eduard Trewendts Buchdruckerei (Setzerinnenschule).

Elfter Jahrgang. Preis vierteljährlich 6 Mark.

HARVARD COLLEGE
SEP 6 1886
LIBRARY.

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben
von

Richard Fleischer.

1886. September.

Vierteljährlich erscheinen 3 Oktavhefte und 1 Kunstheft in Folio mit Kunstblatt.

Breslau und Berlin.
Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau
Expedition: Tauenzienstraße 60.

Berlin
Expedition: W. Kurfürstenstr. 12.

Inhalts-Verzeichnis.

September 1886.

I. **P. K. Rosegger:** Das Ereignis in der Schrun. Erzählung . . 257

II. **Theophile Gautier:** Herr Rouher. 272

III. **Batsch,** Viceadmiral Deutsche Seehelden. III. 293

IV. **Paul Radestock:** Geistige Frühreife. 301

V. **Hermine von Hillern:** Erinnerungen aus dem Leben Wilhelmine von Hillerns. VI. 324

VI. **Marco Minghetti:** Der Bürger und der Staat. (Schluß.) . . . 336

VII. **A. Freiherr von Hammerstein:** Die Zukunft der Kolonien nach eigener Forschung. (Schluß.) 350

VIII. **Berichte aus allen Wissenschaften:** 362

1. Pädagogik. **Gedächtnis und Denken.** Von W. U. Z.
2. Staats- und Rechtswissenschaft. **Fuld:** Weibliche Mörder in Frankreich.
3. Botanik. **L. Dippel:** Neuere Beobachtungen über Bau und Wachstum der Pflanzenzellwände und der Stärkekörner.

IX. **Litterarische Berichte** 376

X. **Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.** 380

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Zur Beachtung!

Das Kunstheft des 3. Quartals wird mit demjenigen des 4. Quartals zusammen als Doppelheft Ende November ausgegeben werden.

Breslau, Ende August 1886.

Eduard Trewendt.

HARVARD COLLEGE
SEP 6 1886
LIBRARY.

Das Ereignis in der Schrun.

Geschildert von

P. K. Rosegger.

Hier wird ein Ereignis erzählt, das uns wohl neuerdings veranlassen könnte, mit dem menschlichen Schicksal zu hadern, wenn es nicht gleichzeitig einen hellen Ausblick gewährte auf wahre menschliche Größe.

In einem Städtchen Oberfrankens lebte eine Schullehrers-Witwe, mit Namen: Mändeg. Sie bewohnte ein Dachstübchen, arbeitete in Nähen und Plätten und lebte sehr still und einfach und sehr glücklich dahin. Ihr Glück bestand in einem — um die Zeit dieser Geschichte — zwanzigjährigen Jüngling, ihrem einzigen Kinde. Für das lebte, arbeitete, darbte, sparte, betete sie, und ihr Opfer hatte der Himmel in Gnaden belohnt.

Eines Tages kam der Sohn heim vom Gymnasium, mit glänzendem Zeugnisse, glänzendem Gesichte und jubelnden Herzens. Die Anstalt war absolviert, und in zwei Monaten beziehen wir die Hochschule zu Leipzig. Auch ein Brieflein hatte Gottfried bei sich — vom Direktor an Mutter Mändeg:

„Hochachtbare Frau!

An diesem Tage, wo ich Ihren Sohn Gottfried von unserer Anstalt scheiden sehe, empfinde ich es so recht, wie lieb ich den blonden Jungen habe, und ich ergreife die Gelegenheit, um Sie zu diesem Sohne zu beglückwünschen. Rührend waren uns oft die Opfer, die Sie seit sieben Jahren für ihn gebracht haben; der nun heimkehrende gesunde, hübsche, mit wahrhaft edlen Eigenschaften des Geistes und des Herzens ausgestattete Jüngling soll Ihnen eine wohlverdiente Genugthuung sein. Gottfried war in unserer Anstalt ein Muster der Sittsamkeit und des Fleißes, bei seinen Lehrern wie bei seinen Kameraden gleich beliebt. Besonders zeichnete er sich durch kindliche Treuherzigkeit, durch Mut und Besonnenheit und durch einen lebhaften Naturſinn vor seinen Altersgenossen aus. Seit meiner Wirksamkeit an der hiesigen Anstalt ist es das erstemal, daß die Schüler unter sich für einen Kollegen eine Ehrengabe sammeln, um ihm eine Ferienreise zu ermöglichen. Gottfried soll nun seinen langgehegten Wunsch, eine Reise in die Alpen, ausführen.

Wir alle geben ihm den Segen für die Zukunft mit, in der Sie, hochgeschätzte Frau, große Freude und Ehre an Ihrem Sohne erleben werden.

Mit ungeheuchelter Hochachtung

G. v. Elfe.
Direktor."

Selig, überselig war Mutter Mändeg; sie reichte ihrem Sohne nur so in stiller Ehrerbietung die Hand und schaute ihm in das liebe, offene Gesicht. „Sieh, sieh!" sagte sie dann, „du bist aber doch ein Schlingel!"

Hernach am Abend, als die Leute sich unter der Ebereschen-Allee ergingen, führte Gottfried das kleine, behendige Frauchen auch spazieren, und alles kam herbei, um den Studenten zu begrüßen, aber die Mädchen, mit denen er in früheren Jahren kindisch gescherzt hatte, wechselten die Farbe und schauten zu Boden, nur die Fräulein Töchter des Oberrichters nickten ihm gar freundlich zu, und der Herr Oberrichter lud ihn für jeden Sonntag während der Ferienzeit zum Mittagsmahl ein.

Gottfried mußte danken, er beabsichtige eine mehrwöchentliche Gebirgsreise anzutreten.

„Wohlan, hoffentlich werden die Steinadler Sie uns nicht entführen, und wenn Sie zurückkehren, sind Sie unser."

Mutter Mändeg merkte wohl, ihr Sohn war nicht mehr der ihre wie einst, da er dürftig und Knabe gewesen, alle Welt wollte Teil an ihm haben, da schloß sie ihren Arm enger an den seinen, zog ihn heimwärts in die Dachkammer und vertraute ihm in Scherz und Ernst, sie wisse sich vor Eifersucht garnicht zu lassen, sie wolle ihn noch in den Käfig sperren.

„Das ist garnicht nötig, Mütterchen," sagte Gottfried, preßte ihre Hand an seine Brust und trillerte das Lied:

„Du hast eine güldene Ketten
Um's Herz mir angelegt!"

„Du!" drohte das Frauchen und hob den Zeigefinger, „man möchte nicht allemal gern untersuchen, wer euch Herren Studenten die güldne Ketten ums Herz hat angelegt!"

Ein loses Küßchen drückte er auf ihre Hand.

„Daß ich's nur offen sage," wendete die Mutter ein, „mit deinen Küssen bin ich nicht mehr zufrieden. 's ist wohl ein Kuß, aber es ist der Gottfried nicht mehr dran."

„Er ist noch dran," sagte der junge Mann, packte das Mütterchen in die Arme und drückte und küßte und koſete sie so gewaltig, daß sie einen Schreckruf that. Ein solcher Kuß, da war freilich der Gottfried dran, aber nicht der Knabe mehr. Sie schwieg und war schier verwirrt wie ein Mädchen — doch beruhigt hatte sie der Kuß eigentlich nicht. Indes, wenn einem Sohne die Zeit der Liebe naht, da wird auch die Liebe der Mutter zu ihm eine andere. Und Frau Mändeg war so glücklich. „Daß du jetzt nicht mehr bei mir bleibst in den Vakanzen wie sonst," sagte sie, „das ist ganz selbstverständlich; ich wäre ja im Himmel, und das verlange ich nicht auf der Welt."

Digitized by Google

Zwei Tage gab er ihr zuliebe zu, dann packte sie sein Ränzlein. O, was sie ihm alles mitgeben wollte an Wäsche, an Beschuhung, an sonstigem Zubehör! Gottfried mußte es ihr immer wiederholen, daß auf Fußwanderungen im Gebirge das kleinste Gepäck das beste sei. So bepackte sie ihn — was er sich gern gefallen ließ — mit Segenswünschen und Ermahnungen, mit Bitten und Beschwörungen, ja recht auf sich acht zu haben und gesund wieder heimzukehren. Als er dann reisefertig an der Thür stand — schlank und frisch und schön, das Auge schon voll Wanderlust, da schoß die Mutter plötzlich an ihn heran, faßte ihn am Arm und sagte: „Nein, Gottfried, ich lasse dich doch nicht fort. Was willst du in der fremden Welt? Bleib bei mir!"

„Lebe wohl, Mutter!" Ein rascher Händedruck, da war er davon. In Mutter Mändegs Stübchen war es wieder öde und einsam, wie es sonst gewesen, und wieder trat das stille Sinnen und Gedenken an ihn hervor, das Sorgen und Kümmern, das Hoffen auf die Wiederkehr, wie es sonst gewesen, und das üppige Ausmalen der Zeit, wenn er wieder daheim sein werde.

— Ob sie viel von Gottfried träume? ward Frau Mändeg eines Tages, als sie ihre Arbeit ins Haus des Oberrichters gebracht, von dem jüngsten „Fräulein Tochter" gefragt.

Sie träume gar nicht von ihm. — Ja, das sei ganz in Ordnung, an was man wachend beständig denke, das ruhe im Schlafe. Auch die Gedanken müßten sich ausrasten. So das kluge Fräulein. Trotzdem träumte Mutter Mändeg in einer der nächsten Nächte, ihr Sohn sitze unten im Buchenwalde am roten Kreuze und füttere ein schneeweißes Vöglein. Das Vöglein sang; „Du hast eine güld'ne Ketten . . ." In einer zweiten Nacht träumte ihr dasselbe, nur daß sie am Kreuze den Gottfried nicht sah, sondern nur das Vöglein; dieses hüpfte an dem Balken hin und her und sang: „du hast eine güldne Ketten . . ." Dann war eine Nacht nichts, aber in der darauf folgenden sah die Mutter im Traum wieder das rote Kreuz, sah aber nicht den Gottfried und auch nicht den Vogel, doch hörte sie singen: „Du hast eine güldne Ketten . . ."

Der Vormittag nach dieser letzten Nacht brachte eine Depesche. Der Austräger sagte: „Es wird gewiß so schlimm nicht sein. Der junge Herr hat nur etliche Pfennige ersparen wollen, es taugt aber nicht, bei Depeschen so undeutlich sein," und überreichte das Telegramm.

„Gottfried Mändeg aus E. in Oberfranken schwer verletzt. Mutter sofort kommen. Dorf Schrun in Tirol. Jakob Höfinger, Pfarrer."

Das war indes deutlich genug. Der Austräger hielt sich bereit, die alte Frau zu stützen, wenn sie umfallen würde. Aber eine Frau, die zum kranken Kinde gerufen wird, hat nicht Zeit umzufallen. Einen langen, schweren Atemzug that sie, dann traf sie sofort ruhig und entschieden Anstalten zur Abreise.

Dorf Schrun in Tirol, wo ist das? Es belehrte sie eine Nachbarin. „Dahin hat man auf der Eisenbahn wenigstens vier Stunden lang zu fahren."

Der Oberrichter belehrte sie eines ganz anderen. Dorf Schrun liegt in Tirol, sind zwei Tagereisen hin oder mehr. Der Oberrichter versorgte sie rasch

mit dem Reiseplan, mit den Reisemitteln und mit den nötigen Ratschlägen. Frau Mändeg hatte vor Jahren wohl einmal eine Reise gemacht, aber nur in das sieben Wegstunden entfernte Stading zu einer Muhme — weiter war sie noch nicht gewesen. „Aber ich fürchte mich nicht," sagte sie, „und wenn's sein müßte, auch ins Amerika. Nur gleich hintelegraphieren: Ich komme schon, er soll nur ruhig liegen bleiben und thun, was der Arzt sagt. Ist's eine Wunde: mit englischem Balsam auswaschen und einen Linnenfleck mit Unschlittstrich darüber — ist das beste Mittel."

So war sie stark und so begab sie sich auf die Reise.

Als das Hügelland zurückgelegt war und die graue Fläche begann, an der man kein Ende sah, war die gute Frau erstaunt, sie hatte sich den Weg in die Alpen nicht so eben gedacht. Weil der Zug rasend schnell ging, so hatte sie sich der Hoffnung hingegeben, er würde diesmal früher ans Ziel kommen, als es angegeben war. Aber als es Mittag wurde, kam eine große Stadt, und dann war wieder die Fläche. Auf einmal fuhr der Zug hoch über ein Wasser, man sagte ihr, es sei die Donau. Gegen Abend war wieder eine große Stadt. Hier wurde die Frau in einen Waggon gebracht, auf welchem die Worte: „Nach Italien" standen; vergebens nannte sie ihr Reiseziel; es sei schon recht, bedeutete der Schaffner, sie solle nur drinnen bleiben. Sie machte Einwände und wies ihren Fahrschein vor. Der Schaffner fuhr sie an, er werde doch wissen, wo man nach Tirol fahre, sie solle sich beruhigen! Jetzt hatte sie den Kopf verloren und ergab sich in alles. Wer sie betrachtet hätte, wie sie dasaß im Winkel des mächtigen Koupees: ein Frauchen im dunkelblauen Anzug, das schwarze Kopftuch über die Stirn herabgezogen, der Oberkörper vorgebeugt, die Ellbogen auf das Knie gestützt, die Hände gefaltet, als ob sie bete. Freilich betete sie; so in der weiten Fremde, in Kummer und Angst — was für ein treuer Freund ist da nicht der liebe Gott dem glaubenden Herzen!

Unterwegs stiegen zwei Herren ins Koupee; diese plauderten anfangs eine Weile, dann ward's ihnen langweilig, der eine lehnte sich in die Ecke und legte den Hut über das Gesicht; der andere zog eine Zeitung aus der Tasche und begann bei dem kümmerlichen Lichte zu lesen. Frostig ward es, und Mutter Mändeg geriet in Sorge, ob ihr Gottfried doch wohl eine warme Kammer und eine gute Decke haben werde. Plötzlich begann der Zeitungsleser den Kopf zu schütteln und zu brummen: „Schon wieder ein Malheur. Das ist doch ein sträflicher Leichtsinn bei den jungen Leuten."

„Was ist denn?" lallte der andere in der Ecke.

„Am Schrunstein sind zwei Touristen abgestürzt," rief der Lesende.

„Steigen jetzt die Sackra auch schon auf die Hausdächer?" sagte der andere.

„Hausdächer? Am Schrunstein!"

„Ach so, am Schrunstein," lachte der andere, „ich habe verstanden: am Schornstein. Am Schrunstein, ah das ist was anderes. Ist ihnen was geschehen?"

„Tot sind sie. Ein Student und der Führer. Das kommt davon. So Bravourstückeln da. Lauter Bravourstückeln. Alle Jahr' geschieht was. Lassen

sich nicht witzigen. Das Gebirg versteht keinen Spaß nicht. Und das ist das Ende."

„Mit Erlaubnis, wo ist denn der Schrunstein?" fragte nun die Frau mit einer beklommenen Stimme.

„Der ist bei Schrun in Tirol," antwortete der Zeitungsleser.

„Willst nicht auch ein Bissel schlafen?" mahnte der andere den Zeitungsleser. Bald schnarchten beide, und Mutter Mändeg blieb wach, mitten in einer fürchterlichen Angst.

Als es endlich zu tagen begann, blickte sie zum Fenster hinaus, der Anblick des Morgenrotes linderte ihr das Herz. Ringsum war immer noch Ebene, Heide und Kiefernwald. Der Himmel war klar, aber nach einer Seite hin türmten sich hinter der Ebene graue, schwere Wolken auf in scharfen, zackigen Gestalten, teils von der aufgehenden Sonne rötlich beleuchtet.

Die Schläfer hatten sich aufgerichtet, und ebenfalls hinausblickend sagte der Eine gähnend? „Das Gebirge ist da."

Mutter Mändeg erschrak. Dieses wilde Gewölk wäre das Gebirge? Das wären die Alpen?

Der Zug setzte über breite Sandhalden, in denen vielarmig gischtende Wässer rannen. Auf den Auen standen weiß schimmernde Weiden und hohe Fichten, auf den Wiesen weideten Rinder und Ziegen. Die getürmten Wolken waren sachte zurückgesunken, vor ihnen hatten sich Berge mit grünen Lehnen und Wäldern erhoben, und dazwischen standen haushohe Felsen, alles schon in nächster Nähe. Wenn ein solcher Fels niederbräche? Wenn ein Mensch da hinaufstiege und stürzte herab? — Mit solchen Gedanken quälte sich Mutter Mändeg. Was aber nur das für schöne, hellgrüne Bäume sind, so gleich und glatt und kegelförmig. Die Lärche wäre es. Das glaube ich schon, daß solche Bäume dem Gottfried gefallen; aber der Steine wegen kann ein vernünftiger Mensch unmöglich eine solche Reise machen.

Die Frau blieb immer am Fenster und schaute hinaus. Die Gegend wurde unheimlicher. So enge waren die Berge zusammengerückt, daß sich die Eisenbahn nach links und rechts winden, Abgründe überbrücken, Bergvorsprünge durchbohren mußte, um weiter zu kommen. So ging es dahin unaufhörlich. Dann einmal seitlings hin in ein Engthal, in dessen Hintergrunde stand eine blauende Nacht, wieder gefärbt wie Wolken vor einem Gewitter. In diesen finsteren Wolken waren weiße Punkte, Flecken und Ränder. Die Mitreisenden schauten darauf hin und nannten es Ferner.

Die Berge voran bauten sich immer gewaltiger, schroffer auf, und an deren Fuß schmiegten sich Häuser, Dörfer mit flachen Dächern, auf denen Steine lagen. Die armen Menschen! Hoch von den Gebirgen nieder gingen weiße Streifen, die sich hierunten als fürchterlich wilde Schuttriesen darthaten, ausgetrocknete Bachbette — was kann das für ein Wasser sein, das hier herabfährt! Mehrmals sah die Frau auch so ein Wasser niedergehen in einem schneeweißen Bande, unten in der Schlucht mit einer solchen Gewalt an die Felsen schlagend, daß ein dichter

Nebel aufwirbelte und die Bäume weithin in hellen Tropfen funkelten. Die Felswände waren ungeheuerlich geworden, und die haushohen Steine, vor denen die Frau vorhin erschrocken, waren dagegen wie Sandkörner, die unterhalb der Wände herumlagen. Und auf manchem dieser Sandkörner wuchsen Bäume und ganze Wäldchen. Der Eisenbahnzug rollte trotzig dahin zwischen diesen Schrecknissen, und die Wände schleuderten seinen Lärm zurück, daß einem die Ohren gellten.

Dann war der Zug wieder wie hoch und frei in der Luft, und an einer solchen Stelle that sich zur linken Seite ein weites Thal auf mit Dörfern und nadelspitzen Kirchtürmen, einem großen eisgrauen Wasser und einer weißen Straße. Dieses Thal war nur dazu gut, daß man noch viel mehr Berge sah als früher, sie standen nah und standen fern, und einer saß auf dem andern; zu Füßen der Berge und weithinan waren dunkelblaue Wälder, höher oben kam das blasse Grün über Kuppen und Hochflächen, es waren die Almen, auf denen taubengraue Körnlein lagen — die Sennhütten. Und im Hintergrunde stand wieder jenes gewölkartige Hochgebirge, vor dem der Mutter Mändeg so bange war. Wie Wolkenbänke lagen die weißen Ferner dahin, dort und da erhob es sich in feinen sonnigen Zacken und brachen sich die grauen Massen in senkrechten Abstürzen, daß man dazwischen hinaussah in ein lichtes Firmament, welches gewiß schon über einer andern Welt lag. Besonders ein blaßrötliches Dreieck war es, welches hoch über alles Gewüste emporstand. Die eine Linie dieses Dreiecks ging steil wie ein Dach, die andere stürzte schnurgrade und senkrecht ab. So blickte es still und glatt aus fernem Hintergrunde herüber. Der Mutter Mändeg fiel dieser Berg auf, und die Mitreisenden sagten, es wäre der Schrunstein. Die Frau schaute darauf hin, so lange sie ihn sah, aber die Bahn machte eine Wendung, so daß es schien, der Schrunstein bleibe zurück und der Zug trachte anderen Gegenden zu.

Mehrmals setzte die Eisenbahn auf hohen, langen Brücken über ein wild daherwallendes, grünliches Wasser. Am Rande des Flusses waren wieder die weißen Schutt- und Sandfelder, welche oft das ganze Thal ausfüllten, und die Häuser und Kirchen standen an den Berghängen. Manchmal war ein Dammbau, eine Wasserwehre zu sehen, aus wuchtigen Stämmen gezimmert, halb vergraben in Schutt und Gestein und dann wieder den brausenden Wassern ausgesetzt, die in schweren Massen sich heranwälzten und schäumend in die Abgründe stürzten. Auf dem Fluße rannen Scheiter und ganze hölzerne Brücken, auf welchen Menschen klein wie Ameisen umherstanden und mit Stangen in das Wasser stachen. Wie so ein Menschenkörperlein doch nichtig ist zwischen den Gewalten und Wuchten des Gebirges!

Durch einen langen Tunnel fuhr der Zug, an qualmenden Pechfackeln vorüber; als er wieder ans Tageslicht kam, war das Thal so schauerlich eng, daß man an einem Muttergottesbild, welches an der gegenüberstehenden Wand hing, die sieben Schwerter sah, die Mariens Herz durchbohrten. Und in der Tiefe goß der Fluß wie Milch so weiß und zwängte sich rauschend zwischen schwarzen Felsblöcken und niedergebrochenen Urwaldstämmen durch.

Einer der Reisenden wußte allerhand Geschichten, wie draußen an den Wehren einer ertrunken, unten auf den Holzflößen einer zerquetscht, dort von der Felswand einer in den Abgrund gestürzt, von Schneelawinen einer begraben, von Wildschützen einer erschossen worden war. Sie ahnten nicht, was Mutter Mändeg litt, sie sah ihren Sohn ertrinken, stürzen, erdrückt, erschossen, von Schnee und Schutt begraben werden. Die Hände auf dem Schoß gefaltet, so saß sie unbeweglich da und starrte zum Fenster hinaus.

Endlich, als sie in ein kleines Wiesenthal kamen, wo noch ein junges Wäldchen und ein stattliches Haus stand und das Wasser still und klar hinrann auf braunem Sande, war es für Mutter Mändeg Zeit, auszusteigen.

Und als der Zug hinter dem nächsten Felsvorsprunge pfusternd verschwunden war, kam die Ausgesetzte erst zu sich. Jetzt in der Stille und Einsamkeit ringsum das schauerlich wüste Gebirge, jetzt war ihr, als müsse sie laut nach ihrem Gottfried rufen.

Einen Mann, der ihr die Fahrkarte abnahm, fragte sie, ob denn das die Schrun sei?

Die „Schrun? Da muß die Frau über das Fandeljoch hinüber. Drei Stunden gelangen, wenn's gut geht. Aber sie kann fahren. Der Wirt von da fährt zur Bestattung hinüber, der nimmt sie gern mit."

„Der Wirt von da" war ein langer hagerer Geselle in kurzer Lederhose und steifer Lodenjoppe. Er hielt eine baumelnde Tabakspfeife im Mund und war mürrisch. Trotzdem nahm er die fremde Frau mit und überließ ihr im Wäglein sogar den guten Sitz, während er vom Vorderbrett aus das Pferd leitete. Sie suchte mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen und drückte ihre Besorgnis aus, ob sie wohl auf dem rechten Weg in die rechte Schrun sei. Sie könne es nicht glauben, daß ihr Sohn sich hierher verschlagen habe. Krank soll er liegen in der Schrun, ob man nicht gehört habe? Was der „Wirt von da" antwortete, das verstand sie kaum, es war so wie: was werde man denn viel hören, wenn einer krank liege. Krank lägen die Leute in aller Welt.

Der Weg — ein schneeweißer Kiesboden, in welchem die Räder keine Spuren eindrückten — ging über Wiesen sachte aufwärts gegen eine waldige Engschlucht. Zur Rechten derselben ragte über blauenden Wald eine Felswand mit feinen Schrammen, als wäre sie in tausend Teilchen zersprungen. Sie stand scheinbar in nächster Nähe, aber eine ganze Stunde fuhr der Wagen, fuhr in einen Wald hinein, fuhr wieder aus demselben hinaus, fuhr über eine sumpfige Heide, bis er endlich am Fuße der Wand war. Die Schrammen derselben waren zu tiefen Runsen und Schründen geworden, in denen Knieholz wucherte, ein Teil der Wand ragte hoch oben über, zu sehen, als müsse sie jeden Augenblick über den Wald herabstürzen in die Schlucht.

„Da heißt's aussteigen," sagte hier der Fuhrmann und sprang vom Wagen. Der Weg war steinig geworden und stieg bergan. Das Pferd zog den ächzenden Wagen mühevoll empor; die beiden Menschen gingen hinten drein. Ein Bergler kam des Weges dieselbe Richtung.

„Auch in die Schrun?“ fragte unser Fuhrmann.

„Auch in die Schrun,“ antwortete der Bergler.

„Heut' geht alles in die Schrun,“ sagte der Fuhrmann, der andere versetzte: „freilich wohl,“ und stieg bergan.

Nun war dem „Wirt von da“ die Zunge gelöst. Mit dem Pfeifenrohr deutete er gegen die Wand hinauf und sagte: „Thu' die Frau just einmal dort aufs Grat hinaufschauen, wo der Stein so überhängt.“

Sie blickte hinauf zur bezeichneten Stelle.

„Von dort ist er herabgesprungen.“

„Wer, um Gotteswillen?“ fragte Mutter Mändeg.

„Mein Bruder, der Zenz, vor sechs Jahren. Wachst Edelweiß dort oben. Beim Suchen hat er sich verstiegen in der Wand, hat nicht mehr rückwärts, nicht mehr vorwärts können, selbiger ist zwei Tag und Nacht gesessen dort oben, auf dem überhängendem Stein.“

„Es steht ja auch jetzt jemand dort oben,“ bemerkte die Frau.

„Das ist ein dürrer Baumstrunk,“ belehrte der Begleiter, „selbiger ist leicht zehnmal so groß, wie ein Mensch. Ja, da ist's hoch hinauf! Am vierten Tag haben wir etwelches von seinen Gliedern gefunden da hinten im Wald. In den Hut war ein Stein gebunden gewesen und ein Blatt Papier gesteckt; das hat er sich aus dem Gebetbuch gerissen.“

Der Mann zog seine Brieftasche aus dem Sack und griff ein zerknittertes Papierblatt heraus, welches an seinen Bügen nur mehr schwach zusammenhielt. Er entfaltete es und sagte: „Da ist's, in seiner letzten Stunde hat er's geschrieben, wenn ich's lesen soll.“

Die Frau bat darum. „Ho, Brauner, gunn dir ein Rastel,“ sagte er zum Pferd; das stand auf die Worte augenblicklich still, der Mann legte unter das Rad einen Stein, daß der Wagen feststand, dann las er mit fast feierlicher Stimme den Brief:

„Meine lieben Leut'!

Das ist mein letzter Bericht. Ich habe mich verstiegen, kann nicht mehr rückwärts und vorwärts. Zwei Tag und zwei Nacht habe ich geschrieen und gebeten um Hilf. Ich sehe die Leut' gehen und fahren unten auf der Straßen, es hört mich keiner. Konnt auch keiner helfen als der liebe Gott. Bei mir ist's zum Sterben. Aber ich will nicht verdorren da heroben und von Raben und Geiern gefressen werden; auf dem Kirchhof will ich liegen bei Vater und Mutter, Freunden und Bekannten. Darum springe ich hinab, so lang ich noch lebendig bin, und ich bitte Gott und die Menschen um Verzeihung. Ich lasse meinen Bruder grüßen, er soll so gut sein und meine Schuld bezahlen beim unteren Wirt in der Schrun. Vierundsiebzig Kreuzer. Die Antonia Auerin laß ich auch grüßen. Bis in den Tod

Vinzenz Baumer.

Jesus Christus sei mir gnädig. In Gottes Namen.“

So las der Mann, faltete das Papier zusammen, that es in die Brust-

tasche und trieb das Pferd an. Mutter Mändeg war so tief erschüttert, daß sie sich an den Wagen halten mußte, um nicht umzufallen.

„Schier wär's umsonst gewesen," sagte der Fuhrmann, gleichwohl er sich des Kirchhofs wegen hat herabgestürzt, hat ihn der Pfarrer doch nicht begraben lassen wollen auf dem Kirchhof; weil's ein Selbstmörder ist, hat's geheißen. Zu hart Kräften haben wir's durchgesetzt — aber ganz im Winkel, wo die ungetauften Kinder liegen. Wenn sich die Frau bei mir will anhalten, sie wird gewiß die Berge nicht gewohnt sein."

Fast eine Stunde lang stiegen sie bergan, immer in Biegungen, daß man glaubte, jetzt sehe man schon die letzte Höhe, und es war immer nicht wahr. Endlich aber waren sie an der Stelle, wo der Weg eine kleine Strecke lang am Gewände hinging und dann abwärts bog. Die Bäume hatten aufgehört, nur etliche gerippsahle Strünke standen noch da auf grüner Matte, Binsengräser standen in Büscheln, dort und da war der Rasen aufgewühlt, daß man die schwarze Erde sah, und ein moderiger Wassertrog war zum Teil in den Boden hineingewachsen. Querhin war ein Steinkar, in welchem, wie der Fuhrmann behauptete, ein Rudel Gemsen weidete; Mutter Mändeg sah nichts davon, hörte aber das Niederrieseln von Steinen, welche von den Tieren losgetreten worden waren. Steinblöcke lagen überall umher, und Felsen ragten auf. Eine kühle Luft strich, und Kräuter dufteten. Am Wege stand ein hohes Kruzifix — das Kreuz auf dem Fandeljoch.

Ein Blick nach rückwärts zeigte hohe Berge in Nah und Fern mit abenteuerlichen Spitzen und Riffen, die vom Thale aus nicht sichtbar gewesen. Ein Blick nach vorwärts zeigte ein weniger weites, aber um so schauerlicheres Bild. Man sah in ein tiefes, schattenfinsteres Engthal hinab, scheinbar von allen Seiten in Felsen eingeschlossen. Und die Felsen stiegen fast unvermittelt auf, ohne viel Vorberge. Nur zwischen den Schutthalden, die von den Bergen niedergingen, lagen blauende Waldstreifen und Wiesengründe. Auf solchem Wiesengrunde lagen etliche winzigkleine schneeweiße Würfel, zwischen welchen sich ein lichter Faden hinschlängelte. Das war die Schrun. Nach einer einzigen Seite war zwischen den Bergen eine Scharte hinaus, und durch dieselbe schimmerte aus fernen Höhen ein blendend weißes Feld herein. Der Mann sagte, das seien die Ferner. Mutter Mändeg fragte, was das wäre, die Ferner? Ja, das wäre das tote, versteinerte Wasser im Hochgebirge, das ewige Eis, das kein Sommer kann lösen, von dem immerfort die grauen Wässer niederfahren in die Thäler und das doch immerfort größer wird und die steinernen Höhen zudeckt.

Die nahen Berge der Schrun türmten sich übereinander in ungeheuren Wuchten und Tafeln, schründig und zackig — man sah ihnen von hier aus gerade an die Brust. Aber einer unter ihnen war, der erhob sich kühner als alle andern. Mutter Mändeg schwindelte, als sie hinblickte auf die ätherblasse Hochzinne dieses Bergs, dessen eine Linie senkrecht und schnurgerade niederging bis zu den bewaldeten Böschungen, die ins Engthal der Schrun ausliefen. Hinter diesem

Riesen stand die Sonne, und er allein legte die ganze Schrun und ihre Wände in Schatten.

„Das ist ein hoher Herr, nicht wahr?“ sagte der Begleiter zur Mutter Mändeg. „Das ist der Schrunstein, und von dem sind sie abgestürzt.“

„Auch hier jemand abgestürzt?“

„Ist auch wieder ein Verwandter von mir dabei. Ein Vetter mutterseits, der Knappen-Wolf. Seit das Bergwerk in der Eigen nicht betrieben wird, hat er keine Arbeit gehabt. Ein Kind ist auch da und keine Mutter dazu, so hat er sich als Bergführer was verdienen wollen bei den Fremden. Jetzt haben sie sich verstiegen. Ein Student ist's gewesen, heißt's, der mit ihm verunglückt ist. Der Dunner, jetzt müssen wir wieder anrücken, sonst kommen wir gar noch zur Bestattung zu spat. Thu' sich die Frau nur in den Wagen setzen!“

Eine Stunde später fuhren sie tief unten im abendlichen Wiesenthal. Der Schrunstein hatte, von hier aus gesehen, die ganze Breite seines Gewändes entfaltet, und seine Spitze hatte eine ganz andere Form als früher. Die Falten und Runsen, die an ihm niedergingen, bargen Schnee und Eis. Ein solches Eisfeld ging nieder bis zur Böschung des Thales. An einer der unteren Lehnen stand ein wenig Getreide, aber es war noch ganz grün. Die Wiesen waren glatt gemäht, und dort, wo irgend ein Felsblock Schutz bot vor den kalten Winden, lagen Gärtchen mit kümmerlichen Kohlköpfen und dunkelgrünem Salat. Etliche Häuser mit dicken, weißen Mauern und kleinen Fenstern waren da; die Wetterseite der Wände war mit Schindeln verschalt, aus Schindeln auch die breiten, hohen Dächer. Auf dem Hügel stand die Kirche mit einem roten, spitzen Holztürmchen, das sich von dem schattenblauen Hintergrunde der Felswand freundlich abhob.

Beim „unteren Wirt“ stellte der Fuhrmann sein Gefährte ein. Als ihn Mutter Mändeg nach dem Fahrlohn fragte, machte er einen Deuter mit der Hand: sie möge bei Gelegenheit einem Armen ein paar Groschen geben; er nehme nichts, er habe ihretwegen keine Mühe gehabt.

Nun fragte die Frau bei dem „unteren Wirte“ an, ob da ein Kranker im Hause liege? Ein Fremder?

Man wußte nichts von einem solchen. Vielleicht beim „oberen Wirt“. Das große Haus neben der Kirche.

Mutter Mändeg stieg rasch den Hügel hinan. An der Kirchhofmauer, an welcher sie vorüberkam, hockte ein helläugiges Knäblein. Es legte kleine Steinchen über einander und lächelte die Frau treuherzig an.

„Kannst du mir sagen Kind, wo der obere Wirt ist?“ fragte sie es.

„Ich mache eine Leichenbahr',“ entgegnete das Kind vergnügt, „meinen Vater legen sie drauf.“

Mutter Mändeg ging weiter und nach wenigen Schritten, als sie um die Mauer bog, sah sie das Wirtshaus vor sich. Vor demselben standen Leute in Gruppen beisammen. Zuckenden Atems fragte sie im Hause, ob da der Kranke

sei? Der Fremde, ein junger Mann aus dem Bayernland, blond, Gottfried Mändeg mit Namen.

Die befragte Kellnerin wies die Frau in die Gaststube, dort wolle sie ein wenig warten, und eilte davon.

An den Tischen der Gaststube saßen Männer herum; sie sprachen vielfältig durcheinander, so viel herauszuhören, von einem Unglück im Gebirge war die Rede; der Frau wollte vor Bangigkeit das Herz zerspringen. Im Wandwinkel hing ein geschnitztes Kruzifix, zu dem that sie einen Blick, und mit einem tiefen Atemzug war's, als wolle sie ihren Kummer aus der Brust schöpfen.

Nun trat ein ältlicher, glattrasierter Mann in schwarzem Kleid und mit hohen Glanzstiefeln in die Stube. Die Männer an den Tischen zogen ihre Hüte von den Köpfen. Der Pfarrer war's. Er trat auf die Frau zu, grüßte und fragte, ob er Frau Mändeg aus Bayern vor sich habe?

Sie bejahte die Frage mit einem Kopfnicken.

Der Pfarrer setzte sich neben sie auf die Wandbank und sagte: „Ich bedauere, daß Sie aus so traurigem Anlaß den weiten Weg zu uns haben machen müssen."

„Ist er tot?" stöhnte sie auf.

„Aus seinem Notizbuch habe ich ersehen," sagte der Pfarrer, wie innig das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn gewesen sein muß. Die erste Depesche konnte demnach nur eine schonende, vorbereitende sein, und die zweite haben Sie wohl nicht mehr abgewartet.

„Herr Pfarrer," hauchte die Frau und erfaßte seine Hand, „sprechen Sie offen mit mir. Ich bin nun auf alles gefaßt."

„An diesem Tische, wo wir jetzt sitzen, saßen wir beisammen am letzten Abend." Erzählte der Pfarrer. „Er war munter und die wenigen Tage, als er bei uns war, hat er sich die Herzen gewonnen. Es gefiel ihm sehr in der Schrun, und an jenem Abende sagte er noch, er wolle doch auch einmal sein Mütterchen herbringen und ich solle ihr im Pfarrhof ein Stüblein einräumen. Das war ja gerade so wie der Herr am Kreuz seine Mutter dem Johannes empfohlen hat. Ich will gerne der Johannes sein, liebe Frau Mändeg, möge mich der Herr nur erleuchten, daß ich Sie beruhige und tröste!"

„Er ist verunglückt!" schluchzte die Frau und sank zusammen. Der Pfarrer stützte sie, ihr Haupt lag an seiner Brust. Als sie es wieder erhob, wischte sie zwei große Thränen aus ihren Augen und bat den Pfarrer, daß er erzähle.

„Am Schrunstein ist er abgestürzt, er und der Führer. Gelitten haben sie nicht, der Tod ist sofort eingetreten, kein Zweifel. Zwei Tage haben wir — da sie zur bestimmten Zeit nicht zurückgekehrt waren — gesucht. An der großen Schrunsteinwand sind sie gefunden worden."

„Nicht wahr," sie sagte dies in so sanftflehender, herzerschütternder Weise, „nicht wahr, in der Erde ist er noch nicht?"

Hierauf antwortete der Pfarrer: „Die Leute, die Sie hier und vor dem Hause sehen, sind versammelt, um den Toten die letzte Ehre zu erweisen."

„Ich will ihn sehen," sagte die Frau und stand entschlossen auf.

Der Pfarrer hielt sie zurück: „Liebe Frau! Ich möchte Sie bitten, in seinem Namen!"

„Ich will ihn sehen. Laßt mich. Ich bin stark. Eine Mutter ist stärker, als ihr glaubt."

Der Pfarrer führte sie an das Vorhaus und die Stiege hinauf in den Oberboden, der bei Hochzeiten und Kirchweihen als Tanzstube verwendet wurde. Auch heute war er voll von Menschen, aber sie johlten und jauchzten nicht, sie sprachen gedämpft zu einander. Der Raum war dunkel, und an der Wand lag roter Kerzenschein. Quer über auf Bänken standen zwei Särge aus weißen Fichtenbrettern. Sie waren geschlossen, und zwei Lichter standen an beiden Seiten eines Kruzifixes. Mutter Mändeg stand aufrecht und verlangte, daß man den Sarg ihres Sohnes öffne. Nach einigem Weigern geschah es. Und hier lag er, der schlanke Körper im Gewande, in welchem Gottfried vor fünfzehn Tagen daheim Abschied genommen hatte. Die eine schneeweiße Hand war auf die Brust gelegt, die andere sah man nicht. Das Haupt war verhüllt. Als sie das Tuch heben wollte, fiel ihr der herbeigekommene Arzt in die Arme und beschwor die Mutter, das Bild zu schonen, das sie von ihrem Sohne im Gedächtnis trage. — Sie riß das Tuch herab — und taumelte zurück.

Das Haupt der Leiche fehlte. Nur der Unterkiefer, noch mit Blut und Mark überströmt, hing am Halse.

Ein aufregendes Getöne ging durch den Saal. Die Frau wurde fortgetragen.

Eine halbe Stunde später, als schon die Abenddämmerung angebrochen war, klangen auf dem Turme die zwei Glöcklein. Der Schall kam von den Felsen zurück. Die Särge wurden, von der laut betenden Menschenmenge begleitet, auf den Kirchhof getragen. Rechts am Eingang steht eine alte Linde; sie ist zur Frühsommerszeit voll Vogelgezwitscher, und ihr Blütenduft läßt keinen Modergeruch aufkommen. Nahe an dieser Linde war das tiefe Doppelgrab, in welches nun die beiden Bergwanderer gemeinsam, wie sie gestorben waren, versenkt wurden.

Als der Pfarrer in einem Vaterunser den Frieden Gottes herniederflehte auf diese Stätte, röteten sich die Kirchenmauern, die hölzernen Grabkreuze, die Gesichter der Umstehenden. Es war der Widerstrahl der leuchtenden Hochwand des Schrunstein, auf dem das Alpenglühen lag.

Der Frau aus der Fremde war im Pfarrhofe eine Stube angeboten worden. In derselben saß sie die Nacht über am Fenster und schaute hinaus in die Mondnacht. Die Kirche stand im weißen Lichte da, und die Grabkreuze legten ihre Schatten hin über den Friedhof. Im finsteren Schatten der Linde schwebte ein Lichtlein hin und her, auf welches Mutter Mändeg unverwandt hinblickte, bis es heran schwamm über die Gräber gegen ihr Fenster und sich dann in den Büschen der Mauer verlor. Ein Johanneswürmchen war's, aber das gläubige Mutterherz hatte mehr daraus gemacht.

Hoch hinter der Kirche stand eine blasse Wolke auf — es war das Gewände des Schrunstein.

Am nächsten Morgen, als sie wieder dahinblickte, sah sie den Schrunstein nicht, graue Nebel hingen an den Bergen, und im Engthal lag eine finsterblaue Dämmerung.

Von allen Seiten kamen Leute herbei — daß nur noch so viele Leute leben konnten in diesem Gestein! — und strömten in die Kirche. Es war der Gedächtnisgottesdienst für die Verunglückten. Mutter Mändeg kniete in der hintersten Kirchenbank, aber die Leute munkelten sich doch zu: „Das ist die Mutter vom abgestürzten Herrn." Die Kerzen warfen einen düsteren Schein auf die vergoldeten Heiligen des uralten hölzernen Altars, zu beiden Seiten des Tabernakels lagen zwei Totenschädel als äußeres Zeichen, wem dieser Gottesdienst gelte. Die stille Einfachheit erhöhte den feierlichen Ernst. Mutter Mändeg versank in Wehmut und Erinnerung an die vergangenen Zeiten, da Gottfried noch ein Knabe war, nicht größer als der, mit dem dort eine alte Frau vor dem Altar steht.

Die „obere Wirtin" weckte sie endlich aus ihrer Versunkenheit. Die Kirche war leer, die Kerzen waren verlöscht. — Die Wirtin that verlegen und machte ihre Einladung, die Frau möge doch mit ihr kommen in die Stube zu einer warmen Schale Kaffee.

Und als der Trank das arme Herz ein wenig erquickt hatte, erzählte die Wirtin von Gottfried.

Gerade vor acht Tagen war er in die Schrun gekommen, hatte im Wirtshause ein Zimmer gemietet und jeden Tag Wanderungen unternommen auf diesen und jenen Berg, in diese und jene Schlucht. Hatte Kräuter mit heimgebracht und die braunen und blauen Steine, die da noch lagen auf dem Fensterbrett, hatte Bekanntschaft gemacht mit den Dorfleuten, auch mit den Hirten und Holzern, und alles habe sich nicht genug wundern können, was doch dieser junge Herr für ein freundlicher, lustiger Mensch sei! Als er höhere Berge bestieg, habe er den Knappen-Wolf als Führer aufgenommen. Und als es hieß, sie wollten an den Schrunstein, habe man ihnen abgeraten; das sei ein schlimmer Berg; und wenn der Führer nicht gut Bescheid wisse, so sollen sie lieber auf die Hochwildferner gehen und den Schrunstein in Ruhe lassen. Aber der Knappen-Wolf habe gesagt, er wage es, und der Herr habe gesagt, er wage es auch. „Mit Strick und Steigeisen," fuhr die Wirtin in ihrer Schilderung fort, „und was sich sonst noch gehört, sind sie am Erchtag (Dienstag) in der Morgenfrüh fortgegangen. Wie sie am Abend nicht da sind, hoben die Leut' schon an zu reden. Am nächsten Tag sind zwei Knechte suchen gegangen, dem Pfarrer seiner und unserer. 's ist nichts, und es hat geheißen, sie müssen doch noch auf die Hochwildferner gegangen sein. Da sind sie drei Tage aus. Ist aber am Pfingsttag (Donnerstag) doch alles suchen gegangen, was gehen kann, und unser Knecht ist's gewesen, der um drei Uhr nachmittags was gefunden hat. Dem Wolf sein Griesbeil (Gebirgsstock). Schier ganz oben, wo man vom Königsköpfel über das

Grat zur Schrunsteinspitze auffteigt, in einer Felsspalten solls gelegen sein. — Ich darf gewiß noch einmal nachgießen, ich bitt!"

So die Wirtin und goß die Kaffeeschale voll, ohne daß Frau Mändeg wehrte oder dankte. „Ach ja Gott!" seufzte die Wirtin auf und faltete die Hände. „Nun und nachher unten, ganz tief herunten sind sie halt gelegen. Soll eine schauderliche Höhen sein, sie sagen, hundert Klafter gelangen nicht. Sind nicht lebendig auf den Boden gekommen, sagen die Leut', die Luft hätt' sie schon unterwegs totgestoßen. Vom Wolf ist kein Beindl (Knöchlein) ganz geblieben. Der junge Herr ist eine Kirchturmhöhen weiter oben gelegen, auf einer Steinleisten; man hat ihm nicht an können, hat mit Stricken müssen aufgezogen werden. — Wie das Unglück geschehen ist, mein Gott, wer weiß es, gesehen hat's niemand. Die Leut' meinen halt, sie werden über das Grat haben wollen hinaufgehen, wird einer gestürzt sein, hat den anderen mitgerissen. Es kann auch sein, daß der Wolf zuerst abgefallen ist und daß ihm der junge Herr hat zu Hilf kommen wollen. — Die Leut' zanken der Leichtsinnigkeit wegen, wie sich heutzutage die jungen Herren in Gefahr begeben auf hohem Birg. Freilich wohl. Aber ich sag', wie unser Arzt sagt: 's ist halt doch auch eine schöne Sach', wer Kourage hat und daß er unsers Herrgott schöner Natur wegen das Leben wagt. — Mit dem Knappen-Wolf ist's wohl auch eine traurige Sach'. Hat ein kleines Bübel zurückgelassen. Dort — thu' die Frau einmal beim Fenster hinausschauen, dort bei der Kirchhofmauer sitzt das Waisel, thut alleweil Leichenbahr bauen aus Steinen für seinen Vater, sagt er. Mein Gott, ist wohl ein Glück, so lang' der Mensch noch so kindisch ist. — „Ludel!" rief die Wirtin zum Fenster hinaus gegen den spielenden Knaben, „magst einen Kaffee? geh her zu uns."

Mutter Mändeg war dagesessen scheinbar teilnahmslos, und doch hatte bei der Beschreibung des Unglücks jedes Wort eine Furche gerissen in ihrem blutenden Herzen — eine brennende Schrift geschrieben, die erst mit ihrem Leben auslöschen wird.

Am Nachmittag hatte sie versucht, das Grab mit Blumen zu schmücken. Sie hielt bald inne, sie konnte nicht; noch war der Schmerz zu groß, als daß er sich durch solche Mittel besänftigen ließ. Sie konnte auch keinen Plan fassen, ob sie dableiben solle oder abreisen in die Heimat. Ihr war die Welt ausgestorben, schier noch am wohlsten that ihr nun dieses schattige Thal, thaten ihre nun diese nebeldüsteren Berge. Als aber am nächsten Morgen die Sonne wieder schien und der Schrunstein in goldigem Lichte zum blauen Himmel aufstand, ward der armen Frau doppelt weh. Sie konnte kein Leuchten und Lachen mehr sehen auf dieser Welt.

Als sie wieder zum Fenster hinausblickte, sah sie ein Weib mit dem Knaben des Knappen-Wolf über den Kirchhof gehen. An der Linde vor dem frischen Grabhügel standen sie still, und das Weib sagte zum Knaben: „Jetzt nimm deine Kappen ab! deine Kappen nimm ab, sag' ich! Da unten liegt dein Vater, bet' ein Vaterunser für ihn!"

Der Knabe blickte sie befremdet an; sie riß ihm die Mütze vom Kopf und mit drohender Miene mahnte sie nochmals: „Ein Vaterunser bet'!"

Der Kleine begann zu schluchzen.

„So!" sagte die Alte, „du kannst nit einmal Vaterunser beten? Mußt eine saubere Zucht haben gehabt bei deinem Vater! Scham' dich! Ich will dir schon helfen! Zu essen kriegst mir nichts, so lang' du dein Vaterunser nit kannst. Zu Flennen hörst mir auf, abscheulicher Bub!"

Frau Mändeg wendete sich an die eben eintretende Haushälterin des Pfarrhofs mit der Frage, wer die Person sei, die dort mit dem Knaben unter der Linde stehe?

„Ach du mein!" rief die Gefragte, „bei der wird das Kind auch nichts Gutes haben. Eine entfernte Verwandte ist sie vom Knappen-Wolf und die erbarmt sich jetzt über das Waisel, wie sie sagt, weil sich sonst auch niemand drum annehmen will."

Mutter Mändeg stand einen Augenblick unbeweglich da, als besinne sie sich, dann atmete sie auf wie jemand, der eine Last abgeworfen hat, und ging rasch hinaus auf den Kirchhof.

„Liebes Kind," sagte sie zum wimmernden Knaben, „möchtest du nicht eine Mutter haben?"

Der Kleine barg sein Gesichtlein sofort an ihrem Kleide und weinte noch heftiger. Im selben Augenblick schritt der Pfarrer über den Plan. Mutter Mändeg hielt ihn an und in seiner wie in der alten Base Gegenwart erbot sie sich, dieses Waisenkind, dessen Vater ihres Sohnes wegen zu Grunde gegangen sei, an Kindesstatt anzunehmen. Man möge sich amtlich nur nach ihrem Leumund und nach ihren Verhältnissen erkundigen. Ihre kleine Pension und der Ertrag ihrer Arbeit habe bisher für zwei ausgereicht, so werde Gott auch in Zukunft seinen Segen nicht versagen. Sie habe die weite Reise gemacht, um ihr Kind zu suchen, und sie wolle allein nicht heimkehren.

Alles war gerührt, im Pfarrhof sagten sie es und im Wirtshaus und in der ganzen Schrun: Ein schöneres Denkmal als das könne die gute Frau ihrem Sohne nicht setzen.

Auf dem frischen Hügel drückte Mutter Mändeg den Knaben an ihre Brust, und nun erst — gelöst der bittere Schmerz durch eine edle That — brach der Thränenstrom aus ihren Augen. Gegenüber an der Kirchenthür stand ein hohes, rotangestrichenes Kreuzbild. Auf einem Arm desselben hockte ein Vöglein, und im selben Augenblick war es der Mutter Mändeg, als höre sie wie damals im Traum das Lied: „Du hast eine güldene Ketten ums Herz mir angelegt . . ."

Als sie den Blick aufschlug zum Himmel, that ihr der helle Sonnenschein nicht mehr wehe, der auf dem Schrunstein lag.

Herr Rouher.

1871—1884.

Von

Theophile Gautier.

Nach dem tragischen Ende des kaiserlichen Prinzen entsagte Herr Rouher unwiderruflich dem politischen Leben. Ist ein Zurücktreten von den Geschäften verhängnisvoll für alle, deren Existenz bisher ausschließlich dem Dienst des Gemeinwesens und der Erfüllung der Amtspflicht gewidmet war, so mußte ein derartiger Entschluß in wahrhaft vernichtender Weise auf einen Staatsmann wirken, der wie Herr Rouher lange Zeit eine Ausnahmestellung innegehabt hatte.

Während eines Zeitraums von zwanzig Jahren hatte er, einem Herrscher dienend, dem er von ganzer Seele ergeben war, nach Kräften für die Wohlfahrt seines Vaterlandes gearbeitet. Seinen Anstrengungen war es gelungen, die volkswirtschaftlichen und sozialen Zustände des Landes zu heben und allen Klassen der Gesellschaft Anteil an dem Wohlstand und Gedeihen des Ganzen zukommen zu lassen. Dann hatte ein furchtbarer Schiffbruch plötzlich alles verschlungen, und er mußte es erleben, daß die Regierung, deren festeste Stütze er gewesen, in die Hände der Unruhestifter überging, die das Vorhandene zerstörten, aber völlig unfähig waren, irgend etwas herzustellen oder aufzubauen. Zwei Jahre darauf starb der entthronte Herrscher gerade in dem Augenblick, wo es ihm vergönnt gewesen wäre, Frankreich zum zweitenmal vor der Anarchie zu retten. Und dann kam der letzte Schlag: der Assagaie eines Zulu vernichtete die teuerste Hoffnung, indem er den jungen, reich begabten Prinzen tötete, auf den so viele Tausend Franzosen sehnsuchtsvoll blickten.

Die Familie und Freunde des Herrn Rouher beobachteten mit ängstlicher Sorge das Zunehmen der für ihn unheilvollen Thatlosigkeit, und alle gaben sich die größte Mühe, ihn zu beschäftigen und zu zerstreuen. Wie oft wurde die Frage an ihn gerichtet: „Herr Rouher, werden Sie nicht Ihre Memoiren schreiben? Sie haben während zwanzig Jahren das Vertrauen des Kaisers in vollem Maße besessen; Sie haben an allen wichtigen Begebenheiten der Regierung Napoleon III. teilgenommen und nicht allein die politischen Größen Frankreichs, sondern die von ganz Europa, ja die Berühmtheiten der ganzen Welt aus nächster Nähe beobachten können; alle großen Staatsgeschäfte sind durch Ihre Hände gegangen!“

Herr Rouher ließ jeden, der dieses Thema anschlug, ruhig ausreden und lächelte traurig, wenn sein Gegenüber in Feuer geriet. Seine Antwort war stets dieselbe:

„Es ist vergebene Mühe, lieber Freund, Sie werden mich doch nicht überreden. Niemals werde ich meine Memoiren schreiben; aber Sie müssen das nicht allzu tief beklagen, denn wenn ich sie schriebe, würde ich genötigt sein, gerade das mit Stillschweigen zu übergehen, was sie interessant machen könnte. Die Staatsgeschäfte, deren Sie vorhin erwähnten, und an denen ich Anteil gehabt habe, waren

nicht mein Eigentum; sie gehörten und gehören noch heute dem Herrscher, der sie mir anvertraute, der mich um Rat fragte und mir seine Befehle erteilte. Alles, was ich über Staatsangelegenheiten sagen durfte und mußte, habe ich auf der Tribüne des Senates und des gesetzgebenden Körpers gesagt. Es ist wohl überflüssig hinzuzufügen, daß, nach meinem Gefühl, der Tod des Kaisers mich keineswegs der moralischen und amtlichen Verpflichtung entbindet, die mir über Staatsgeschäfte Stillschweigen auferlegte.

Was nun die persönlichen und Privatangelegenheiten derer betrifft, die in mißlichen Fällen zu der unerschöpflichen Güte des Kaisers ihre Zuflucht nahmen, deren schamlose Undankbarkeit sich aber nach dem vierten September offenbarte, so würden Sie selbst mich für einen Menschen ohne jedes Anstandsgefühl halten, wenn ich in den von Ihnen ersehnten Memoiren solche Dinge aufdecken wollte: ich würde eine derartige Handlungsweise jedenfalls für einen Vertrauensbruch ansehen.

Demnach, mein lieber Freund," sagte er zum Schluß, „müssen Sie sich darein ergeben, niemals meine Memoiren zu Gesicht zu bekommen und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich dieselben bisher nicht geschrieben habe und niemals schreiben werde."

Und doch war Herr Rouher der einzige Mensch, der über Napoleon III., seine innere und äußere Politik die ganze, ungeschminkte Wahrheit zu sagen vermocht hätte, der einzige, dem es möglich gewesen wäre, die leidenschaftlich gefärbten Übertreibungen seiner Widersacher Lügen zu strafen. Er hätte diesen Herrscher in seinem wahren Lichte zeigen können, ihn, den die Tücke seiner Feinde für einen Tyrannen und Unterdrücker ausgiebt, während in der That das Glück des Volkes sein einziger Gedanke und all' sein Streben darauf gerichtet war, zwischen den Forderungen und Ansprüchen der verschiedenen Gesellschaftsklassen das Gleichgewicht zu erhalten, um auf diese Weise die praktische Lösung der sozialen Frage zu ermöglichen. Alles scheiterte an der Ungeduld aller. Die Bourgeoisie glaubte sich zu Gunsten der Proletarier zurückgesetzt; den arbeitenden Klassen ging es zu langsam mit der Emanzipation, die sie doch mit der Zeit durch die liberalen Gesetze erlangt haben würden; die klerikale Partei fand, der Kaiser thue zu wenig für die weltliche Macht des Papstes, während die aufgeklärten Geister sich durch den Einfluß beunruhigt fühlten, den man der Geistlichkeit einräumte: alle aber nährten böswillige Gesinnungen, und dies wirkte entmutigend auf den Kaiser, der sich immer weiter treiben ließ auf der abschüssigen Bahn des Parlamentarismus. Heut ist Frankreich imstande zu berechnen, was ihm dies System gekostet hat, und vermag sich die Frage vorzulegen, ob die fünfzehn Jahre der väterlichen Regierung Napoleon III. ihm nicht größeren Vorteil gebracht haben als die fünfzehn Jahre der sogenannten „Freiheit", die es seit dem vierten September 1870 genießt.

Sicher gebrach es Herrn Rouher nicht an einer Fülle von Erinnerungen; sein Gedächtnis war im Gegenteil bewundernswürdig, und sein viel umfassender Geist ergriff alles mit großer Schärfe und speicherte den gewonnenen Vorrat

methodisch auf. Bemerkungen, Namen, Thatsachen, Zahlen, die er gehört, Physiognomien, die er gesehen, er vergaß nichts. Politische, parlamentarische und volkswirtschaftliche Ereignisse waren seinem Geiste ebenso gegenwärtig wie die Begebenheiten des geselligen Lebens. Er wußte alles nutzbar zu machen und daraus bald einen Sinnspruch, bald ein Axiom, eine Regel oder Moral zu entwickeln. Der schneidige, lebhafte Stil, der sich so vorzugsweise für Memoiren eignet, stand ihm zu Gebote, wenn er nur wollte. Die Veröffentlichung der „Papiers secrets des Tuileries" hat gezeigt, wie meisterhaft er mit seinem Griffel Menschen und Charaktere zu zeichnen wußte. Aber ach! Dies alles birgt jetzt der friedliche Dorfkirchhof, auf den man ihn zur Ruhe bettete, ihn, den man früher den „Vize-Kaiser" genannt hatte. Und niemand vermag dem stillen Grabe seine Geheimnisse zu entreißen!

Niemand! Am allerwenigsten aber die, welche Herrn Rouher im Leben nahe gestanden und sich durch den Verkehr mit ihm seine Ansichten und Gefühle zu eigen gemacht haben. Ich spreche hier von seinen Ansichten über „unbedingte Diskretion" und bin mir wohl bewußt, daß dieses Gefühl heutzutage wahrscheinlich manchem veraltet und lächerlich erscheinen mag, in unserer Zeit und Gesellschaft, wo das „Wiedererzählen" und der Interviewer bekanntlich eine große Rolle spielen und sogar eine gewisse Herrschaft ausüben.

Ja, es giebt zwei Menschen, über die ich nichts Erschöpfendes, nichts Ganzes zu schreiben vermag, und das, weil ich sie zu genau gekannt, zu innig geliebt habe!

Einer dieser beiden ist Theophile Gautier, mein Vater, der andere Herr Rouher. Das Andenken meines Vaters erfüllt den ersten Abschnitt meines Lebens; er legte in mein junges, empfängliches Gemüt die unzerstörbaren Keime litterarischer Reinheit und Ehrenhaftigkeit und lehrte mich eine wahrhafte und gesunde Kritik üben. Das Wenige, was ich weiß und in der Litteratur leiste, verdanke ich ihm.

Herrn Rouher dagegen gehört mein reiferes Alter. Er lehrte mich die Menschen, ihren Ehrgeiz und ihre Kleinlichkeit kennen und wird mir lebenslang als helles Vorbild der Treue und Ergebenheit vor Augen stehen.

Zwischen Theophile Gautier, dem Dichter, dem Träumer, dem Manne, dessen Geist die zartesten Gedanken und Empfindungen beherbergte, und Herrn Rouher, dem Staatsmann, dem eine Bestimmtheit in Form und Ausdruck eigen war, wie sie die Behandlung wichtiger Geschäfte erfordert, der mit Zahlen und trockenen, volkswirtschaftlichen Berechnungen zu thun hatte, zwischen diesen beiden bestand keine so große Verschiedenheit, als man scheinbar glauben sollte. Große Männer haben stets eine gewisse Ähnlichkeit miteinander. Könnte man die auserlesenen Geister chemisch analysieren, man würde auf dem Grunde des Schmelztiegels sicher nahezu dieselbe kostbare Materie finden, ohne daß die Richtung, der sie angehören, dabei von wesentlichem Unterschied sein dürfte. Und es ist dies durchaus nicht wunderbar! Denn streben hervorragende Geister nicht stets nach dem gleichen Ziel: die Menschheit zu überzeugen? Bedienen sie sich zu diesem Zweck nicht alle desselben Mittels, des Wortes, sei es gesprochen oder geschrieben? Eine unaufhörlich thätige Einbildungskraft ist die Fackel, die ihren Weg erleuchtet und

sie Wahrheiten finden und erkennen läßt, die anderen noch verborgen sind. Diese Wahrheiten dann der Welt in hellem Lichte zu zeigen, ist ihre gemeinsame Mission.

II.

Der Krieg von 1870 hatte Frankreich allerdings vom militärischen Gesichtspunkt aus betrachtet, völlig niedergeworfen und dem Lande harte Verluste zugefügt. Aber diese Verluste waren nicht unersetzlich. Der Aufstand der Kommune dagegen demoralisierte das Land vollständig. In wie hohem Grade das geschehen ist, zeigen noch heut die Ereignisse.

Napoleon III. hätte geglaubt, seine Mission unerfüllt zu lassen, wenn er nicht von Anfang an bestrebt gewesen wäre, Frankreich auf diesem abschüssigen Pfade aufzuhalten. Das Gefährliche dieses Unternehmens war ihm nicht verborgen; denn er kannte die Franzosen zur Genüge, um zu wissen, daß die achtzehn Jahre der Wohlfahrt und des Gedeihens, die sie unter seiner Regierung genossen hatten, sofort von ihnen vergessen sein würden. Er wußte, daß das Land, moralisch unfähig seine Niederlage zu ertragen, die Bitterkeit des Mißgeschicks der kaiserlichen Regierung allein zur Last legen würde. Aber Napoleon III. wußte auch, was die in der Nationalversammlung von 1870 vertretenen Parteien wert waren, und kannte ihre absolute Unfähigkeit, Frankreich eine dauernde und energische Regierung zu geben, eine Regierung, die imstande wäre, die erlittenen Verluste zu ergänzen und die geschlagenen Wunden zu heilen.

Der entthronte Kaiser wollte seine Mission nicht als beendet ansehen. Er hielt seinen Stern nicht für erloschen, sondern glaubte ihn nur für den Augenblick durch blutigrotes Kriegsgewölk verhüllt. Mit Sicherheit rechnete er darauf, das angefangene Werk wieder aufnehmen und seine Beendigung einst dem Sohne übertragen zu können, dessen Erziehung er mit großer Sorgfalt in diesem Sinne geleitet hatte.

Der Lieblingsgedanke seines ganzen Lebens, als Prätendent sowohl wie als Kaiser, war die Verbesserung des Loses der arbeitenden Klassen. Er fühlte, daß die Lösung der sozialen Frage für die moderne Gesellschaft zur Lebensfrage geworden sei. Und all' sein Streben ging dahin, dieselbe auf friedlichem Wege, langsam, ohne Erschütterung, nur Schritt für Schritt zum Austrag zu bringen, nach dem Beispiel, das uns die Natur täglich vor Augen hält „natura nihil agit per saltus." Nach seinem Wunsche sollten sich Arbeiter und Arbeitgeber gegenseitig Konzessionen machen.

Im Anschluß an diese so unendlich menschenfreundlichen Ideen hatte er auch den Freihandel eingeführt, wodurch die französische Industrie sich gezwungen sah, mit der englischen zu wetteifern und auch weniger Bemittelte sich ausländische Erzeugnisse mit geringen Kosten verschaffen konnten. Er hatte das Eisenbahnnetz und die überseeischen Verbindungen geschaffen und durch die von ihm ins Leben gerufenen, auf Gegenseitigkeit gegründeten Gesellschaften, durch die vom Staate dotierten korporativen Genossenschaften und die Gesetze über das Vereinswesen wollte er es dem fleißigen Arbeiter ermöglichen, sich ein Kapital zurückzu-

legen, was bekanntlich stets das Ziel seiner Sehnsucht ist — ein Kapital, wie es der sparsame, unermüdliche Landmann seit der Revolution von 1789 durch Bodenerwerb erlangen kann, indem er ein Stückchen Land nach dem andern ankauft. Dem städtischen Arbeiter war ein Ansammeln von Kapital bisher unmöglich gewesen: einerseits, weil sein Lohn ein ungewisser und wechselnder ist, andrerseits, weil das Leben in der Stadt ihn in hohem Grade der Versuchung zum Geldausgeben aussetzt.

Fast alle diese Ideen sind heutzutage verwirklicht und Gemeingut geworden; aber als der Kaiser, der sich jahrelang mit ihnen beschäftigt hatte, sie damals einführte, hielt man sie für gefährliche Neuerungen. Aus Liebe zum Volke hatte er diese wohlthätigen Einrichtungen ins Leben gerufen, sich aber dadurch nicht allein im reichen Bürgerstande, sondern auch unter den hervorragenden Vertretern der Industrie unversöhnliche Feinde geschaffen, die alsbald, wenn auch im Geheimen, so doch mit um so größerem Ingrimm gegen die kaiserliche Regierung den Krieg eröffneten. Auf ihrem Programm standen die magisch und bestrickend wirkenden Worte: Liberalismus, Parlamentarismus, Erlangung unumgänglich notwendiger Freiheiten ꝛc. ꝛc. Und als der Gesetzgebende Körper im Jahre 1869 neu gewählt wurde, sah man den Generalstab der Bourgeoisie, die Veteranen der Julimonarchie, darin erscheinen. Da waren Thiers, Dufaure, Decazes, in Begleitung einer Anzahl junger, ehrgeiziger oder eingebildeter Doktrinäre, da war auch der bürgerliche Landjunker vertreten, der bekanntlich die widerwärtigste Art dieser Spezies bildet.

In den Augen dieser Leute war Herr Rouher der Mitschuldige aller demokratischen und sozialistischen Missethaten des Kaisers. Seit Beginn des kaiserlichen Regiments war er es, der ihre Angriffe zurückgeschlagen, ihre Kandidaturen zu Falle gebracht, ihrer offenen und geheimen Opposition die Stirn geboten hatte. In Folge davon hatte sich ein Vorrat von Groll gegen diesen Mann angesammelt, dessen gerader Charakter jede Art der Intrigue, die des Salons sowohl als die höfische, vollständig verschmäht. Der Kaiser glaubte, nur seiner Pflicht als konstitutioneller Monarch zu genügen, indem er seinen treuen Diener verabschiedete. Dies geschah im Monat Juli 1869. Ein Jahr später hatten Liberalismus, Parlamentarismus und die „unumgänglich nötigen Freiheiten" ihr Werk gethan! Das Kaiserreich war zusammengebrochen, der Kaiser gefangen!

Erst in England, nach all' dem schweren Mißgeschick, sahen sich der entthronte Kaiser und der in Ungnade gefallene Minister wieder. Ich glaube nicht, daß sie einander diese erste, schmerzliche Begegnung durch Vorwürfe noch mehr verbittert haben werden. Herr Rouher hatte zu viel Ehrfurcht vor seinem Gebieter, um ihm Vorwürfe zu machen, und dieser mochte wohl fühlen, daß sein Unglück an dem Tage begann, wo er sich von seinem ersten Minister trennte. Eine stumme Umarmung löschte das Andenken der Vergangenheit aus, und beide gingen sofort ans Werk, Pläne für die Zukunft zu entwerfen. Seit diesem Augenblick war Herr Rouher unbestritten das Haupt der kaiserlichen Partei in Frankreich; er besaß das Vertrauen des Kaisers und das aller Anhänger der bona-

partistischen Sache. Mit geringen Ausnahmen waren die Kaiserlichen Beamten und die alten Deputierten noch immer der Regierung ergeben, der sie gedient und geschworen hatten. Dasselbe durfte man von einem großen Teil der Armee sagen. Ist dies nicht das beste Zeugnis, das man der kaiserlichen Regierung ausstellen kann? Und darf es nicht als Beweis gelten, daß ohne die verabscheuenswerten Intriguen der politischen Parteien Frankreich seinem besiegten Herrscher in gleicher Weise Treue und Ergebenheit bewahrt haben würde, wie Preußen dies nach der Schlacht bei Jena und Österreich nach der Schlacht von Königgrätz thaten?

III.

Obgleich Herr Rouher zu verschiedenen Malen die bestimmte Absicht ausgesprochen hatte, sich ganz von der Politik zurückzuziehen, um nur der Ruhe zu leben, leistete er dennoch sofort dem Wunsche seines Gebieters Folge und übernahm die unendlich schwere Mission, alles zu thun und nichts unversucht zu lassen, was zur Wiederherstellung des Kaiserreiches führen konnte.

Sein richtiger Blick, sowie die genaue Kenntnis der zugleich demokratischen und konservativen Neigungen des französischen Volkes ließen ihn mit leichter Mühe das Terrain entdecken, auf dem allein mit Aussicht auf Erfolg zu operieren war. Herr Rouher berief sich weder auf die dynastischen Rechtstitel des Kaiserreiches noch auf die Rechte, die es aus dem Plebiszit vom Mai 1870 herleiten konnte, sondern fand sich mit allem ab, was seit dem 4. September 1870 geschehen war, forderte aber energisch, die Meinung des Landes solle gehört werden. Er verlangte mit einem Wort die direkte Berufung an das Volk, das sich erklären müsse, ob es in der That dem Herrscher eine Schuld beimesse, den es zu wiederholten Malen durch Beweise der Ergebenheit und des Vertrauens gestützt hatte.

Herr Rouher nahm das Werk sofort in Angriff. Jules Richard[1]), der streitbarste und populärste Schriftsteller der bonapartistischen Partei, hat in eingehendster Weise den mühevollen Feldzug beschrieben, der einen Zeitraum von beinahe zehn Jahren umfaßt und unendlich reich ist an Zwischenfällen, Illusionen und Erfolgen, an Hoffnung und Entmutigung. Meine Absicht geht nur dahin, einige charakteristische Züge aus den letzten Lebensjahren des Mannes mitzuteilen, der zur Zeit des Kaiserreiches der „Vize-Kaiser" genannt wurde und diese Benennung in weit höherem Maße verdiente, nachdem das Kaiserreich gestürzt und der Kaiser gestorben war.

Am dreißigsten November 1814 in Riom, der alten Haupt- und Gerichtsstadt der Auvergne geboren, zählte Herr Rouher sechsundfünfzig Jahr, als die Ereignisse des vierten September eintraten. Er stand im Vollbesitz seiner Geistes- und Körperkräfte. Trotzdem er schon sehr früh die Bürde der Staatsgeschäfte übernommen und getragen hatte — er war bereits mit 36 Jahren Minister und blieb es fast ununterbrochen von 1851 bis 1870 — schien seine kräftige Konstitution doch nicht im geringsten gelitten zu haben. Er verdankte dies wohl seiner Er-

[1]) Jules Richard, le Bonapartisme sous le république. Paris 1884.

ziehung, den Jugendjahren, die er in der kräftigen Luft der rauhen Berge seiner Heimat verlebt hatte. Und in der That besaß er die ausdauernde Arbeitslust und Arbeitskraft sowie die Zähigkeit, die als hervorragende Züge im Charakter der Bergbewohner angesehen werden dürfen. Denn im Verhältnis zu der Anstrengung, welche die Bearbeitung des Bodens erfordert, steht auch die Kraft der Bewohner des betreffenden Landstriches, da sie berufen sind, dieser Schwierigkeiten Herr zu werden.

Das Äußere entsprach vollkommen der geistigen Organisation. Von mittlerer Statur, ließ ihn die Breite seiner Schultern und seiner Brust weit größer erscheinen, als er in Wirklichkeit war. Der stark entwickelte Kopf paßte zu diesem Körper, hatte aber schon früh seinen blonden Haarschmuck eingebüßt. Herr Rouher suchte dem Mangel abzuhelfen, indem er die langen Haarsträhne des Hinterkopfes über die kahle Fläche breitete. Aber bei den Redeturnieren des Gesetzgebenden Körpers gerieten diese berüchtigten Haarsträhnen im Eifer des Gefechtes oftmals in Unordnung und waren bestrebt, ihre natürliche Lage wieder einzunehmen. Wenn ihnen das gelang und sie, ihm den Kragen seines Rockes bedeckend, über den Rücken fielen, ertönte wohl zuweilen ein unehrerbietiges Lachen von den Bänken der Opposition.

Seine Nase war höchst eigentümlich und bildete das charakteristische Merkmal seiner Physiognomie: lang, spitz, leicht gebogen und herausfordernd, glich sie dem Schnabel eines Raubvogels. Mund und Kinn, sorgfältig rasiert, milderten jedoch den drohenden Eindruck, den die Nase hervorbrachte. Auf den Lippen schwebte oft ein Lächeln oder heitere Ironie. Das runde, ein wenig hervortretende Kinn drückte Gutherzigkeit aus; aber die Augen, es ließ sich nicht ableugnen, zeigten größere Verwandtschaft mit der Nase als mit dem Munde. Ihre Farbe war graublau; die Brauen standen etwas schräg, wie man sie dem Mephisto giebt, und der Blick war scharf und durchdringend, so daß oft Mißtrauen, ja sogar Härte in ihrem Ausdruck zu liegen schien.

So sah Herr Rouher im Jahr 1872 aus, als sein Vertrauen mich zu seinem Sekretär berief. Vor 1870 war ich selten in seine Nähe gekommen und zwar nur, wenn meine amtlichen Funktionen es mit sich brachten. Mir und vielen meiner Kollegen schien er damals auf einem parlamentarischen und büreaukratischen Olymp zu thronen; die ihn umgebende Atmosphäre hatte für uns etwas Feierliches, und wir zitterten vor seinem Stirnrunzeln. Jetzt wurde mir bald klar, daß er nicht so furchtbar sei, wie ich mir vorgestellt hatte, und binnen kurzem erkannte ich, daß ein hoher Grad von Wohlwollen den Grundzug seines Charakters bildete. Bald empfand ich für ihn eine wahrhaft kindliche Verehrung, die ich noch heut in gleicher Weise seinem Andenken widme. —

Als der Krieg beendet und die Kommune wieder geworfen war, kehrte Herr Rouher für immer nach Paris zurück, wo er hintereinander folgende Wohnungen inne hatte: zuerst Nr. 4, rue de l'Elysée, dann Nr. 37, rue Abatucci und zuletzt Nr. 37, rue de la Bienfaisance. An jede dieser drei Wohnungen hat der Tod geklopft. In die rue de l'Elysée brachte eine Depesche die Nachricht vom

Ableben des Kaisers; in der nächsten Wohnung erhielt Herr Rouher die erschütternde Kunde vom Tode des kaiserlichen Prinzen, von dem tragischen Ausgang dieser kurzen, aber heroischen Existenz. Selbst Shakespeares Phantasie hätte dies Ende, das wie ein Theaterkoup wirkte, nicht dramatischer gestalten können! In der rue de la Bienfaisance schlich sich der Tod selbst ins Haus ein und trat, geheimnisvoll und langsam, an das Lager des Mannes, dessen Herz er bereits vor Jahren mit seiner eisigen Hand berührt hatte, indem er ihm die teuersten Lebenshoffnungen raubte.

Wo Herr Rouher sich auch aufhalten mochte, um fünf Uhr morgens verließ er zu jeder Jahreszeit sein Lager und schlüpfte sofort in ein höchst bequemes Beinkleid, das, meist mangelhaft befestigt, von einem alten, langen Schlafrock verdeckt wurde. Darauf begab er sich in sein Arbeitszimmer, wo er im Winter schon Feuer vorfand und sich alsbald an den Schreibtisch setzte.

Wenn ich um acht Uhr erschien, um meinen Dienst anzutreten, hatte er bereits auf einen neben ihm stehenden Stuhl eine große Menge von Schriftstücken gehäuft. Da waren Briefe, die er selbst geschrieben, andere, die er mit großer Sorgfalt gelesen und durchgesehen und auf deren Rand er die zu erteilende Antwort angedeutet hatte; auch fehlte es nicht an zerknitterten Journalen und an Dokumenten, die geordnet werden sollten. Sein Frühstück, das gewöhnlich aus Milchkaffee bestand, dem er aber die nationale Rübensuppe bei weitem vorzog, beendete den ersten Abschnitt des der Arbeit gewidmeten Tages.

Darauf begannen alsbald die Audienzen. — Haupt einer Partei, deren finanzielle Hülfsmittel sehr beschränkt waren, hatte Herr Rouher weder Geld noch Stellungen zu vergeben, wurde aber nichts desto weniger von unzähligen Besuchern in Anspruch genommen. Eine äußerst bunt gemischte Gesellschaft versammelte sich fast täglich im Zimmer des Sekretärs. Hier wartete jeder, bis die Reihe der Audienz an ihn kam. Neben einem ehemaligen Generaladjutanten des Kaisers stand hier der ehemalige Gendarm, den man aus politischen Gründen vor der Zeit verabschiedet hatte. Der Journalist, der unter dem Kaiserreich in Liberalismus machte, aber durch die Gewalt der Thatsachen und Ereignisse eines besseren belehrt worden war, unterhielt sich hier in friedlichster Weise mit dem kaiserlichen Prokurator, der ihn vormals dem Strafpolizeigericht hatte überantworten müssen. Hier tauschte ein früherer Kammerherr, von hochklingendem Namen und Titel, mit einem einfachen Kleinkrämer politische Ansichten aus, während ein Deputierter, voller Hoffnung auf das Gelingen der guten Sache, einer Schar andächtiger Zuhörer mit den schlagendsten Gründen bewies, das Kaiserreich werde binnen drei Monaten wieder hergestellt sein.

Von Zeit zu Zeit, besonders unter dem Regiment des Herr Thiers und dem Ministerium des Herzogs Decazes, wurden diese Unterhaltungen allerdings durch das Erscheinen von Spionen unterbrochen. Derartige Individuen gaben gewöhnlich vor, Polizeibeamte zu sein und behaupteten, die republikanische Regierung habe sie wegen ihrer Anhänglichkeit an das alte Regime entlassen. Sie verrieten sich aber meist durch das Übermaß ihres Eifers und die große Energie,

mit der sie ihre bonapartistischen Gesinnungen betonten. „So kann es nicht länger fortgehen," hörte man sie gewöhnlich perorieren, „es muß eine Ende gemacht werden, man muß etwas unternehmen." Das war meist der Sinn ihrer Worte. Zum Unglück für diese ehrenwerten Abgesandten wurden sie aber erkannt, sobald sie die Schwelle des Hauses überschritten. Der treue Corse, der den etwas komisch klingenden Namen „Quilichini" führte und dessen Amt es war, in der Hausflure zu stehen und die Thür zu öffnen, hatte vormals der Geheimpolizei angehört, die den Dienst um die Person des Kaisers versah. Mit dem Instinkt des Jagdhundes witterte er den Spion von weitem und signalisierte sofort seine Ankunft. Nichts destoweniger wurde derselbe höchst freundlich empfangen, und man versäumte nie, sein Los zu beklagen und seine Ungeduld zu beschwichtigen, indem man ihn darauf aufmerksam machte, wie nutzlos es sein würde, einen Gewaltstreich gegen eine Regierung zu führen, die doch über kurz oder lang unter der Verachtung und dem Zorne der öffentlichen Meinung zusammenbrechen müsse. Glückselig, so viel erlauscht zu haben, zog der Kundschafter ab, um alsbald für seinen Polizeipräfekten einen Bericht über die interessante Unterredung abzufassen.

Natürlich waren nicht alle Spione so naiv oder so leicht erkennbar, und manche, von denen man nach Bildung und Stellung nicht voraussetzen konnte, daß sie sich zu einem solchen Amt hergeben würden, täuschten allerdings das Vertrauen, welches man ihnen geschenkt hatte.

Herr Rouher empfing jedermann mit derselben Leutseligkeit. Entweder vor seinem Schreibtisch oder am Kamin sitzend, kehrte er stets dem Fenster den Rücken und ließ den Eintretenden sich gegenüber Platz nehmen, so daß er vom Lichte beschienen wurde. Der Herr Präsident — diesen Titel gab man ihm aus Hochachtung, und weil er zuletzt in amtlicher Eingenschaft Präsident des Senates gewesen war — der Herr Präsident hörte geduldig zu, was der andere zu sagen hatte, indem er sich in seinen Sessel zurücklehnte und die Augen ein wenig schloß. Wer sich zum erstenmal bei Herrn Rouher befand, den brachte diese Art und Weise gewöhnlich aus der Fassung, seine Sätze verwirrten sich, er mußte nach Worten suchen und vermochte sich nicht recht klar auszudrücken. Hatte er zu reden aufgehört, so schüttelte Herr Rouher die scheinbare Schläfrigkeit ab und begann mit kurzen Worten, in ungemein faßlicher Weise, das wiederzugeben, was sein Gegenüber gesagt hatte oder hatte sagen wollen. Er hatte die Fähigkeit, verwickelte und ihm scheinbar fern liegende Dinge sofort vollständig zu erfassen und besaß auch in hohem Grade die Kunst zu überzeugen, von der er in seinem Arbeitszimmer sowohl als auf der Tribüne den ausgiebigsten Gebrauch machte. Ich will nicht ableugnen, daß er nicht allein in der Unterhaltung, sondern auch in seinen Reden oft ein Vertrauen auf die Zukunft und den glücklichen Ausgang seiner Sache zur Schau trug, das er selbst vielleicht nicht in gleichem Maße empfand. Aber dies ließ sich wohl rechtfertigen, wenn man bedenkt, daß eine besiegte und verfolgte Partei nur durch die in der Ferne schimmernde Siegeshoffnung zusammenzuhalten ist. Es war stets sein Bestreben, die Zögernden anzuspornen, die Mutlosen zu beleben und die Schwachen zu stützen.

Digitized by Google

Oftmals, während des Kaiserreichs und auch später, hat man Herrn Rouher der Gleichgültigkeit und des Skeptizismus beschuldigt und hat ihm sogar vorgeworfen, sein Wahlspruch sei: „Je m'en moque.“ (Mir ist alles gleich.) Dieser Vorwurf kann aber nur von Leuten ausgegangen sein, die ihn fast gar nicht kannten oder vielleicht seine Geduld und Zurückhaltung in so hohem Maße ermüdet und auf die Probe gestellt hatten, daß er ihnen durch eine derartige Antwort auf seine Weise ihre Indiskretion zum Bewußtsein bringen wollte. Ich habe grade die entgegengesetzte Beobachtung gemacht und stets gefunden, daß Herr Rouher auch den scheinbar unbedeutendsten Zwischenfall mit großer Aufmerksamkeit beachtete und die möglichen Folgen, Gefahren und Vorteile sorgsam erwog, und wie oft hatte ich Gelegenheit mich zu überzeugen, daß er seinen Freunden treu ergeben war und die Personen seiner nächsten Umgebung mit der zartesten Rücksicht und mit feinem Gefühl behandelte, ohne je in seiner einfachen Art und Weise das Geringste davon herzumachen. Besonders leutselig, herzlich und dienstbereit war er aber gegen die Niedrigen und Geringen, dagegen verzieh er denen nie, die ihn hatten täuschen wollen, was übrigens keine leichte Aufgabe war.

Gewöhnlich dauerten die Audienzen bis gegen Mittag, und die Frühstückstube sah Herrn Rouher noch in demselben Kostüm, das er des Morgens gleich nach dem Aufstehen angelegt hatte. Oft fand er erst nach der Mahlzeit Muße Toilette zu machen; aber sogar in diesem Augenblicke ruhte er nicht von Geschäften aus, denn seine Vertrauten und viele politische Persönlichkeiten fanden sich um diese Zeit gewöhnlich in seinem Arbeitskabinet zusammen, das in der rue Abatucci nur durch einen großen Vorhang von dem Schlafzimmer getrennt war, in dem Herr Rouher sich ankleidete. Von hier aus folgte er der Unterhaltung, die sich bald entspann, mit großer Aufmerksamkeit, und erwärmte sich die Diskussion, so geschah es wohl, daß er den Vorhang beiseite schob und sich im urwüchsigsten Kostüm zeigte, um schnell eine Bemerkung in das Gespräch zu schleudern, die durch das Eigentümliche der Situation nichts an Orginalität und Kraft verlor.

Da er eigentlich nur ausging, um sich in die Kammer der Deputierten zu begeben, war Herr Rouher stets zu Hause und empfing nur dann keine Besuche, wenn er eine Rede vorzubereiten hatte.

Obgleich er die parlamentarische Geschichte der letzten fünfzig Jahre genau kannte und mit allen politischen, administrativen und volkswirtschaftlichen Fragen vertraut war, auch über jeden Gegenstand sehr gut frei sprechen konnte, entwarf er doch seine Reden mit der Sorgfalt und dem Fleiße eines Anfängers. Dabei ging er folgendermaßen zu Werke; er umgab sich mit einer ungeheuren Masse von Schriftstücken, sein unerschöpfliches Gedächtnis ließ ihn sich an Reden erinnern, die früher im gesetzgebenden Körper oder selbst in der Kammer der Deputierten unter Louis Philippe gehalten worden waren. Vorzugsweise gern suchte er aus alten Reden des Herrn Thiers die Widersprüche zwischen seinen einstigen Anschauungen und seinen jetzigen Ansichten nachzuweisen.

„Welch bewundernswürdige Klarheit! Welch geistvolle Einteilung! Und diese überzeugende Logik!“ Ich wünschte, daß jeder, der sich in dieser traditionellen

Bewunderung der Thiers'schen Beredsamkeit ergeht, dazu verdammt wäre, eine gewisse Anzahl seiner Reden zu lesen und zu analysieren; seine Bewunderung würde dadurch einen kleinen Stoß bekommen. Ich wenigstens kann nicht verhehlen, daß ich stets mit größter Aufmerksamkeit die zwei bis drei ersten Spalten einer Thiers'schen Rede lesen muß — es sind dies ungefähr 5—6 Seiten dieser Revue — ehe ich entdeckt habe, wovon dieselbe eigentlich handelt.

Zu den diese Reden enthaltenden Bänden gesellte Herr Rouher dann statistische Dokumente und Aktenstücke mit Ziffern, Anmerkungen und Auszügen aus Journalen, die ganze Masse auf dem Arbeitstisch und den umgebenden Sesseln anhäufend. Sobald er alles aufmerksam gelesen und das Gelesene in sich aufgenommen hatte, entwarf er auf großen Bogen, mit seiner schwer leserlichen Schrift, den Plan seiner Rede. Der Bogen wurde durch einen senkrechten Kniff in zwei Teile gesondert. War die Rede, die er halten wollte, eine Beantwortung, so notierte er links in kurzen Worten die Beweisgründe seines Gegners; trat er hingegen als Angreifender auf, so fanden an dieser Stelle die Meinungen, die er bekämpfen wollte, sowie die Gegengründe, die er voraussah, ihren Platz. Die Hauptpunkte, über die er zu sprechen beabsichtigte, schrieb er in derselben kurzgefaßten Weise stets auf die rechte Seite des Bogens. Dieser höchst methodisch geordnete, in Paragraphen eingeteilte Plan bot dem Auge einen praktischen Anhalt für die Gedankenfolge und Ausführungen, denen er zu Grunde gelegt werden sollte. Waren ihm bei der Lektüre und den sichtenden Vorarbeiten Teile einer Rede oder irgend ein Schriftstück besonders wichtig erschienen, so schrieb er sich dergleichen mit großer Sorgfalt wörtlich ab, mochte es noch so viel Platz einnehmen.

Nach Beendigung der Vorarbeiten sammelte Herr Rouher die verstreuten Blätter, um sie in eine große Mappe von schwarzem Leder zu legen. Die Bücher, welche er benutzt hatte, wurden wieder in die Bibliothek eingereiht, die Aktenstücke kehrten in die betreffenden Kartons zurück, und er schien sich nun nicht weiter mit seiner Rede zu beschäftigen. Alles, was er niedergeschrieben, hatte sich aber mit photographischer Genauigkeit seinem Geiste einverleibt, und Herr Rouher konnte mit solcher Sicherheit auf sein Gedächtnis rechnen, daß er fast immer vergaß, den so sorgfältig vorbereiteten Entwurf mit sich in die Sitzung zu nehmen.

Trotzdem er der Repräsentant einer gestürzten Regierung war, und sein Erscheinen stets den Haß derer wach rief, die sich für Opfer des kaiserlichen Despotismus hielten, so wie es auch die Gewissensbisse der Leute erweckte, die dem Kaiserreich gedient, seinem Sturz aber später Beifall zugejauchzt hatten und im Augenblick gern ihre erste Vergangenheit vergessen machen wollten, gehörte Herr Rouher doch während der ganzen Zeit seiner Beteiligung an den republikanischen Körperschaften zu den Parlamentsrednern, deren Reden man mit der größten Aufmerksamkeit zuhörte.

Wenn er sich, als Gambetta dem französischen Parlament präsidierte, zum Wort meldete, schüttelte derselbe sofort die unverschämte Schläfrigkeit ab, die er

während der sinnlosen Verhandlungen jener Deputierten zur Schau trug, welche von ihm mit dem Beinamen der „Unter-Tierärzte“ belegt worden waren. Sofort richtete Gambetta dann seinen schweren Körper im Fauteuil auf und schien Herrn Rouher zum Reden ermuntern zu wollen. Die ganze Versammlung sowie das Publikum der Tribünen teilte sichtlich diesen Wunsch, und es trat vollständiges Stillschweigen ein, sobald der ehemalige Wortführer des Kaiserreichs schweren Schritts und mit gelangweiltem Gesichtsausdruck die Stufen der Tribüne hinaufstieg.

Gewöhnlich begann Herr Rouher seine Reden langsam und mit etwas verschleierter Stimme, deren geringe Kraftentfaltung die Zuhörer bewog, sich völlig ruhig zu verhalten. Seltene Ausnahmen abgerechnet, war es seine Gewohnheit, die Beweisgründe des Gegners, dem er antworten wollte, zuerst kurz zusammenzufassen. Er that dies stets mit der größten Unparteilichkeit, indem er während des Redens seine Augen fest auf denselben richtete, wie um ihn zum Zeugen der Richtigkeit des Resümés zu nehmen. War dies beendet, so erklärte er, jetzt alle diese Punkte beantworten zu wollen.

Und nun warf der Imperialistische Redner wie mit einem Ruck den Mantel der Gutherzigkeit und Sanftmut ab, in den er sich bisher gehüllt hatte; seine Stimme nahm eine andere Klangfarbe an und wurde volltönend; die ganze Gestalt richtete sich auf, und die Hand erhob sich drohend, wenn er jetzt a priori die kategorische Erklärung abgab, die Gründe seines Gegners seien samt und sonders nichts wert.

Sobald Finanz- oder volkswirtschaftliche Fragen auf der Tagesordnung standen, war ihm der Erfolg gesichert, da er sie mit wunderbarer Klarheit entwickelte und in dieser Richtung ein entschiedenes Übergewicht besaß. Handelte es sich aber um die Tagespolitik, oder hatte er Personen und Thaten der kaiserlichen Regierung zu verteidigen, so gab es stets einen harten Kampf. Beleidigungen, Anzüglichkeiten, Beschuldigungen und Gegenbeschuldigungen flogen von einem Ende des Saals zum andern, und die unaufhörlich ertönende Glocke des Präsidenten suchte vergebens die Ruhe der Versammlung wiederherzustellen. Dieser Lärm raubte dem Redner aber durchaus nicht die Fassung. Mit dem Rücken an die Tribüne des Präsidenten gelehnt, kreuzte er die Arme über die Brust und ließ den Blick verächtlich über die Wogen gleiten, die er so stürmisch erregt hatte. Oft antwortete er durch eine schneidende Bemerkung den Unvorsichtigen, deren Interpellationen an sein Ohr drangen. Trat dann endlich wieder Stille ein, weil es den Ruhestörern zuletzt an Kraft gebrach, so nahm er seine Rede auf, als sei nichts vorgefallen. Ja, es waren heiße Schlachten, und um sie durchzukämpfen bedurfte es der ungewöhnlichen geistigen und physischen Kraft, die Herr Rouher besaß. Und dabei schienen ihm diese Anstrengungen vorzüglich zu bekommen. Oft hatte er ein bis zwei Stunden gesprochen, und wenn er dann nachhause zurückkehrte, verriet nichts, daß er erregt oder angegriffen sei. Gewöhnlich sagte er nur ganz beiläufig zu mir: „Ich habe in der Sitzung ein paar Worte gesprochen, bitte, sehen Sie gefälligst heut Abend im stenographischen Be-

Digitized by Google

richt nach, ob man mich nicht zu sehr verstümmelt hat." Erst durch das Erscheinen anderer Deputierten, die ihm ihre Glückwünsche darbrachten, erfuhren die Seinen, er habe eine große Rede gehalten.

Die Vergnügungen des Pariser Lebens hatten für Herrn Rouher keinen Reiz. Er ging fast nie aus und mißachtete selbst die elementarsten Regeln der Gesundheitspflege, indem er es unterließ, sich Bewegung in freier Luft zu machen. Niemals — ich spreche selbstverständlich nur von der Zeit zwischen 1870—1884 — ging er ins Theater oder in Gesellschaft. Die einzige Zerstreuung, die er sich nach der Arbeit des Tages gönnte, war eine Partie Bezique nach dem Diner Er betrieb dies einförmige Spiel mit großem Eifer, was ihn jedoch nicht hinderte, von Zeit zu Zeit ein Wort zu der politischen Unterhaltung der Herren oder zu dem Geplauder der Damen beizutragen, die sich allabendlich um Frau Rouher und Fräulein Louise Rouher scharten. Herr Rouher liebte die Gesellschaft der Frauen, denen er gern die ein wenig zeremoniös gefärbte Artigkeit von Leuten seines Alters erwies, für die er aber auch eine Sammlung etwas altfränkischer Anekdoten in Bereitschaft hatte, welche stets großen Beifall fanden, wenn sich die Damen auch verpflichtet fühlten, ihr Antlitz während des Zuhörens hinter dem Fächer zu verbergen.

IV.

War der Monat Juni herangekommen, so ging Herr Rouher mit seiner Familie nach Cerçay, das, zwanzig Kilometer von Paris und zwei Kilometer von der Station Brunoy entfernt, auf dem Wege nach Lyon liegt. Schloß Cerçay ist ein großes, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts errichtetes Gebäude, dessen ausgedehnte Façade aus einem Stockwerk und hohem rez-de-chaussée besteht. Es liegt mitten im Park, in dem schöne, hohe Bäume prachtvoll gruppiert sind. Hier wechseln leicht gewellte Rasenflächen mit großen Teichen; eine lange und sehr breite Allee hundertjähriger Linden bietet Gelegenheit zum Spazierengehen und Schutz vor Regen und Sonne. Das Ganze macht einen sehr angenehmen, aber etwas ernsten Eindruck.

Der freien Luft und körperlichen Bewegung während des ganzen Sommers beraubt, entschädigte sich Herr Rouher auf dem Lande für das eingeschlossene Leben, das er in Paris führte. Zwar hielt er an der methodischen Einteilung des Morgens fest, der wie immer der Arbeit gewidmet wurde, aber der Nachmittag gehörte der Erholung. Er beaufsichtigte dann seine Gärtner, stattete dann seinen Kühen und Pferden einen Besuch ab und erging sich mit dem Verwalter in Vermutungen über die Zahl der Heufuder, die von den Wiesen geerntet werden dürften, und über die Zahl der Holzbündel, die das Beschneiden der Bäume ergeben würde. Auch der daraus zu erzielende Gewinn wurde veranschlagt. Gern zeigte Herr Rouher, wie bewandert er in diesen Fragen sei, die er mit dem größten Ernst behandelte. Überdies erschien er in Cerçay stets als Gentleman-Farmer in Anzügen nach englischem Schnitt, mit breitkrämpigem Filz oder Strohhut.

Aber auch in Cerçay hatte er nur halbe Ferien. Oft mußte er, wenn sich die Sessionen in die Länge zogen, sein ländliches Kostüm verlassen und den

ſchwarzen Anzug des Parlamentariers wieder anlegen, um faſt täglich nach Paris zu fahren. Außerdem brachte beinahe jeder Zug Beſucher, die er in ſeiner gaſtfreien Art und Weiſe entweder zum Frühſtück oder Mittageſſen dabehielt. Wirkliche Ruhe, oder beſſer geſagt eine Erholung für Geiſt und Körper, genoß Herr Rouher erſt, wenn er in Pointet war.

Pointet, das Frau Rouher von ihrer Mutter geerbt hat, iſt ein anmutiger Beſitz, ungefähr zwölf Kilometer im Oſten von Gannat, an der Grenze des Bourbonnais und der Auvergne gelegen. Die Gegend macht einen freundlichen Eindruck, das Klima iſt mild und die Bewohner etwas ſchwerfällig an Geiſt und Körper, mit einem Anflug von Melancholie. Die Ebenen der Loire und des Allier erheben ſich hier nach und nach, um ſich endlich in dem Bergland des mittleren Frankreich zu verlieren. Sucht das Auge den Horizont, ſo ſtreift ſein Blick kleine Erhöhungen, die in Hügel und ſpäter in ſcharfgezeichnete Höhen übergehen und ſich zuletzt in blauer Ferne mit den Bergen des Forez und den vulkaniſchen Erhebungen des Puy de Dôme vereinen. Das Wohnhaus ſieht einfach, aber zierlich und gaſtfreundlich aus. Sein rötlicher Anſtrich ſoll die Farbe der Ziegel imitieren; Fenſterläden und äußere Galerien ſind grün gehalten, und das hohe Ziegeldach hat viele Dachlucken. Das Haus ſteht am Rande einer ſteilen, mit großen Bäumen bepflanzten, faſt ſenkrechten Böſchung. An der Rückſeite, der Hauptfaçade gegenüber, zieht ſich eine lange Allee hin, am Fuße des Abhangs fließt die Sioule, ein kleines Flüßchen, das von den Bergen der Auvergne kommt. Das dunkelgrüne Wäſſerlein iſt in ſeinem Laufe unberechenbar. Vergeblich haben Ingenieure verſucht, es durch Brückenbauten, Kanäle und Ableitungen zu regulieren, das zarte Kind der Berge thut doch ganz nach ſeinem Gefallen und zerſtört, ſobald der Zorn es plötzlich erfaßt, im Nuſehen Brücken und Kanäle. Iſt es dagegen friedlich geſinnt, ſo gleitet es plätſchernd über die Felsſtücke, die es von den Höhen mitgebracht hat, und läuft mit ruhiger Heiterkeit unter den grünen Lauben hin, welche von den himmelanſtrebenden, alten Bäumen gebildet werden, die ſeinen Lauf beſchatten und ihren Fuß in ſeinen Wellen baden.

In dieſem friedlichen Aufenthalt erfreute ſich Herr Rouher relativer Beſchaulichkeit und Stille; ungeſtört durch Beſuche, die, wenn auch nicht unwillkommen, ſo doch meiſt ohne Nutzen für ihn ſein Haus in Paris und ſelbſt in Cerçay überfluteten, konnte er hier nach Gefallen arbeiten, leſen, ſpazieren gehen und für ſich und die Seinigen leben. Doch war Pointet keineswegs eine Einſiedelei. Außer denjenigen Perſonen, die Frau Rouher einlud, mehrere Tage dort zu verweilen, machten Freunde, die in die Bäder von Vichy oder Royat gingen, oft einen Umweg, um ihn aufzuſuchen. Überdies gab es in der Nähe von Pointet mehrere alte und geachtete Familien, die auf ihren einfachen Landſitzen zurückgezogen lebten, mit denen Herr Rouher ebenfalls im Verkehr ſtand und gern über die kleinen Vorgänge und Erlebniſſe der Gegend plauderte.

In Pointet zerſtreuten ſich die Nebel der Politik, und der frühere Miniſter und jetzige Parteichef atmete erleichtert auf. Wer in ſeinen jungen Jahren im regen Verkehr mit der Natur geſtanden und ihr ſeine erſten Herzensergüſſe und

Träumereien geweiht hat, der bewahrt dieser Geliebten seiner Jugend ein warmes Gefühl der Zärtlichkeit, das weder die raffinierten Genüsse des Weltlebens noch die Freude an Macht und Erfolg je zu ersticken vermögen. Ohne daß man es geahnt hätte, und ohne es selbst zu wissen, war Herr Rouher in der That, was man im 18. Jahrhundert einen „amant de la nature“ genannt haben würde.

Und doch mußte er auch hier sich oft von der Natur losreißen und der Politik wieder in die Arme werfen. Sein Mandat als Generalrat des Puy-de-Dôme rief ihn im August stets nach Clermont-Ferrand, woselbst er in der Departementsversammlung manchem früheren Schützling begegnete, der seit dem 4. September 1870 sein politischer Gegner geworden war. Doch auch hier, und hier fast noch mehr als im Parlament, sicherten ihm seine genaue Kenntnis der Bedürfnisse des Departements und seine reiche Erfahrung eine Autorität und ein Übergewicht, das ihm niemand streitig machen konnte; hatte doch kein anderer eine ähnlich fruchtbare Erfindungsgabe, wenn es sich um finanzielle oder administrative Fragen handelte! Wollten auch die Ehrgeizigen und die Politiker des Puy-de-Dôme nichts mehr von der kaiserlichen Regierung wissen, die ihnen durch Herrn Rouher doch so viel Gutes erwiesen hatte, so besaß die ländliche Bevölkerung dagegen ein besseres Gedächtnis für die Vergangenheit, der sie ihren Wohlstand verdankte, und die einfachen Landbewohner konnten sich nicht so schnell mit einer Gegenwart befreunden, die ihnen nur Lasten brachte nnd auferlegte. Herr Rouher wurde von der Landbevölkerung abgöttisch verehrt, und kein Angriff, keine Verleumdung seiner Gegner vermochte darin etwas zu ändern.

Für alles, was das allgemeine Stimmrecht betraf, war Herr Rouher mit einem ans Wunderbare streifenden Instinkt begabt. Fragte ihn jemand, der zum erstenmal als Kandidat auftrat, um Rat in bezug auf die Wahlkampagne, so pflegte Herr Rouher zu antworten: „Sobald Sie in Ihren Bezirk kommen, müssen Sie sich vor allem direkt ans Volk wenden und können den Bürgerstand links liegen lassen. Der Großgrundbesitzer, der Notar, der einflußreiche Mann der höheren Stände, sie alle werden Ihnen auf die Frage, wie es mit Ihren Aussichten stehe, fast immer eine nur von ihrem eignen Interesse diktierte Antwort geben. Nebenbei lassen sich diese Leute auch höchst ungern aus ihrer Ruhe bringen und fürchten ungemein, sich bloßzustellen; sie denken sofort an den möglichen Mißerfolg der Sache und fürchten sich dabei lächerlich zu machen. Gewöhnlich werden sie Ihnen daher von der Kandidatur abraten, wenn sie nicht etwa gar sagen: „Bitte, thun Sie selbst gar nichts in der Angelegenheit, sondern überlassen Sie mir die Sorge dafür.“ Ist dies der Fall, so sind Sie von vornherein verloren und geschlagen. Wenden Sie sich daher lieber ans Volk! Suchen Sie die kleinen Leute auf, gehen Sie zu dem einfachen Mann. Bei ihm werden Sie sofort wissen, woran Sie sind. Offenherzig wird man Ihnen sagen, was Sie zu erwarten haben. Gefallen Sie den Leuten, so zeigen sie es Ihnen und feilschen in keiner Weise mit ihrer Treue und Ergebenheit.“

Nach diesen Grundsätzen handelte Herr Rouher auch, wenn es sich um seine eigne Wahl handelte. Er suchte dann den Bauer bei der Feldarbeit auf und

Digitized by Google

ging in die Schmiede, um mit dem Meister zu sprechen, der gern das Eisen, an dem er schmiedete, erkalten ließ und, auf seinen schweren Hammer gestützt, Herrn Rouher aufmerksam zuhörte; mit freundlicher Miene trat er bei dem Schankwirt ein, um sich mit den zechenden Gästen zu unterhalten, und öfters hielt er in Tanzlokalen oder offenen Scheunen Versammlungen ab, zu denen sich Tausende von Bauern drängten: er wußte ihnen dann die schwierigsten finanziellen und politischen Fragen verständlich zu machen und mischte auf geschickte Weise Phrasen im Patois der Auvergne in seine Reden.

Eines Tages — ich begleitete ihn auf diesen Wahlreisen — kamen wir durch ein Dorf, das fast ganz verödet schien. Außer ein paar schnatternden Enten, die im Schlamm des kleinen Baches wühlten, und einigen Hühnern, die mitten auf dem Fahrweg Körner suchten, sahen wir nur zwei oder drei Frauen in dem charakteristischen, mit schwarzen Sammetstreifen verzierten Strohhut der Auvergnatinnen, der vollständig an den altertümlichen Kopfputz unserer Urgroßmütter erinnert. Sie saßen in der Nähe eines großen, steinernen Kreuzes, hatten den Rocken am Gürtel befestigt und spannen und schwatzten — schwer hätte sich entscheiden lassen, was schneller ging, die Zunge oder die Spindel. Es war just zur Zeit der wichtigsten Feldarbeiten, so daß sich kein Mann im Dorfe befand. Herr Rouher, der beim Fahren eingeschlummert zu sein schien, mußte doch diese ländliche Szene bemerkt haben, denn er ließ plötzlich den Wagen halten, stieg aus und ging auf die plaudernden Weiber zu. Kaum hatte er einige Worte mit ihnen gewechselt, als das verödete Dorf wie durch Zauberschlag lebendig wurde, und der Wahlkandidat sich von einer dreifachen Reihe von Frauen umringt sah; alle geschmückt mit den vorhin erwähnten Hüten und bewaffnet mit ihren Rocken, deren mit Hanf umwickelte Enden sich auf Herrn Rouher zu richten schienen. Dieser war die Stufen hinangestiegen, die zu dem Postament des Steinkreuzes führten, und überschaute von hier die eigenartige Versammlung, sofort eine gemütliche Ansprache an sie richtend, in der er daran erinnerte, daß die Frauen, trotzdem sie bei den Wahlen keine Stimme abgeben, doch sehr oft imstande sind, ihre Männer so stimmen zu lassen, wie es ihnen, den Frauen, genehm ist. Und diese ländliche Konferenz, die einer apostolischen Predigt glich, hatte den besten Erfolg. Am Tage der Wahl stimmte die ganze Gemeinde wie ein Mann für Herrn Rouher.

V.

Ich erwähnte schon, daß der Tod an jede der drei Wohnungen gepocht habe, die Herr Rouher nach einander in Paris inne hatte. Leider zeigte er auch in Cerçay und Pointet sein schreckliches Antlitz.

Herr Rouher befand sich gerade in Cerçay, als die Nachricht vom Tode des kaiserlichen Prinzen in der Nacht vom neunzehnten zum zwanzigsten Juni nach Paris gelangte.

Am Morgen des zwanzigsten ging ich ziemlich früh aus und richtete meine Schritte nach dem Kiosk der Zeitungsverkäuferin, bei der ich mich täglich mit Journalen versah. Der Zugang zu ihrer Bude war von Thürhüterinnen, kleinen

Digitized by Google

Krämern, Bedienten und Dienstmädchen fast vollständig gesperrt, und bei all' diesen Leuten bemerkte ich eine bestürzte Miene. In dem Stadtviertel des Park-Monceau und des Boulevard Malesherbes kennt sich jedermann; auch hatten mich viele dieser braven Menschen bei ihren Herrschaften gesehen, und überdies waren die Gesinnungen, von denen sie sich beseelt fühlten, die beste Entschuldigung für ihre Vertraulichkeit. So wurde mir denn, als ich mich näherte, von allen Seiten zugerufen: „Ist es denn wirklich wahr?" Ich glaubte, die Frage gälte dem Gerücht, das vor einigen Tagen von einem Unfall gesprochen hatte, der den kaiserlichen Prinzen im Lande der Zulus betroffen haben sollte. Aber meine alte Zeitungsverkäuferin, der die Thränen über die große, runde Brille stürzten, sagte: „Sie wissen also noch nichts? Man hat den kaiserlichen Prinzen getötet! Der Direktor der Agence Havas, der hier nebenan seine Privatwohnung hat, erhielt heut Nacht die Depesche." Sofort ging ich nach der rue Abatucci, in Herrn Rouhers Wohnung, weil ich dort ein Telegramm aus Chislehurst zu finden erwartete. Da aber nichts angekommen war, begab ich mich sogleich nach dem Bureau der Agence Havas, wo man mir die Londoner Depesche zeigte, welche bereits die Nachricht mitteilte, daß während der letzten Nacht die Regierung der Königin das englische Parlament von dem Tode des kaiserlichen Prinzen in Kenntnis gesetzt habe. Später erfuhr ich, daß die erste Depesche, die infolge dieser Mitteilung nach Frankreich abgeschickt wurde, von Sir Charles Dilke an Gambetta gerichtet worden war. Sir Charles Dilke, damals nur das Haupt der vorgeschritten liberalen Partei in England, stand in regem Verkehr mit Gambetta, dem er dieses historische Ereignis möglichst schnell hatte mitteilen wollen, ein Ereignis, das man vielleicht dort schon lange herbeiwünschte, da es die Republick von ihrem furchtbarsten Gegner befreite. Leider durfte man die Wahrheit der Nachricht nicht in Zweifel ziehen, obgleich sie im Augenblick in Paris noch nicht verbreitet war, wo sie erst gegen Mittag, durch besondere Ausgaben aller Zeitungen, bekannt wurde.

Es handelte sich nun darum, Herrn Rouher davon in Kenntnis zu setzen, und diese traurige Mission war mir vorbehalten. Nachdem ich einen unserer Freunde gebeten hatte, mich in der rue Abatucci zu vertreten, um diejenigen zu empfangen, welche unzweifelhaft infolge der Nachricht dort vorsprechen würden, eilte ich auf den Lyoner Bahnhof. Da ich aber auf den Zug, der mich nach Brunoy, der Cerçay zunächst gelegenen Station, bringen konnte, fast zwei Stunden hätte warten müssen, zog ich es vor, einen andern zu benutzen, welcher nur bis Villeneuve St. Georges geht, das diesseits Brunoy und ungefähr 8 Kilometer von Cerçay entfernt liegt. In Villeneuve St. Georges mietete ich einen Wagen, der mich binnen dreiviertel Stunden nach dem Schlosse brachte. Diese dreiviertel Stunden in dem jammervollen Gefährt, das nur mühsam von einem schlechten Pferde auf der schmutzigen Straße fortbewegt wurde, — es regnete in Strömen — waren und sind entschieden die schwersten Augenblicke meines Lebens. Ich fühlte, daß ich Herrn Rouher durch die furchtbare Nachricht eben so sicher töten würde, als ob ich ihm einen Dolchstoß beibrächte; ich wußte, der Tod des kaiserlichen Prinzen war ein tödlicher Schlag für Herrn Rouher. Unmöglich konnte er das

plötzliche Ende aller seiner Mühe und Arbeit überleben. Alles, wofür er in den letzten Jahren gewirkt, alles, was er von der Zukunft für Frankreichs Gedeihen und Wiedererstehen gehofft hatte, war mit diesem einen Schlage vernichtet. Für Herrn Rouher war der kaiserliche Prinz mehr als ein Sohn. Er hatte diese ungewöhnliche Intelligenz nach und nach wachsen sehen, hatte Tag für Tag die Entwickelung dieses Herzens ohne Furcht und Tadel verfolgt. Und nun sollte er hören, daß der Wurfspieß eines Wilden in brutaler Weise all' diese Hoffnungen für immer vernichtet habe! Einen derartigen Schlag kann ein Mann von fünfundsechzig Jahren nicht mehr verwinden. Und so erschien ich mir wie einer jener düsteren Boten, die in den Tragödien des Äschylos die unabweislichen Beschlüsse des Fatum verkünden.

Der Wagen ging mir nach meinen augenblicklichen Empfindungen bald zu schnell, bald zu langsam, brachte mich aber doch schließlich vor den Perron des Schlosses. Schnell stieg ich die Stufen hinauf, durcheilte den Hausflur und trat in Herrn Rouhers Arbeitszimmer. Es war nach dem Frühstück, und er las, in einen Sessel zurückgelehnt, — das schlechte Wetter hatte ihn an dem gewohnheitsmäßigen Spaziergange verhindert — die eingelaufenen Briefschaften, wie man aus der Menge der Couverts und zerknitterten Zeitungen sehen konnte, die zu seinen Füßen den Boden bedeckten.

Mein plötzliches Erscheinen zu einer Tageszeit, die nicht mit der Ankunft der Züge übereinstimmte, ließ ihn aufblicken, und er fragte mich mit seiner gewöhnlichen Güte, ohne sich übrigens in seiner Beschäftigung stören zu lassen, was mich bei diesem schlechten Wetter und zu dieser ungewöhnlichen Stunde herführe.

„Ich habe Ihnen eine Nachricht zu überbringen, so schreckenerregend, wie Sie es sich kaum vorstellen können," antwortete ich. Er blickte auf, sah mir scharf ins Gesicht und bemerkte meine verstörte Miene.

„Heut Nacht," fuhr ich fort, „wurde das englische Parlament davon in Kenntnis gesetzt, daß der kaiserliche Prinz im Lande der Zulu den Tod gefunden hat. Hier die Depesche der Agence Havas."

Sein Arm hob sich, wie um nach der Depesche zu greifen, er ließ ihn aber wieder auf die Lehne des Sessels zurückfallen, senkte den Kopf, schloß die Augen und murmelte weiter nichts, als: „Man hätte darauf gefaßt sein müssen." Das war alles.

Ich beobachtete ihn schweigend und erinnerte mich, daß es Wunden giebt, aus denen kein Tropfen Blut fließt, und Schmerzen, die uns töten, weil sie durch Thränen keine Erleichterung finden.

In diesem Augenblick trat Frau Rouher ins Zimmer. Nervös, sehr leicht erregbar und nach all' den Schicksalsschlägen, die sie betroffen hatten, stets eher schlimme als gute Nachrichten erwartend, hatte sie uns kaum erblickt, als sie auch schon, durch unser Aussehen erschreckt, ehe ich noch zu sprechen begann, rief: „Gerechter Gott, der kaiserliche Prinz ist gestorben?" Und den Blick auf ihren Gatten gerichtet, der gerade die Augen erhob und schweigend mit dem Kopfe nickte, stieß sie einen Schmerzensschrei aus, faßte nach einer Stütze, die ihre

Hand nicht zu erreichen vermochte, und fiel ohnmächtig auf den Teppich zu unsern Füßen. Ich klingelte, Dienerinnen kamen und trugen ihre Herrin auf ihr Zimmer.

Herr Rouher hatte sich während dessen von seinem Lehnsessel erhoben, ging durch den Hausflur und richtete seine Schritte nach der Balkonthür, die zu der andern Seite des Hauses führte, entgegengesetzt derjenigen, von der ich gekommen. Er trat auf den Perron, das Wetter hatte sich beruhigt, wir gingen in den Garten. Immer gewöhnt, zuerst die politische Seite jedes Ereignisses ins Auge zu fassen, sagte er, nachdem er eine Zeitlang schweigend auf und ab gegangen war: „Meine Rolle ist ausgespielt, welches auch der letzte Wille des unglücklichen Prinzen sein mag — wenn er überhaupt einen solchen hinterlassen hat — die Leitung der bonapartistischen Partei geht jetzt auf den Prinzen Napoleon über. Er ist der nächste im Range und durch Alter und Erfahrung befähigt, die schwere Mission auf sich zu nehmen. Er wird weder der Hilfe noch des Rats noch der Dienste eines Mannes bedürfen, der während der kaiserlichen Regierung so oft in direkter Opposition zu ihm gestanden hat. Ich kann mich jetzt zurückziehen, über die Vergangenheit nachdenken und trauern." — Als ich ihn fragte, ob er nicht nach Paris kommen werde, wo sich ohne Zweifel die bonapartistischen Deputierten sowie die Hauptstützen der Partei versammelt haben würden, mit Bangigkeit seine Ankunft erwartend, antwortete er mir, er fühle sich außerstande, in dieser Trauerversammlung zu erscheinen, seine Pflicht rufe ihn überdies zu ihrer Majestät der Kaiserin, er wolle schon abends nach England abreisen, ohne Paris zu berühren. Und in der That fuhr er wenige Stunden später, mit eiligst zusammengepackter kleiner Bagage, von seiner Gattin begleitet, nach dem Nordbahnhof, wobei er nur einige Vorstädte von Paris passierte und kurz vor Abgang des Schnellzuges anlangte.

Ich kehrte unterdes nach Paris zurück und teilte den im großen Salon der rue Abatucci Versammelten Herrn Rouhers Entschluß und seine Abreise nach England mit.

Erst in Chislehurst, als er der unermeßlichen Verzweiflung der Kaiserin gegenüber stand, kam auch bei Herrn Rouher der Schmerz zum Ausbruch. Er fühlte deutlich, daß es dafür kein Heilmittel gäbe, und sandte mir folgende Zeilen:

„Ich muß es bekennen, mein Kopf kann keinen Gedanken mehr fassen; meine Seele ist tief gebeugt und wird sich nicht wieder aufrichten. Ich sehne mich nur nach Einsamkeit und der Ruhe der letzten Tage."

Und jetzt verstand ich erst, daß, als ich ihm in Cerçay die Schreckenskunde mitteilte, und er sagte: „Meine Rolle ist ausgespielt" er damit nicht, wie ich damals glaubte, seine politische Mission, sonder sein Leben meinte!

Mit ernster Resignation unterzog er sich allen Mühwaltungen, die ihm von der Kaiserin übertragen wurden, und sorgte für Ausführung der Formalitäten und Zeremonien, welche notwendig mit der Bestattung des kaiserlichen Prinzen verbunden waren: Das Öffnen des Sarges, der seine Überreste enthielt, die Leichenfeier, bei der sich die Thränen zweier Witwen mit dem Schmerz zweier Völker

vereinten, und die Beisetzung in der Kapelle, in der Napoleon III. ruhte. Bei dieser letzten Feier defilierten die Kadetten von Woolwich, deren einfach elegante Uniform der kaiserliche Prinz mit so viel jugendlicher Lust getragen hatte. In jedem der schlanken, fast noch unbärtigen Jünglinge glaubte man ihn zu erblicken!

Als in England alles vorüber und der Sarg des unglücklichen Prinzen neben dem Sarge des Kaisers in der kleinen Kapelle der heiligen Maria in Chislehurst beigesetzt war, kehrte Herr Rouher nach Frankreich zurück. Nachdem er einige Tage in Paris zugebracht hatte, wo er seinen Entschluß, sich vollständig von der Politik zurückzuziehen, verkündete, ging er nach Pointet.

VI.

Aber ach! dieser einst von Herr Rouher vorzugsweise geliebte, anmutige Aufenthalt, so geeignet für friedliches Ausruhen hatte seinen früheren Reiz verloren. Auch über diese frische Landschaft hatte der Tod seine schweren Schatten gebreitet, wie über Paris und Cerçay. Ungefähr sechs Wochen nach der ersten Nachricht vom Tode des Prinzen schrieb mir Herr Rouher aus Pointet:

„Ich lebe hier als Einsiedler. Frau und Kinder sind abgereist, und ich bin mir selbst überlassen. Gedanken, Träume und Nachtwachen — es läuft alles auf eins hinaus: ich kann über meinen Schmerz nicht hinweg kommen und wünsche, es ginge bald mit meinen Kräften zu Ende, damit ich diese beständige Qual los wäre."

Er fühlte deutlich, wie die fixen Ideen von ihm Besitz nahmen, und fand eine wahre Wollust darin, sich von dieser „Qual" erfaßt zu sehen, da er genau wußte, sie werde das Ende herbeiführen.

Ich wage es kaum auszusprechen, bin aber fest davon überzeugt, daß er, nach dem Zusammensturz der letzten Hoffnung des Kampfes müde, den er dreißig Jahre lang für die kaiserliche Dynastie geführt hatte, jetzt, gleich dem durch den weiten Marsch zu Tode erschöpften Krieger, sich am Rande des Weges niedersinken ließ, um mit einer Art selbstmörderischer Freude das Ende zu erwarten.

Und doch verlangte die Pflicht noch eine letzte Anstrengung von ihm. Sein Mandat erlosch erst im Jahr 1881, und er glaubte sich nicht berechtigt, es niederzulegen. Viele tausend braver Leute hatten ihm im Jahr 1877 ihre Stimme gegeben und sich dadurch der Regierung gegenüber bloßgestellt, hatten aus Liebe zu ihm und aus Ergebenheit für die bonapartistische Sache der Absetzung und Verfolgung Trotz geboten. Herr Rouher wollte sie daher nicht im Stich lassen. Und auch ein anderer, höherer Grund vermochte ihn, seinen Platz als Deputierter noch nicht aufzugeben: er wollte nicht mehr für die Zukunft kämpfen, aber die Vergangenheit verteidigen, sobald sie angegriffen wurde. Und nur zu bald sollte er dazu Gelegenheit haben. Handelsverträge, die er im Jahr 1860 geschlossen, hatten in Frankreich die demokratischen Prinzipien des Freihandels eingeführt. Ihre Zeit war abgelaufen, und die Schutzzöllner, die jetzt am Ruder waren, wollten Revanche nehmen. Das rüttelte Herrn Rouher auf, den man wahr-

scheinlich, von den Falten seiner Fahne bedeckt, in Schlummer versenkt wähnte. Er bestieg die Tribüne und verteidigte das Werk Napoleons III. und das seine mit so viel Klarheit, Kraft und Patriotismus, getragen von dem Bewußtsein der Bedürfnisse der arbeitenden Klassen, daß man die Reden, die er während dieser Verhandlungen hielt, in der That für seine besten erklären muß. Die Kammer, die jetzt in ihm nicht mehr den politischen Gegner zu fürchten hatte, ließ sich durch die machtvolle Beweisführung des in allen volkswirtschaftlichen Fragen bewanderten Staatsmanns, durch seine glühende Überzeugung und eingehende Kenntnis aller Einzelheiten der englischen und französischen Industrie völlig gefangen nehmen und bezaubern, und wenn er auch keinen vollständigen Sieg davontrug, wurde ihm doch die Genugthuung zu teil, daß man an den Prinzipien festhielt, für die er während seiner ganzen politischen und parlamentarischen Laufbahn gekämpft hatte.

Als das Mandat der im Jahr 1877 gewählten Kammer 1881 erlosch, widerstand Herr Rouher den Bitten seiner Familie, seiner Freunde und treuen Wähler und erklärte mit Entschiedenheit, er wolle sich nicht mehr wählen lassen. Endlich war der von ihm sehnlichst herbeigewünschte Augenblick gekommen, wo er sich ganz seiner „Qual" hingeben konnte.

Nach und nach, langsam aber stetig fortschreitend, nahm das Leiden von ihm Besitz und hüllte ihm die Außenwelt in dunkle Schleier. Er isolierte sich völlig; die Gegenwart beschäftigte ihn nicht, die Zukunft war ihm gleichgültig, er fürchtete sich vor der Vergangenheit.

In seinem äußeren Leben hatte sich scheinbar nicht viel geändert. Wie immer früh auf, leider aber mit unfruchtbarer Arbeit beschäftigt, war er wohlwollend gegen alle, die ihn besuchten. Seine Unterhaltung jedoch wurde mehr und mehr melancholisch gefärbt, und er ließ sich durch nichts bewegen, politischen Rat zu erteilen.

Diese moralische Agonie, für die oberflächliche Naturen kein Verständnis hatten, dauerte drei Jahre. Endlich, während der letzten Monate des Jahers 1883, nahm die Krankheit einen ausgesprochenen und bestimmten Charakter an, und bald erfüllte sich sein Wunsch: am dritten Februar 1884 war er erlöst.

Ist dieser Tod nicht das schönste Zeugnis für die, deren Unglück ihn verursachte, und für ihn, dessen Treue durch dies Ende besiegelt wurde?

Deutsche Seehelden

von

Vizeadmiral **Batsch.**

III.

Zu einer Zeit, wo der vom Wiener Kongreß geschaffene Bundestag nahezu den Gipfelpunkt seiner Ohnmacht erreicht hatte, beschäftigten sich viele Köpfe mit dem Gedanken, es wäre in einer deutschen Seemacht vielleicht der Vereinigungspunkt für die sonst unmögliche Kraftäußerung zu finden. Unter den Fürsten war es König Friedrich Wilhelm IV., der einen solchen Gedanken mit Wärme aufnahm, und zu seiner Verwirklichung die ersten Keime pflanzte. Zu dem Behufe wurde in den vierziger Jahren eine Kommission eingesetzt, in welcher an der Spitze einer Reihe von Generalen der Prinz Adalbert von Preußen den Vorsitz führte. Irren wir nicht, so war des Königs früherer Generalstabs-Chef Groeben Berichterstatter jener Kommission. Der Inhalt des Berichtes, den man dem König vorlegte, thut hier nichts zur Sache, wohl aber waren die Anfangs-Worte — „da das Wasser bekanntlich nicht unser Element ist" — geeignet, die Heiterkeit des Königlichen Herrn zu erregen, und ihm einigen Zweifel nahe zu legen, ob danach wohl eine Flotte zu schaffen sei.

Wenn jener Berichterstatter seinen Bericht mit so bezeichnenden Worten anfing, hatte er gewiß nicht die Absicht, einer historischen Wahrheit damit Ausdruck zu geben, und doch drängte sich ihre Wahrheit einem Jeden auf, der die damalige Sachlage vom Gesichtspunkt einer Flotten-Bestrebung beurteilte. Der Berichterstatter war preußischer Offizier; die Armee, der er angehörte, erfreute sich seit den Zeiten des Großen Kurfürsten einer ruhm- und ehrenreichen Vergangenheit; die vaterländischen Küsten waren von den hauptsächlichen Kriegsläuften, so zu sagen, nur gestreift worden; das Streben, den Haupttell jener Küsten in preußischen Besitz zu bringen, hatte der Friede von St. Germain zu nichte gemacht der notwendige Besitz von Danzig war erst dem Ende des vorigen Jahrhunderts vorbehalten; vorher hatte nicht allzuviel gefehlt, daß die von Osten andrängende Macht mittelst ihrer wachsenden Ostsee-Herrschaft sich auch dieses Hafens nebst seinem Hinterland angenommen hätte, war doch Ludwigs XV. kleines Geschwader nicht einmal imstande, die eigenen vor Weichselmünde gelandeten Truppen, noch weniger Ludwigs Schützling Stanislaus in Sicherheit zu bringen, und so war und blieb das damalige Preußen, trotz Königsberg und Kolberg, selbst an der Ostsee ein Fremdling, und es schien die Möglichkeit fast ausgeschlossen, daß dieses „Element" dem aufstrebenden Königreich in des Wortes wirklicher Bedeutung zum Eigentum wurde.

Danzig, das stolze, war gefallen, — nicht zum letztenmal — weil der rechte Arm seiner Verteidigung, die Seetüchtigkeit, in Verfall geraten, das Geschlecht seiner „Seehelden" erloschen war. Dieses Bollwerk der deutschen Ostfront beugte

sich vor der russischen Zarin, von deren Geschwadern Weichselmünde zu erzählen weiß, und Münnichs Armee war fortan zur Eroberung der Krim verfügbar.

Wenn überhaupt noch eine Spur deutschen Einflusses auf die Herrschaft der Ostsee vorhanden blieb, so war sie doch dem völligen Verschwinden nahe. Schon der Große Kurfürst hatte es schmerzlich empfunden, daß er gegen schwedischen Druck zu dänischen Geschwadern und holländischen Admiralen seine Zuflucht nehmen mußte, und doch waren noch zu Peters des Großen Zeit die bewährten, rüstigen Seeleute der Ostseestädte Lübeck und Danzig dem russischen Emporstreben unentbehrliches und willkommenes Material, gut genug, um den baltischen Dreizack aus schwedischer in moskowitische Hand zu bringen.

Unter seefahrendem Volk geht, wie bereits erwähnt, die Sage, daß wahre Seemannschaft nur da gedeiht, wo der regelmäßige Wechsel von Ebbe und Flut über die Bewegung des Meeres herrscht. Der Satz birgt einen Kern von Wahrheit, ist aber nicht buchstäblich zu nehmen, und es wäre ein Irrtum, ihn auf alle Fälle zu beziehen. Der Holsteiner, der Skandinavier, der Pommer, Preuße und Finne geben in seemännischer Tüchtigkeit dem Friesen nichts nach; hat ihr Meer auch nicht Ebbe nnd Flut, so sorgt das nordische Wetter doch zur Genüge für Bewegung; da übt der Golfstrom nicht seinen mildernden Einfluß, der Winter ist lang, der Sommer kurz, und wohl könnte es ein Ostseefahrer gewesen sein, der dem oberländischen Neuling zurief: „Bleib' zu Haus, mein Junge, auf See ist kein Vergnügen zu holen!" Jene Sage, nur Ebbe und Flut bilde Seeleute, paßt fürs Mittelmeer, denn dort ist wenigstens der vierte Teil des Jahres eine Zeit, wo man sagen kann, die Schiffahrt sei eine Lust und ein Kinderspiel in des Wortes wirklicher Bedeutung. Aber auch das ist nicht ganz buchstäblich zu nehmen; wenn der „Levanter" die vom Atlantik hereindrängenden Wasser peitscht, werden Masten und Takelwerk, Maschinen und Menschen, zu Zeiten auf harte Probe gestellt.

So waren und blieben die deutschen Meere immer die härtere Schule; dem Seehandel fehlte es niemals an tüchtigem Volk, aber das Kriegshandwerk ward den deutschen Seeleuten fremd. Mußte schon der Große Kurfürst sich ausschließlich holländischer Seeoffiziere bedienen, so brauchte Zar Peter britische Hülfe zur Führung der neu geschaffenen Flotte. Waren es im brandenburgischen Dienst die Cornelius van Beveren, Cornelius Neers, Martin Ferdinand, Andreas Bergener, Jasper Cornelius und Jessen Blumenthal, die den kurfürstlichen roten Adler an das Cap St. Vincent führten, so waren es die Greig, Preston, Elphinston und andere Briten, die den Kanonen des neuen moskowitischen Reiches im baltischen Meer, wie im Pontus Geltung verschafften. Und doch fehlte auch neben ihnen das deutsche Element keineswegs. Zu einer Zeit, wo in der schwedischen Flotte die Wachtmeister und Stedingk sich hervorragenden Rufes erfreuten, kamen auch in der russischen hier und da ausgezeichnete deutsche Männer zur Geltung. Noch auf lange Zeit hat sich indes die Mehrzahl der Stellen im Besitz der Engländer befunden, denn als Katharina II. den Amerikaner Paul Jones zum Admiral und Chef einer Flotte ernennen wollte, drohten alle Engländer mit Niederlegung ihres

Digitized by Google

Amtes, und die Kaiserin mußte von jenem Schritt Abstand nehmen, weil sie die Lücken nicht hätte ersetzen können. Die Agitation gegen den Amerikaner hatte nur die Folge, daß er vom nördlichen auf den Kriegsschauplatz des Südens versetzt wurde.

Dort führte er die aus Linienschiffen bestehende Segelflotte; der Befehl am Lande war in der Hand Suworoffs, die türkische Flotte vor Oczakow in der des Capudan-Pascha Hassan. Den Teil der russischen Seestreitkraft, auf den bei der Belagerung von Oczakow der Löwen-Anteil der Arbeit fiel, führte ein deutscher Fürst in Katharinas Dienst, der Vize-Admiral Prinz von Nassau-Siegen. Er war es, dem Suworoff bei jener Gelegenheit schrieb: „Unüberwindlicher Doria, es ist Zeit, den Nachfolger Barbarossas gefangen zu nehmen!" Das Andenken Khaireddins lebte noch in frischem Andenken, und Hassan Pascha war ganz der Mann, jenes Andenken in Ehren zu halten. Aber Katharina verstand es, die rechten Männer an den rechten Platz zu stellen, und als Paul Jones abriet, das starke ottomanische Linienschiffs-Geschwader mit Galeeren und Kanonenbooten anzugreifen, hatte Prinz Nassau nur die Antwort: „Warum nicht, jenen Ungetümen fehlt die Seele, ihren Kanonen die verständige Hand. Wie unter einem Gewölbe ihres Kugelhagels gehen wir heran, und werden sie vernichten!" Ein ähnliches Werk der Zerstörung, wie sie darauf folgte, haben die Annalen der Seekriegsgeschichte lange nicht aufzuweisen.

Helden sind Kinder ihrer Zeit, und die Verhältnisse der Gesellschaft, wie der Politik, unter denen sie aufwachsen, ihre Schule. Dieselben Ursachen, die für die Geschicke einer Nation bestimmend sind, sie sind auch die Quellen ihrer Siege und ihres Heldentums. Armeen, wie Flotten sind Wesen, deren innerer Wert sich aus ihrer eigenen Schule heraus bildet; ihre Organisation, der sie beherrschende Geist und der Charakter ihrer Führer sind die Hauptgrundlagen ihrer Kraft, aber es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Verhältnisse des Landes und des Volkes, dem sie angehören, mächtig darauf einwirken. Rochambeau war ein Held, als er an den Ufern des Delaware französische Veteranen gegen Cornwallis führte; er hörte auf es zu sein, als man ihm zumutete, mit den Freischaren der Revolution den österreichischen Generalen die Spitze zu bieten. Der Ruhm des „Kommodore Jones" hat sich von den Freiheitskriegen der Vereinigten Staaten bis auf unsere Tage erhalten, und mit dem wachsenden Zeitalter werden seine Landsleute den Namen „Paul Jones" neben den „Ferragut" und „Porter" auf alle Zeit mit den stolzesten Überlieferungen ihrer Geschichte verflechten. Und dennoch spielte derselbe „Paul Jones" in den Türkenkriegen der Zarin Catharina eine nur unbedeutende Rolle; eine Rolle, die von den Lorbeeren seines deutschen Waffengefährten Prinz Nassau weit überstrahlt wurde. An ähnlichen Vergleichen ist kein Mangel; „George Washington" selbst würde, nach Europa verpflanzt, wahrscheinlich nur ein sehr mittelmäßiger preußischer General geworden sein.

Wer ein Kapitel über „deutsche Seehelden" schreibt, ist nicht berechtigt, einen russischen Admiral in die Liste zu setzen, auch wenn er einem deutschen Fürstenstamm entsprossen ist; die Nationalität des Mannes giebt dem Lande seiner Ge-

burt kein Anrecht auf sein Heldentum; auch die Zarin war deutscher Herkunft, ihre Größe aber gedieh auf fremdem Boden, und gehörte fremdem, slawischem Geschlecht.

So wäre denn für Karl Heinrich Nikolaus Otto, Prinz von Nassau-Siegen, den tapfern Überwinder jenes Nachfolgers Khaireddin Barbarossas im Pontus, den Besieger von Gustavs Herzog von Südermannland im baltischen Meer, an dieser Stelle, streng genommen, kein Platz, wenn man aus jener Zeit nur einen einzigen Deutschen hätte. Aber im ganzen achtzehnten Jahrhundert war der Dreizack, soweit es deutsche Nation und deutsche Küste anging, begraben. Als halb Europa gegen den großen König in Waffen stand da fühlte er bitteren Mutes den Mangel einer Flotte. Wie nötig wären ihm die Truppen des Herzogs Eugen auf den schlesischen und böhmischen Schlachtfeldern gewesen, wenn ein schwimmendes Korps Kolberg und Pommern schützte. Die acht Linienschiffe, deren Hilfe laut Vertrag von Westminster zugesagt war, blieben aus; Großbritannien bedurfte ihrer anderwärts, und kümmerte sich wenig um die Nichterfüllung des Versprechens. Als im Feldzug von 1760 eine russische Division bei Kolberg landete, und fand, daß dort für sie keine Seide zu spinnen war, schiffte sie sich wohlgemut wieder ein; denn es war — wie Theodor von Bernhardi sich bezeichnend ausdrückt, — niemand da, der das „schwerfällige Gebahren" der russischen Flotte hätte verhindern können. Im darauf folgenden Jahre gelang es schon besser; Romanzoff fand kaum nennenswerten Widerstand, die russische Kaiserin bedurfte Kolbergs für die Winterquartiere, dem tapfern Verteidiger fehlten Lebensmittel und Schießbedarf, die Oder-Mündungen, von wo allein Hilfe hätte kommen können, waren in der Schweden Hand, und der Fall der Seefestung unvermeidlich. Schon damals that sich bei der Verteidigung Kolbergs ein pommerscher Seemann hervor, dessen Name auch in der späteren Zeit zu hohem Ruhm kommen sollte. Es war der junge Nettelbeck, der dem Kommandanten, Oberst von Heyden, damals in den Verteidigungs-Arbeiten eine nützliche Hilfe war.

Bei ihm kam die Entschlossenheit, Ausdauer, Energie und Findigkeit des nordischen Seemannes zur Geltung, und doch findet er unter den Seehelden deutscher Nation keinen Platz, denn seine Kriegstüchtigkeit glänzte nur zu Lande. Zur See war er ein schlichter Kauffahrer, brav und treuherzig in seiner Art, unternehmend und unerschrocken, im Sinne damaliger Zeit nicht wählerisch bezüglich der Art seines merkantilen Treibens. Lange Zeit Sklavenfahrer, wie er selbst schildert, durchlebte er in dem Treiben an afrikanischer Küste eine harte Schule, diente in der Folge kurze Zeit als Leutnant auf einem Linienschiff der englischen Flotte, war auch im Jahre 1770 von Friedrich dem Großen zum Kommandanten der 40-Kanonen-Fregatte „Duc de Bévre" ernannt „mit der Erlaubnis, königliche Seeuniform, Säbel und Portepee zu tragen." Jener Dienst scheint indes nicht von langer Dauer gewesen zu sein; zu Seekämpfen hatte Preußen damals keinen Anlaß, und mit dem Admiral französischer Abkunft — er war ein Neffe des Direktors der königlichen Regie „de Lattre" — scheint der

biedere Nettelbeck es nicht lange ausgehalten zu haben. Zudem heißt es, jene Schiffe seien wesentlich auf den Verkauf gebaut worden, da der Überfluß an großen Wäldern und Holzbeständen den Schiffbau gewinnbringend machte.

Kriegerische Tugend ist nur ein Stiefkind der Kauffahrtei, und doch sind ihre Keime nirgends in so reichem Maße zu finden, wie in dem derben Schlage des nordischen Seevolks. Als im Feldzug von 1761 Kolberg unter seinem tapfern Oberst von Heyden hart bedrängt wurde, bemühte sich der Herzog von Bevern von Stettin aus Zufuhr zu senden; aber die drei Odermündungen befanden sich in schwedischem Besitz, und jedwede Ausfuhr wurde durch eine Blockade im Haff fast unmöglich gemacht. Eine Durchbrechung gelang indes in einzelnen Fällen, und auch in Nettelbecks Lebensbeschreibung findet sich die schlichte Erzählung, wie er mit seinem, der „Postreiter" genannten Kauffahrer von Wolgast aus seinen pommerschen Landsleuten zu Stettin „etwas zur Liebe" habe thun wollen. „Sehen sie sich wohl vor, Herr!" sagte ihm sein Verfrachter, „auf dem Haff liegt eine ganze Flotte von unsern schwedischen armierten Schiffen. Das wird Künste kosten!"

Nun sei er mit seinem Schiff die Peene hinaufgegangen, bis zum sogenannten „Bock", dem Eingang des Haffs, dort habe die schwedische Flottille in einem weiten Halbkreis gelegen, in ihrer Mitte eine Fregatte, „sodaß", wie er sagte, „das Ding nicht wenig bedenklich aussah, und ich meinem Mute wacker zusprechen mußte. Indes peilte ich noch bei Tage mit dem Kompaß, wohinaus die größte Öffnung zwischen den Fahrzeugen war. Die Nacht fiel rabendunkel ein; der Wind war frisch mit Regen und Donnerwetter vergesellschaftet, und alles schien mein Unternehmen begünstigen zu wollen."

„Um elf Uhr hob ich den Anker, und segelte glücklich durch die Flotte, deren eigene aufgesteckte Feuer mir sogar die Richtung noch deutlicher angaben. Schon hatte ich sie eine Viertelmeile im Rücken, und glaubte mich geborgen, als unerwartet ein Schuß nach mir hinfiel, der, wie ich erst bemerkte, von einer, auf Vorpost ausgestellten Galley kam. Himmel! wie sputete ich mich, jedes Segel aufzusetzen, das mein kleines Schiffchen nur tragen konnte, welches überdem zu meinem Troste ein guter Segler war. Nicht lange aber, so blitzte ein Schuß von der Seite nach mir auf; dieser kam von einem andern Vorpostenschiff, dem ich ebensowenig Rede zu stehen gesonnen war.

„Nunmehr machten beide Galleyen die ganze Nacht hindurch Jagd auf mich, und kamen mir in der That nahe genug, daß unter den unzähligen Kugeln, womit sie mich begrüßten, vier durch meine Segel gingen. Mit Tagesanbruch war ich gegen Neuwarp über . . . . Hier aber kamen mir bereits drei von unsern armierten Fahrzeugen entgegen, die gewöhnlich bei Ziegenort lagen, und durch das nächtliche Schießen alamiert worden waren. . . ."

So schrieb der alte Nettelbeck zu einer Zeit, wo selbst der große König Anstrengung machte, sich die See zu öffnen, und die Schweden aus den Odermündungen zu vertreiben. Der Erfolg hat seine Maßregeln nicht begünstigt, es sollte dem königlichen Feldherrn die Erfahrung nicht erspart bleiben, daß Steg-

reif-Schöpfungen zur See nur schwache unzureichende Hülfsmittel sind, und daß im Seekrieg ungenügendes Werkzeug auch durch die Tapferkeit der Menschen nicht immer aufgewogen wird. Die damaligen Ereignisse im Stettiner Haff sind der Geschichte nur in spärlichen Umrissen erhalten worden; namentlich ist das Jahr 1759 so reich gewesen an gewaltigen Schlägen, daß die See-Geschichte jenes Jahres sehr in den Hintergrund trat. Und doch ist sie der Beachtung nicht unwert, denn im ganzen Jahrhundert ist es der erste und einzige Fall, wo die bittere Notwendigkeit einer Seerüstung erkannt wurde.

Nach den Aufzeichnungen des Kriminalrathes Dr. Lieberkühn, erschienen 1779, hatte König Friedrich schon im Jahre 1757 vom Hauptquartier Leitmeritz aus befohlen, der Kammerpräsident von Aschersleben solle nach Ankunft des Gen.-Major von Manteufel mit demselben wegen Usedom, Wollin, der Swine und Dievenow Rücksprache nehmen, wenn er es für nötig fände, sollte er den Hafen mit „einer Defension von Schiffen decken", „darüber auch mit erfahrenen Seemännern reden." Wie es scheint hat aber der in Pommern kommandierende Generalfeldmarschall von Lehwald erst im März 1758 dem Generalleutnant Grafen von Dohna befohlen, „einige flache Fahrzeuge zu armieren." Darauf ist ein königlicher Kammerbefehl an den Kaufmann Daniel Schulz ergangen, man solle 4 Klinker-Galliots und 4 Zeese-Kähne zur Armierung mit Geschütz aussuchen, und „das dazu Erforderliche" anschaffen.

„Diese Flottille", so heißt es, „that ihre guten Dienste, und verhinderte das Eindringen der feindlichen Schiffe in das Haff, bis sie den 10. September 1759 durch eine Windstille, und die schwedische Uebermacht zu Grunde gerichtet ward. Die Flottille lag am angeführten Tage diesseits dem Repdingischen Haken" — soll jedenfalls heißen: Rebzin'er Haken, und ist der Landvorsprung bei Neuwarp —. „Den rechten Flügel von der Mitte an zu rechnen machte aus „Prinz Heinrich", Kapitän Brun, „König von Preußen", Kapitän Schwarz, die Galeere „Jupiter", Kapitän Funk, die Galeere „Mercurius" Kapitän Marquart. Den linken Flügel, der „Prinz Wilhelm", Kapitän Braunschweig, „Prinz von Preußen," Kapitän Lickfield, die Galeere „Mars", Kapitän Hanson, die Galeere „Neptunus", Kapitän Barkhan. Die 4 Barkassen lagen hinter der Fregatte mehrenteils nach dem rechten Flügel zu. Die schwedische Flottille bestand aus 4 großen Galeeren zu 44 Ruder, 2 Bombardier-Galliotten, 8 halbe Galeeren, 1 Jager, 1 Kranken- und 1 Proviantschiff, auch 14 „Espings." Gleich nach 8 Uhr morgens ward der preußische rechte Flügel zuerst durch 2 große und 5 halbe Galeeren und eine Bombardier-Galiotte attaquiret. Nach einigen Lagen ward das Treffen allgemein. Die ganze Flotte lag anfangs vor Anker, und kanonierte 2 Stunden lang vom Steuerbord, da sie aber dem feindlichen Eindringen mit dieser Kannonade nicht widerstehen konnte, so kappte der rechte Flügel die Anker, um im Lavieren zu schlagen. Das Schiff des Kapitän Lickfield ward zuerst erobert, und der Feind feuerte damit auf Kapitän Hanson, welcher durch die vielen kleinen feindlichen Galeeren umringt und erobert ward, so daß eigentlich nur unter Segel blieben der „König von Preußen", „Prinz Heinrich" und „Prinz Wilhelm", auf

welche die ganze schwedische Flotte loß ging, zuerst den „Prinz Heinrich“ und darauf den „Prinz Wilhelm“ wegnahm, und mit dem Geschütz der beiden eroberten Schiffe den „König von Preußen“ kanonierte. Dieses Schiff retirierte sich über eine starke Meile in beständigem Kanonieren bis an den Ziegenortschen Hort“ — jetzigem Papenwasser — „da denn der Wind zuletzt ganz stille ward, das Schiff mit dem Ruder nicht mehr gesteuert werden konnte, und von der ganzen feindlichen Macht umringt sich ergeben mußte, nachdem es 36 Schüsse bekommen. Der C. Rudenspaar, Admiral der schwedischen Flotte, gestand nach geendigtem Gefecht, wenn er gewußt hätte, daß die Schiffe so stark armiert wären, würde er sich nicht getraut haben, eine Attaque zu wagen. Dieser Sieg kam den Schweden teuer zu stehen. Zwei schwedische Barkassen wurden in den Grund geschossen, eine geriet in Brand, und flog mit der ganzen Mannschaft in die Luft. Die Schweden hatten 120 Todte. Bald darauf rächte sich die preußische Flottille, und erfocht über die Schweden einen vollkommenen Sieg und große Vorteile, weshalb das hiesige königliche Gouvernement 500 Rthlr. Prämie unter dem Schiffsvolk austeilen ließ.“

Es waren in jenem Augenblick nur erst wenige Wochen vergangen, seit der König an den Marquis d'Argens geschrieben: „Von den Trümmern meiner Armee habe ich nicht mehr als 32000 Mann retten können; damit will ich mich dem Feind in den Weg werfen, und entweder sterben, oder die Hauptstadt retten. Mangel an Entschluß werden Sie, mein lieber Marquis, das nicht nennen können.“ Die verlorene Schlacht von Kunersdorf, Sachsen dem Feinde offen, die Übergabe von Dresden, und die Kapitulation von Maxen, das war die Kette von Ereignissen wie sie des Königs ganze Kraft zu jener selben Zeit in Anspruch nahmen; sie waren nicht geeignet, seine Aufmerksamkeit an Pommern und die nordischen Küsten zu fesseln, und ihn zu noch weiterer maritimer Aktion zu veranlassen.

Wohl war unter solchen Verhältnissen „das Wasser nicht unser Element“, und es war als ein besonderes Glück anzusehen, daß die politische Lage, soweit die Ostsee-Flanke in Betracht kam, bald erheblich besser wurde. Freilich mußte Kolberg erst fallen; mit dieser Seefestung war Romanzoff besser daran, als hundert Jahre früher der Friedländer mit Stralsund. „Und wäre sie mit Ketten an den Himmel geschmiedet, so will ich die Seefestung haben, es koste, was es wolle!“ Mit der Himmels-Allegorie hatte es nicht so viel auf sich; eine „freie See“ war der Zauberstab, der Stralsund schützte, und der des heiligen römischen Reiches „Admiral“ den Laufpaß gab. Der „freien See“ entbehrte Kolberg und fiel; auch des alten Heyden erprobte Tapferkeit vermochte es nicht zu halten, denn das Lebens-Element der Seefestung war von Russen und Schweden beherrscht. Nicht so ein halbes Jahrhundert später, wo maritime Übermacht in Freundeshand jenen Lebensnerv schützte, und wo Kolberg bestimmt war, in dem Elend eines unglücklichen Kriegsjahres fast der einzige Glanzpunkt zu sein.

So war denn das ganze achtzehnte Jahrhundert Deutscher Seestreitbarkeit ein ungünstiges von Anfang bis zu Ende, und so war es im Norden, wie im Süden. Die Kolonial-Politik des Kaisers Karl VI. ist heute fast ganz vergessen;

seine um 1714 in Indien gegründeten Faktoreien nahmen einen schwunghaften Anfang, aber ein erbärmliches Ende. Prinz Eugen war ihr eifrigster Förderer; mit Ostende als Stapelplatz im Norden, Triest im Süden träumte er von Deutscher Seegeltung und Seestreitbarkeit; schon im Jahr 1717 schickte er auf eigene Kosten zwei Schiffe hinaus, was Nachahmung fand, und sich so bezahlt machte, daß der Kaiser 1722 einen Schutzbrief gab. Von den Niederlassungen selbst befand sich die eine an der Südwestküste zwischen dem englischen Madras und dem damals holländischen Sadras, die andere bei Baukipur am Hugli in der Nähe von Kalkutta. Prinz Eugen hatte geltend gemacht, wie leicht man aus dem Material dieser Indischen Kompagnie den Kern einer Deutschen Flotte bilden könne, und wie leicht das deutsche Reich sich damit unabhängiger machen könne von den Seemächten, namentlich von England und Holland. Das gab zu vielen diplomatischen Verhandlungen Anlaß; die Seemächte setzten der Sache jedes denkbare Hindernis entgegen, denn man fürchtete die überwiegende Seegeltung Deutschlands vermöge seiner günstigen Lage. Man berief sich auf den Westfälischen und Utrechter Frieden; doch das alles hätte nichts gefruchtet, wenn nicht die Kaiserliche Diplomatie in der Pragmatischen Sanktion einen Angelpunkt gehabt hätte, der ihr näher am Herzen lag. Ihr fiel das Interesse jener Ostindischen Kompagnie zum Opfer; das geschah bereits im Jahr 1727.[1])

Was dem Kaiser nicht geglückt war, wollte Friedrich II. mit der Gründung seiner „Bengalischen Handelsgesellschaft" erreichen, und machte Emden zu deren Stapelplatz. Aber die früheren Widerwärtigkeiten waren nun schon gewachsen; in Indien selbst stieß man auf Ränke und Widerstand jeder Art. Vom Direktorium zu London wurde zwar der Befehl hinausgegeben: „Wenn die preußischen Schiffe die übliche Hülfe in Wasser, Proviant, oder sonstigem notwendigem Bedarf verlangen, so sollen sie wie alle anderen befreundeten Nationen behandelt und damit versehen werden. Unter keinen Umständen dürft Ihr mit ihnen Handel treiben, oder Euch in ihre Handelsgeschäfte mischen." Erlaß vom 25. März 1756. Aber die Deutschen „investments" waren, wie Dr. Hunter sich ausdrückt, ohne hinreichende Erfahrungen gemacht; dazu kam der siebenjährige Krieg, der selbstverständlich jeden weiteren Schutz fehlen ließ, und das ganze Unternehmen ging allmählich zu Grunde.

War schon das siebzehnte Jahrhundert voll des Kriegsgetümmels, besonders in dem schwer heimgesuchten Deutschen Reich, so ließ auch das achtzehnte es sicherlich daran nicht fehlen; in eben diesem achtzehnten Jahrhundert fand der Klang der Kriegstrompete von dem alten Festland aus, auch jenseit zweier Ozeane im Osten, wie im Westen ihren Widerhall! Aber in den Kämpfen des Meeres war für ein Geschlecht Deutscher Seehelden kein Platz. Wenn nach Abbé Raynal

[1]) Nach W. W. Hunter: „the Indian empire" befinden sich die Belege hierzu in Manuskripten im Archiv der „India office" unter der Firma „The Ostenders", dergleichen bei Abbé Raynal in seiner Geschichte der Ansiedelungen und des Handelsverkehrs der Europäer in Ost- und Westindien 1776.; desgl. in W. W. Hunter's „the Imperial Gazetteer of India" in dem Artikel über „Bankipur."

Deutſchland vor allen anderen das Land der Feldherren und Generale iſt, ſo war eine gewiſſe Berechtigung zu dem geflügelten Wort „das Waſſer ſei nicht unſer Element“ unbeſtreitbar. Schon nach der Hanſa Zeiten hatte es allmählich aufgehört, das zu ſein.

Helden ſind nicht bloß Kinder ihrer Zeit; ſie ſind auch der lebendige Ausdruck für das Element, in dem die Kraft einer Nation ihre Wurzeln hat. Da fehlten dem Deutſchen die Waffen, und nur unter Waffen wachſen die Helden; wo ſie fehlen, da verlieren ſich — wie ein namhafter Schriftſteller ſich ausdrückt, die dem Heldentum eigenen Naturtriebe in allerhand abenteuerlichem Weſen. Kriegeriſche Seetüchtigkeit war bei den Deutſchen verſumpft, und ſchien für immer begraben. Kriegsſtürme der gewaltigſten Art erſchütterten das Reich in ſeinen Grundfeſten, der Schutz der Küſten blieb befreundeten Seemächten überlaſſen, und mit dem Küſtenſchutz auch die ozeaniſche Ernte beim Friedensſchluß. Ein Wetterleuchten zeigte ſich erſt in der zweiten Hälfte des kommenden Jahrhunderts. Im Norden, wie im Süden des Reiches dämmerte der Deutſchen Seegeltung eine beſſere Zeit und beſſerer Wille. Möge auch auf dieſem Gebiet die Folge der Thaten nicht auf ſich warten laſſen!

Die Männer von der Katzbach, von Großbeeren, Leipzig und Belle-Alliance ſie konnten wohl ein Anrecht ſchaffen auf Freiheit der Deutſchen Küſten, die Männer von Sedan und Metz einen neuen glänzenden Rechtstitel hinzufügen, den vollen freien Beſitz konnten ſie nicht bringen. Möge dem kommenden Jahrhundert ein für die große Kampfweiſe vorbereitetes Geſchlecht nicht fehlen, jenen vollen Beſitztitel zu erwerben!

Geiſtige Frühreife.

Eine Studie

von

Paul Radeſtock.

Wo möchte es Eltern geben, welche die bei ihren Kindern frühzeitig zu Tage tretenden Anzeichen einer hohen geiſtigen Begabung nicht mit lebhafter Freude begrüßen? Wenn auch Lehrer oft ſo grauſam ſind, nicht in das Urteil der Eltern einzuſtimmen, wenn ſie keine außerordentlichen Anlagen an dem Knaben bemerken wollen, ja wenn der kalte und nüchterne Verſtand der Mutter zuweilen ſelbſt zuflüſtert, daß andere Kinder von gleichem Alter eben ſo große, wenn nicht größere intellektuelle Fortſchritte gemacht haben als ihr eigenes — ſo läßt ſich das Herz der Mutter doch ſchwer überzeugen, daß ihr Kind nicht ein Muſter von Klugheit ſei, daß der jugendliche Kopf, der ſich einſt an ihren Buſen geſchmiegt, nicht etwas Ungewöhnliches und ganz Beſonderes berge. Liegt aber keine derartige Täuſchung vor, die etwa das Mutterauge geblendet, ſtimmen nicht

nur Freunde und Bekannte, sondern auch der Lehrer in die Ansicht der Eltern ein, oder machen sie dieselben wohl gar erst richtig darauf aufmerksam, daß ihr Sohn eine ungewöhnliche Begabung besitze, ein frühreifes Genie sei, zu außerordentlichen Hoffnungen und Erwartungen berechtige, dann kennt wohl, wenn auch der Vater die Freude darüber nur innerlich genießt, den Stolz in der stillen Brust verschlossen hält, der Jubel der Mutter keine Grenzen. Ist es doch ihr Sohn, welchen sie unter dem Herzen getragen, der vor andern so hervorragt und immer der Erste ist von allen, der einst vielleicht hoch über den Häuptern seiner jetzigen Genossen auf den Höhen der Menschheit wandelt, wo dann gewöhnliche Sterbliche nur mit ehrfurchtsvoller Scheu zu ihm aufblicken, dessen Name, von Mit- und Nachwelt gepriesen, noch in fernen Zeiten in unvergänglichem Glanze strahlen, dessen Ruhm weithin erschallen wird! Wer möchte es ermessen, das Frohlocken des Mutterherzens, wer sie alle ergründen, die Gedanken, welche sich daran knüpfen und die Zukunft ihr in blendendem Schimmer vor das innere Auge zaubern.

Wenn auch die Eltern das Kind mit sanften Worten vor allzugroßer Anstrengung warnen, so sehen sie es doch nicht ungern, wenn der mit einer hohen Begabung meist verbundene Drang zu steter intellektueller Beschäftigung dasselbe zu reger Thätigkeit antreibt und es weniger am Spiele seiner Altersgenossen als am Lernen Vergnügen finden läßt. Und das Kind empfindet ja selbst Freude und Genugthuung darüber, daß es den Kreis seiner Kenntnisse immer mehr erweitert und alle Altersgenossen schnell und bei weitem überflügelt. So lernt es denn immer eifriger, es übt das Gehirn auf Kosten aller andern Organe und — legt dadurch den Grund zu späterer Krankheit des Körpers oder Geistes. Oder wenn, wie es oft der Fall ist, der Krankheitskeim infolge von Vererbung bereits seit der Geburt in ihm liegt, so läßt es ihn bald und schnell wachsen, es weiß den Wert eines gesunden Körpers noch nicht zu schätzen, rastlos und nicht achtend des öfteren Unwohlseins strebt es weiter und — fällt dem Siechtum oder einem frühen Tode anheim. Seine Kränklichkeit erfüllte die Mutter mit Besorgnis und Angst, sie sucht den Liebling vor allen rauhen und schädlichen Einflüssen zu bewahren, welche nach ihrer Meinung die Krankheit veranlaßten und befördern; das Hauptmoment aber, die geistige Anstrengung, wird meist zu wenig oder zu spät berücksichtigt. Nur wenige Eltern besitzen genügende Einsicht und Energie, mit Strenge, mag sie zuweilen auch hart erscheinen, darüber zu wachen, daß die allzuschnelle geistige Entwicklung des frühreifen Kindes mehr gehemmt und gehindert als gefördert und etwa noch beschleunigt werde, daß sie in der Übung der körperlichen Organe und der Ausbildung ihrer Funktionen ein gewisses Gegengewicht erhalte, daß die Kräfte des Organismus nicht im Gehirn konzentriert und bei dessen Thätgkeit hauptsächlich verbraucht, sondern gleichmäßig verteilt auch in anderen Gebieten zur Wirksamkeit kommen, zu anderen Leistungen verwandt werden. So müssen denn manche die bittere Erfahrung machen, daß der Götter Lieblinge, die auch ihren besten Schatz bildeten, früh sterben, daß die Freude über deren außerordentliche Begabung ihnen nicht unvermischt zuteil

wurde, ſondern ſchon Leiden in ſich barg und die Quelle noch größerer Leiden wurde. Wie drückt aber vollends die Laſt der Vorwürfe, die ſich Eltern, Erzieher und Lehrer machen müſſen, wenn ſie ſich nicht davon freiſprechen können, daß ſie hochbegabte, frühreife Kinder zu übermäßiger Anſtrengung in zartem Lebensalter anſpornten, daß ſie das Beſtreben hatten, aus ihnen „Wunderkinder" zu machen, die durch eminente Leiſtungen in ungewöhnlich früher Jugend die Welt in Erſtaunen ſetzen ſollten, — ſie als leuchtende Beiſpiele ihrer glänzenden Unterrichtserfolge hinzuſtellen.

Geſchichte und Erfahrung lehren, daß oft diejenigen, welche im ſpäteren Leben ſich durch eine ungewöhnliche Geiſteskraft auszeichneten und ihre Zeitgenoſſen in intellektueller Beziehung weit überragten, die das Alter erreichten, um die in ihnen liegenden herrlichen Anlagen vollſtändig zu entwickeln, auszubilden und zur Reife zu bringen, ihre Anſtrengungen von Erfolg begleitet und belohnt zu ſehen und deren Früchte zu genießen, die Werke ſchufen, welche das Staunen und die Bewunderung nicht nur ihrer Mitmenſchen, ſondern auch ſpäterer Generationen nach vielen Jahrhunderten noch erregten, — daß viele ſolcher Geiſteshelden in ihrer frühen Jugend nicht gerade eminent vor andern hervorragten. Newton, der Entdecker des Gravitationsgeſetzes, einer der größten Gelehrten aller Zeiten, war nach ſeiner eigenen Angabe als Knabe in der Schule zu Grantham wenig aufmerkſam und längere Zeit einer der Unterſten. Erſt als der Schüler, der über ihm war, eines Tages ihm einen ſo harten Stoß gegen den Unterleib verſetzte, daß er heftige Schmerzen fühlte, wurde ſein Ehrgeiz erregt und ſein Fleiß ein größerer; um dieſen brutalen Burſchen zu überholen, fing er eifrig zu arbeiten an und machte beſſere Fortſchritte. Als er fünfzehn Jahre alt war, nahm ihn ſeine Mutter nachhauſe, damit er Ökonom werden und ihr in der Verwaltung des Gutes beiſtehen ſollte; da ihm dies aber wenig zuſagte und er ſich lieber mit Büchern und mechaniſchen Erfindungen als mit der Landwirtſchaft beſchäftigte, ließ ihn die Mutter nach der Schule zurückkehren und zu ſeinem Glücke die Laufbahn eines Gelehrten wählen. Der große Philoſoph Kant, der im 57. Jahre ſein epochemachendes Werk, die Kritik der reinen Vernunft, herausgab, ließ in der Jugend nicht gerade ſeine ſpätere Größe erkennen. Sein früherer Mitſchüler, der berühmte Philolog David Ruhnken, ſagt zwar in einem Briefe an Kant vom 10. März 1771, daß ſchon auf der Schule alle von Kant, der beſonders die römiſchen Klaſſiker eifrig las und ſich gut lateiniſch anszudrücken wußte, die höchſten Erwartungen gehegt hätten; als aber 1747 der Dreiundzwanzigjährige ſeine „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte" veröffentlichte, ſchrieb Leſſing das ſcharfe, aber nicht ganz unberechtigte Epigramm: „Kant unternimmt ein ſchwer Geſchäfte, Der Welt zum Unterricht: Er ſchätzet die lebendigen Kräfte, Nur ſeine eignen ſchätzt er nicht." Kants Schätzung der menſchlichen Kräfte in der Vernunftkritik ſollte der ſtrenge Rezenſent leider nicht mehr erleben. Dem fünf Jahre jüngeren Schelling gegenüber, in welchem bereits auf der Schule die Lehrer ein ingenium praecox erkannten, entwickelte ſich Hegel langſam; das Zeugnis, welches ihm beim Abgang von der Tübinger Uni-

versität ausgestellt wurde, lautete in bezug auf seine Kenntnisse, auch die philosophischen, nicht sehr günstig. Klopstock und Schiller zeigten im Knabenalter nicht gerade die Spuren der künftigen Größe. Der berühmte englische Lustspieldichter und Parlamentsredner Richard Brinsley Sheridan verriet in der Jugend und selbst noch auf der Schule zu Harrow, wohin er 1763 in seinem zwölften Jahre kam, nur geringe Fähigkeiten und wendete auch später als Student der Rechte keinen bedeutenden Fleiß an. Der große jüdische Gelehrte Maimonides (Moses Ben Maimon) sowie der Philosoph, Naturforscher und Schriftsteller Albertus Magnus wurden, wie Chr. Schwarz angiebt, in ihrer Jugend geradezu für Dummköpfe gehalten.

Man weiß von manchen, später berühmt gewordenen Männern, daß sie als Knaben nichts versprachen, wie stumpf und müßig oder träumerisch in den Schulbänken saßen, unter den Kameraden liefen. Die Fülle des in Keimform Vorhandenen läßt es nicht zur schnellen Entwickelung, nicht alsbald zur Ordnung und Klarheit kommen; erst nach längerer Gährung und Klärung leuchtet das helle, glänzende Gold der Genialität hervor, erst nach langer Zeit der inneren Sammlung und Vorbereitung tritt eine wahrhaft große Leistung an das Tageslicht. „Wenn Verstand und Urteilskraft die Münzmeister sind, welche das Metall zum Weltverkehr ausprägen, so ist der Genius ein Bergmann, der erst ungesehen tief unter dem Boden das mit Erde und schlechtem Gestein vermischte Gold ergräbt. Man hat leichter gescheit sein, wenn man oberflächlich ist; in welchem Gründliches wogt, der braucht Zeit zur Abklärung und Berichtigung der Gedanken durch den Verstand. Es ist wie in einem Haus, da wenig Geräte mit wenig Mühe, vieles und edles aber mit vieler Mühe geordnet und verteilt wird. . . Nicht selten hat das langsam in die Höhe Wachsen seinen Grund im Tieferwurzeln, das späteres solides Wachstum vorbereitet, und es ist merkwürdig zu sehen, wie manche Seelenpflanze lange in sich verschlossen bleiben muß, bis sie sich aufmachen darf, dann aber auch das Licht mit vollen Zügen in sich nehmen kann." (Hauber). Aus gescheiten Kindern werden nicht selten dumme Menschen. — Könnte es nicht für manche Eltern und Erzieher ein warnendes Zeichen sein, daß z. B. junge Lämmer klüger in die Welt hineinschauen als ein altes Schaf? — Umgekehrt vernimmt und erkennt oft der Lehrer zu seiner großen Verwunderung, daß aus einem früheren dummen Schüler und Zögling ein kluger, geistig bedeutender Mann geworden. Rousseau weist im „Emil" zwar mit Uebertreibung, aber dem Grundgedanken nach mit Recht darauf hin, daß bei den Kindern der Mangel an Fassungskraft überhaupt, die wirkliche Dummheit, schwer zu unterscheiden sei von der scheinbaren, welche bedeutendes ankündige; daß das zu leichte Lernen die Ursache des Verderbens der Kinder bilde und eigentlich beweise, daß sie nichts lernen, weil ein wirkliches Aneignen und Verarbeiten eben Zeit erfordere. Rousseau war ja selbst in bezug auf seine Geistesfähigkeit falscher Beurteilung ausgesetzt: ein verständiger Mann, dem man ein richtiges Urteil darüber zutraute, fand nach längerer Prüfung in dem Jüngling keine größeren Anlagen, als ein gewöhnlicher Landpfarrer nötig habe; weiter, erklärte er, werde es R. auch nicht bringen.

Geiſtige Frühreife zeigt ſich nicht ſelten bei ſkrophulöſen und rhachitiſchen Kindern; ſie beruht meiſt auf nervöſer Konſtitution. Wie bei denen, deren Körper ſich ungewöhnlich ſchnell entwickelt, oder die bereits in früher Jugend mannbar ſind, die Geiſteskräfte meiſt in der Entwickelung zurückbleiben, ſo iſt andrerſeits mit einer abnormen intellektuellen Frühreife Schwäche und Kränklichkeit des Körpers verbunden, welche durch geiſtige Anſtrengungen noch vergrößert wird. Die Lebenskraft der eigentlichen Wunderkinder wird bald erſchöpft und aufgezehrt, und ſolche Individuen ſterben meiſt nach kurzem Daſein. Chriſtian Heinrich Heinecken, am 6. Februar 1721 in Lübeck geboren, hatte ſich bereits vor Beendigung ſeines erſten Lebensjahres mit allen Erzählungen aus den Büchern Moſis und im vierzehnten Monate mit der ganzen bibliſchen Geſchichte bekannt gemacht, war, als er dritthalb Jahr alt geworden, im Latein, in der alten Geſchichte, der Geographie und Anatomie bewandert, konnte vor Ende des dritten Jahres die Genealogien der europäiſchen Regenten nach der Schnur herſagen, hatte zur ſelben Zeit das Studium der Inſtitutionen und der däniſchen Geſchichte beendigt und — ſtarb im fünften Jahre. Bei ihm traf offenbar verfrühte natürliche Reizbarkeit mit methodiſcher, aber nicht vernünftiger Ausbildung durch den Vater zuſammen. Es ergab ſich die Merkwürdigkeit eines ſchönen Kindes, das mit fünf Jahren eine lateiniſche Anrede von zwanzig Minuten an den König von Dänemark richtete, ohne aus der Faſſung zu kommen, dabei noch die Mutterbruſt genoß und bald darauf über der Entwöhnung ſtarb. Malkin las und ſchrieb in der Kindheit engliſch, lateiniſch und franzöſiſch, hatte ausgebreitete Kenntniſſe in der Geographie, faßte überhaupt alles ungewöhnlich ſchnell und zeichnete ſehr gut; er ſtarb 1802 als ſechsjähriger Knabe zu Hackney in England. Baratier, am 19. Januar 1721 als Sohn eines franzöſiſchen Predigers zu Schwabach in Franken geboren, konnte im dritten Jahre leſen, im vierten franzöſiſch und deutſch, im fünften lateiniſch ſprechen, verſtand im achten Jahre das Griechiſche und Hebräiſche, auch das Chaldäiſche, Syriſche und Arabiſche, wurde im dreizehnten Schriftſteller, im vierzehnten nach öffentlich gehaltener Disputation Magiſter, war im achtzehnten ein Greis und im zwanzigſten eine Leiche. (Vgl. über ihn Formey, La vie de Jean Phil. Baratier. Francf. et Leipz. 1755.) Daſſelbe Alter erreichte Sigismund Freiherr von Praun, der, 1811 zu Tyrnau in Ungarn geboren, in ſeinem zweiten Jahre fertig leſen und die Hauptmomente der Weltgeſchichte zuſammenhängend erzählen konnte, auch ſehr gut Violine ſpielte, vom vierten Jahre an in öffentlichen Konzerten ſich hören ließ, dabei im Reiten und Fechten ſich übte, vom ſechſten Jahre an Kunſtreiſen machte und im dreizehnten den Kurſus der juriſtiſchen Studien beendigte, worauf er einige Schriften herausgab, übrigens auch kalligraphiſche Kunſtwerke und vorzügliche Federzeichnungen lieferte. (Viele Beiſpiele von Wunderkindern aus früheren Zeiten führt an Crenius, De eruditione comparanda. Lugd. Bat. 1699, Anmerk. zu Joach. Camer. praecepta vitae puerilis, p. 37 ff. Vgl. auch den Bericht über die beiden frühreifen, in zarter Jugend dahingeſchiedenen Söhne Quintilians: Inst. orat. VI, prooem., wozu Anmerkung von Colomerius.)

William Crotch, welcher 1775 zu Northwich das Licht der Welt erblickte, spielte, ohne unterrichtet zu sein, im Alter von zwei Jahren und drei Wochen auf dem Positiv das Lied „God save the king," welches sein Vater auf der von ihm selbst erbauten Stubenorgel öfters gespielt und seine Mutter an der Wiege gesungen hatte. Drei Monate später hatte er nicht nur mehrere Stücke gelernt, sondern fing auch an zu phantasieren; im dritten Jahre ließ er sich zu Cambridge und im vierten zu London öffentlich hören. Er spielte alles nach, was er einmal gehört hatte, oft mit Variationen, und verriet während des Spiels eine leidenschaftliche Aufregung. Dabei soll er auch im Zeichnen äußerst begabt gewesen sein. Burdach, der diese Angaben den Philosophical transactions von 1779 entnommen hat, fügt hinzu, daß ihm kein weiterer, über das vierte Lebensjahr von Crotch hinausreichender Bericht von diesem frühreifen musikalischen Genie bekannt sei. — Zarah Colburn, Vito Mangiamele in Italien, Henri Mondeux in Frankreich u. a. konnten im Knabenalter, ohne eigentlichen mathematischen Unterricht genossen zu haben, die schwierigsten arithmetischen Aufgaben durch unmittelbare Anschauung der Zahlenverhältnisse mit geringerer Mühe und in kürzerer Zeit lösen als die geübtesten Mathematiker, die dasselbe nur durch komplizierte Berechnung zu leisten vermochten. Colburn war acht Jahre alt, als er 1812 den Mathematikern zu London vorgestellt wurde; wenn man ihm eine Reihe von sechs bis sieben Zahlen vorlegte, so gab er ohne Unterstützung sichtbarer Zeichen oder mechanischer Kunstgriffe und ohne alle Anstrengung nach einigen Sekunden die Faktoren davon an, zog mitten unter seinen kindlichen Spielen auf das genaueste die Quadrat- oder Kubikwurzeln, oder erhob Zahlen bis zur 16. Potenz. Diese jungen Rechenkünstler besaßen jedoch im übrigen nur gewöhnliche Verstandeskräfte. Auch Beispiele von frühreifen Schachspielern kommen vor: P. Morphy schlug schon als Knabe bedeutende Meister. —

Die Zahl derjenigen, welche, wenn auch nicht in den ersten Lebensjahren, so doch in früher Jugend eine hohe Begabung bekundeten, außerordentliche Hoffnungen und Erwartungen erregten, dieselben aber später nicht erfüllten, sondern in ihrer Entwickelung still standen, ist Legion! Sie erwarben sich im reifen Alter nicht so großen, strahlenden Ruhm, als man wohl geglaubt hatte, und wurden nach einer kurzen, glanzvollen Jugend ganz vergessen, oder schritten wenigstens nicht in gleichem Maße weiter fort; während sie in der Kindheit das Staunen weiter Kreise erregten, leuchteten sie später nicht ebenso hervor, ragten nicht über die goldene Mittelmäßigkeit hinaus. In letztere Klasse gehört auch Karl Witte, welcher, am 1. Juli 1800 zu Lochau bei Halle als Sohn eines Pfarrers geboren, im Alter von acht Jahren durch seine außerordentlichen Fortschritte, namentlich in Sprachen, allgemeines Aufsehen im In- und Auslande erregte, so daß sein Vater, der ihn allein unterrichtet hatte, sich später veranlaßt sah, die „Erziehungs- und Bildungsgeschichte" desselben herauszugeben (2 Bde., Leipzig 1819). Als noch nicht zehnjähriger Knabe bestand er bei Prof. Rost, dem damaligen Rektor der Thomasschule zu Leipzig, das Abiturientenexamen, studierte dann, vom Könige von Westfalen unterstützt, in Göttingen, erwarb 1814 zu Gießen die

philosophische, 1816 zu Heidelberg auch die juristische Doktorwürde (summa cum laude!), ging, als in demselben Jahre seine auf Anregung des Vaters unternommene Bewerbung um das Recht, an der Berliner Universität Vorlesungen zu halten, wegen seiner Jugend lebhaften Widerspruch von Professoren und Studenten fand, mit Unterstützung des preußischen Königs längere Zeit auf Reisen, besonders nach Italien, las nach seiner Rückkehr seit 1821 an der Universität zu Breslau über Rechtswissenschaft, wurde 1829 ordentlicher Professor und kam 1834 als solcher nach Halle, wo er 1883 in sehr hohem Alter starb. Er verfaßte mehrere juristische Schriften und zeigte sich in anderen Werken, Bearbeitungen und Ausgaben als guten Kenner der italienischen Litteratur, gehörte aber nicht zu den bedeutendsten Gelehrten und größten Männern seiner Zeit.

Wenn er auch verhältnismäßig früh zu Amt und Würden gelangte, dann Orden und Auszeichnungen erhielt, so hat er doch in der Wissenschaft nie eigentlich bahnbrechend gewirkt, nichts wahrhaft Großes und Geniales geleistet und geschaffen. Wohl trafen die Prophezeiungen nicht ein, welche in seiner Jugend Verwandte, Freunde und Bekannte der Eltern äußerten: daß der Knabe im elften oder zwölften Jahre sterben oder wenigstens ungefähr in diesem Alter erkranken und dahinsiechen werde, daß Karl zum gelehrten Stubenhocker sich ausbilde, der zu ernst sei, um am Spiele seiner Altersgenossen teilzunehmen und Vergnügen zu finden, zu einseitig, um später im gesellschaftlichen Verkehr ein freies, feines, gewandtes Benehmen zu zeigen und sich wohl zu fühlen. Doch bewahrheitete sich das, was Kollegienrat von Jakob in Petersburg, welcher früher als Professor der Philosophie in Halle Lehrer des Predigers Witte gewesen war, diesem schrieb. Er bemerkte nämlich: Wenn die Denkkraft Karls bis zu demselben Alter, wie gewöhnlich bei anderen Menschen, und in demselben Verhältnis sich weiter entwickelt, wie es bei ihm bis jetzt der Fall war, so wird er zweifellos ein außerordentlicher Mensch werden und alle anderen weit überragen. Voraussichtlich wird dies jedoch nicht geschehen, sondern Karls Verstand wird sich etwa im vierzehnten Jahre fixieren und seine eigentliche Denkkraft von da an sich nicht mehr steigern, wenn auch noch Kenntnisse und Erfahrungen hinzukommen. „Ihr Sohn würde also nur bis in sein achtzehntes oder zwanzigstes Jahr bewundert, dann aber gleichsam mit einemmale zur Klasse der übrigen Menschen gerechnet werden." Dies könnte ihn aber in eine recht üble Stimmung versetzen und ihn sehr unglücklich machen, wenn er nicht mehr wie bis dahin der Gegenstand der Bewunderung anderer wäre. Witte antwortete ihm zwar 1814, daß dieser Einwurf, welcher ihm zum erstenmale gemacht sei und der ihm sehr zu denken gegeben, durch die Wirklichkeit und Erfahrung widerlegt zu werden scheine; allein Jakob hatte sich nur in betreff der Zeit des geistigen Stillstandes um einige Jahre getäuscht und behielt später doch Recht. Hätte W. die Erziehungs- und Bildungsgeschichte des Sohnes nicht 1819, sondern etwa erst 10—15 Jahre später herausgegeben, so hätte er auch, wenn sie dann überhaupt mit derselben Liebe und in derselben Art verfaßt worden wäre, diesem Bericht (Bd. I, S. 337 ff.) hinzufügen können, daß Jakobs Ansicht doch im Grunde die richtige war und

sich bestätigte. Sagte man doch vielfach in Halle von dem Prof. jur.: das „Wunder" ist fort, nur das „Kind" ist geblieben!

C. E. Schwarz brachte 1836 im „Vaterländischen Pfennigblatte" die „dreisilbige Charade" auf „Witte Kind":

„1—2 war schon berühmt als 3.
Bewundert ward des Wissens Meister,
Doch jetzt ist's mit dem Ruhm vorbei;
Der schweigende Gelehrte heißt er.
Der sicher konnt' der Erste sein,
Steht jetzt versteckt in ferne Reih'n" u. s. w.

Auf die betrübte Anfrage des schmerzlich ergriffenen Vaters antwortete der Autor, er sei ja der Wahrheit treu geblieben! „Dem konnte ich leider nicht widerstreiten," sagte der Prediger Dr. Witte.

Manche leisteten allerdings auch später großes und außerordentliches, verfielen aber dann in Krankheit und Siechtum oder starben im frühen Mannesalter. Der Dichter Torquato Tasso konnte, als er kaum in die zweite Hälfte des ersten Lebensjahres eingetreten war, bereits sprechen und nicht nur verständliche, sondern auch verständige Antworten hervorbringen, welche bewiesen, daß er das, was man ihm gesagt, auch begriffen habe. Dabei sah man das Kind nie lächeln und sehr selten weinen. Im dritten Jahre wurde der kleine Knabe zur Schule geschickt, die er mit großer Lust besuchte, und er lernte mit dem regsten Eifer die Grammatik; fern von dem heiteren Mutwillen anderer Kinder dieses Alters zeigte er einen ungewöhnlichen Ernst. Mit acht Jahren stand er während der Nacht auf, um zu studieren, und konnte die zum Schulbesuch bestimmten Stunden kaum erwarten; in diesem jugendlichen Alter schrieb er bereits ein gutes Latein, hielt Reden, las die griechischen Autoren und machte lateinische Gedichte. Im dreizehnten Jahre bezog er die Universität Padua. Die Nervosität, welche die Grundlage dieser Frühreife bildete, wurde durch das allzueifrige Studieren und später durch verschiedene andere Einflüsse verstärkt: Durch den frühzeitig erlangten Ruhm, welchen der Jüngling noch nicht zu tragen vermochte, der ihn berauschte, sehr reizbar und zum Ertragen von Widerwärtigkeiten unfähig machte; durch die infolge dieses Ruhms noch im jugendlichen Alter gefundene, viel zu günstige und ehrenvolle Lage am Hofe zu Ferrara, welche ihn aller den Charakter stärkenden und stählenden Kämpfe mit dem Leben überhob; ferner durch die ihn ganz verwirrende Kritik seines Epos und endlich durch die Leidenschaft zur Prinzessin. So brach denn im 33. Jahre der Verfolgungswahn bei ihm aus, der in seinem Benehmen immer mehr und deutlicher hervortrat; Anfälle wirklicher Geistesstörung, nicht seine Liebe zur Prinzessin, wurden die unmittelbare Ursache, daß man ihn 1579 in das St. Anna-Hospital bringen und dort länger als sieben Jahre bewachen ließ. Als er 1586 entlassen wurde und mit dem Prinzen Vincenz nach Mantua ging, besserte sich sein Zustand zeitweilig, doch kamen die Anfälle immer wieder; eine große innere Unruhe trieb ihn von Ort zu Ort, und er hatte zahlreiche Sinnestäuschungen verschiedener, mehr oder minder schreckender und quälender Art. Er starb 51 Jahr

alt, an einem hitzigen Fieber. — Blaise Pascal (1623—62), der im zweiten Lebensjahr in eine heftige Krankheit verfiel und auch im Jünglingsalter kränklich war, entwickelte sich unter Leitung seines Vaters geistig äußerst schnell und war wie seine Schwester Jacqueline ein Wunderkind. Im 15. Jahre stellte er in einem Briefe an Fermat Ansichten über die Schwerkraft der Körper auf und machte in der Mathematik so gewaltige Fortschritte, daß er im 16. Jahre eine Abhandlung über die Kegelschnitte schreiben konnte, welche die Mathematiker jener Zeit in Erstaunen setzte. Die Rechenmaschine, welche der Achtzehnjährige erfand, bildete damals auch ein staunenerregendes Kunstwerk. Im Alter von 24 Jahren hatte er bereits den ganzen Kreis des damaligen Wissens durchlaufen. Mit seiner Kränklichkeit, welche durch die geistigen Anstrengungen gesteigert worden war, stand sein früh erwachtes Bedürfnis nach asketischer Strenge und völligem Verlassen der Welt in Verbindung. Den Neununddreißigjährigen ereilte bereits der Tod.

Mozart fing schon im dritten Jahr an, Klavier zu spielen. Als das vierjährige Kind ein Konzert komponierte, traten seinem Vater, der es ansah, Thränen der Bewunderung in die Augen, und er sagte zu Schachtner, das Konzert sei richtig und regelmäßig, aber so schwer, daß es kein Mensch spielen könnte. Vom 6. bis zum 10. Jahr machte Wolfgang mit seiner um 5 Jahre älteren Schwester unter Leitung des Vaters Kunstreisen, spielte in diesem Alter Klavier, Orgel und Violine meisterhaft, sang richtig und trug auch das schwerste Musikstück, das ihm vorgelegt wurde, auf der Stelle mit größter Präzision und ganz im Sinne des Komponisten vor. Auf diesen Reisen bestand er Wettkämpfe mit den ausgezeichnetsten Künstlern, aus welchen er als Sieger, oder wenigstens in allen Ehren hervorging. Er wollte überhaupt nur vor Kennern spielen. In Wien sagte der Kaiser im Scherz zu ihm, es sei keine Kunst, mit allen Fingern zu spielen, wohl aber mit einem; sogleich spielte der Knabe mit einem Finger. Ein anderes Mal meinte der Kaiser, auf verdeckter Klaviatur zu spielen würde die rechte Kunst sein; Mozart ließ die Klaviatur mit einem Tuche bedecken und spielte mit gleicher Fertigkeit und Sicherheit, als ob er sie sähe. Dieses Kunststück wurde dann auf den Reisen mit besonderer Vorliebe ausgeübt und angehört, oder vielmehr angesehen. In Paris begleitete er einer Dame eine italienische Arie, welche er nicht kannte, ohne die Noten zu sehen, indem er die Harmonie aus dem, was er eben hörte, auch für das, was folgte, erriet. Das konnte ohne einzelne Mißgriffe nicht wohl abgehen, allein nachdem die Arie beendigt war, bat er die Dame, wieder zu beginnen, spielte nun selbst die Melodie aus dem Gedächtnis, begleitete sie vollkommen richtig und wiederholte sie dann zehnmal, indem er jedesmal den Charakter der Begleitung veränderte. Auch setzte er, wenn man ihm eine Melodie aufschrieb, sogleich den Baß und die Mittelstimme dazu, ohne des Klaviers zu bedürfen. In einer Anzeige zu einem Konzert in Frankfurt am 30. August 1763 heißt es ferner von dem siebenjährigen Wolfgang: „Er wird in der Entfernung alle Töne, die man einzeln oder in Akkorden auf dem Klavier oder auf allen nur denkbaren Instrumenten, Glocken und Gläsern anzugeben imstande ist, genauest benennen.“ Er

hatte endlich auf den Reisen auch viele eigene Kompositionen zu Gehör gebracht und veröffentlicht.

Sein Vater, ein verständiger Mann, welchem nicht eine blinde Affenliebe das Urteil über die Begabung und Leistungen des Sohnes eingab, sagte, daß der achtjährige Knabe das vermöge, was man kaum von einem vierzigjährigen Manne verlangen könne, daß viele Kapellmeister vom Tode ereilt würden, ohne das gelernt zu haben, was sein Wolfgang jetzt schon wüßte und leistete. Dabei war das kleine Wunderkind munter, lebhaft, zutraulich, weichmütig und liebte seinen Vater zärtlich; im Jünglings- und Mannesalter bewahrte sich der große Komponist bei seiner fortwährenden anstrengenden Arbeit den Frohsinn und eine heitere Laune, war zuweilen voll spaßhafter, drolliger, ja kindischer Einfälle und nicht unempfänglich für heitere Geselligkeit und sorglosen Lebensgenuß. In frühester Jugend war Wolfgang, wie Schachtner erzählt, Scherzereien und Kindereien nicht abgeneigt, dann mußten jedoch die Spiele, wenn sie für ihn interessant sein sollten, von Musik begleitet sein. Beschäftigte sich der Knabe selbst mit Musik, so war alles Andere für ihn nicht vorhanden, Scherz und Spiel blieb vergessen und unbeachtet. Sein Vater schrieb in einem Briefe vom 16. Februar 1778 an Wolfgang: „Als Kind und Knab' warst du mehr ernsthaft als kindisch, und wenn du beim Klavier saßest oder sonst mit Musik zu thun hattest, so durfte sich niemand unterstehen, dir den mindesten Spaß zu machen. Ja du warst selbst in deiner Gesichtsbildung so ernsthaft, daß viele einsichtsvolle Personen wegen dem zu früh aufkeimenden Talente und deiner immer ernsthaft nachdenkenden Gesichtsbildung für dein langes Leben besorgt waren." Leider war in Wirklichkeit dem genialen, außerordentlich produktiven Künstler kein sehr langes Leben beschieden: noch nicht 36 Jahr alt, wurde er von einer Gehirnentzündung dahingerafft. — Auch der wahrhaft gottbegnadete Raffael, bei welchem sich körperliche Schönheit mit einer eminenten und früh hervortretenden geistigen Anlage vereinigte, wurde bereits im Alter von 37 Jahren seiner Kunst, deren Gipfelpunkt er erreicht hatte, entrissen, indem ihn der gewaltige Schaffensdrang und die glühende Phantasie in das Grab senkte. Die Meinung, daß er durch Ausschweifungen seinen frühen Tod selbst verschuldet, tauchte erst in späterer Zeit auf, während seine Zeitgenossen mit Hochachtung von seinem Charakter sprachen. Wenn in ähnlicher Weise früher die Ansicht verbreitet war, daß ein allzu freier Lebensgenuß und leichtfertiger Lebenswandel die Ursache von Mozarts frühzeitigem Hinscheiden gewesen sei, und Leute wie Suard u. a. darüber die ungeheuerlichsten Dinge berichteten, so sind durch O. Jahns treffliche Biographie derartige Gerüchte genügend widerlegt. Hat doch nicht nur genialen Männern, deren sittliches Leben einige Mängel erkennen ließ, sondern auch unzweifelhaft hohen und erhabenen Charakteren der Haß und die Schmähsucht intriguanter Nebenbuhler und Widersacher große Fehler, ja Laster angedichtet! Mozarts früher Tod stand wohl nicht außer Beziehung zu der außerordentlichen Frühreife und seiner übermäßigen, oft durch Genuß von geistigen Getränken rege erhaltenen Produktivität.

Das geistige Leben des großen Künstlers und Komponisten hatte ein be-

schleunigtes Tempo; daß diese Beschleunigung aber nicht allzugroß wurde, daß Wolfgang nicht dem Schicksal anderer Wunderkinder anheimfiel, daß er Zeit und Ruhe zu zahlreichen, großartigen Schöpfungen fand, dies hatte er vielleicht nicht zum geringsten Teil der verständigen und ernsthaften, weise mäßigenden und beruhigenden Leitung seines Vaters zu verdanken. A. Lange, welcher darauf hinweist, daß Baratier eine ungewöhnliche Kraft und Selbständigkeit des Geistes besaß, stellt ihn gewissermaßen mit Mozart in Parallele. „Baratier war früh produktiv, allein seine Produkte konnten aus Mangel an Zeit und Ruhe nicht zur Reife gelangen. Das Lebenstempo, welches sich bei Mozart nur wenig beschleunigt zeigt, nimmt hier die Form der rasenden Hast an; ein Studium jagt das andere, ein Plan zu umfassenden Untersuchungen den andern. Das Ergebnis hiervon war eine früh sich einstellende greisenhafte Skepsis, die doch immerhin wieder ein Zeichen von Originalität bleibt." Hätte er eine Leitung gehabt, wie Mozart sie glücklicherweise fand, die ihm mehr Ruhe verliehen hätte und auf die Pflege, Stärkung und Vermehrung seiner Körperkraft bedacht gewesen wäre, so würde sich wohl eine Frucht ergeben haben, die noch in anderer Hinsicht als in der der Frühreife glänzte. Sein Vater begünstigte jedoch und stachelte letztere, wenn er sie ihm auch nicht anerzog. So starb denn der junge Gelehrte im Alter von noch nicht 20 Jahren an der Schwindsucht, obwohl ihm wie K. Witte in seiner Jugend ein ungewöhnlich langer Schlaf von täglich 10—12 Stunden die durch die enorme geistige Anstrengung verbrauchten Nervenkräfte wiedererseßen sollte.

Die Anlagen von Karl Witte waren, wenn auch nicht mittelmäßig, wie ein Freund des Vaters sie nennt, so doch keineswegs außergewöhnlich. Sein Vater, ein Prediger, dem seine Berufsgeschäfte viel Zeit übrig ließen, der Erzieher von Fach gewesen, in seltenem Grade Meister der pädagogischen Technik war und auch hinsichtlich der physischen Erziehung vernünftige Grundsätze befolgte, hatte ihn schon vor der Geburt dazu bestimmt, einen ausgezeichneten Menschen werden zu lassen, indem er an ihm den Satz des Helvetius beweisen wollte, daß jeder gewöhnlich und normal organisierte Mensch ein ausgezeichneter werden könnte, wenn er eine vorzügliche Erziehung und sehr guten Unterricht fände. Das für die Psychologie und Pädagogik höchst bemerkenswerte Experiment gelang insofern, als der Knabe bis zum Jünglingsalter gesund, frisch und blühend, munter und lebhaft blieb, dabei frühzeitg so außerordentliche Fortschritte in den Sprachen machte, daß er dadurch bereits vom achten Jahre ab einen Namen erhielt, die Aufmerksamkeit weiter und hoher Kreise, sogar von Herrschern verschiedener Länder auf sich lenkte, die ihm ihre Unterstützung angedeihen ließen, bezw. anboten und versprachen, daß er im Alter von 14 Jahren die philosophische und mit 16 Jahren die juristische Doktorwürde erwarb. Allein die geistige Entwicklung des späteren Prof. jur. schritt nun nicht mehr so schnell weiter vor als bisher, ja sie stand gewissermaßen still. Die anerzogene Frühreife nützte ihm weiter nichts, als daß er einige Jahre eher da ankam, wohin andere auch gelangen können, und daß er Unterstützung vonseiten der Regierung fand; auf der andern Seite aber hat

ihm diese Frühreife und die dadurch erlangte gewisse Berühmtheit zweifellos sehr geschadet. Andere erreichten, wenn auch später, dasselbe Ziel wie er, überholten und überragten ihn dann jedoch bei weitem. Das Experiment war also insofern mißglückt, als man nicht einen Menschen zu erziehen und zu bilden vermocht hatte, der selbständig in gleichem Maße weiter fortschreiten, aus eigener Kraft wirklich großes und außerordentliches leisten, ein wahrhaft ausgezeichneter Mann sein und bleiben konnte.

Karl W. hatte schon als Knabe gezeigt, daß er nicht geniale und ungewöhnliche Anlagen besaß; die lateinische und noch mehr die griechische Sprache eignete er sich langsamer und mit ungleich größerer Mühe an als die französische und italienische. Vor allem aber machte er überhaupt nur gute Fortschritte, wenn sein Vater selbst ihn unterrichtete, während er bei andern Lehren eine schwere Fassungsgabe zeigte; seine Mutter verwandte fruchtlos viele Mühe darauf, ihn im fünften Lebensjahre lesen zu lehren. Der Prediger Dr. Witte hatte in Karls Jugend dessen Körper und sämtliche Seelenkräfte gleichmäßig auszubilden gesucht, begleitete den Sohn, welchen er bei kleineren und größeren Reisen vielfach prüfen ließ, auch auf die Universität nach Göttingen, Heidelberg und Berlin, hörte mit ihm zusammen Vorlesungen, leitete seine häuslichen Arbeiten, ließ ihn nicht aus den Augen und war in allen Verhältnissen ihm sofort ein Berater, kurz: die intellektuelle Frühreife des Knaben und angehenden Jünglings war lediglich sein Werk. Er hatte ihn nicht mit andern Schülern zusammen, sondern stets allein unterrichtet und ihn überhaupt im Knabenalter und auch später noch vom Umgang mit Altersgenossen möglichst fern gehalten; der Mangel dieses Umgangs und der wohltätigen Wirkungen des Klassenunterrichts ließ Karl aber zu wenig kräftige Selbständigkeit erlangen. Während manche anderen Kinder das Unglück haben, zu wenig Unterricht und Erziehung zu genießen, war das Wunderkind vielleicht zu viel erzogen worden; wie aber, um einen Vergleich von Lazarus zu gebrauchen, die Uhr, welche man fortwährend aufzieht, nicht gehen kann, so vermag der Mensch, der immer ermahnt, erzogen und unterrichtet wird, nicht kräftig aufzutreten und zu gehen, seinen Lebensweg selbständig zu suchen und zu verfolgen oder später aus eigener Kraft der Wissenschaft neue Bahnen zu eröffnen. Das künstliche Gebäude der wunderbaren Erfolge, welches die Erziehung und der Unterricht des Vaters errichtet hatte, stürzte denn bald ein, als der Jüngling auf seinen Reisen der väterlichen Obhut entzogen war und fern von den Eltern in Italien weilte. Er wurde ein Freund der Weiber und des Weins, lebte locker und nicht mehr so mäßig wie früher — woran freilich auch die Verhätschelung vonseiten der Mutter einen Teil der Schuld tragen mochte, — und gab sich Exzessen hin. Vor letzteren würde er sich vielleicht mehr gehütet und den Versuchungen dazu widerstanden haben, wenn seine geistige Entwicklung nicht so sehr beeilt und beschleunigt worden, er also nicht als achtzehnjähriger Jüngling, sondern etwa als ein junger Mann von 25—30 Jahren auf größeren Reisen den Gefahren eines freien, ungebundenen Lebensgenusses und dem Strudel des Vergnügens ausgesetzt gewesen wäre. Später in seinen Berufspflichten säumig und

nachlässig, wurde er auch gegen die Eltern undankbar und kam sogar so weit, daß er die Lehre und Bildungsweise des Vaters haßte und verachtete. Als er in einer Familie zu Dresden auf einem Theaterzettel den Titel eines Stückes von Kotzebue: „Der Vielwisser," las, sagte er bitter: „Den habe ich jahrelang spielen müssen!"

Der Spruch, daß die Lieblinge der Götter früh sterben, bewahrheitete sich an vielen hervorragenden und berühmten Männern. (Außer Mozart und Raffael will ich hier nur noch folgende Beispiele anführen: der römische Lustspieldichter Terenz starb 26 Jahre, der Lyriker Catull 30 J., die Elegiker Tibull und Properz ungef. 35 J., der Satiriker Persius 28 J. alt; Gilbert, „der französische Juvenal" wurde nur 29 J., Millevoye noch nicht 34 J., Byron 36 J., Leopardi 39 J. alt; P. Fleming lebte von 1609—1640, L. Hölty von 1748—1776, Fr. v. Hardenberg, gen. Novalis 1772—1801, Ernst Schulze, der Dichter der bezauberten Rose, 1789—1817, W. Müller 1794—1827, W. Hauff 1802—1827. Der Komponist Fr. Schubert war bei seinem Tode 31 Jahre, Chopin 39 J., der Maler Lesueur $37^1/_2$ J., Géricault noch nicht 33 J., der berühmte italienische Rechtsgelehrte und Publizist Gaetano Filangieri 36 J., der geniale französische Arzt Bichat noch nicht 31 Jahre alt.) Ungleich größer noch aber ist die Zahl der genial begabten Menschen, welche verkümmerten, zu Grunde gingen, eine Beute des Todes oder unheilbarer Geistesstörung wurden, ehe sie historischen Ruhm erlangt hatten, ehe sie durch gereifte und bewundernswerte Schöpfungen sich ein Denkmal für alle Zeiten errichten konnten. Wir sahen, daß besonders die frühreifen Wunderkinder dieses traurige Lebenslos ziehen, daß sie, kränklich und schwächlich, entweder einem frühen Tode oder körperlich geistigem Siechtum anheimfallen oder wenigstens später ermatten und erlahmen, in ihrer geistigen Entwickelung still stehen. Ist dies die Regel, so ist sie doch, wie jede andere, nicht ohne Ausnahmen.

Honoré Mirabeau (geb. 9. März 1749) verriet früh außerordentliche Geistesanlagen, die sich schnell entwickelten; dabei besaß er einen athletischen Körper, den erst spätere Ausschweifungen schwächten. Infolge der letzteren und noch mehr der Anstrengungen während der Revolutionszeit bemächtigte sich seiner gegen Ende Februar 1791 eine tiefe geistige und körperliche Abspannung. Am 27. März verließ er, nachdem er in der Nationalversammlung bei den Verhandlungen über die Minen fünfmal hinter einander das Wort ergriffen hatte, zusammensinkend die Rednertribüne und starb wenige Tage darauf, am 2. April 1791. Giovanni Pico von Mirandola (1463—1494), der seit seinem vierzehnten Jahre zu Bologna das kanonische Recht studierte, später von seinen Zeitgenossen als ein Wunder von Gelehrsamkeit angestaunt und gepriesen wurde, erreichte allerdings kein hohes Alter; der große holländische Rechtsgelehrte und Staatsmann Hugo Grotius dagegen (geb. 10. April 1583), welcher wie Pico ein außergewöhnlich umfassendes und treues Gedächtnis gehabt haben soll und geistig sehr frühreif war, so daß er bereits in seinem 15. Jahre die juristische Doktorwürde erhielt, starb im Alter von 62 Jahren. Als er 1598 den Großpensionär

Oldenbarneveld auf dessen Gesandtschaftsreise nach Frankreich begleitete, besaß er auch dort schon einen bedeutenden Ruf als Gelehrter, wurde von Heinrich IV. mit goldener Kette geschmückt und dem Hofe mit den Worten vorgestellt: „Voilà le miracle de la Hollande!“ Im Jahre 1599 und 1600 veröffentlichte er Werke, die das überschwenglichste Lob seiner berühmten Zeitgenossen Scaliger, Vossius, Casaubonus u. a. fanden, und erhielt 1601 von den Generalstaaten den ehrenvollen Auftrag, die Geschichte der großen Thaten seines Volkes zu schreiben. — Ungefähr in gleichem Alter wie H. Grotius sank Melanchthon ins Grab. Derselbe bezog, obgleich in früher Jugend körperlich schwächlich, bereits im Jahre 1510, als dreizehnjähriger Knabe, die Universität Heidelberg, wurde zwei Jahre später Bakkalaureus der Philosophie und Instruktor einiger junger Grafen, wandte sich jedoch, als man ihm in Heidelberg 1512 die Magisterwürde wegen seiner Jugend vorenthielt, gekränkt nach Tübingen, hielt dort seit 1514 Vorlesungen über Aristotelische Philosophie und über die Klassiker, bewies um diese Zeit die Gründlichkeit seiner Kenntnisse durch die Herausgabe einer griechischen Grammatik und wurde 1518 auf Reuchlins Empfehlung als Professor der griechischen Sprache und Litteratur nach Wittenberg berufen. Hier stand er dem ungestümen Luther bei seinem großartigen Werk als ruhiger, treuer Freund und Helfer zur Seite, brachte die weltbewegenden Ideen der Reformation mit der ihm eigenen Klarheit, Umsicht und großen Gelehrsamkeit auf ihren dogmatischen Ausdruck und wurde in der Theologie und Philosophie zum „Lehrer Germaniens.“

Einer der größten deutschen Philosophen, den man wegen seines außerordentlich umfassenden, auf vielen und verschiedenen Gebieten fruchtbringenden und anregenden Geistes als Universalgenie bezeichnen kann, Leibniz (geb. 1. Juli 1646, † 14. Nov. 1716), zeigte bereits in den Knabenjahren eine frühreife, hervorragende Begabung, legte 1659 einmal eine Probe seiner Gewandtheit dadurch ab, daß er zum Erstaunen seines Lehrers an einem Tage 300 lateinische Hexameter anfertigte, bezog, noch nicht 15 Jahre alt, die Universität seiner Vaterstadt Leipzig und erwarb 1664 die philosophische Magisterwürde. Wie Leibniz ein Alter von 70 Jahren erreichte, so starb der frühreife Philosoph Friedr. Wilh. Jos. Schelling (geb. 27. Jan. 1775) im hohen Greisenalter von fast 80 Jahren am 20. August 1854 zu Ragatz. Noch bevor Schelling das zwölfte Lebensjahr vollendet hatte, erklärten die Lehrer an der lateinischen Schule zu Nürtingen, daß er hier nichts mehr lernen könne. Er bezog die Schule zu Bebenhausen und besiegte die dortigen älteren Seminaristen; seine Arbeiten erregten die Bewunderung der Lehrer, die bald sahen, daß der Knabe ein seltenes ingenium praecox sei. In der lateinischen Grammatik sicher, geschickt im Stil, leicht und gewandt in der Behandlung der Verse, zeigte er sich in Aufsätzen auch zu eigenen Gedanken fähig. Aus dieser Schulzeit stammt eine Arbeit von ihm über die Beweisgründe des göttlichen Ursprungs der Bibel, ein lateinisches Gedicht auf die Größe Englands, ein anderes über den Ursprung der Sprache ꝛc. Schon mit vierzehn Jahren hätte er die Universität beziehen können, allein das Gesetz verlangte ein höheres Alter; nicht ohne Schwierigkeit erlangte man es, daß ihm erlaubt wurde, im Herbst 1790 in

das theologiſche Seminar zu Tübingen einzutreten. Er arbeitete auf theologiſchem Gebiete tüchtig. „Es iſt in der That bewunderungswürdig," ſagt Kuno Fiſcher, „mit welcher reifen und ſicheren Einſicht der achtzehnjährige Jüngling die Notwendigkeit der hiſtoriſch-kritiſchen Richtung ſich klar macht." Zur Philoſophie weniger durch Lehrer als durch Privatſtunden angeregt, beſchäftigte er ſich mit derſelben beſonders während der letzten Jahre ſeines Studiums und gelangte bereits zu eigenen philoſophiſchen Anſichten. Als er 1795 die Univerſität Tübingen verließ, hatte er ſich ſchon durch mehrere theologiſche und philoſophiſche Abhandlungen vorteilhaft bekannt gemacht. — Das natürliche Selbſtgefühl ſeiner geiſtigen Kraft und Begabung hatte bereits auf der Schule durch die Frühreife und den immer ſiegreichen Wetteifer mit viel älteren Mitſchülern eine ſcharfe Ausprägung erhalten; es ſteigerte ſich noch mehr, als am 5. Juli 1798 Goethe dem Dreiundzwanzigjährigen das Anſtellungsdekret als außerordentlicher Profeſſor in Jena überſandt hatte. Es gründete ſich bei ihm nicht nur auf die vollbrachten Thaten, ſondern auch auf die noch zu vollbringenden, welche es als vollendet nahm, und wurde ſo zur Selbſtvergrößerung. Dieſe täuſcht ſich über das Maß und die Tragweite der vollbrachten Leiſtungen, während bei der Selbſtüberſchätzung eine Täuſchung über die mögliche Leiſtung und die eigene Kraft vorwaltet.

(Die Anſicht, daß wirkliche Genies von ihren ungewöhnlichen Anlagen nichts wüßten, daher über ihre eigenen Leiſtungen erſtaunt und verwundert wären, iſt überhaupt eine irrige. Das Selbſtgefühl, das Gefühl der eigenen Kraft und das Bewußtſein der bereits vollbrachten Leiſtungen tritt hier als faſt lächerliche Selbſtüberhebung, wie etwa bei Hegel, oder als „göttliche Grobheit", wie bei den Romantikern, bei Schopenhauer und vielen anderen großen Geiſtern ſowohl früherer Zeiten als der Gegenwart mehr hervor, während es dort eine natürliche Beſcheidenheit, ruhige Beſonnenheit, Kenntnis der Welt und Verhältniſſe mehr in ſtiller Bruſt verſchloſſen hält, es zum Antrieb ferneren Schaffens und weiteren Vordringens, zur innern Schutzwehr, an welcher die heftigen Angriffe und ſpitzen Pfeile gehäſſiger Nebenbuhler und Feinde abprallen, aber nicht zum Hochmut in Gedanken, Worten und Werken werden läßt; vorhanden iſt es doch überall bei hochbegabten Dichtern und genialen Künſtlern, ebenſo wie bei großen Gelehrten und ausgezeichneten Forſchern. Es würde ſogar pſychologiſch merkwürdig und ſonderbar, d. h. abnorm ſein, wenn es nicht der Fall wäre. Der Hinweis etwa darauf, daß Sokrates ſagte, er ſei wohl deshalb vom delphiſchen Orakel für den weiſeſten aller Menſchen erklärt worden, weil er Selbſterkenntnis übe und ſich bewußt ſei, daß er nichts wiſſe, der Hinweis darauf kann eben die einfache Thatſache nicht verbannen, beſeitigen und aus der Welt ſchaffen, wenn er auch als Mahnung zum γνῶθι σεαυτόν recht gut iſt. Wenn Linné, der ſich die Worte „Famam extendere factis" zum Wahlſpruche gemacht hatte, eingeſtand, daß er Tadel nicht vertragen könne, ruhmſüchtig, oft zu eitel auf ſeine eigenen Erfolge und eiferſüchtig auf die anderer ſei, ſo müſſen und werden wir das allerdings, wie er ſelbſt es that, als Fehler bezeichnen, und glücklicherweiſe findet man dieſe Eitelkeit und Eiferſucht, wenn auch bei manchen, doch nicht bei allen her-

vorragenden und großen Männern. Wird uns jedoch berichtet, daß Michelangelo ein gewaltiges Selbstgefühl besaß und bei seiner unparteiischen Anerkennung anderer selbst nicht leichter genommen werden wollte, als er in der That wog, daß, wo er glaubte der erste sein zu können, er nicht mit dieser Meinung zurückhielt; hören wir, daß der Dichter Milton im hohen Alter einen nicht geringen Grad von Selbstgefühl hatte, welches, verbunden mit puritanischer Strenge, seiner Persönlichkeit etwas Imponierendes und Ehrfurcht Gebietendes verlieh; läßt Horaz in der Ode: Exegi monumentum aere perennius" ꝛc., Heine in den Versen: „Ich bin ein deutscher Dichter, Bekannt im deutschen Land, Und nennt man die besten Namen, So wird auch der meine genannt —" sein Selbstbewußtsein ausströmen, so werden wir darüber nicht moralisieren, sondern es psychologisch erklärlich und begreiflich finden. Schiller bemerkt: „Das Genie ist bescheiden, ja blöde, weil es immer sich selbst ein Geheimnis bleibt;" Palleske wiederum bemerkt über ihn: Schiller war selbstbewußt, wie Young es vom Genie verlangt, aber gewiß in den wenigsten Fällen eitel. Daß auch Goethe diese Forderung Youngs erfüllte, brauchen wir nicht erst weiter auszuführen. Der Komponist Gluck gab ein bedeutendes, oft an Eigenlob grenzendes Selbstbewußtsein kund. Ja, sogar das kleine Wunderkind Wolfgang Mozart besaß bei aller kindlichen Unbefangenheit und Weichmütigkeit doch auch ein gewisses Selbstgefühl, wie wir es in seiner Biographie von O. Jahn, 2. Aufl. I., S. 25 und S. 48 lesen.)

In bezug auf die Kunst, besonders die Musik, kann die geistige Frühreife, das Hervortreten außerordentlicher Begabung in zarter Jugend, als normal bezeichnet werden. Nicht nur Mozart erregte als sechsjähriges Kind auf den Kunstreisen durch seine eminenten Leistungen die Bewunderung aller, der Könige und Fürsten wie der mittleren Gesellschaftsklassen, der Kenner wie der Laien, auch Paganini (geb. 18. Februar 1784 zu Genua gest. 27. Mai 1840) spielte bereits mit sechs Jahren Violine, komponierte im achten Jahre eine Sonate, trat im neunten zu Genua in einem öffentlichen Konzert auf, indem er Variationen einer eigenen Komposition zu Gehör brachte, und unternahm 1797 Kunstreisen in die größten Städte der Lombardei. Giacomo Meyerbeer verriet frühzeitig bedeutende musikalische Anlagen: schon im sechsten Jahre machte er durch seine Fertigkeit Aufsehen und im Alter von neun Jahren wurde er den besten Klavierspielern Berlins beigezählt. Felix Mendelssohn-Bartholdy zeigte wie seine Schwester Fanny eine frühreife Begabung: der kaum neunjährige Knabe erregte Erstaunen durch seine Fertigkeit im Klavierspiel, bei welchem er alle technischen Schwierigkeiten leicht überwand, soweit das die kleinen Händchen nur irgend zuließen; er besaß ein außerordentlich entwickeltes musikalisches Gehör und Gedächtnis, und seine Produktivität trat in Kompositionen früh hervor. Franz Schubert begann mit sieben Jahren Klavier zu spielen und entlockte im zehnten Jahre den Augen seines Lehrers Holzer Freudenthränen, da er oft schon wußte, was dieser ihn lehren wollte. Fr. Liszt machte als neunjähriger Knabe durch sein Klavierspiel in Oedenburg und Preßburg Aufsehen. Anton Rubinstein, der wie Liszt im sechsten Jahre angefangen hatte, Klavier zu spielen, gab 1838,

im Alter von neun Jahren, ſein erſtes Konzert zu Moskau und ſpielte 1840 zu Paris vor den berühmteſten Künſtlern. L. Spohr brachte im Alter von zwölf Jahren am Braunſchweiger Hofe ein Geigenkonzert zu Gehör, welches er ſelbſt komponiert hatte. Cherubini wurde vor ſeinem ſechſten Lebensjahre in der Muſik, im neunten in der Harmonielehre unterrichtet und ſchrieb im 13. eine Meſſe. Händel komponierte im Alter von zehn Jahren Motetten, welche in der Hauptkirche zu Halle geſungen wurden. Beethoven ſchrieb als zwölfjähriger Knabe eine Fuge; in gleichem Alter komponierte Mozart Werke, in welchem ſeine Individualität, ſeine geniale Eigenart bereits lebendig hervorbrach, während andere Kompoſitionen im fünften und ſechſten, eine Reihe von Sonaten für Klavier und Violine ſowie Variationen in ſeinem ſiebenten, achten und neunten Lebensjahr entſtanden und niedergeſchrieben wurden. In Biberach veranlaßte es der Graf Fugger von Babenhauſen, daß der zehnjährige Virtuos Mozart einen Wettkampf mit Sixtus Bachmann einging, der, nur um zwei Jahre älter als Wolfgang, durch ſeine muſikaliſchen Leiſtungen großes Aufſehen erregte. Jeder that ſein äußerſtes, um dem anderen den Vorrang ſtrettig zu machen, und für beide fiel der angeſtellte Wettſtreit ſehr rühmlich aus. Joh. Nepom. Hummel kam mit ſeinem Vater, der ſpäter die Leitung des Orcheſters bei Schikaneder übernahm, im Jahre 1785 nach Wien und erregte ſchon damals durch ſein Klavierſpiel das größte Aufſehen. Zwei Jahre ſpäter brachte ihn Freyſtädter, ein Schüler Mozarts, zu letzterem, der ihn dann in ſein Haus aufnahm und ſich von ihm die neu erſchienenen Klavierſtücke vorſpielen ließ, um ſie ſo kennen zu lernen. Joſ. Franz Karl Lanner, der Sohn eines Handſchuhmachers, zeigte ſchon früh eine entſchiedene Neigung zur Muſik und brachte es ohne beſonderen Unterricht auf der Violine zu großer Fertigkeit, ſowie er auch in der Kompoſition meiſt autodidaktiſch ſich bildete. Doch genug der Beiſpiele! Brauche ich ſie alle aufzuzählen, die jugendlichen Virtuoſen, welche bis auf die Jetztzeit, wo der junge Maurice Dengremont in den größten Städten Europas ſich hören läßt, gelebt haben und durch ihre Kunſt das Ohr der Kenner und Laien entzückten, ſpäter noch als Künſtler oder Komponiſten großen Ruhm einernteten und genoſſen, oder auch nach einer kurzen glanzvollen Periode mehr oder minder in eine dunkle Verborgenheit zurücktraten, aus welcher ſie einſt aufgetaucht waren?

Während die Kindheit die Zeit der Anſammlung von geiſtigem Material iſt, welches dann im Mannesalter durch die logiſche Denkthätigkeit be- und verarbeitet wird, kennzeichnet das Jünglingsalter ein Vorwalten der Phantaſie, welche den durch äußere und innere Erfahrung geſammelten Stoff in ſeine Beſtandteile zerfließen läßt, dieſe Elemente dann wieder auf eine neue Art und in freierer Weiſe verbindet und dadurch originelle phyſiſche Gebilde hervorbringt. Da nun die Phantaſie die Quelle des künſtleriſchen Schaffens bildet, ſo tritt eine bisher ſchlummernde Begabung für die Kunſt ſowie der damit verbundene Schaffenstrieb im Jünglings- und frühen Mannesalter beſonders hervor. In einer gewiſſen Lebensperiode iſt ja jeder Menſch mehr oder minder geneigt, ſeine Liebe in Gedichten zu äußern, dadurch ſeine Seele gleichſam von ihr zu entlaſten, zu befreien und

bald gute Verse zu produzieren, bald ungenießbare zu fabrizieren! Wo nun von Natur eine ungewöhnliche poetische Anlage vorhanden ist, gelangt sie jetzt zur Entfaltung und tritt in herrlichen Produktionen zu Tage. Ähnlich ist es mit der Begabung für die Malerei und Bildhauerkunst, welche, wie bei Raffael, Leonardo da Vinci, Canova u. a, oft schon früh sich zeigt, im Jünglings- und ersten Mannesalter die besten Ideen, die Phantasiebilder zu den besten Schöpfungen konzipiert.

Wenn auch für den Gelehrten und wissenschaftlichen Forscher das frühere Mannesalter vorzugsweise die Zeit der Konzeption ist, wo, wie bei Newton und Darwin, manche Gedanken blitzartig aufsteigen, die sich später nur klären, weiter entwickeln und ihre Stützen durch Beweise erhalten, welche früher die geniale Phantasie ahnend vorausnahm, wo große Pläne gefaßt werden, die eine künftige Zeit nur im Detail ausarbeitet und ausgestaltet, um ein bewunderungswürdiges Werk hervorzubringen, eine gewaltige That aus- und durchzuführen, — so ist doch im Gebiet der Wissenschaft, da hier die eigene Produktion einer längeren Vorbereitung und Vorbildung bedarf und die Aufnahme einer großen Menge von Stoff und freie Beherrschung desselben erfordert, eigentliche geistige Frühreife seltener als in dem der Kunst. Daß sie allerdings auch vorkommt, und zwar nicht nur bei den in früher Jugend dahinsterbenden oder dahinsiechenden Wunderkindern, haben uns die angeführten Beispiele von Pascal, Leibniz, Schelling, Melanchthon und H. Grotius gezeigt. Des letzteren Zeitgenosse, Daniel Heinsius, welcher ein Alter von 75 Jahren erreichte, eröffnete seine schriftstellerische Thätigkeit im zwanzigsten Jahre und bekundete damals schon eine ungewöhnliche Kenntnis der Klassiker. Isaak Vossius (1618—1689) veröffentlichte seine Ausgabe des Geographen Skylax im 21. Lebensjahre. Crenius führt noch Janus Dousa Casaubonus und mehrere andere an, welche im Alter von 19—25 Jahren Ausgaben älterer Autoren oder eigene Schriften verfaßten. Allein einerseits ist dies kein ungewöhnlich frühes Lebensalter und kommen derartige Beispiele zu jeder Zeit vor, nicht nur unter den Philologen, sondern auch unter den Juristen (ich will hier nur Anselm von Feuerbach, F. K. von Savigny, von Bunsen, Ed. Gans und K. F. W. von Gerber erwähnen); andererseits muß berücksichtigt werden, daß das Verdienst der damaligen Philologen, besonders der holländischen, mehr in Sammlung und Anhäufung als in kritischer Sichtung und Verarbeitung des Stoffes bestand. Wunderbar ist es schon, wenn Aldus Manutius der Jüngere (1547—97) im vierzehnten Jahre eine Abhandlung über die lateinische Orthographie lieferte, Claudius Salmasius u. a. im Alter von 13—16 Jahren Ausgaben oder Bücher schrieben, bezw. geschrieben haben sollen. Etienne de la Boétie (1530—1563) hatte im sechzehnten Jahre mehrere Werke von Xenophon und Plutarch übersetzt und verfaßte im achtzehnten den Plan zu einer eigenen Schrift. Der berühmte arabische Arzt und Philosoph Avicenna (eigentl. Ibn Sina), welcher infolge einer zu großen Hingabe an den Genuß des Weins und der Liebe 1037 im Alter von 57 Jahren starb, war nach Angabe von Crenius geistig sehr frühreif, arbeitete Tag und Nacht und hatte sich

so als achtzehnjähriger Jüngling die gesamte Wissenschaft der damaligen Zeit angeeignet.

Voltaire, welcher von Geburt an körperlich schwach war, aber trotzdem ein hohes Alter erreichte, zeigte schon früh ein treffliches Gedächtnis und einen lebhaften Geist. Lord Chatham (William Pitt der Ältere) erregte in Eton und Oxford durch seine Fähigkeiten bereits frühzeitig die größten Erwartungen; auch sein Sohn, William Pitt, der Jüngere, war geistig frühreif, besaß bei schwächlicher Körperkonstitution eine gleichsam angeborene Geschäftskenntnis, große finanzielle Tüchtigkeit, klare und nüchterne Beredsamkeit. Napoleon I. beschäftigte sich in der Jugend viel mit Mathematik, für welche er sich lebhaft interessierte, und seine Lehrer auf der Kriegsschule erkannten in ihm bedeutende Fähigkeiten, so daß sie das Urteil abgaben, er könne es sehr weit bringen, wenn die Umstände ihn begünstigten.

Hervorheben will ich noch, daß eine außerordentliche Begabung für Mathematik sich gewöhnlich früh äußert, hier also, ähnlich wie bei den Musikern, die geistige Frühreife keine abnorme Erscheinung ist. Die Geschlechter, welche den Namen Cassini und Bernoulli führten, bilden merkwürdige Beispiele von Vererbung besonderer Geistesanlagen, indem bei ihnen eine hervorragende Begabung für Mathematik sich mehrere Generationen hindurch fortpflanzte und besonders in der letzteren Familie die Berühmtheit als Mathematiker für eine erbliche Eigenschaft oder so zu sagen als Erbpacht fast aller männlichen Mitglieder über hundert Jahre lang gelten konnte. Diese Anlagen traten bei Giovanni Domenico Cassini, seinem Sohne Jacques und seinem Enkel César François auch früh zutage, so daß die beiden letzteren und César's Sohn Jean Dominique in noch jugendlichem Alter zu Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften ernannt wurden. Nic. Bernoulli I. (1687—1759), ein Neffe der berühmten Mathematiker Jacob und Joh. B. I., erlangte im siebzehnten Jahre den Magistergrad; sein Vetter, Nic. B. II. (1695—1726), welcher bereits in frühester Jugend bedeutende Geistesgaben an den Tag legte, als achtjähriger Knabe holländisch, deutsch, französisch und lateinisch sprach, erwarb schon 1711 die Magisterwürde. Dessen um fünf Jahre jüngerer Bruder Daniel, welchen er seit 1711 unterrichtete, wurde einer der größten Mathematiker und Physiker seiner Zeit und erhielt zehnmal den Preis der Pariser Akademie. D.'s Neffe, Joh. B. III. (1744—1807), konnte, erst dreizehn Jahre alt, eine öffentliche lateinische Rede über die Einimpfung der echten Blattern halten, — welche man an ihm selbst als einem der ersten in Basel vollzog, — wurde ein Jahr später Magister, 1763 Lizentiat der Rechte und bald darauf, also etwas über neunzehn Jahre alt, Mitglied der mathematischen Klasse der Berliner Akademie. — Leonh. Euler (1707—1783), einer der größten und produktivsten Mathematiker, erlangte 1723 den Magistergrad, bei welcher Gelegenheit er die Systeme von Newton und Descartes in einer lateinischen Rede mit einander verglich, erhielt im neunzehnten Jahre das Accessit des Preises der Pariser Akademie der Wissensch. und in der Folge noch zehnmal den Preis der Akad. selbst. — Jean le Rond d'Alembert, Sohn der schönen und geistreichen Frau

de Tencin und des Ingenieuroffiziers Destouches, wurde von seinen Eltern ausgesetzt. Das Kind erschien dem Polizeikommissar, der es aufhob, so schwach, daß er es nicht ins Findelhaus schickte, sondern der Sorgfalt einer armen Glaserfrau anvertraute. Allmählich erstarkt und mit vier Jahren einer Erziehungsanstalt übergeben, zeigte Alembert schon als Knabe viel Talent und machte besonders durch seine ungemeine Anlage zur Mathematik Aufsehen. Er studierte Rechtswissenschaft, wurde Advokat, widmete sich auch einige Zeit lang der Medizin, zog aber durch zwei mathematisch-physikalische Arbeiten hauptsächlich die Aufmerksamkeit auf sich. Die von ihm der Akademie der Wiss. 1739 und 1740 überreichten beiden Abhandlungen über die Bewegung fester Körper in einer Flüssigkeit und über die Integralrechnung erschienen derselben so bedeutend, daß sie ihn 1741, in seinem 24. Jahre, zu ihrem Mitgliede erwählte. J. L. Lagrange löste als Jüngling die von Euler gestellte isoperimetrische Aufgabe und beantwortete die Frage über das Prinzip der geringsten Bewegung. Kaum neunzehn Jahre alt, erhielt er die Stelle eines Professors der Mathematik an der Artillerieschule zu Turin und gewann bald darauf den von der Pariser Akademie ausgesetzten Preis für ein Werk über die Bewegung der Trabanten des Jupiter. Laplace (1749 bis 1827), einer der größten Mathematiker und Astronomen aller Zeiten, wurde 1773 in die Akademie aufgenommen.

Karl Friedrich Gauß (geb. zu Braunschweig am 30. April 1777, starb zu Göttingen am 23. Febr. 1855), der Sohn eines Handwerkers, entwickelte sich geistig wunderbar früh. Nicht oft mag es vorkommen, daß ein Kind das Lesen von selbst erlernt, indem es die Bedeutung der einzelnen Buchstaben bald diesem, bald jenem Hausgenossen abfragt. Fast unglaublich erscheint die gut verbürgte Geschichte, daß der dreijährige Knabe, zuhörend, wie der Vater Tagelöhner für stundenweise Arbeit ablohnte, die Auszahlung mit dem Zurufe unterbrach, die Summe sei nicht richtig, es betrage so viel, und daß seine Angabe bei wiederholt angestellter Rechnung sich als die richtige erwies. Eben neun Jahre alt, kam Gauß in die Rechenschule. Die erste Aufgabe, welche Büttner, der wegen seiner Strenge gefürchtete Lehrer, den Schülern vorlegte, betraf die Addition von Zahlen, welche eine arithmetische Reihe bildeten. Kaum hatte der Knabe den Wortlaut der Aufgabe gehört, so schrieb er zuerst von allen Schülern ohne jegliche Zwischenrechnung die Endsumme auf seine Tafel und legte diese, wie es eingeführt war, umgedreht auf den Schultisch in die Mitte des Zimmers. Als alle Tafeln so abgegeben waren und verglichen wurden, war die Zahl des kleinen voreiligen Schreibers eine von den wenigen richtigen. Er entging so nicht bloß der ihm für seine Leichtfertigkeit zugedachten Strafe, sondern Büttner ließ auch ein besseres Rechenbuch aus Hamburg kommen, um es dem Knaben zu geben. Man bestimmte ferner seinen Vater, den frühreifen jungen Genius weiter ausbilden zu lassen; die Bedenken, woher die Mittel zum Studium zu nehmen seien, wurden durch die Versicherung gehoben, daß die Unterstützung hochgestellter Gönner sich werde gewinnen lassen. Vater G. soll, von der Unterredung nachhause kommend, der Abmachung getreu sogleich angeordnet haben, daß das Spinnrad, auf welchem

sein Sohn allabendlich eine bestimmte Menge Flachs hatte spinnen müssen, in den Hof getragen und zu Küchenholz zerspalten werde. Die ihm erteilte Zusicherung wurde zur Wahrheit: Gauß durfte, nachdem er 1791 als Primaner bei Hofe vorgestellt worden, auf Kosten des Herzogs von Braunschweig studieren und sich nach beendetem Studium der Wissenschaft als solcher widmen, ohne den Beruf eines Lehrers wählen zu müssen. Der ihm ausgesetzte Jahresgehalt betrug schon 1801 die damals zum Unterhalt ausreichende Summe von 400 Thalern und wurde zu Anfang 1803, noch vor der 27. Geburtstagsfeier des nun bereits weitberühmten Gelehrten, auf 600 Thaler nebst freier Wohnung erhöht. Schon auf der Schule hatte Gauß nicht nur die Schriften von Euler, Lagrange und Newton in sich aufzunehmen gewußt, den ersteren sich zum Muster für den Inhalt, den letzteren für die Form der eigenen Arbeiten wählend, sondern er hatte auch 1793 dem Gesetze der Primzahlen selbst nachgeforscht und ein Jahr später die „Methode der kleinsten Quadrate" erfunden. Bereits 1801 berechnete er aus den Beobachtungen Piazzis nach einer neuen, originellen Methode die Bahn des Planeten (Asteroiden) Ceres, und Olbers in Bremen fand am 1. Jan. 1802 den wieder unsichtbar gewordenen kleinen Himmelskörper genau an der Stelle des Firmaments, an welcher er nach der Berechnung von Gauß sich jetzt befinden mußte. Der Name des letzteren, der in so jungen Jahren bereits so viel für die Wissenschaft geleistet, der 1799 in seiner Doktordissertation einen ungewöhnlichen Scharfsinn gezeigt und noch glänzender in dem schon 1797 begonnenen, aber vier Jahre im Druck hingezogenen Werke „Disquisitiones arithmeticae" seine Kräfte entwickelt hatte, — war jetzt in aller Munde, sein Ruhm in Gelehrten- und Laienkreisen verbreitet und gesichert.

Der hochbegabte, aber krankhaft reizbare Anselm von Feuerbach, welcher im sechzehnten Jahre der harten Zucht seines Vaters entfloh, abgerissen, elend und krank zu Verwandten kam, dann in Jena sich mit solchem Eifer philosophischen Studien hingab, daß er als zwanzigjähriger Jüngling die Doctorwürde erwarb, bezwang seine Neigung zur Philosophie und widmete sich aus praktischen Gründen der Rechtswissenschaft, in welcher er sich bald so sehr auszeichnete. Seine fünf Söhne waren alle, wie er, genial begabt. Joseph Anselm, welcher, von Natur phantastisch, zum Mystizismus und zu Exzentrizitäten neigte, mehrmals in starke Nervosität und Schwermut verfiel, erwarb sich als Philolog und Archäolog einen Ruf; der Mathematiker Karl Wilhelm Feuerbach (1800—1834) wurde durch seine zwei bedeutenden Schriften bekannt, welche 1822 und 1827 zu Nürnberg erschienen, und aus denen verschiedene Sätze in die besseren Lehrbücher der Geometrie übergegangen sind.

Abgesehen von der Mathematik, der Musik und Kunst überhaupt, ist und bleibt die allzu frühzeitige Entwickelung ungewöhnlicher Geistesanlagen etwas Abnormes. Deutet nicht schon die Bezeichnung „Frühreife" hin auf die Ähnlichkeit der Wunderkinder mit den Früchten, welche schnell und vor der gewöhnlichen Zeit reifen, dann aber auch bald welk werden, verschrumpfen, faulen und sich nicht so lange halten als die langsam und spät zur Reife gelangenden, die anfangs

harten und ungenießbaren, welche erst allmählich weich und wohlschmeckend werden? Fructus idem diuturnus ac praecox esse nequit! Die rasch emporschießende, üppig treibende Pflanze welkt in der Regel frühzeitig dahin, die langsam wachsende Eiche trotzt Jahrhunderten!

Was in bezug auf theoretische und ideale Lebensrichtung als Frühreife erscheint, pflegt man Altklugheit zu nennen, wenn es sich um die frühe Berücksichtigung realer Verhältnisse, um Äußerungen von sittlichen und praktischen Urteilen über Dinge handelt, welche dem Horizont der Jugend sonst fern liegen. Beide Namen schließen gewissermaßen einen Tadel in sich, weil sie eben alberne Erscheinungen bezeichnen. Allerdings können, wie wir gesehen haben, aus geistig frühreifen Knaben geniale und wahrhaft große Männer werden, welche durch ihre Schöpfungen und Werke die Welt nicht nur in Erstaunen setzen, sondern ihr auch zum Segen gereichen; aus altklugen Kindern, welche zu früh reflektieren, die etwa gar allgemeine Sentenzen und moralische Sätze aussprechen, oder wenigstens infolge von Naturanlagen oder frühzeitiger schlimmer und herber Erfahrungen in praktischer Beziehung glauben Rücksicht nehmen, Bedenken hegen zu müssen, wo sonst ein anderes frohsinniges Kind nur seinen schnell wechselnden Impulsen folgt, in seiner Phantasienwelt lebt, von den realen Verhältnissen und Erfordernissen wenig weiß, sich wenig um sie kümmert, aus solchen altklugen Kindern können besonnene und tüchtige Menschen mit hellem, klarem, trefflich und erfolgreich berechnendem Verstande hervorgehen und gehen in Wirklichkeit oft aus ihnen hervor. Ferner werden wir der früh zu Tage tretenden geistigen Begabung und Klugheit nicht gerade ihr Gegenstück, die Dummheit, den Mangel an geistiger Anlage oder die allzu langsame und späte Entwickelung derselben vorziehen; wir werden im Leben oder gar im Unterricht einen dunklen und vernagelten Kopf nicht lieber als einen hellen und offenen vor uns sehen, einen bornierten Menschen und unwissenden Burschen nicht mit Freude begrüßen, während wir den talentvollen Knaben und kenntnisreichen Jüngling mit Seufzen und Mißmut betrachten. Trotz alledem können wir der geistigen Frühreife und Altklugheit im allgemeinen kein Loblied singen, weil sie immerhin in den meisten Fällen abnorme Erscheinungen bilden, weil die erste Art der Abnormität für den Träger und Inhaber schlimme Folgen haben kann, sehr oft auch hat, und weil bei der zweiten ein nüchterner und kalter praktischer Verstand auf Kosten idealer Anschauungen und Bestrebungen sich auszubilden pflegt. Überdies muß man in der Kindheit nicht die Gegenwart auf Kosten der Zukunft opfern, um dieser nachzujagen, sondern jede Lebensperiode soll ihre eigenen Rechte, Pflichten und Genüsse haben und behalten.

So ungeheuer groß auch die Anzahl derer ist, welche in früher Jugend durch ungewöhnliche Begabung und Kenntnis glänzten, später aber ihre außerordentlichen Geisteskräfte einbüßten und in ihrer Entwickelung still standen, so ist wohl noch größer die Zahl der Pädagogen und verständigen Männer, welche in der Frühreife etwas Abnormes erblickten und noch sehen, die deshalb ermahnten, frühreife Kinder nicht zu sehr anzustrengen, ihre geistige Entwickelung weniger zu beschleunigen und zu fördern als zu hemmen und zu hindern. Wird diese Ermahnung aber

nicht immer wieder in den Wind geschlagen? Was der eigene klare Verstand dem Pädagogen sagt oder sagen könnte, wird in der Praxis von ihm oft nicht berücksichtigt. Der Ehrgeiz, die Eitelkeit, welche er bei seinen Zöglingen tadelt und niederhalten will, erfüllt nicht selten ihn selbst: er möchte durch seinen Schüler glänzen, und dessen ungemeine Kenntnisse sollen zeigen, welch' vorzüglicher Lehrer er ist, was für gute Erfolge sein Unterricht hat! Mag dieser Vorwurf hart erscheinen, gerechtfertigt ist er in vielen Fällen sicherlich. Zeigt nicht das Beispiel des Predigers Witte, daß auch ehrenwerte und tüchtige Pädagogen sich von einem derartigen fehlerhaften und tadelnswerten Streben nicht leicht befreien können? Außer vielen anderen erörtert Döderlein in seinen „Reden und Aufsätzen," daß die Altklugheit, die Präcocität im eigentlich tadelhaften Sinne, d. h. das Bestreben der Knaben, alle Rechte und Genüsse, welche nur dem reifen Manne gebühren, für sich in Anspruch zu nehmen, — daß dieses Bestreben oft von Eltern und Lehrern unterstützt und begünstigt wird, indem diese der Knospe nicht die gehörige Zeit lassen, um sich voller und schöner zur Blüte zu entfalten, sondern ihre Entwickelung beschleunigen und verfrühen, in den Kindern eine Hyperkultur pflegen. Hat man nicht auch in der neueren Zeit vielfach hervorgehoben, daß durch die geistige Überbürdung der Jugend auf den höheren Schulen die Gesundheit der Knaben und Jünglinge geschädigt, der Keim zu späterer Geisteskrankheit gelegt oder gehegt werde? Allerdings kommen dabei manche und starke Übertreibungen vor; der Grundgedanke aber, daß zu frühzeitige und allzu große Anstrengung des Geistes, die Konzentration der Kräfte des Organismus im Gehirn und der Verbrauch des größten Teils derselben durch die vorwiegenden psychischen Funktionen von früher Jugend an der Gesundheit schädlich sind, oft die Ursache späterer Schwäche, körperlichen und geistigen Siechtums bilden, ja einen frühen Tod herbeiführen können, dieser durch unzählige Erfahrungen bestätigte Satz ist ebenso richtig und unbestreitbar als wichtig und für alle Eltern und Pädagogen beherzigenswert.

Freilich müssen wir hinzufügen, daß zuweilen alle Warnungen, vorsichtige, ja strenge Maßregeln der Lehrer die zu schnelle und frühzeitige geistige Entwickelung hochbegabter Kinder nicht zu hemmen vermögen. Tassos Lehrer z. B., welcher, wie Chr. Schwarz angiebt, den Schüler mit ebenso viel Strenge von den Büchern zurückwies, als womit man andere dazu hintreibt, konnte es doch nicht verhindern, daß der Knabe immer weiter auf der Bahn fortschritt, welche den Mann so bald zur Geistesstörung führte. Nicht selten haben die Eltern oder Verwandten durch verkehrte Erziehung das Übel schon hervorgerufen, bezw. zum Ausbruch kommen und zu weit gedeihen lassen, wie man ja die Thorheit beging, Tasso bereits als Kind von 3 Jahren in die Schule zu schicken. Zuweilen aber konnten auch sie das Unheil nicht mehr verhüten und erfolgreich dagegen ankämpfen, da die Nervosität als Anlage bereits von Geburt an im Kinde lag und der Krankheitskeim ohne direktes Verschulden einer falschen Erziehung sich weiter ausbildete und Wurzel schlug.

Wie eine ungewöhnliche Begabung einen instinktiven, unwiderstehlichen, unausrottbaren Drang zu steter intellektueller Beschäftigung und Weiterentwickelung zum

Begleiter hat, so bildet die Grundlage beider oft eine nervöse Konstitution. — Diesen Satz habe ich in meiner Schrift „Genie und Wahnsinn." Breslau 1884, auf Grund zahlreicher biographischer, physiologischer und psychologischer Thatsachen genauer erörtert. — Die Nervosität kann während des individuellen Lebens erworben oder durch Vererbung überkommen sein; in letzterem Falle äußert sie sich nicht selten schon in der Kindheit als geistige Frühreife und unstillbarer Wissensdurst. Derartige vererbte, von Geburt an dem Menschen innewohnende Krankheitsanlagen kann der Arzt nicht vollständig beseitigen, aber er und eine gute Gesundheitspflege können alle schädlichen Momente, welche diese Anlage ausbilden, fördern und stärken, möglichst fern halten, die Krankheit gewissermaßen in latentem Zustande erhalten, indem sie es verhindern, daß der Keim sich weiter entwickele und als verderbliches Gewächs zu Tage trete. In ähnlicher Weise muß eine vernünftige Erziehung der Eltern und Lehrer verfahren. Sie muß besonders geistig hochbegabte und nervöse Kinder vor zu frühzeitigen und allzu großen intellektuellen Anstrengungen, vor der Entstehung von heftigen Affekten und Leidenschaften, sowie der passiven Hingabe an dieselben behüten, sie soll ihre Körperkraft pflegen und stärken, die Energie ihres Willens ausbilden und auch in der Selbstbeherrschung sich üben lassen, damit nicht die ungewöhnliche Begabung ihnen zum Verderben werde, das gewöhnliche Schicksal frühreifer Wunderkinder sie treffe, ihre Nervosität zur Geistesstörung führe, sondern die außerordentliche geistige Anlage zur gehörigen Zeit sich herrlich entfalte, eine gereifte, wahrhaft fruchtbringende und segensreiche Genialität aus ihr hervorgehe.

Erinnerungen aus dem Leben Wilhelmine von Hillerns

erzählt von

Hermine von Hillern.

(Fortsetzung.)

Daß Wilhelmine von Hillern, als sie die Geierwally schrieb, noch keinen Gletscher gesehen hatte, ja, außer den Jahren in Zürich und einem kurzen Aufenthalt auf dem Rigi, noch nichts von der Schweiz, geschweige denn von Tirol kannte, daß, während sie die packenden Schilderungen der Hochgebirgsnatur schrieb, dieselbe noch ein niegeschautes Wunder war, das ist gewiß sehr merkwürdig.

Erst im Jahre 74, nachdem die Geierwally schon über ein Jahr abgeschlossen war, machte sie mit der Familie Funke zusammen eine Reise ins Berner Oberland und nach Chamouny, wo sie der allzeit geschäftige Zufall den Stoff zu ihrem Werk: „Und sie kommt doch" finden ließ.

Wie die Geierwally auf den unbefangenen Leser wirkte, davon giebt ein Brief Ernst Keils Zeugnis, der, nach dem er sie gelesen, schreibt:

„Und nun ich angedeutet, was mir weniger schön erschien, lassen Sie mich

meinen herzlichen Dank für Übersendung des Manuskripts aussprechen. Es ist mir noch bei der Lektüre desselben so merkbar geworden, daß Ihr Talent in mächtig-aufsteigender Linie steht und daß Sie bei maßvoller künstlerischer Benutzung Ihres eminenten Darstellungstalents noch Schöpfungen vollenden werden, die an Originalität und gewaltiger Plastik alle Ihre frühern Leistungen überstrahlen müssen. Ihre Schöpfung muß bei allen, die Verständnis für Poesie und Gestaltungstalent haben, enthusiastischen Anklang finden, wie sie in gewissen Kreisen anderseits auch vielfach verdammt und verurteilt werden wird. Sie haben mit dieser Geierwally eine Richtung eingeschlagen, zu der Ihnen kein Pionier die Bahn gebrochen und in der Sie vielleicht auch keinen Nachfolger finden werden, selbst wenn das Talent vorhanden wäre, dem Leser, wie Sie es gethan, eine Reihe packender Szenen von unvergleichlicher Kraft und Schönheit vorzuführen. Aber Sie haben damit zugleich ein Charakterbild hingezaubert, das, mit genialen, oft bitterherben Linien gezeichnet, an Originalität und fesselnder Anziehungskraft alles übertrifft, was in den letzten Jahren geschaffen worden ist, ein Bild, das trotz seiner grellen Breughelschen Kontraste immer wieder reizend und bestrickend anzieht und lockt."

In ähnlicher Weise spricht sich Mosenthal, der Verfasser von Deborah, Sonnwendhof u. a. m. darüber aus. Er, der Wilhelmine von Hillern schon als zartes Kind gekannt hatte, schreibt darüber:

„Dein neues Buch habe ich erhalten, gelesen und wieder gelesen und mich von ganzem Herzen daran ergötzt.

Du bist ein merkwürdiges Weib! Eine Übersetzung der Nibelungen ins Tirolische ist eine fast unmöglich scheinende Aufgabe und mit welcher Meisterschaft hast Du sie gelöst! Der Inhalt der Geierwally ist aus dem innersten Herzen heraus erfunden und bis ins feinste Detail vollendet ausgeführt. Einzelne Züge sind in ihrer Einfachheit geradezu genial."

Aber auch von ganz Fremden, darunter die ersten Namen unserer Zeit, werden die Stimmen des Lobes laut.

Max Müller in Oxford schreibt eine reizende Kritik in: the London Academy; Daily News, Athenaeum und andere große englische Zeitungen füllen ihre Spalten mit dem Lob der Geierwally und stellen die Schriftstellerin neben G. Sand und Elliot. Mommsen, Turgeniew sprechen sich anerkennend im Freundeskreis darüber aus, und da die Aussprüche berühmter Männer bekanntlich nie geheim bleiben, so erfährt es Wilhelmine von Hillern auf dem Wege der Privatmitteilung, auch daß Fürst Bismarck eine Nacht dem Lesen der „Geierwally" opferte und sich der wilden Kraft und Poesie derselben freute.

Es erscheinen denn auch in kurzer Zeit von der „Geierwally" fünf englische Übersetzungen, zwei in England Mrs. Pointer Bell, Tauchnitz-Edition, und Lady Wallace bei Longman in London, außerdem drei in Amerika, dann eine französische von Jules Gourdault, damals einem der Redakteure der „Revue des deux mondes," eine holländische, eine spanische in San Franzisko in der Zeitung: „il novo mundo" und zwei russische und eine schwedische.

Verlagsanerbieten aller Art liefen ein, da ist kein Blatt und kein Verlagsunternehmen, das nicht ein Buch von Wilhelmine von Hillern haben möchte. Ich habe, da ich mit meiner Mutter bei Gelegenheit der Abfassung dieser Blätter alle Briefe durchsuchte, ein dickes geordnetes Paket Briefe gefunden, die meine Mutter unter dem Titel „Verlagsanerbieten" zusammengeheftet hatte, und wir amüsierten uns damit, während eines Vormittags, die Briefe durchzulesen, deren jeder mit dem Zusatz schloß: „Wir werden kein Opfer scheuen, Sie uns zu gewinnen" oder „wir zahlen Ihnen jedes Honorar, das Sie verlangen." Das ist ein hoher Beweis von Wilhelmine von Hillerns idealer Auffassung ihres Berufes, daß sie denselben, so verlockend alle diese Anerbietungen klangen, doch niemals im Dienst der Geldspekulation entweihte, daß sie niemals um des Geldes willen ihrer poetischen Individualität etwas abzwang, was diese nicht freiwillig gab. Während mancher andere, der nicht mit Reichtümern gesegnet und oft nicht imstande sich ein Vergnügen zu erlauben, das einer Dichternatur geradezu Notwendigkeit gewesen wäre, diese Anerbietungen benützt hätte, sich mit einem leichtgeschriebenen, dem Geschmack der Menge angepaßten Roman goldene Berge zu erwerben, die ihm die Mittel gewährt hätten, sich nach Herzenslust das Lebensvolles Genügen zu verschaffen, hat sie Jahre ihres besten Könnens mit Studien zugebracht zu einem Werk, das von den wenigsten verstanden, unter Thränen und Kämpfen geschrieben, die schwergereifte Frucht künstlerischer Gewissenhaftigkeit ist. Ich meine, wer es so ernst nimmt mit seiner Aufgabe in einer Zeit, wo Männer sich nicht schämen ihre Erfolge und ihren Erwerb Tendenzen zu verdanken, die als moralische Fäulnis zerstörend in das Geistesleben unsres Volkes eindringen, der verdient wohl die größte Hochachtung. Wäre Wilhelmine von Hillern ein Mann, man würde die sittliche Kraft, die geistige Energie bewundern, mit der sie in litterarischer Beziehung niemals mit, immer gegen den Strom schwamm! Da Wilhelmine von Hillern aber nur eine Frau ist und das weibliche Geschlecht, nach der Auffassung gewisser Leute, seine schriftstellerischen Erfolge nur dem blinden Zufall verdankt und nur in einer Art von pythischer Unzurechnungsfähigkeit seine Werke schafft, so wird davon natürlich keine Notiz genommen.

Daß unter jenen Verlagsanerbietungen auch einige der gefürchtetsten deutschen Kritiker sind, ist vielleicht deshalb interessant, weil man doch von diesen Herren voraussetzen muß, daß sie die Spalten ihrer Blätter nur den Besten öffnen und es daher sehr merkwürdig ist, daß sie dieselben Arbeiten, die sie in ihr eigenes Blatt aufnehmen wollten, sobald sie in einem andern erschienen, unbarmherzig zu vernichten suchen.

Ein komisches Beispiel hierfür ist der Berner Georg Frobeen, der damalige Redakteur der „illustrierten Schweiz," der, nachdem er meiner Mutter in äußerst liebenswürdigen Briefen Verlagsanerbietungen gemacht hat, die sie ihrer Verbindungen mit der Rundschau halber nicht annehmen konnte, nach einiger Zeit des Nachdenkens zu der für ihn ebenso beruhigenden als für meine Mutter schmeichelhaften Überzeugung gelangt, daß ihre Werke ein „Nationalunglück" seien und sich beeilt, ihr dies im beleidigendsten Ton zu schreiben.

Leider verbietet mir die Diskretion von all' diesen Korrespondenzen Gebrauch zu machen, die einen interessanten Beitrag zur Geschichte einer deutschen Dichterin bilden würden.

Sollte ich jedoch einmal gezwungen seln, meine Mutter erneuten Angriffen gegenüber zu verteidigen, so würde ich es für kein Unrecht halten, als Notwehr auch die Diskretion beiseite zu lassen.

Ich habe schon einigemale die Eigentümlichkeit Wilhelmine von Hillerns, keine Briefe zu schreiben, erwähnt, das ist ein Kapitel, auf das ich noch einmal zurückkommen muß, denn es ist gewiß eine der merkwürdigsten Erscheinungen, daß eine Frau, deren Beruf es ist zu schreiben, eine solche Abneigung gegen diese Beschäftigung hat.

Wie viel sich meine Mutter durch diese Eigentümlichkeit geschadet hat, das ist nicht zu sagen. Geschäfte der glänzendsten Art zerschlugen sich, weil sie es nicht über sich gewinnen konnte zur rechten Zeit zu antworten, Gönner, deren Verlust sie tief und schmerzlich empfand, haben sich von ihr abgewendet, weil sie durch kein Mittel der Welt imstande waren einen Brief zu bekommen, Freunde starben und ließen sie mit den peinlichsten Gewissensbissen zurück, weil sie ihnen nicht mehr geschrieben hatte, kurz es giebt keine Tragik und keine Komik, die sich nicht an diese Schreibfaulheit knüpft.

Wilhelmine von Hillern steht auf mit dem Gedanken: „heute muß ich an N. N. schreiben," sie geht zu diesem Zweck in ihr Arbeitszimmer, findet aber unterwegs noch eine Menge wichtiger und nützlicher Dinge, die ihr den erwünschten Vorwand vor sich selbst geben, ihr Vorhaben nicht auszuführen, und wenn der Tag herum, dann geht sie mit dem drückenden Gefühl zu Bett, daß sie heute wieder nicht dazu gekommen ist, den schrecklichen Brief zu schreiben. Den andern Morgen steht sie mit dem gleichen guten Vorsatz auf, um am Abend ebenso unverrichteter Dinge wieder einzuschlafen. Darüber geht dann eine so lange Zeit hin, daß sie schließlich keinen Anknüpfungspunkt mehr findet und sich mit dem Gedanken tröstet, daß jetzt doch schon eine zu lange Zeit verstrichen sei um überhaupt noch zu schreiben! Allerdings, wenn sie es dann doch einmal thut, wird der Brief, wenn er nicht, was auch öfters vorkommt, halbfertig im Schreibtisch liegen bleibt, zu einem Essay, sowohl was Länge als Inhalt anbelangt. Dies mag wohl daher kommen, daß Wilhelmine von Hillern das „schwerflüssige Metall" ihrer schriftstellerischen Begabung nicht leicht in die gewöhnliche, landläufige Scheidemünze des brieflichen Verkehrs umwechseln kann. Welche Motive meine Mutter veranlassen können mit jemandem zu korrespondieren, ist geradezu unberechenbar und durchaus nicht vorauszusehen. Menschen, die ihr von größtem Interesse und von höchster Wichtigkeit sind, ebenso wie solche, die ihr persönlich nahe stehen, erhalten keine Nachricht. So bereut es z. B. Wilhelmine von Hillern heute noch schwer, daß sie einen Brief von Karl Schurz in Amerika, der ihr wegen der Übersetzung ihrer Werke schrieb, nie beantwortet hat. Dagegen aber erhalten dann oft wieder Leute Briefe, die weder von Interesse noch von Wichtigkeit sind,

manchmal ganz untergeordnete Persönlichkeiten, an die zu schreiben eine That der Großmut oder des Mitleids ist.

Kurze Zeit nach Erscheinen der Geierwally erhielt Wilhelmine von Hillern folgenden Brief:

Madame! Paris, 8. février 1875.

Je viens de lire dans les deux dernières livraisons de la „Deutsche Rundschau" de M. Julius Rodenberg votre récit de meurs tyroliennes, si remarqnable et si émouvant „die Geierwally." Je suis sûr qu'il n'aurait pas moins de succès à Paris qu' à Berlin. Vous est-il possible, Madame, de m'accorder la gracieuse autorisation de le traduire en français, soit dans la „Revue des deux mondes", dont je suis un des redacteurs, soit en un volume de librairie, chez M. M. Hachette et Cie. par exemple, qui ont déjà publié de moi, en janvier dernier, une traduction illustrée de Barfüselé, de M. Berthold Anerbach.

Quelle que doive être votre réponse, je saisis avec empressement cette occasion de vous exprimer tous le plaisir que m'a fait la lecture de la Geierwally, et je vous prie de vonloir bien agréer

Madame

mes très respectueux hommages

Jules Gourdanlt,

(redacteur de la revue des deux mondes).

Eine solche Aufforderung war nach dem Kriege außer Auerbach noch keinem deutschen Autor zuteil geworden, und man hätte denken sollen, daß Wilhelmine von Hillern doch augenblicklich darauf eingegangen wäre, ja wenn sie nur nicht hätte müssen einen Brief schreiben, aber so blieb die Sache natürlich wieder liegen, bis ihr 14 Tage später Rodenberg folgenden Brief Jules Gourdaults sandte, der, da er keine Antwort von meiner Mutter bekam, sich an ihn wendet und schreibt:

Monsieur le docteur! 21. février 1875.

Je vous prie de m'excuser, si je prends de nouveau la liberté de vous écrire. Je n'ai reçu ancnne réponse de Madame de Hillern, et je crains, que ma lettre ne se soit égarée en chemin. Dès maintenant, j'ai pour la traduction de la Geier-Wally le concours acquis de M. M. Hachette et Cie., qui possèdent, vous le savez, les bibliothèques de toutes les gares de chemins de fer français, et peuvent donner une très grande publicité à l'oeuvre de Madame de Hillern, même après qu'elle aura paru dans un grand journal de Paris.

— —

Loin de moi la pensée de vons déranger de vos travaux pour cette affaire; jai vouln seulement, ne sachant pas, si Madame de Hillern est absente ou malade vous informer de l'état des choses, en votre qnalité de directeur de la Deutsche Rundschau.

Agréez Monsieur etc. etc.

Jules Gourdault.

Wann der arme Redakteur endlich eine Antwort bekam, weiß ich nicht, jedenfalls muß er sie doch, nachdem seine Geduld noch auf eine harte Probe gestellt worden war, erhalten haben, aber die Verzögerung hatte für Wilhelmine von Hillern den Nachteil, daß inzwischen einer der Redakteure der Revue des deux mondes, der mit dafür gestimmt hatte, die Geierwally ganz in die Revue aufzunehmen, krank wurde, an seine Stelle ein anderer trat, der sich seinen Kollegen gegenüber diesem Plan widersetzte und nur eine auszugsweise Veröffentlichung des Buches in der Revue gestattete.

Im Frühjahr 77 schreibt dann Jules Gourdault:

De retour à Paris, il y a quelques jours seulement, d'une petit excursion dans l'ouest de la France, je repars lundi ou mardi pour un long et lointain voyage de littérature, qui me retiendra absent six ou huit mois. Avant de partir je tiens à vous envoyer mes souhaits les plus vifs pour votre prompt rétablissement, et s'il m'est permis d'essayer de mettre quelque baume, sur vos blessures, à la suite du triste accident que j'aurais voulu de ma personne, pouvoir empêcher, je vous dirai que la livraison de la Revue des deux mondes d'aujourd'hui 15 mars publie sous ma signation une étude intitulée romans d'outre Rhin, Mme. W. de Hillern. Vous savez sans doute, que la traduction de cette dernière oeuvre a paru il y a huit jours chez M. M. Hachette.

Hier war die Schreibfaulheit Wilhelmine von Hillerns wenigstens von keinen schlimmen Folgen. Hingegen hätte dieselbe einer englischen Übersetzerin gegenüber beinahe zu einem Prozeß geführt.

Als nämlich Lady Wallace die Geierwally zu übersetzen wünschte, da schrieb sie an Wilhelmine von Hillern um Erlaubnis zu diesem Werk. Der Brief blieb natürlich unbeantwortet. Lady Wallace nahm nach englischer Sitte diese Nichtbeantwortung als ein Zeichen der Bewilligung, und so erschien denn kurze Zeit nach der in der Tauchnitz-Edition erscheinenden, allein autorisierten Übersetzung noch eine bei Longman in England, was nahezu zu einem Prozeß Veranlassung gegeben hätte.

Aber noch merkwürdigere Dinge ereignen sich, wenn Wilhelmine von Hillern, was allerdings ziemlich selten vorkommt, einmal schreibt. So liest sie im Frühjahr 70 in einer Zeitung, daß ihre alte mütterliche Freundin Amalie Haizinger ihr 50jähriges Jubiläum feiert. Sie schreibt sofort einen sehr humoristischen, scherzhaften Brief an die Veteranin und bekommt die Antwort darauf: „sie danke herzlich für den schönen Gratulationsbrief, ihr Jubiläum sei jedoch das Jahr vorher gewesen, jetzt aber sei ihr Mann gestorben." Ein anderesmal kommt Wilhelmine von Hillern auf die Idee dem befreundeten Dichter Julius Wolff ihr Buch „Friedhofsblume" zu schicken, sie schreibt daher folgende Widmung in ihr Einschreibebuch:

Den wilden Jäger im Sturmeslauf
Den wird der Friedhof nicht schrecken,
Doch wird er sich groß nicht halten auf,
Sich mit den Toten zu necken,

Der Rattenfänger wird schon gar
Den Schritt hierher nicht erstrecken,
Denn seine lärmende Kinderschar
Könnt' ja die Schläfer erwecken.

Tannhäuser aber wird vielleicht
Das Blümchen dort entdecken
Und, wenn's seinem toten Liebchen gleicht,
Sich's an den Busen stecken.

Dieses Gedicht wurde im Brouillon hingeworfen, aber um es fortzuschicken, hätte sie es doch abschreiben, hätte sogar noch einige Worte dazu und eine Adresse schreiben müssen, das war eine Aufgabe, die sie sich selbst vernünftigerweise nicht zumuten konnte, so blieb das Gedicht Jahre hindurch ungekannt im Einschreibebuch liegen, bis letzten Sommer meiner Mutter dasselbe zufällig in die Hände fiel und sie es uns vorlas. Trotzdem hat das Zureden der ganzen Familie es noch nicht vermocht, sie dahin zu bringen, das Gedicht an Julius Wolff zu schicken, sie hat bis jetzt noch keine Zeit dazu gefunden, diese Aufgabe zu lösen, und ich vermute, daß sie, nachdem ich es nun in dieser Weise zur Kenntnis gebracht habe, sich die Mühe des Abschreibens erst recht sparen wird.

Am komischsten verhält sich dieser unberechtigten Eigentümlichkeit gegenüber Paul Lindau. Er besitzt eine unverwüstliche und unwiderstehliche Liebenswürdigkeit und eine Ausdauer, die wahrhaft bewundernswert ist und schließlich doch zu dem gewünschten Resultat führt. Während der Unterhandlungen wegen „Höher als die Kirche" erscheint jede Woche ein Brief, der die Autorin in der liebenswürdigsten Weise an ihre Pflichten erinnert. So schreibt er einmal:

„Sie dürfen mich wegen meiner affenartigen Rührigkeit auslachen, aber Sie dürfen: mir auch antworten." Ein andermal heißt es: „Ich freue mich sehr, daß Sie mir die Zusendung des Manuskriptes zum 24. d. M. durch ihr Stillschweigen zugesagt haben." Wieder in einem andern Brief schreibt er: „Lassen Sie mich wenigstens mit zwei Zeilen genau wissen, woran ich bin, Sie ersparen mir viel Zeit und Kopfschmerzen." Paul Lindau hat denn auch durch seine unermüdliche Thätigkeit es dahin gebracht, das Manuskript genau auf den bestimmten Tag zu erhalten, eine Pünklichkeit, die man sonst an meiner Mutter nicht gewohnt ist. —

Ich möchte hier gern ein paar Worte über Paul Lindau einflechten, den ich zwar nur wenig gesehen habe, der aber trotzdem, einige kleine Bosheiten abgerechnet, soweit dies seiner Chamäleonnatur möglich ist, sich als treuer und anhänglicher Freund bewährt hat. Es giebt wohl wenig Menschen, die soviel gehaßt, gefürchtet oder belacht worden sind wie gerade Lindau.

Ich kenne Menschen, die geraten bei Nennung seines Namens in eine beinahe nervöse Wut, andere wieder behandeln ihn von oben herab, als einen Witzmacher ohne tiefen Gehalt, die, welche nicht schreiben, amüsieren sich über ihn, die Schriftsteller fürchten ihn. Ich halte keine dieser Auffassungen für vollkommen richtig. Was Paul Lindaus Persönlichkeit anbelangt, so wird niemand leugnen,

daß sie den Eindruck eines Weltmannes mit durchaus korrekten Manieren, großer Liebenswürdigkeit und sprudelnder Unterhaltungsgabe macht, und niemand wird trotz Zuhilfenahme allen sittlichen Ernstes umhin können, sich von seinen kleinen Bosheiten und geistreichen Ungezogenheiten vollständig bezaubern zu lassen.

Was nun seine litterarische Stellung als Kritiker, denn darauf muß ja doch bei ihm der meiste Wert gelegt werden, anbelangt, so giebt es Menschen, die ihn geradezu für ein Unglück für die deutsche Litteratur halten. Das mag insofern wahr sein, als seine Art des negierenden Witzes eine Menge Nachahmer heraufbeschworen hat, die weder seine Liebenswürdigkeit noch seine Feinheit des Urteils haben und, wie dies bei einer ganzen Klasse von Kritikern der Fall ist, durch frivole Witzeleien oder freche Satire die Negation ausnahmslos auf den Richterthron erheben und ihr das Richtschwert nur in die Hand geben, die jung aufblühenden Geisteskinder anderer zu morden. Das ist aber nicht die Schuld Paul Lindaus, sondern des deutschen Lesepublikums und teilweise der deutschen Schriftsteller selbst. Paul Lindau hat in einer Anzahl ästhetischer Schriften, in einer Reihe vorzüglicher Essays bewiesen, daß er auch in der Kunst sittlichen Ernst haben kann, und der denkende Autor wird in seinen Schriften Anregung und Belehrung finden; woher kommt es, daß wenige Menschen so etwas wissen? Ich habe schon Leuten Stellen aus seinen Aufsätzen z. B. über Dumas, Freytag, Heyse u. s. w. vorgelesen, und sie haben mir darauf geantwortet: „Das hätte ich Lindau gar nicht zugetraut, daß er so ernst sein kann."

Die Lösung ist ganz einfach: Lindau hat auf das echte Gold seines scharfen und gediegenen ästhetischen Urteils die gleißenden, glitzernden Flitter seines Humors, seines angeborenen Mutterwitzes gestreut, und die Mehrzahl des oberflächlichen Lesepublikums hat begierig, wie ein Kind, nach den Flittern gegriffen und das Gold liegen lassen, weil der Deutsche nicht wie z. B. der Franzose die Gabe hat, den Ernst im Gewand des Scherzes zu genießen, er will und muß jedes besonders haben; wo ihm beides gleichzeitig geboten wird, nimmt er immer das am meisten ins Auge Fallende und vergißt das andere darüber. Und je greller und glitzernder die Flitter, je kecker der Witz, umsomehr wurde ihm Beifall gezollt. Wurde ein Schriftsteller mitgenommen, so freute sich insgeheim die ganze Schar der Kollegen, belachte den köstlichen Einfall, es war ja so harmlos, — man lachte über den Witz, nicht etwa über den damit Getroffenen. Das ging nun so eine Welle, bis auch die Lacher ihr Teil bekamen und sich nun die ganze Wut gegen den kehrte, der niemanden, auch die eigene Koterie nicht verschonte. Jeder aber fürchtete ihn, denn nichts erträgt der Mensch weniger als lächerlich gemacht zu werden. Und je mehr Beifall sein Witz und Humor fand, um so mehr legte Lindau den Schwerpunkt auf denselben, — ja es war ihm nicht zu verdenken, wenn er schließlich das Gold wegließ und nur noch Flitter ausstreute, von denen er sah, daß die oberflächliche Menge sich gern damit begnügte. Es liegt ja in der Natur des Menschen, daß er sich nach der Seite hin entwickelt, die den meisten Erfolg hat.

Wenn man die humoristischen Ungezogenheiten eines Kindes, seien sie noch

so liebenswürdig, sich nicht nur gefallen läßt, sondern es beständig dazu ermuntert und es belacht, dann kann man sich nicht wundern, wenn man demselben keinen Ernst und keine Tiefe anerzieht. Nicht Paul Lindau soll man den Vorwurf machen, daß er keinen sittlichen Ernst in der Kunst habe, sondern unsern ganzen litterarischen Verhältnissen.

Man würde sich wohl dafür bedanken, wenn über eine Parlamentsverhandlung oder über eine wissenschaftliche Frage, über das Resultat einer landwirtschaftlichen Ausstellung oder über einen neuen Artikel der Fabrikation mit Kalauern und Witzworten abgeurteilt würde, ja der Bierbrauer, dem man grundlos nachsagt, er habe ein schlechtes Bier fabriziert, kann den Verleumder gerichtlich belangen. Wir aber dulden es nicht nur, sondern wir fordern es sogar und finden es sehr amüsant und ganz in der Ordnung, wenn die Geistesarbeit unsrer Dichter mit einem kecken Spottwort und einem frivolen Witz abgethan wird. Solange das deutsche Volk es sich gefallen läßt, daß jeder, der es versteht die Lachmuskeln zu reizen, ihm mit einem Federstrich seine Dichter diskreditiert, so lange jeder, dem das Schicksal die Anerkennung für eigenes Schaffen verweigerte, sich aus voller neiderfüllter Seele der stillen Freude hingiebt, die Arbeit eines bevorzugteren Geistes verhöhnt und verspottet zu sehen, solange soll man nicht von sittlichem Ernst in der Kunst sprechen und dann kann man sich nicht wundern, wenn ein Mann mit dem Geist und dem Humor Paul Lindaus sagt: „Wenn ihr das Leben gar so ernsthaft nehmt, was ist denn dran?“ und sich schließlich über die ganze Litteratur und das Publikum dazu lustig macht, das weder ihn noch seine Dichter versteht.

Und da ich nun eben dabei bin einiger Dornen zu gedenken, an denen sich der Fuß des deutschen Schriftstellers wund ritzt, so muß ich noch einer Menschenklasse Erwähnung thun, die mit zu den schlimmsten Feinden des Schriftstellers von Beruf gehört: das sind diejenigen, die ich im Gegensatz zur wirklichen Litteratur die Halblitteratur nennen möchte. Zur Halblitteratur rechne ich alle die, welche ohne wirkliches Talent, teils aus Eitelkeit, teils zum Zeitvertreib, ein paar verunglückte schriftstellerische Versuche geliefert haben, sich aber trotzdem durch ihr litterarisches Gebahren das Ansehen eines Berufsschriftstellers zu geben wissen. Von keiner Seite werden besonders der arbeitenden Frau so viele Anfeindungen, Bosheiten und Verunglimpfungen zuteil als von der Halblitteratur, denn sie bildet einen Teil der Privatgesellschaft, die uns umgiebt, sie ist unsichtbar, unfaßbar um uns, sie richtet wie die heilige Fehme im Verborgenen, sie entwertet die Arbeit eines Autors in den Kreisen seiner Umgebung, sie verdreht die Tendenzen eines Buches unter dem Mantel der christlichen Liebe, sie schneidet dem arbeitenden Schriftsteller seine geistige Ehre ab und sucht, wo sie kann, durch Verleumdung seiner Werke auch seine Person zu verdächtigen, sie flüstert der Prüderie ins Ohr: der Inhalt des Buches sei so skandalös, daß kein junges Mädchen dasselbe lesen dürfe, und die Kinder des betreffenden Autors werden mit kritischem Blick betrachtet, ob ihnen auch nichts anklebt von dem entsetzlichen, sittenlosen Geist ihrer Eltern. Den Frommen versichert sie, das Buch sei voll Unglaubens, den Freigeistern sagt sie

im selben Atem, es sei borniert religiös. Die Halblitteratur bildet das dankbarste Publikum der Parodisten, die Halblitteratur erwirbt sich unsterbliches Verdienst dadurch, daß sie die schlechten Kritiken über befreundete Autoren sammelt und im Bekanntenkreis zirkulieren läßt; damit man ihr aber nicht nachsagen könne, daß sie selbst ohne Produktionskraft sei, so gebiert sie auch einmal aus ihrem Schoße selbst eine Parodie auf ein besonders bekanntes Werk, ein Ereignis, welches von den freudigsten Wünschen und kühnsten Hoffnungen begleitet ist. Daß das Kind dieser Mutter natürlich einer liebevollen Aufnahme in allen Kaffeevisiten und Abendunterhaltungen sicher ist, das kann sich jeder denken.

Kann sich der Pegasus der Halblitteratur auch nicht in die Wolken schwingen, so eignet er sich doch vorzüglich dazu, wie das Pferd des weiland Freiherrn von Münchhausen, abends auf dem Theetisch seine zierlichen Kunststücke zu machen, ohne Tassen zu zerbrechen, ja das gute Tier läßt sich sogar zu einer Art Streitroß abrichten, das erforderlichen Falles seinem Feind Bisse und Fußtritte versetzt. Der Kreis der Halblitteratur ist groß, weit größer, als man es denkt. Gehört der Halblitterat den niederen Ständen an, dann kann er sich durch eine geschickte Manipulation, das Talent scharfer Kritik und tadellose demokratische Gesinnung vielleicht eine geachtete Stellung in der kritischen Litteratur erwerben oder er verkümmert in der Redaktionsstube irgend eines Schmutzblättchens, aus der heraus er seine Schmähartikel und anarchistischen Broschüren in die Welt sendet, dann ist er dem wirklichen Talent nicht gefährlich. Eine andere und sogar recht verdienstliche Klasse der Halblitteratur sind jene, die neben und nach der Erfüllung eines schweren Berufes Trost und Erholung finden in den Armen ihrer Muse, darunter sind viele edle und bescheidene Seelen, die aus diesem heimlichen Kultus des Schönen manche liebliche Blüte, manches hübsche Geschenk für ihre Freunde bringen.

Das sind meistens milde, harmonische Naturen, die sich des Schönen freuen, wo sie es finden, und es um seiner selbst willen fördern! Diese sind selbstverständlich und ernstlich ausgenommen. Dann aber kommt die dritte Klasse und die gehört zu der gefährlichsten Sorte. Das sind jene beschäftigungslosen Männer der Gesellschaft, die keinen Beruf, ein verfehltes Leben hinter sich und eine endlose Langeweile vor sich haben. Sie haben keine Thätigkeit, die ihnen Gelegenheit gäbe, auf irgend einem Gebiet eine Rolle zu spielen, aber den Ehrgeiz, doch etwas gelten zu wollen, und sie bringen dies dadurch zustande, daß sie sich zum ästhetischen und litterarischen Beirat der guten Gesellschaft aufwerfen. Sie gelten unter den Herren und Damen ihres Kreises für das, was man einen „feinen Kopf" nennt, man munkelt auch von „ganz vortrefflichen, schriftstellerischen Versuchen," die sie, natürlich aus Bescheidenheit, unter falschem Namen herausgegeben, denn der Halblitterat fürchtet im Gefühl seiner inneren Schwäche den Mißerfolg, hat aber nicht den Mut denselben mit offenem Visier zu erwarten, er hüllt sich vielmehr in den Mantel der Anonymität, der jedoch durch die bewundernde Gattin gleichgesinnten Seelen gegenüber hin und wieder gelüftet wird.

Ach, und es ist so wohlthuend für ihn, wenn man ihm sagt: an ihm sei ein Schriftsteller verloren gegangen, wenn man in seiner Gegenwart über die Ungerechtigkeit des Schicksals und den verdorbenen Geschmack der Menge spricht, die Leuten, wie Frau von * * * oder Herrn * * * zujubelt und solches Zeug liest, was wahrhaftig keinen Wert hat, während sie Arbeiten, wie die des Herrn von * * * so wenig anerkennt. Und um diese Ungerechtigkeit so viel wie möglich gut zu machen, räumt man ihm wenigstens in der Gesellschaft eine hervorragende kritische Stellung ein, man frägt ihn um Rat, was man lesen soll, man erkundigt sich bei ihm, ob man dieses oder jenes Buch seinen Töchtern in die Hand geben darf, man lauscht andächtig seinen Worten, wenn er den Inhalt eines soeben erschienenen neuen Werkes kritisch zerlegt, und glaubt ihm aufs Wort, wenn er versichert, daß an dem Buch auch gar nichts Gutes sei. Ist aber der Autor gar eine Frau, dann muß sie seine Rache erst recht fühlen, und er läßt sie büßen, daß sie als Dame das zustande bringt, was ihm als Mann versagt ist, ja er hält sich sogar berechtigt seinen Heldenmut damit zu dokumentieren, ihr, wenn er in Gesellschaft mit ihr zusammentrifft, beim Souper, wo man ihm nicht ausweichen kann, Dinge zu sagen, die er einem Mann gegenüber wohl verschweigen würde, die er aber gegen eine Frau ruhig wagen darf, weil diese keine Rechenschaft fordern kann. Und dabei hat er auch noch die Genugthuung, sich seinen Gesinnungsgenossen gegenüber damit zu brüsten, ihr die Wahrheit tüchtig gesagt zu haben. Hat er aber durch irgend eine Rekommandation sich eine Korrespondenz in ein ausländisches Blatt erschlichen, dann kommt auch für ihn der Moment, wo er fürchterlich wird, — dann kommt der Tag, der ihn entschädigt für das lange erduldete Gefühl seines Nichts, wo er sich als Richter empfindet, und wo er seine Wirksamkeit im Privatkreis noch durch empfindliche, aus dem Versteck geführte Hiebe in der Öffentlichkeit verstärken kann.

Das sind die Freuden, die der in einer kleinen Stadt lebenden Dichterin zuteil werden und die um so peinlicher sind, weil sie so tief in das persönliche und gesellschaftliche Leben eingreifen. In einer großen Stadt sind wohl auch solche Elemente, dort aber verschwinden sie mehr unter der Masse, man braucht nicht beständig mit ihnen in Berührung zu kommen und kann sie vermeiden, wenn man sie erkannt hat.

Das Jahr 75 bringt bereits ernstes Nachdenken über: „Und sie kommt doch." Wie alle Bücher Wilhelmine von Hillerns so ist auch dieses im wahren Sinne des Goetheschen Wortes eine Gelegenheitsdichtung. Es war im Sommer des Jahres 74, als Wilhelmine von Hillern mit der befreundeten Familie Funke auf einer der schönen Bergstraßen in der Nähe des Genfer Sees hinfuhr. Da trafen sie unterwegs einen jungen blinden Geistlichen, den ein bildschönes, junges Bauernmädchen führte.

Wilhelmine von Hillern sah sich die Gruppe eine Weile an und sagte dann: „Gut, daß der junge Mann blind ist, sonst wäre das eine gefährliche Gesellschaft

für ihn — hm," fuhr sie nach einer Weile des Nachdenkens fort, „ob ihn seine Blindheit schützen würde? Ob die Liebe nicht doch käme?"

Sie dachte eine kurze Zeit nach und sagte dann: „Funke, schreiben Sie einmal in Ihr Notizbuch: „Und sie kommt doch," Idee zu einem Roman, in welchem sich ein junger Geistlicher blendet, um der Liebe zu entgehen, die dann aber doch kommt." Diese wenigen Worte waren der Entwurf des Buches. Nun handelte es sich jedoch darum, einen Boden zu finden, auf dem ein Konflikt dieser Art denkbar war; daß dieser Boden nur der der mittelalterlichen Klosteraskese sein konnte, war begreiflich, dabei aber zog Wilhelmine von Hillerns ganze Seele sie nach dem Hochgebirge, dessen Natur ihrer dichterischen wie individuellen Empfindung am meisten zusagte. Nach langem Suchen und endlosem Studium alter Chroniken findet sich dann im Kloster Marienberg, hoch oben auf der Malser Haide, ein Schauplatz für die Erzählung und zugleich der historische Hintergrund, auf dem sich die subjektiven Ereignisse vollziehen konnten. Die ganze Erzählung konnte so wunderbar mit den historischen Thatsachen verwoben werden, daß dadurch eine große Einheit erzielt wurde.

Nun begann ein unermüdliches Studium mittelalterlichen Klosterlebens, zu dem die Universitätsbibliotheken: Straßburg, Freiburg, Heidelberg, München und die Bibliothek des Theresianums in Wien die Quellen boten. Mehrere Jahre des angestrengtesten Arbeitens vergingen, ehe Wilhelmine von Hillern sich so vollständig Herrin ihres Materials fühlte, daß sie an die künstlerische Gestaltung ihres Werkes gehen konnte. Das Jahr 75 bringt noch eine kleine heitere Blüte ihres Talentes, das Stückchen: Die Augen der Liebe.

Das hübsche, kleine Ding verdankt seine Entstehung einem am Theetisch geführten Gespräch mit dem geistvollen Baron Blome. Es wurde im Februar 76 zuerst am Hoftheater in Gotha unter der Ägide des kunstsinnigen Herzogs aufgeführt, und ein kurzer Besuch bei den hohen Herrschaften brachte herzliche Erneuerung der alten, von den Eltern überkommenen Freundschaft. Das waren für lange Zeit die glücklichsten Tage im Leben Wilhelmine von Hillerns. Das Frühjahr bringt nichts wie Leid und Krankheit aller Art. Der Tod einer angeheirateten Nichte, an deren Sterbebett sie bis zum letzten Augenblick aushielt, eigenes Leiden, dann im Herbst nach den glänzenden Festlichkeiten, bei Enthüllung des Siegesdenkmals für das 14. Armeekorps, ein schwerer Sturz mit dem Pferde, an dessen Folgen sie jetzt noch leidet, — das war der Inhalt dieses Jahres.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bürger und der Staat.

Betrachtungen über die Ansichten Spencers

von

Marco Minghetti.

Deutsch von M. von Meysenbug.

III.

Ich glaube, daß die Bestimmung über diese Grenzen zwischen der Freiheit des Bürgers und der Einmischung des Staates sich nicht a priori feststellen läßt, aber daß man jede spezielle Frage prüfen, jeden Umstand erwägen und bemerken, kurz experimental verfahren muß. Dies ist die natürliche Folgerung aus dem Prinzip, welches ich vom ersten Wort dieser Abhandlung an aussprach nämlich: daß das Problem nicht in absoluter Weise gelöst werden kann, sondern in bezug auf die Bedingungen der Zeit, des Orts und der Bildung eines Volkes. Es wäre demnach unmöglich eine Regel festzustellen, welche immer und überall gültig sein kann, wenigstens würde sie zu allgemein und zu fern von den praktischen Anwendungen sein, z. B. die des Romagnosi: „Die freie und allgemeine Konkurrenz, wo es Not thut, zufolge der Not und in den Grenzen der Not, zu beschützen und zu unterstützen."

Wohl kann man behaupten, daß der Staat nur eintreten muß, wenn es offenbar ist, daß die Einzelnen und ihre freien Vereinigungen nicht hinreichen, einer Notwendigkeit von allgemeinem Interesse zu genügen, so wie man auch ebenso behaupten kann, daß der Staat nicht allein Sorge tragen muß der Initiative der Einzelnen keine Schwierigkeiten zu bereiten und die Wirksamkeit derselben nicht zu vermindern, sondern daß er im Gegenteil streben muß sie zu erhöhen, sodaß seine eigne Thätigkeit, jetzt noch von der Notwendigkeit und dem öffentlichen Nutzen gerechtfertigt, mit der Zeit und dem Fortschritt der Zivilisation vermindert und auch nach jener Seite des bürgerlichen Lebens geringer werden kann, für welche die Kraft der einzelnen Bürger oder ihrer Vereinigungen hinreicht.

Hier hätte meine Aufgabe ein Ende, da sie nur dahin ging die Theorien Spencers zu untersuchen, welcher in der Einmischung des Staates die Sklaverei der Zukunft voraussieht. Aber es könnten einige verlangen, daß ich von den Prinzipien zu deren Anwendung komme und aus der Prüfung der einzelnen Thatsachen und der Umstände, in welchen sich heutzutage die zivilisierten Nationen Europas befinden, den Schluß ziehe, nach welcher Seite und auf welche Weise die Einmischung des Staates jetzt möglich und wünschenswert ist. Eine solche Abhandlung würde aber bei weitem die Grenzen dieser Schrift überschreiten, ja, es würde dafür kaum ein Buch genügen. Ich begnüge mich daher kurz einige hauptsächliche Beispiele vorzuführen, um meine Art, die Frage auch nach ihrer praktischen und positiven Seite hin zu beurteilen, anzudeuten. Ich fange bei der

Abgaben an; da es mir scheint, daß in der Weise, wie sie eingerichtet werden, der Staat einen bedeutenden Einfluß auf die Verteilung des Reichtums ausübt. Da wo einige Quellen des Reichtums nicht mit Abgaben belastet sind, andere dagegen in hohem Grade, ferner da wo die Abgabe, wenn sie auch alle Besitzenden trifft, ungleich ist, wird die Ungleichheit, die künstlich vom Staate hervorgebracht ist, unleugbar ungerecht erscheinen. Außerdem trifft ein Teil der Abgaben den Besitz, ein anderer Teil aber die Konsumption, welche nicht in allem dem Reichtum, sondern vielmehr einem Bedürfnis entspricht. Nur ist die Schwierigkeit, eine Art der Erhebung zu finden, wo jeder Bürger nach seinem Vermögen dem Staate abgiebt, so groß, daß man nicht hoffen kann sie je in vollkommener Weise auszuführen, sondern nur annäherungsweise und das mittelst der Verschiedenheit und der Komplikation der Steuern.

Das, was auf den ersten Blick sich auch dem gewöhnlichsten Verstand als gerecht und genügend darstellt, d. h. eine einzige Abgabe auf das Einkommen eines Jeden, zeigt sich fehlerhaft in der Anwendung. Dennoch ist es wie ein Kanon bei den zivilisierten Völkern angenommen, daß die direkten Abgaben jede Art von Rente treffen müssen, komme sie vom Boden, vom Kapital, von der Kunst, der Industrie, oder der Arbeit und daß sie dieselbe verhältnismäßig treffen müssen; daß dagegen die indirekten Abgaben oder die Zölle so wenig wie möglich diejenigen Waren belasten dürfen, welche nötig sind zur Erhaltung des Lebens und zum gewöhnlichen Gebrauch, ein wenig mehr die nützlichen Waren, welche zu einer Art wohlhuenden Lebens beitragen, im höchsten Grade aber die Materien, welche die Engländer „wollüstig" nennen, nämlich diejenigen, die wir zum Vergnügen suchen und welche nicht dazu dienen das Leben zu erhalten, sondern zu schmücken.

Bei den direkten Steuern jedoch fordert die sozialistische Schule eine größere Einmischung des Staates zum Zwecke der Gleichheit und möchte, daß die Steuer progressiv wäre, d. h. daß sie sich nicht nach der Art der betreffenden Güter richte, sondern nach dem Vermögen dessen, der sie besitzt, so daß die ganze Summe der Abgaben je nach der Stufenleiter des Reichtums selbst steigt. Es ist auf den ersten Blick und in mäßigen Grenzen etwas Gerechtes in diesem Vorschlag. Aber starke und verschiedenartige Gründe widersprechen ihm doch. In erster Reihe trifft die Grundsteuer, welche eine Vergütung für den Schutz und die Verteidigung der gesellschaftlichen Güter ist, diese an und für sich, insofern sie ein Einkommen liefern, aber nicht wegen ihrer größeren oder geringeren Zusammengehörigkeit noch wegen der Art, in welcher sie zusammengestellt oder geteilt sind, so daß die Progressivsteuer der Natur der Grundsteuer wesentlich zuwider sein würde. Zweitens sind die großen Einkommen, auf welchen man den größten Tribut lasten machen möchte, selten und bilden nur einen kleinen Teil des sozialen Vermögens, daher das Resultat der Progressivsteuer finanziell von geringem Wert oder gleich Null ist. Drittens endlich, wenn die Steuer einen hohen Grad erreicht, so dient sie dazu, den Trieb zur persönlichen Thätigkeit zu vernichten und die Ersparnisse und die Anhäufung der Kapitalien, welche die Produktion befördern, in ihren Quellen zu

vertrocknen, so daß sie dem Fortschritt und der ökonomischen Verbesserung der Nation entgegen ist.

Es nützt nicht das Beispiel der florentinischen Republik im XV. Jahrhundert und ihrer zahlreich aufgelegten Steuern anzuführen, denn dies war, wie Guicciardini bemerkt, „nicht eine finanzielle, sondern vielmehr eine politische Maßregel, mit welcher die Medici sich die Macht bewahrten, auf willkürliche Weise jeden zu treffen, wie es ihnen beliebte . . . . die Folge davon war, daß die Einzelnen öfter große Ausgaben und Gefahren zu überstehen hatten, um ihren Privatinteressen zu genügen; und der Schaden, welchen irgendein Unternehmen mit sich brachte, war allgemein für alle Bürger, aber die Ehre und die Würden behielten jene für sich."

Wenn wir die Erfahrung zum Führer nehmen wollen, und sie ist die einzige Lehrerin,[1]) so wäre es nützlicher, den Blick auf die amerikanische und schweizerische Republik zu wenden. Denn einige Staaten in der ersteren und verschiedene Kantone in der zweiten haben die Progressivsteuer eingeführt. Doch ist sie daselbst mäßig, und das nimmt ihr viel von ihrer Härte und ihren traurigen Wirkungen, da sie von 1 oder 2 Prozent bis 7 oder 8 auf die größten Vermögen fortschreitet,[2]) an keinem Ort aber die zehn für hundert als Maximum übersteigt, so daß für uns, welche wir auf das bewegliche Vermögen von 13 bis 20 auf hundert haben, es auch den am meisten Betroffenen wie eine Wohlthat erscheinen würde. Dessenungeachtet hat sich selbst in der Schweiz, infolge einiger Beispiele, eine starke Besorgnis verbreitet, so daß die blühendsten Industrien allein deshalb in jene Kantone übergingen, wo die Steuer nicht progressiv ist. Und diese Besorgnis, welche aus ökonomischen Interessen hervorging, hat so sehr gegen die nivellierende demokratische Tendenz gearbeitet, daß man sie selbst an den Orten, wo die Steuer beibehalten ist, in der Anwendung mildert und beinahe unwirksam macht.

Die Unverletzlichkeit des Privateigentums ist einer der Pole unserer sozialen Konstitution. Dessenungeachtet übt der Staat schon seit lange auf drei Weisen einen großen Einfluß darauf: mit den testamentarischen Gesetzen, mit den Abgaben auf die Nachfolge und mit der Expropriation aus Ursachen des öffentlichen Nutzens. Wenn der Staat die Grenzen der Befugnis zum Nachlaß bestimmt und einen gewissen Teil des Besitzes des Testators, unabhängig von seinem Willen, der Witwe, den Kindern, den Eltern zuspricht; wenn er einen Teil der Erbschaft für sich selbst nimmt, je nach den Graden der Verwandtschaft der Erben; wenn er die Expropriation des öffentlichen Nutzens wegen erlaubt zu Preisen, die von Beamten der Regierung oder autorisierten Sachkundigen bestimmt werden, so begrenzt er die Freiheit des Besitzers und übt eine Einmischung auf die Verteilung des Reichtums aus. Doch diese Berechtigung ist ihm seit lange zuerkannt, und

[1]) Sogar Joseph de Maistre mußte sagen: „il n'y a qu'une bonne politique, comme il n'y a qu'une bonne physique, c'est l'expérimentale." In einem Dokument von Bianchi im vierten Band der Geschichte der piemontesischen Monarchie.

[2]) Zeitschrift für schweizerische Statistik. Bern 1883.

unsere Gesetzbücher enthalten darüber Anordnungen, gegen welche niemand im Namen des Privatrechts Einwendungen, oder wenigstens nur sehr schwache macht.

Aber heute ist die Frage viel weiter vorgerückt, und einige englische auf Irland bezügliche Gesetze haben an das Eigentum und an die Kontrakte, welche davon abhängen, ihre Hand in einer viel erheblicheren Weise gelegt. So z. B. das Gesetz, welches dem Pächter ungeachtet eines entgegengesetzten Übereinkommens gestattet, seine Verwaltung, wenn er es für nützlich hält, einer dritten Person zu verkaufen und ihm zugleich einen Ersatz gewährt für die nicht motivierte Aufkündigung und für die Verbesserungen, welche er auf dem Boden gemacht hat; endlich ihm die Möglichkeit giebt, gegen die zu große Schwere der Pacht zu protestieren vor einer agrarischen Kommission, einer Art Tribunal der Billigkeit, welchem man die Macht zuerkennt, die betreffende Pacht zu verändern.[1]) Dann ferner das andere Gesetz, welches dem Pächter Aufschub gewährt bei der Bezahlung seiner Rückstände oder ihm Vorschüsse von Geld giebt, um, wenn er es will, den Boden von seinem Verpächter zu kaufen.[2])

Dieses sind schlagende Beispiele von einer großen Einmischung des Staates, die nötig geworden ist durch die Bedingungen der Zeit und des Ortes, denn das britannische Parlament hat diese Einrichtungen nur für Irland votiert und hat sich wohl gehütet, sie auf das ganze Königreich auszudehnen. In der That scheint es mir auch nicht, als ob eine solche Handlung des Staates sich anders als durch außerordentliche Umstände, wie gerade diejenigen Irlands, die zu bekannt sind, um sie noch zu beschreiben, rechtfertigen lasse. Denn jene Insel war seit Jahrhunderten in unglaublicher Weise unterdrückt, und die Unterdrückung dauerte unbarmherzig bis in unser Jahrhundert hinein, sodaß England endlich die Notwendigkeit und die Pflicht fühlte, die Gemüter zu versöhnen und soviel als möglich die Ungerechtigkeiten der Vergangenheit gut zu machen. Die Wirkung derselben war ein beklagenswertes Elend, welches noch vergrößert wurde durch die maßlose Zunahme der Bevölkerung. Es schien einen Augenblick, als ob die Auswanderung ein hinreichendes Mittel sei, damit die Zurückbleibenden weniger armselig leben könnten, aber da die Erfahrung zeigte, daß dies nicht genüge, suchte das englische Parlament kühnere und ausreichendere Mittel. Man wende auch nicht ein, daß ungeachtet so ernster Vorsorge die gute Absicht nicht erreicht worden sei und daß Irland sich heutzutage mehr als je von schuldigen Leidenschaften bewegt zeige. Denn wenn ein Volk für lange Zeit bedrängt und unter schwerem Drucke gehalten worden ist, so werden an dem Tage, an welchem man aus dem Gefühl der Gerechtigkeit anfängt gut zu machen, die Vergünstigungen, weit entfernt, Dankbarkeit zu erzeugen, im Gegenteil als Waffen gebraucht werden, um größere Rechte zu erlangen.

Aber indem ich diese Verordnungen als den Beweis einer großen Einmischung des Staates anführe, verkenne ich nicht, daß sie wirklich außerordentlich

[1]) V. Irish Land Act 1881.

[2]) V. Arears of. Rent Ireland Act. 1882.

sind und nur durch die salus populi gerechtfertigt werden; und daß sie, so wie sie sind, nicht auf andere Länder angewendet werden könnten, außer unter ebensolchen Umständen wie jene, welche sich in Irland vorfinden oder unter ähnlichen. Denn das Eigentum und die Freiheit der Kontrakte sind nicht nur die Grundlagen unseres Rechtes, sondern auch zugleich eine mächtige Ursache der größten Produktion und der besten Verteilung des Reichtums und können nicht durch Gesetze verändert werden, außer wenn eine offenbare Notwendigkeit dazu zwingt, und dann auch nur innerhalb der Grenzen der Notwendigkeit.[1])

[1]) Wenn ich dieses Argument ex professo und nicht als Beispiel behandeln wollte, so müßte ich von der Idee der Nationalisierung des Bodens sprechen, welche eine der letzten Formen ist, in denen sich der Sozialismus zeigt; (V. H. Georges: Progress and Poverty; A. R. Wallace, Land nationalisation: its necessity and its aims, 1882). Man könnte bis zu einem Buche von H. H. Goffen zurückgehen, welches 1845 in Braunschweig veröffentlicht wurde unter dem Titel: „Entwicklung des Gesetzes des menschlichen Verkehrs und der daraus fließenden Regeln für menschliches Handeln." Nach dem neuen Schema wäre der Staat der einzige Besitzer des Bodens, und er vermietete denselben den Bebauenden. Es ist nicht recht klar, welche Vergütigung man dem gegenwärtigen Besitzer geben würde, wenn man ihn expropriierte; aber nehmen wir an, daß dieses in den mildesten Formen, die angedeutet werden, geschehen würde, nämlich, daß man sie ihm unter dem Titel einer öffentlichen Rente gäbe, welche seinem genauen jetzigen Einkommen entspräche. Das ganze Spiel dieser Kombination besteht in der Voraussetzung, daß der Fortschritt der Zivilisation fortwährend die Qualität und den Wert der Produkte des Bodens und infolge dessen die Pacht steigern werde, woher dann der Staat nicht allein soviel haben würde, um die versprochenen Renten zu zahlen, sondern auch ein sich immer steigerndes Mehr, welches für die zu den eigenen Ämtern nötigen Ausgaben dienen würde, ohne andere Abgaben nötig zu machen. Aber wenn dieses nicht einträte, welchen Vorteil würde der Staat davon haben? welchen Vorteil hätte der Landmann davon? Und doch ist die entgegengesetzte Hypothese erlaubt. Und wenn im Gegenteil die Produktion und der Preis der Waren, und infolgedessen die Pachten, geringer würden, wie es jetzt durch die amerikanische Konkurrenz geschieht, was würde sich dann ereignen? Und wenn die Verwaltung des Staates kostspieliger würde, wie es sehr wahrscheinlich ist, und weniger vorsorglich, so müßte der Staat, um die Schuld zu bezahlen, der Unzulänglichkeit des Einkommens vom Boden mit anderen Steuern zu Hülfe kommen. Ich lasse die Begünstigungen beiseite, welche sich beinahe mit Notwendigkeit bei der Wahl der Pächter einstellen und daher eine fortwährende Quelle der Korruption sein würden. Im ganzen genommen erscheint daher die Nationalisierung ungerecht und unthunlich. (V. State socialism and the nationalisation of the land, by K. Faucett, London 1883). Eine Idee, welche sich mit dieser verbindet, aber weniger radikal ist, ist von Walras ausgesprochen (Théorie mathématique du prix des terres. Lausanne 1883), und auch schon von Stuart Mill gegen Ende seines Lebens angedeutet, nämlich daß — gesetzt den Fall, der Wert des Bodens oder der Gebäude vergrößere sich nicht durch die Arbeit oder durch das Kapital, welches der Besitzer hinzuthut, sondern infolge des allgemeinen Fortschritts der Nation — dieser größere Wert vom Staate an sich genommen werden könne. Jene Schriftsteller sagen ferner, wenn der Wert des Bodens mittelst des Kapitals oder der Arbeit steige, so komme das Verdienst und die Belohnung dafür dem Besitzer zu, und sie erkennen an, daß ihm niemand den Genuß derselben streitig machen könne. Aber wenn z. B. ein Stück Land im Preise steigt, weil eine Eisenbahn, vom Staat gebaut, darüber hingeht, während früher keine fahrbaren Straßen dort waren oder wenn Grundstücke oder Gebäude, wie heutzutage in Rom, durch die Versetzung der Hauptstadt ihren Wert verdoppeln und verzehnfachen — in solchen Fällen, sagen sie, müsse diese Steigerung des Reichtums, bei welcher der Besitzer nicht das geringste Verdienst habe, sondern die ihm sozusagen vom Himmel fiele, oder um es genauer auszudrücken, ihm aus

Ich habe die Freiheit der Kontrakte berührt und finde in Wahrheit, daß auch die sogenannte soziale Gesetzgebung sich hütet an diesem Gegenstand zu rühren. Man hat allerdings viel von Gesetzen gesprochen, welche die Stunden der Arbeit und den Lohn der Arbeiter bestimmen sollten, aber es ist schwer ein Kriterium zu finden, welches ein solches Argument regeln könnte, und die Versuche, welche hier und da gemacht sind, haben nichts erreicht. Die Republik der Vereinigten Staaten hatte ein Gesetz (25. März 1886): „die acht Stunden der Arbeit," genannt, aber es beschränkte sich auf die Arbeiter, welche für Rechnung der Regierung arbeiteten. Und es scheint, daß dessen erste Wirkungen dahin gingen, die Löhne zu verringern, so daß der Präsident der Republik mit einer Verordnung den ursprünglichen Sinn des Gesetzes auslegen mußte. Aber, wie ein Jeder sieht, handelte es sich nur um eine sehr beschränkte Klasse von Arbeitern. Was die einzelnen Staaten der amerikanischen Union betrifft, so wurde in einigen eine legale Maßregel von zehn Stunden Arbeitszeit festgesetzt, aber man fügte hinzu: „ausgenommmen die verschiedenen Übereinkünfte."

Der Lohn ist regelmäßig das Erzeugnis eines freien Übereinkommens, dessen Resultat von dem angewendeten Kapital und daher von der geforderten Arbeit, von der Arbeitsbevölkerung, von den Beziehungen der inländischen Industrie mit der ausländischen Konkurrenz abhängt. Wenn man versuchte die Stundenzahl und den Lohn zu gleicher Zeit zu bestimmen, ohne jenen Bedingungen Rechnung zu tragen, so würde der Schaden anfangen von allen den Arbeitern gefühlt zu

den sozialen Verhältnissen erwüchse, mit Recht der Nation zufallen. Dagegen verlangte die Gerechtigkeit, wenn außer den praktischen Schwierigkeiten, welche bei der Anwendung des Prinzips unermeßlich sind, der Wert des Bodens unabhängig von dem Willen oder den Handlungen des Besitzers, sondern als Folge äußerer Umstände, geringer würde, so müßte diese Verringerung des Wertes dem Besitzer durch den Staat ersetzt werden. Zu bemerken ist außerdem, daß die Veränderung des Wertes, um die es sich handelt, nicht allein beim Boden stattfindet, sondern ebensowohl bei der Industrie und bei jeder anderen Art von beweglichem Reichtum, sodaß aus Ursachen der Gerechtigkeit dasselbe Prinzip auf die Besitzer angewendet werden müßte. Es wäre daher nötig, eine Art laufender Rechnung des Staates mit jedem Bürger einzurichten, in welcher jede Erhöhung oder Verminderung des Wertes bemerkt würde, welche nicht von der Arbeit des Bürgers selbst, sondern von den äußeren Umständen abhängt, was praktisch noch schwerer scheint als die Nationalisation des Bodens, die einmal für immer vollzogen würde. Eine andere Idee, welche derjenigen der Nationalisation des Bodens vorausgegangen ist und noch von einigen Sozialisten festgehalten wird, ist, daß der Staat der Besitzer aller Instrumente der Produktion, welche das industrielle Kapital ausmachen, würde und sie den Arbeitern zum Gebrauch überließe, denen die Produkte zugute kommen würden, indem sie eine Art Miete dafür zahlten. Diese Idee hat, wie man sieht, einen ähnlichen Ursprung wie die der Nationalisation des Bodens und ist nur eine unvollkommnere Form derselben, in betracht der fortwährenden Vervollkommnung und Veränderung der Maschinen, welche die Instrumente der Produktion sind. Die eine und die andere dieser Ideen gehören in die Reihe der Utopien. Das, was man als wünschenswert ansehen kann und was man befördern sollte, ist, daß der Arbeiter durch Sparsamkeit und durch den Fortschrit der Institutionen in den Stand gesetzt werde, Eigentümer des Bodens, den er bebaut, zu werden, wovon übrigens auch heutzutage die Beispiele nicht fehlen. Und ebenso daß, mittelst der Korporation, der Arbeiter in der Industrie auch von dem Kapital den Nießbrauch habe. Aber man kann nicht zugeben, daß der Staat dem einen etwas nehme, um es dem andern zu geben.

werden, welche durch Intelligenz, durch Bildung, durch Eifer den andern überlegen sind; die Gleichheit würde sich herstellen, indem man ihre Verhältnisse denen der Mittelmäßigen und Untergeordneten gleich machte; aber in der Folge würde es auch selbst zum Schaden der letzteren gereichen, und indem es die Produktion allmählich aufhalten würde, würde es sie alle elender machen, als sie jetzt sind. Es würde durchaus nichts nützen, die Stunden der Arbeit und den Lohn bestimmt zu haben, wenn man nicht zu gleicher Zeit dem Arbeiter den täglichen Gebrauch seiner Arme versichern könnte. Und was die Beziehung betrifft, welche eine solche Methode mit dem Ausland haben würde, da es unmöglich ist ein Gesetz zu ersinnen, welches seine Wirkungen gleicher Weise in alle Regionen und zu allen Völkern ausdehnte, so müßte man die Protektion übertreiben und mit einem Krieg von Zöllen nicht nur die fremden Waren, sondern auch die ausländischen Arbeiter zurückweisen, wie man einen Anfang davon in Frankreich sieht, wo verlangt wird, daß die italienischen Handwerker, die zähere Arbeiter und bescheidener in ihren Ansprüchen sind, aus den Werkstätten ausgewiesen werden; und mehr noch in einigen Staaten von Amerika, in denen es den chinesischen Arbeitern verboten ist Fuß zu fassen, da sie, nicht weniger arbeitsam und mäßiger, den eingeborenen Arbeitern Konkurrenz machen. Dieser Art von staatlicher Einmischung können wir uns auf normalem Wege nicht unterwerfen, da es uns scheint, als sei dies ein Rückschritt zu jenen dunklen Zeiten, in denen die Schwierigkeiten, welche der Industrie und dem Handel bereitet wurden, die Entwicklung des Reichtums nicht zuließen, und als widerspreche dies den Wirkungen der modernen Wissenschaft, die mit ihren mächtigen Erfindungen dahin zielt, die Völker unter sich zu vereinen und den Austausch und die Beziehungen jeder Art zu erleichtern. Der Mangel einer juristischen Sanktion löscht jedoch nicht die Lebhaftigkeit des moralischen Gefühls aus, aus welchem zwei Pflichten entspringen: nämlich die, so viel als möglich die schweren Mühen des Arbeiters zu mildern, und die andere, ihm hinreichenden Lohn zu verschaffen. Hieraus würde auch durchaus keine Verringerung seiner Wirksamkeit folgen, da wiederholte Erfahrungen an verschiedenen Orten bewiesen haben, daß eine Arbeit von neun oder zehn Stunden dieselbe Produktion liefern kann wie die von zwölf Stunden, besonders wenn der Arbeiter sich hinreichend ernähren kann.

Aber wenn der Staat sich nicht direkt in die Beziehungen des Kapitalisten und des erwachsenen Arbeiters einmischt, so macht sich seine Thätigkeit doch fühlbar in einer Reihe von Anordnungen über die Arbeitsprodukte, zum Schutze des Arbeiters selbst; man könnte viele englische, deutsche und schweizerische Gesetze über diesen Gegenstand anführen so wie über die Bergwerke, die Handelsschiffe, besonders die, welche Korn transportieren, und über so viel andere Gegenstände, nach und nach je nachdem das Bedürfnis sich zeigt. Denn die Engländer gehen experimental vorwärts und schrecken nicht davor zurück beinahe in jeder Session auf dieselben Gesetze zurück zu kommen; es genügt, daß die Beobachtung der Thatsachen ihnen die Möglichkeit einem Übel abzuhelfen oder, im Gegenteil, die Mangelhaftigkeit eines versuchten Hilfsmittels gezeigt habe, damit sie sich an das

Werk begeben und neue Gesetze schaffen oder die alten verbessern. So geschah es mit den Factories Acts, welche, man kann sagen, während dreißig auf einander folgender Jahre beständig erweitert und verbessert wurden. Und die Statistik hat die Vorteile bewiesen, welche daraus hervorgingen, vieles Ungenügende weg zu nehmen oder zu verringern und den Zustand der Arbeiter zu verbessern. Was die möglichen Konflikte zwischen Unternehmern und Arbeitern betrifft, so wurde die Institution der redlichen Männer, welche suchen die Ansprüche der einen und der andern mit Billigkeit und ohne Ausgaben festzustellen, auch vom englischen Parlament angenommen und ist eine jener Vorkehrungen, welche man am meisten auch anderswo begünstigt und wünscht. Aber der Staat kann auch noch darüber hinausgehen, da wo es sich um die Frauen und die Kinder handelt und wo man der Gefahr vorbeugen will, daß der Familienvater seine Macht mißbrauche, indem er diese aus Sucht des Gewinns zwingt übermäßig zu arbeiten. Was man auch dagegen eingewendet hat, die Thatsache dieses Mißbrauchs ist unleugbar, und man könnte sagen, daß dieses Eingreifen zu dem Amt des allgemeinen Schutzes der Minderjährigen gehört, welches alle dem Staat zuerkennen; weshalb Gesetze über diesen Gegenstand bei den zivilisiertesten Nationen nicht fehlen. Klar ist es außerdem, daß die Beschränkung der Arbeit für Frauen und Kinder ihre Wirkungen auch zum besten der erwachsenen Arbeiter fühlbar macht, welche durch die Konkurrenz jener genötigt waren sich mit einem geringeren Lohn zu begnügen.

Dieser Schutz der Minderjährigen gegen die Handlungen oder Unterlassungen der Eltern ist die wirkliche Ursache der unentgeltlichen Schulen für die Armen auf öffentliche Kosten, für die auch die wärmsten Verteidiger der Freiheit eingenommen sind. Aber auch hier ist die Aufgabe des Staates nicht etwa den Familienvater zu ersetzen, sondern den Unvermögenden zu Hilfe zu kommen oder den Übelwollenden zu steuern. Da wo der Familienvater von selbst für den Unterricht und die Erziehung seiner Kinder sorgt, würde die Einmischung des Staates über die gerechte Grenze gehen und zur Bedrückung werden, welche Gefahr an einigen Orten droht. Denn die politischen Parteien, welche auf die Erziehung als einen mächtigen Hebel für ihren Triumph hoffen, möchten dieselbe ganz in ihren Händen haben und den Kindern jene Richtung geben, die ihren Zwecken am besten dient. Aber dadurch überschreiten sie das rechte Maß, und es ist nicht das politische Interesse, nach welchem wir die vorliegende Frage beurteilen müssen, wenn wir nicht der schon angeführten Einwendung Recht geben wollen, daß die Regierenden immer danach streben sich ein größeres Eingreifen anzumaßen, gar nicht im wahren Interesse des Volks, sondern zur Vergrößerung ihrer eigenen Macht, ihres Vermögens und ihres Ansehens.

Dies Thema des Unterrichts hängt genau mit dem der Freiheit des Gewissens zusammen. Wenn es eine Eroberung giebt, welche der Menschheit Mühen und Schmerzen gekostet hat, so ist es diese; um so kostbarer und glorreicher aber ist sie. Und hierin ist jetzt die staatliche Einmischung, welche sich durch Jahrhunderte hindurch bis zu Verfolgungen und zum Galgen steigerte, von allen zivilisierten

Nationen verurteilt und aus Gesetzbüchern und Sitten verbannt. Nicht daß der Staat nicht noch das Recht hätte, seine Vorrechte den Usurpationen religiöser Vereine gegenüber zu verteidigen, aber immer muß er dabei die Freiheit des Gewissens und die dazu gehörige den eigenen Überzeugungen Ausdruck zu geben und sie zu verbreiten, unangetastet lassen. Nun bemerke man wohl, daß dies das mächtigste Argument zu Gunsten der Beschränkung der staatlichen Einmischung ist. Wenn der Staat, wie einige es wollen, die Macht hätte die größte Moralität zu befördern, die Ursachen von Irrtümern und von Korruption zu entfernen, die Erziehung des Bürgers nach seiner Idee auszuführen, so würde die religiöse Einmischung kaum gerechtfertigt sein. Nehmen wir im Gegenteil ein gläubiges Volk, in dessen Mitte plötzlich ein Mensch oder eine Sekte auftaucht, welche den Samen der Ketzerei und des Unglaubens aussäen, so wird das erste Gefühl, welches sich in der Menge regt, das der Reaktion sein; man wird die falschen Lehren austilgen, diejenigen, welche sie verbreiten, verbannen und die Herde vor den Wölfen, die sie verfolgen, schützen wollen. Und wenn der Staat das Gefühl der Majorität im Lande repräsentiert, so wird er dieses Verfahren wie eine strenge Pflicht betrachten. Woher kommt es denn aber, daß wir die Unduldsamkeit geradezu verurteilen und die Gewissensfreiheit verherrlichen? Das kommt daher, daß wir die Einmischung des Staates in eine beschränktere Sphäre einschließen und es als seine Aufgabe betrachten die Freiheit des Bürgers nicht zu hindern, sondern vielmehr zu fördern. Und da die Quelle aller anderen Freiheiten die des Gewissens ist, so halten wir auf diese vor allen anderen, und jeder Angriff, der auf sie geschieht, scheint uns der Zivilisation zuwider und erregt unseren Unwillen. Diejenigen aber, welche den Staat zum Verteiler des Reichtums und zum ökonomischen Ordner der Gesellschaft machen wollen, mögen sich hüten, daß die Logik sie nicht antreibe, ihn auch zum Verteidiger des Glaubens der Majorität zu machen und ihm zuzugestehen das Gesetz und die Gewalt gegen diejenigen anwenden zu dürfen, welche versuchen wollten, sich dagegen aufzulehnen. Und in der That haben die hervorragendsten Utopisten immer mit den ökonomischen Gegenständen angefangen, aber damit geendet eine Art von theokratischem Staat zu erfinden, Gründer neuer Religionen und Ordner des Glaubens der Völker, welche ihm unterthan sind, zu werden.

Ich habe schon früher gesagt, daß es einige öffentliche Geschäfte giebt, welche besser und pünktlicher vom Staat gemacht werden als von den Privatleuten. Es war eine Zeit, wo die Post in einigen Ländern frei war, und es sind erst einige Jahre her, daß die Telegraphie in England Privatleuten gehörte. Jetzt hat der Staat überall das Monopol dieser Geschäfte, und ich glaube, daß in nicht zu ferner Zeit er auch das der Eisenbahnen haben wird. Es ist wahr, daß bei der Einrichtung der letzteren einige Teile beinahe ausschließlich industriell sind, und man behauptet, daß diese besser von Privatleuten unter dem Einflusse ihres Interesses besorgt werden; aber es ist nicht unmöglich, eine Anordnung zu denken, durch welche jene Teile Privatleuten übergeben würden, die anderen und die wesentlichsten, den öffentlichen Dienst betreffend, wie Tarife und Fahrpläne,

aber der Regierung verbleiben, wie das ja auch immer mehr der Fall sein wird. Klarer wird für den Leser die Einmischung des Staates in Sachen der öffentlichen Gesundheitspflege sein. Die Erfahrung zeigt, daß man bei einem so wichtigen Gegenstande sich nicht allein auf das Privatinteresse verlassen kann. A priori sollte es freilich scheinen, als ob kein Interesse für den Menschen größer sein könnte als dieses und daß man daher keine aufmerksamere und sorgsamere Aufsicht wünschen könne als die des Bürgers, indem er für das Leben und die Gesundheit des eigenen Körpers sorgt. Statt dessen aber zeigt die tägliche Erfahrung eine Nachlässigkeit und eine Hingabe an den Schmutz, die beinahe unglaublich wären, wenn man sie nicht sähe, und die nicht allein zum eigenen Schaden, sondern auch zur Gefahr für die Gemeinschaft werden durch die Ansteckung, welche sich dadurch verbreitet. Es zeigt sich daher, daß die staatliche Einmischung unentbehrlich ist zur Erhaltung der öffentlichen Gesundheit und zwar nicht bloß um des materiellen Schutzes, sondern auch um des moralischen Gefühls willen, welches die Scham, den Anstand, die Tugend mit der Reinlichkeit des Körpers verbindet. Auch sind schon, in den Gemeinden sowohl wie in den Provinzen, durch unsere Gesetze dem Syndikus außerordentliche Vollmachten gegeben, dringende Vorkehrungen für diesen Zweck zu machen. Es giebt beinahe keinen Staat, welcher nicht Bestimmungen über die Straßen, über die Kloaken, über die Waschhäuser, über die ungesunden und gefährlichen Industrien, über die Verfälschung der Lebensmittel und der Getränke hätte. In England giebt das Gesetz (Artisan's dwellings Acts) der Stadtverwaltung die Befugnis, solche Häuser ausräumen zu lassen, in denen die Einwohner sich zum Schaden der Gesundheit angehäuft haben, und die ungesunden Stadtteile des öffentlichen Nutzens wegen zu leeren, niederzureißen und besser aufzubauen.

Gegen diese Gesetze drückt sich Spencer in einem Artikel, „Die Sünden der Gesetzgeber" genannt, mit dem stärksten Tadel aus; aber die von ihm angegebenen Gründe scheinen mir kein großes Gewicht zu haben. „Während," sagt er, „durch die Abgaben auf Backsteine und Holz die Bauenden veranlaßt werden, sich schon gebrauchten Materials zu bedienen und der Staat in dieser Weise die Erbauung schlechter Häuser begünstigt, vermindern die Stadtverwaltungen, wenn sie ein Quartier niedergerissen haben und ein neues nach den gesetzlichen Verordnungen errichten wollen, den bewohnbaren Raum, welcher schon knapp genug für die armen Leute war, und erhöhen die Miete der Häuser." Aber die erste dieser beiden Einwendungen hat keine notwendigen Beziehungen zu dem Gegenstand, und es wäre immerhin nützlich, daß diese Abgabe erlassen würde, wenn es möglich wäre; die zweite aber ist keineswegs eine notwendige Folge der Gesetze. Diese nehmen vielmehr an, daß die Stadtverwaltung soviele Wohnungen aufbauen lasse, als nötig sind, um die Bevölkerung der alten Wohnungen, die als ungesund niedergerissen wurden, aufzunehmen, und wenn die arbeitende Bevölkerung nicht angewachsen und das Bedürfnis dasselbe ist, so ist kein Grund vorhanden, weshalb die Mieten gesteigert werden sollten. Findet eine Erhöhung der Miete statt, so ist das die Folge der größeren Bequemlichkeit

der Häuser, welches nicht zum Schaden des Arbeiters gereicht, da es zur Stärkung des Körpers beiträgt, ihn daher fähiger macht, mehr zu verdienen, und ihn und seine Familie von einer Menge Krankheiten rettet, welche ihm viel größere Ausgaben verursacht hätten. Man bemerke wohl, daß diese Gesetze zu dem Zwecke der Gesundheitspflege und nicht zu einer Verminderung der Mieten gegeben wurden.

Ich berühre auch als Beispiel die Wohlthätigkeit, welche, als eine Handlung der Großmut, nach Spencer aus dem Gefühl der Humanität der einzelnen Menschen hervorgehen müßte, aber allen Wert verliere, wenn sie vom Staate ausgeht, ja dann sogar schädlich wird.[1]) Dies kann nach vielen Seiten hin wahr sein. Dazu kommt, daß die Wohlthätigkeit heutzutage eine neue Form annimmt, nicht mehr die des Almosens, sondern die Form der Fürsorge, welche sich auf die individuelle Verantwortlichkeit gründet. Diese Fürsorge begreift die Arbeit und die Ersparnis, zwei gesunde und moralische Lebenselemente, in sich. Aber wenn die Fürsorge ihren Zweck nicht ganz erreicht, wenn sie besondere Bedingungen verlangt, welche der einzelne schwer herstellen kann, könnte und sollte der Staat ihm da nicht helfen? Man sieht doch, daß bei den Postkassen z. B. der Staat nicht angeklagt werden kann, die Privat-Initiative usurpiert oder die Thätigkeit der freien Sparkassen, die ihre edle Aufgabe erfolgreich fortsetzen, verringert zu haben, daß er dagegen ihre Thätigkeit vervollständigt, indem er die Ersparnisse da sammelt, wo jene nicht hinreichen.

Schwieriger ist das Problem des Anteils, welchen der Staat an den Kassen der Versicherung gegen die Unfälle bei der Arbeit oder den Pensionen für das Alter nehmen kann. Hierbei, so sagen einige, ist seine Thätigkeit überflüssig, denn die Privatvereine sind in Fülle da, und ich möchte gewiß nicht ihr weises und fürsorgliches Werk hintertreiben. Dessenungeachtet glaube ich, daß auch in diesen Fällen der Staat hinzutreten kann, nicht um die Aufgabe auf sich zu nehmen, aber um sie zu erleichtern und zu unterstützen. Nach diesem Kriterium scheint es mir, daß der Gesetzentwurf, welchen Fürst Bismarck dem deutschen Parlament vorlegte, in seiner ersten Form jene Grenzen, von welchen ich gesprochen habe, überschritt, weil er dahin zielte, für einige Klassen die allgemeine und obligatorische Assoziation festzustellen und dem Staat die ganze Verantwortung der guten Verwaltung, der Entschädigungen und der zu bezahlenden Löhne aufzubürden. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn ein solcher Gesetzentwurf starken Widerstand fand. Und obgleich er nachträglich bedeutend modifiziert und deshalb vom Parlament angenommen wurde und jetzt in Ausübung kommt, so ist ihm doch der Hauptfehler nicht abgenommen worden, welchen ich oben angedeutet habe, nämlich der der erzwungenen Fürsorge.

Das italienische Gesetz vom 8. Juli 1883 scheint mir das eine der beiden Probleme glücklich zu lösen und man muß hoffen, daß die Erfahrung dies be-

[1]) Spencer wiederholt diese selbe Idee in einem Briefe an Gabriel Charmes, veröffentlicht am 17. Oktbr. im Journal des Débats.

ſtätigen wird.[1]) Es giebt eine nationale Verſicherungskaſſe für die Vergütung der Schäden, welche durch Unfälle der Arbeiter bei der Arbeit verurſacht ſind. Die freien Sparkaſſen und die Banken von Neapel und Sizilien tragen zu dem garantierenden Kapital der Kaſſe ſelbſt bei und unterhalten außerdem die Ausgaben der Verwaltung. Der Staat gewährt unentgeltlich den Dienſt der Poſtſparkaſſen für die Ausfertigung der Verſicherungskontrakte und für alle die Geſchäfte, welche damit verbunden ſind, die Löhne und die Bezahlung der Entſchädigungen mit eingerechnet, und außerdem befreit er viele der Geſchäfte, welche der Verſicherungskaſſe oblegen, von den Abgaben. In dieſer Form fällt der größte Teil der individuellen Fürſorge anheim, ſei es, daß der Arbeiter ſich ſelbſt aſſociiert, oder daß der Unternehmer der Induſtrie es für ihn thut, oder daß ſie es beide zuſammen thun. Deſſenungeachtet aber wäre das Ziel ohne die Einmiſchung des Staates und der wohlthätigen Einrichtungen, welche ich angedeutet habe, weniger leicht erreicht worden, da die Beſorgungen und Ausgaben der Verwaltung ſchon an ſich einen bedeutenden Teil der Einnahmen für die Verſicherung in Anſpruch genommen hätten. Was die Kaſſe für das Alter betrifft, ſo lagen in Italien verſchiedene Geſetzentwürfe vor, wurden aber bis jetzt noch nicht ausgeführt.

Dies Thema leitet nun folgerichtig zu der legalen Mildthätigkeit hin, über welche ſo viel geſtritten wird und von welcher England das erſte und hervorragendſte Beiſpiel mit ſeinen Geſetzen über die Armen gegeben hat. Aber es würde mich zu weit führen dies Argument hier zu behandeln. Es iſt gewiß, daß, wenn zwiſchen den natürlichen Kräften und dem Kapital einerſeits und der Arbeiterbevölkerung andererſeits nicht das gebührende Verhältnis ſtattfindet, man vergebens nach wirklich ausreichenden Vorkehrungen zum Beſten der Armen ſuchen würde, und ich wüßte kein wahres und eigentliches Recht für die ſoziale Mildthätigkeit zu finden, während man ſie doch als zeitweiſes und ergänzendes Mittel nach dem Beiſpiel Englands ſelbſt, ſo ſcheint es mir, nicht ganz ausſchließen kann. Jedoch wird ſie da von großer Vorſicht umgeben, um ihre Gefahren zu vermeiden, und die engliſchen Geſetze ſelbſt beaufſichtigen die Arbeitshäuſer in ſolcher Weiſe, daß der Arme nur in der äußerſten Not ſeine Zuflucht dazu nehmen kann. Es iſt daher vielmehr zu wünſchen, daß eine jede Regierung ſich bemühe, die Urſachen des Elends zu verhindern, anſtatt erſt deſſen Verbreitung zu erwarten, um dann ein Hilfsmittel zu gebrauchen. Ich erinnere auch daran, daß in den heutigen Bedingungen der Geſellſchaft der Arbeiter ſelbſt einen Widerwillen gegen die legale Mildthätigkeit hat, und das Mitleid ſtrebt jeden Tag mehr einen Charakter der Vorausſicht und der Sicherſtellung anzunehmen, welchen der Staat und die Wohlthätigkeitsanſtalten in ſeiner Ausübung mit weniger Mühe unterſtützen können, als es koſten würde den geſunden Arbeiter zu erhalten, der fortdauernd ohne Arbeit bliebe.

[1]) Es muß jedoch der Punkt modifiziert werden, welcher die Verſicherung erſt am dreißigſten Tage anfangen läßt, und mit mehr Genauigkeit geſetzlich feſtgeſtellt werden, wem die Verantwortlichkeit bei Unglücksfällen zukommt.

Ich habe verschiedene Beispiele von dem, was man soziale Gesetzgebung nennt, gegeben, um die praktische Anwendung der von mir aufgestellten Grundsätze zu zeigen. Aber was auch Beispiele gelten mögen, so ist doch weder der Gegenstand in ihnen erschöpft, noch bleibt die Einmischung des Staates auf jene Fälle beschränkt, sondern kann sich auch auf andere Gegenstände verbreiten. Es ist sogar erlaubt zu sagen, daß es keine soziale Kundgebung giebt, bei welcher der Staat innerhalb gewisser Verhältnisse und gewisser Grenzen nicht eingreifen könnte. Meine Absicht war zu zeigen, daß die so entschiedene und absolute Theorie Spencers zu Gunsten der individuellen Freiheit nnd gegen jede Einmischung des Staates nicht anzunehmen ist. Dessenungeachtet beschließe ich meine Schrift, indem ich das Buch allen Studierenden zum Lesen empfehle. Denn es ist eine Verwahrung gegen die entgegengesetzten Tendenzen, welche, von jedem Zügel befreit, viel Übles hervorbringen und die Gesellschaft aus dem gegenwärtigen Zustande der Zivilisation zurückwerfen würden.[1]) Außerdem ist es auch schön, den englischen Philosophen mit solcher Festigkeit der Überzeugung und mit so warmer Teilnahme die Verteidigung der von jenen Tendenzen bedrohten Freiheit nehmen und Mißbräuche offenkundig machen zu sehen, welche man zum Schaden des Volkes, unter dem Vorwand, besser für dessen Bedürfnisse sorgen zu wollen, einzuführen versucht.[2]) Es ist schön, ihn, nachdem er die Tyrannei des Königtums und der Diktatur bekämpft hat, ebenso die Tyrannei der parlamentarischen Majoritäten bekämpfen zu sehen.

Meine Art die Frage zu beurteilen wird denen nicht gefallen, welche für jedes Problem eine bestimmte und einfache Lösung bereit haben möchten. Den einen gefällt das laissez faire, laissez passer, den anderen der Staatssozialismus, wie zwei Theorien, die keine Ungewißheit zulassen und die sich rühmen, für jedes Vorkommnis gesorgt zu haben; und die einen und die andern verschmähen einmütig mit stolzer Verachtung alle dazwischen liegenden Theorien. Nun sind es aber niemals (und es thut mir leid für sie) die extremen Maßregeln, welche die sozialen Schwierigkeiten erledigen. Diejenigen, welche gewöhnt sind die Bedingungen des bürgerlichen Zusammenlebens zu überdecken und einsehen, aus wie viel Elementen dasselbe zusammengesetzt ist und wie sich diese beständig mo-

[1]) Es kommt mir gerade der vierte Band der Briefe von Gino Capponi, der eben veröffentlicht ist, vor die Augen. In einem Brief an Reumont, vom 11. März 1875, sagt er: „Da die moralische Autorität fehlgeschlagen ist, so sucht man eine materielle Macht oder einen Staat, welcher alles regelt und feststellt. Ich bin einem Stato omnivoro ebenso abgeneigt wie andere, aber ich habe Furcht, daß dieser das Ende aller Dinge sein wird."

[2]) Unter den vielen, welche Spencer vorangingen, darf man Stuart Mill nicht vergessen mit seinem klassischen Buch „On Liberty". Mill fühlt jedoch zuweilen die Schwere des Problems und die Notwendigkeit der staatlichen Einmischung, wie da, wo er sagt: „Ein Gouvernement kann nicht zuviel von der Thätigkeit haben, welche die individuelle Bemühung und Entwicklung nicht nur nicht hindert, sondern unterstützt und anspornt. Das Unheil fängt nur da an, wo es, anstatt die Thätigkeit und die Kräfte der Individuen und Vereine hervorzurufen, seine eigene Thätigkeit an die Stelle jener setzt." Ich glaube nicht, daß Spencer diese Theorie in voller Ausdehnung annehmen würde.

difizieren, werden es verstehen, daß die Probleme, welche die arbeitenden Klassen und ihren Zustand betreffen, sich nur zum Teil, nach und nach, mit Mäßigung und besonders mit Hülfe der Erfahrung erledigen können. Allerdings wenn wir uns beeilen im Staat immer neue Ämter anzuhäufen, so werden wir ohne Zweifel die Wahrheit des alten Ausspruchs erfahren, daß man, um eine Klippe zu vermeiden, Gefahr läuft sich gegen eine andere zu stoßen. Es ist dies eins von den Hauptargumenten, welches Spencer mit großem Nachdruck durchführt. Doch glaube ich, daß die Mißbräuche, die er mit so viel Furcht und Argwohn beschreibt, vermieden werden können, wenn man sich fest an die zwei Bedingungen hält, die ich oben bezeichnet habe und welche ich hier noch einmal zusammengefaßt anführen will.

Die erste ist die, daß der Staat sich nicht an die Stelle der Privat-Initiative setzen, sondern sie nur erweitern und ausführen helfen soll. Da wo die letztere ausreicht, ist die Einmischung des Staates überflüssig und daher nicht gut. Das, was sie rechtfertigt und vorteilhaft macht, ist die Notwendigkeit für die allgemeinen Interessen zu sorgen, für welche die Thätigkeit der einzelnen Bürger oder ihrer freien Vereine nicht hinreicht. Diese Notwendigkeit zu bestimmen, ist die Aufgabe einer genauen Untersuchung über die besonderen Bedingungen der Zeit, des Orts, des ökonomischen Lebens eines Volkes, in Beziehung auf das Ziel, welches man erreichen will; es ist die Frucht der Erfahrung und kann nicht a priori bestimmt werden. Darin sündigt der Staatssozialismus, denn auch er will von einigen allgemeinen Voraussetzungen ein ganzes System von Gesetzen und Organisationen ableiten und nicht das allein, sondern er maßt sich an den Regeln der Natur und den Bewegungen der Zivilisation entgegen zu handeln. Diese letztere zielt, wie Spencer bemerkt, seit den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag dahin, durch die freie Kooperation d. h. durch das Leben der Arbeit und des Handels die gezwungene Kooperation d. h. das militärische Leben zu ersetzen. Die Einmischung des Staates aber ist eine Form der gezwungenen Kooperation. Damit diese die Verwirklichung der freien Kooperation der Bürger nicht hindere oder verspäte, ist es nötig die zweite der oben erwähnten Bedingungen sich gegenwärtig zu erhalten, nämlich: daß, wenn der Staat ein neues Amt übernimmt, er sich vornehmen müsse es nicht für immer zu behalten, sondern nur, bis die Bürger erzogen und fähig geworden seien seine Beihülfe entbehren zu können und selbst jene Thätigkeiten auszuüben, welche heute noch der Staat verrichtet.

An dem Tage, an welchem die Thätigkeit der einzelnen und der Vereine der Unternehmung gewachsen wäre, müßte der Staat, um des öffentlichen Nutzens willen, die Aufgabe niederlegen, die er heute um des öffentlichen Nutzens willen übernommen hat. Um diese Erziehung zu begünstigen und es zu verhindern, daß die Anhäufung der Ämter im Staate ihn, so zu sagen, jeden Tag mehr von den Bürgern entferne, wird es gut sein, daß die Verwaltung jener Ämter so viel als möglich eine örtliche sei oder mittelst Einrichtungen vor sich gehe, welche dem Zweck entsprechen, oder endlich durch Bürger erledigt werde, welche dazu von

der Regierung beauftragt oder von dem öffentlichen Vertrauen erwählt worden sind. Die Einmischung des Staates würde auch dahin zielen jene Richtung zur Zentralisation zu begünstigen, welche die modernen Erfindungen der Eisenbahnen, der Telegraphen u. s. w. hervorbringen: daß man in den Haupt- und den bedeutenderen Städten des Landes sich die Summe aller Geschäfte sammeln sieht, daß diese Städte sich vergrößern, bereichern und aufblühen und Landleute und Handwerker dahin wandern, während die kleineren Städte und das Land ihren Wohlstand verlieren. Der Fall war nicht selten in der Vergangenheit kleine Orte zu finden, welche in bewunderungswerter Weise durch Kultur, Erziehung und Wohlstand blühten, wovon man jetzt nichts mehr sieht. In dieser Weise knüpft sich die vergrößerte Einmischung der Regierung an einen anderen Punkt in der Organisation der Staaten und zwar an den, welchen man die Dezentralisation der Verwaltung nennt. Wenn man nicht will, daß das Übergewicht des Hauptes die Schwäche der Glieder nach sich ziehe, so geziemt es sich ernster als je vorsorglich zu sein, und zwar um so vollständiger, je mehr die staatliche Einmischung wächst. Bei solcher Vorsicht kann sie, nach meiner Ansicht, nicht zu einer neuen Sklaverei führen, sondern im Gegenteil zu einem billigeren und zivilisierteren Zusammenleben.

Aber wie sich auch in der Zukunft die individuelle Freiheit und die Thätigkeit des Staates entwickeln mögen, so kann man doch mit Sicherheit behaupten, daß weder die eine noch die andere genügen können, um die sogenannten sozialen Fragen zu lösen, wenn nicht in der Gesellschaft selbst ein vernünftiges Verhältnis zwischen den verschiedenen ökonomischen Elementen herrschend wird, das Verhältnis zwischen der Wissenschaft (welche lehrt sich der Kräfte der Natur zu bedienen), dem Kapital und der Bevölkerung, zwischen der Teilung der Arbeit und der Übereinstimmung der Gewerbe, zwischen der Produktion, dem Handel, der Ersparnis und dem Verbrauch, zwischen dem Umsatz und dem Kredit u. s. w.

Dieses Verhältnis erfolgt aber nicht und erhält sich nicht als eine einfache Wirkung von Gesetzen und öffentlichen Verordnungen, sondern es verlangt notwendigerweise sowohl die Gerechtigkeit des Staates als die Tugend der Bürger.

Die Zukunft der Kolonien nach eigener Forschung.

Von

A. Frhr. von Hammerstein.

(Schluß.)

Die Plantagenwirtschaft.

In der Bebauung des Bodens unter Verwendung des Negers als Arbeiters beruht die Zukunft der tropischen Kolonien. Handel, Forstwirtschaft, Bergbau können vorderhand keine große Bedeutung erlangen, die Bebauung des Landes aber verspricht eine solche.

Unter ganz denselben klimatischen, Boden- und sonstigen Verhältnissen, wie sie das Kamerungebirge hat, bestehen auf der wenig südlicher gelegenen Insel San Thomé große Plantagen. Ich habe eine derselben in der Kreuzzeitung in meinen Reisebriefen Nr. 27 bis 29 ausführlich beschrieben. Daß die einzigen Flachlandspflanzungen, die Sibangefarm bei Gabun, keine Erträge gaben, lag, wie ich genau nachgewiesen habe, durchaus nicht an ungünstigen Bodenverhältnissen, wenn dieselben auch z. B. bei Großbatanga viel besser wären, es lag lediglich an dem Mangel an Erfahrung und einschlägigen Kenntnissen. Daß Herr Wörmann große Opfer gebracht hat, um hier schließlich zu beweisen, daß der Liberiakaffee für das dortige Flachland einen bedeutenden Wert hat, ist garnicht hoch genug anzuerkennen. Um so mehr muß ich die immer wieder auftauchende Behauptung, daß der Boden die Ursache der gehabten Mißerfolge sei, ganz ausdrücklich als auf Unkenntnis beruhend erklären.

Wie die Bebauung des Landes in Angriff zu nehmen ist, habe ich im einzelnen in meiner bei P. Parey erschienenen Schrift „der tropische Landbau" ausgeführt.

Ein Bild davon werde ich durch Aufzählung einer Anzahl der in Betracht kommenden tropischen Kulturgewächse geben:

Ich nenne: Liberiakaffee, Thee, Ananas, Bananen, Pfeffer, Kassia, Muskatnüsse, Gewürznelken, Ingwer, Rizinus, Erdnuß, Safran, Indigo, Opium, Maniok, Mais, Reis, Durrha, Rohrzucker, Baumwolle, Jute, Ramie u. s. w.

Für das Kamerungebirge kommen außerdem besonders in Betracht: bis 600 m Meereshöhe Kakao, Kampfer und Vanille, bis zu 900 m Zimmt und Kautschuk, von 300 bis 800 m arabischer Kaffee, von 800 bis 1500 m Guttapercha und Malabarkardamomen, von 1000 bis 2000 m Chininrinde und Ipomaca purga.

Sehr verbreitet ist selbst unter Kennern des Landes noch die Ansicht, daß man dort europäische Gewächse mit Erfolg bauen könnte. Es ist das ein großer Irrtum. Die geographische Verbreitungszone aller Pflanzen ist eine sehr beschränkte. Wie die Fichte in den Alpen nur in einer höheren, dem Laienauge scharf auffallenden Bergzone gedeiht und in Südeuropa kein einziger unserer Waldbäume mehr vorkommt, so ist es bei seltener Ausnahme größerer Verbreitung (Mais) mit allen Pflanzen. Wie man die tropischen Gewächse bei uns nur in Zimmern und Warmhäusern ziehen kann, kann man einige unserer Gemüse dort in der kühleren Trockenzeit unter Schattendächern wohl zum Wachstum bringen, aber sie entarten stets und tragen nie denselben Samen, der immer wieder frisch bezogen werden muß. Sie kosten außerdem einen ganz unverhältnismäßigen Aufwand an Aufmerksamkeit, Zeit und Arbeitskräften, von denen manche Menschen wähnen, das könne mit der Zeit besser werden, aber, wie der Elefant hier, der Hirsch dort nicht wild leben können, geht es auch den Pflanzen.

Etwas europäisches Gemüse für den Hausbedarf kann man ja deshalb ziehen, im übrigen aber müssen die Arbeitskräfte besser verwandt werden, zumal bei den jetzigen Verhältnissen des größten Arbeitermangels kann man nicht an intensive Bodenwirtschaft denken. Es wird darauf ankommen, mit möglichst geringem Auf-

wand an Arbeit, deshalb auch an Kapital und Dünger eine extensive Plantagenwirtschaft zu betreiben, zu der sich Bäume und Sträucher am besten eignen. Unter den genannten tropischen Kulturgewächsen ist eine ganze Anzahl baum- und strauchartiger. Dieselben finden im Urwaldboden ein Kapital an organischen Stoffen vor, von dem sie eine ganze Reihe von Jahren zehren können bei der bei diesen Gewächsen doch immer nicht großen Stoffausfuhr. Weil die Kultur dieser Bäume und Sträucher der unserer forstlichen Gewächse außerordentlich ähnlich ist, haben für die Anlage und den Betrieb solcher Plantagen die Forstleute die beste Vorbildung.

Für alle Kräuter und Gräser unter den genannten Kulturgewächsen ist intensive Bodenarbeit notwendig. Landwirtschaftliche Kenntnisse sind dazu erforderlich, wie ein Landwirt mit praktischem Blick und Verständnis auch die erstgenannten Kulturen auszuführen im stande sein wird.

Dagegen muß ich in allen Fällen die Verwendung von Gärtnern verwerfen, die viel zu sehr auf ganz intensiven Betrieb geschult sind und außerdem eine Erziehung bekommen, die mehr auf ihre eigene Handarbeit hinwirkt. Beim tropischen Landbau kommt es aber auf die Ausbildung und Leitung von Arbeitermengen an, auf die Bewirtschaftung ausgedehnter Flächen in so zu sagen forst- oder landwirtschaftlichem Betriebe.

Die Palmen habe ich oben nicht mit genannt. Sie sind sehr reich an nützlichen Arten, etwa 24 von ihnen liefern Handelsgegenstände. Von bekannteren mache ich z. B. die Ölpalme, die Kokospalme, die Plaffavepalme, die Elfenbeinpalme, die Ratang- (Stuhlrohr-) palme namhaft. Ihr Anbau ist aber so einfach, daß man ihn nach Einführung, Belehrung und Beispiel den Eingeborenen überlassen und sich darauf beschränken kann, ihre Erzeugnisse einzuhandeln. Im Kamerungebiet wird daran weiter nichts gewonnen als Öl und Kerne von Elaeis guineensis. Seit der Ausführung dieser Haupthandelsgegenstände hat die Ölpalme dort sehr an Verbreitung gewonnen, in den bewohnten Gebieten bildet sie häufig mit der Kokospalme fast die einzigen Bäume. Trotzdem, glaube ich, wird sie nie gepflanzt oder Samen davon gelegt, sie wird nur in den nächsten Urwäldern freigeschlagen und übrigens der natürliche Jungwuchs geschont. Wenn nur das bewohnte Flachland des jetzigen Kamerungebietes in ganz lichter Stellung mit Ölpalmen überall bestanden wäre, würde sein Handel um das Hundertfache an Umfang zunehmen.

Die weniger verbreitete Kokospalme wird in Kamerun noch garnicht ausgebeutet, trotzdem Kopra, Kokosfaser und Kokosschalen Handelsgegenstände sind. Es herrscht allgemein die Ansicht, daß sie nur im Seeklima oder gar im Salzwasserboden gedeihe. Das kommt nach meinem Dafürhalten daher, daß sie nicht in Afrika einheimisch ist; sie ist an der Küste eingeführt, vermöge ihrer riesigen Früchte auf die gewöhnlichen Weisen nicht ausbreitungsfähig, durch die gleichgültigen Neger auch nur wenig ausgebreitet. Ich habe sie aber im Wurilande so tief landeinwärts getroffen, daß von Seeklima keine Rede sein konnte.

Beide Palmenarten sind so anspruchslos in bezug auf den Boden, daß alles,

was nicht zum Plantagenbau benutzt wird, mit ihnen nach und nach angepflanzt werden kann, wie mit anderen Palmen, unter deren Schirm die Neger ihre Gewächse sehr gut bauen können. Die katholische Mission in Gabun hat größere Flächen mit Ölpalmen bepflanzt, eine hydraulische Presse aufgestellt und gewinnt in reicher Menge Öl.

Die tropische Forstwirtschaft.

Wie alle Pflanzen wachsen in den Tropen auch die Bäume ganz erheblich schneller als in unserer Zone. Ich habe Bäume gesehen, die nachweislich 2 Jahre alt, vom Samen gerechnet, waren und einen Stamm von 30 cm. Durchmesser hatten. Auch festere Holzarten z. B. Teakholz wachsen so schnell, daß Waldanbau und Waldwirtschaft dort mit viel kürzeren Zeiträumen zu rechnen hätten als bei uns. Eine Staatsforstwirtschaft, auf edle, exportfähige Nutzhölzer, Ebenholz, Pockholz, Sandelholz, Teakholz, Mahagoni, Buchsbaum, Jakaranda, Rosenholz u. s. w. gerichtet, ist also in tropischen Kolonien eine sehr empfehlenswerte Sache. Die indische Staatsforstverwaltung, von hannoverschen Forstleuten eingerichtet, ist deshalb auch nicht nur auf Waldausbeutung angelegt, sondern es werden ausgedehnte und teilweise sehr kostspielige Aufforstungen gemacht, die sich nach menschlichem Ermessen rentieren müssen, weil schon in 20 bis 30 Jahren wertvolle Bestände, schwere Blöcke erzogen werden.

Der deutsche Staat wird aber voraussichtlich sich wirtschaftlich mit Kapital und Beamten vorderhand noch nicht in den Tropen engagieren, Private aber können dort keine Forstwirtschaft betreiben im eigentlichen Sinne des Wortes. Sie können höchstens eine Waldausbeutung ins Werk setzen, zu der Urwälder reichlich vorhanden sind.

Für denjenigen, der in diese Gegenden geht, um Urwälder zu erwerben und auszubeuten, würde sich ein netter Verdienst ergeben, aber diese Thätigkeit hat schon den großen Nachteil, daß sie sehr ungesund ist. Der Urwald hat selbst am Tage kaum eine leidliche Luft, abends und morgens aber zieht man es vor, sich ihm möglichst garnicht zu nähern. Die Ausdünstungen, die von den vielen verwesenden und faulenden Pflanzenresten des Bodens ausgehen, sind in der feuchtigkeitsgeschwängerten, warmen Luft doppelt unangenehm, bedrückend und beklemmend, und die zahllosen mikroskopischen Pilzsporen, die man mit ihr einatmet, machen sie der Gesundheit auch nicht gerade zuträglicher

Außerdem ist die Natur des Waldes durchaus nicht einfach, sondern setzt der Ausbeutung große Schwierigkeiten entgegen. Da ein Kahlabtrieb nirgends sich rentieren würde, ist das Herausschaffen von Stämmen und Blöcken oft fast unmöglich, wenn nicht ganz. Gleichaltrige, reine Bestände, wie unsere Kulturwälder sie zeigen, giebt es nicht, der Urwald ist ein wildes Durcheinander, wo ein Waldriese zusammengebrochen, streben viele andere empor. Alle Altersstufen sind überall vertreten, er ist wie ein ganz verwilderter Plänterwald, in den man meistens nicht 10 Schritte weit sehen kann, sich überall durchhauen und durchwinden muß. Gerade, schaftreine Stämme erheben sich in gleichbleibender großartiger Dicke zu ganz bedeutender Höhe. Riesen der Pflanzenwelt sind von Schling-

pflanzen so eingeschlossen, daß man von ihrem Stamm nichts mehr sieht; die in allen denkbaren und undenkbaren Formen sich fest um sie schlingenden und beträchtlich stark werdenden Stämme der Lianen bilden um den Baum oft einen festen Panzer, der in seinen eigentümlichen Verwicklungen stehen bleibt, wenn der Baumstamm herausfault. In den Kronen der Bäume, die in den verschiedensten Höhen überall dichtes Laubwerk verbreiten und so vielfach durchwachsen sind, erkennt man nicht, was zu ihnen gehört. Außer den Lianen wächst dort noch eine große Zahl von Schmarotzern, von Philodendron, Orchideen und Farnen, welch' letztere oft in großer Fülle sämtliche dickeren Äste und den Stamm völlig bekleiden in ihren reizenden Blattformen und den hellgrünen und schön braunen Farben.

Überall aber, wo das Kronendach etwas Lichteinfall gestattet, bringt derselbe im Verein mit Feuchtigkeit, Wärme und Bodenreichtum den Unterwuchs zu einer Entfaltung, die in dunklem Grün und üppiger Ausartung der Formen nichts von dem langsamen aber kraftvollen Wachstum unserer Breiten zeigt. Groß- und langblättrige, reich und garnicht verzweigte Gewächse, voll blühende und betäubend duftende Schlingpflanzen, junge Palmen, Farne und Schilfe, alles in vielfältigstem Artenreichtum, in größter Mannigfaltigkeit bildet ihn. Und sowie man anfängt zu plänkern, klettert dieser Unterwuchs hoch hinauf in die verzweigten Kronen der doppelt gefiederten Hülsenfrüchtler, und in dickem Gewirr von allerlei üppigen Blattformen, Ranken und Blüten hängt er herab von den niedergezogenen Wedeln einer aufstrebenden Palme, überwuchert den Stumpf des gefallenen Baumes und bedeckt über manneshoch den Boden um einen schlanken, glatten Baumstamm, dessen hoch oben ausgebreitete Krone ihm unerreichbar ist. Gleich langen Tauen und Bindfaden hängen zwischen den Bogen der beinsdicken Schlinggewächsstämme Luftwurzeln von oben herab, mitten in der Luft endigend und vom leisesten Zug in pendelnde Bewegung gesetzt oder am Boden Seitenwurzeln bildend und festwachsend.

In solchen Wäldern ist das Rücken des Holzes außerordentlich schwierig, besonders aber, wo außerdem noch Terrainschwierigkeiten hinzukommen, wie das Felsgeröll der Gebirgspartien.

So arm, wie diese Flora an wirklichen Sträuchern ist, so reich ist sie an Baumarten. Ich kann mit Bestimmtheit sagen, daß die Urwälder 150 und mehr verschiedene Baumarten aufweisen, die in Einzelmischung und gruppenweise durcheinander stehen. Die verbreitetsten und meisten Arten gehören der Ordnung Leguminosae an. Von ihren Familien nenne ich von den Papilionaceen die verbreiteten Gattungen Baphia und Pterocarpus, sowie die seltenere Dalbergia. Die Familie der Caesalpinien ist durch mächtige Bäume von 20, 25 und 30 m Höhe stark vertreten, besonders die Gattung Erythrophlaeum. Die Gattungen Parkia und Acacia liefern in großem Artenreichtum schöne Waldbäume. Sie gehören zu der wohl am reichsten vertretenen Familie der Mimosen. Von den Rosaceae ist ein großer Baum Parinarium zu nennen. Ganz besonders aber geben den Wäldern auch die verbreiteten Waldriesen aus der Familie Malvaceae

ihr Gepräge. Eriodendron und Bombax ſind von ihnen ſehr bekannt, und Thespesia iſt wertvoll.

Alle dieſe Baumarten liefern die denkbar verſchiedenſten Hölzer. Von ganz ſchwammigen und poröſen gehen dieſelben allmählich über zu eiſenharten, dunkeln und dichten. Die leichten haben viel zu wenig Feſtigkeit ſelbſt für Brettwaren, die ſchweren ſind ſo feſt, daß ſie Metallklang haben und mit gewöhnlichen Inſtrumenten nur ſehr mühſam zu bearbeiten ſind. Letztere finden zu unbehauenen Pfoſten eine zweckmäßige Verwendung, weil ſie, um ſeemänniſch zu reden, zwiſchen Wind und Waſſer ſelbſt unvergänglich ſind.

Zwiſchen zu leichten und zu ſchweren Hölzern giebt es aber auch eine geringere Zahl, die ſich zu Zimmer- und Tiſchlerhölzern eignen. Man muß ſie aus den Wäldern herausplänkern. Zu Balken und Brettern würden ſie an der Küſte eine hinreichende Verwendung finden, die ihre Werbung lohnte. So gut freilich wie die namentlich aus Amerika dort eingeführte Nadelholzware kann dieſe nicht ſein, wohl aber entſprechend billiger.

Die Ausnutzung dieſer Holzarten in den Urwäldern iſt ſchwierig und geſundheitsſchädlich. Exportfähige, edle Nutzhölzer ſind dort vorläufig nicht bekannt, man iſt alſo bei der Waldausbeutung auf die Bau- und Bretthölzer beſchränkt. Dieſelbe würde nicht ſo rentabel ſein wie Plantagenwirtſchaft, ſich aber ſehr zweckmäßig mit dieſer verbinden laſſen. Bei der Plantagenwirtſchaft findet meiſtens eine Ausrottung der Urwälder bei bedeutendem Koſtenaufwand ſtatt. Eine Nutzung der brauchbaren Hölzer dabei und ein Ausplänkern der angrenzenden Urwälder würde bei der Plantagenanlage einen erheblichen, ſofort eintretenden Gewinn ermöglichen. Sachkenntnis gehört in beſonderem Maße dazu, und deshalb eignen ſich wiederum Forſtleute am beſten zur Plantagenanlage.

Die tropiſche Viehzucht.

Für ein Unternehmen mit geringem Kapital muß nach meiner Überzeugung im Kamerungebiete die Viehzucht bei den jetzigen Verhältniſſen gute Erträge geben, da die Fleiſchpreiſe dort in Geld umgerechnet höher als in Deutſchland ſind. Dabei ſind nur Ziegen und magere Hühner überhaupt zu haben, und die Kaufleute leiden an nichts größeren Mangel als an verſchiedenartigem friſchem Fleiſch, die Kriegsſchiffe müſſen ſich ihre Ochſen für ſchweres Geld aus fernen Gegenden holen laſſen, und das Bedürfnis wird immer größer werden.

Wenn z. B. im Bimbialande die Hänge eines Thales mit gutem Waſſer durch Freiſchlagen und Brennen in Weide verwandelt würden, vielleicht allmählich tropiſche Futtergräſer angebaut, wie das eine ſtarke Narbe bildende, auf der Sibangefarm bewährte Ceylongras, etwas Piſang, Koko und Mais für die wenigen ſchwarzen Hüter und Arbeiter, ein kleines Wohnhaus und wenige Hütten und Verſchläge errichtet würden, und wenn man dann das gute, kleine einheimiſche Rindvieh, vorzugsweiſe weil es die Eingeborenen wenig oder gar nicht halten, züchtete, ebenſo Schweine, die kurzhaarigen, gutes Fleiſch liefernden Ziegen und Schafe, Hühner, Enten, Puter und Gänſe, mit denen ſchon gut gelungene Ver-

suche gemacht sind, müßte ein praktischer und thätiger Mensch gut dabei verdienen. Solche Fleischproduktion läßt sich aber gleichfalls zweckmäßig mit einer Plantage verbinden.

Auch für das Kamerungebiet wird die Einführung von Arbeitstieren nur noch eine Frage der Zeit sein, denn bis jetzt giebt es dort weder Zug- noch Lasttiere. Die in Ostafrika vielerorts fast allen Tieren bis zur Existenzunmöglichkeit gefährliche Thetsefliege scheint es in Westfrika nicht zu geben. Wohl aber ist den meisten Tierarten das Klima unerträglich. Auf der Sibangefarm sind Versuche mit Pferden, Mauleseln, Ochsen von Madeira und Angola gemacht und sämtlich vollständig fehlgeschlagen. Auch in Gabun sind die Versuche mit Pferden, Maultieren und Angolaochsen durchaus zweifelhaften Erfolges. Bei sorgsamer Pflege, freier Bewegung und fast gänzlicher Arbeitslosigkeit werden sie teilweise am Leben erhalten, kränkeln aber fortwährend.

Auf der Insel San Thomé dagegen werden Zugochsen aus Angola in den Bergen zu schwerer Arbeit regelmäßig verwendet. Spanische Pferde und Maultiere dienen zum Reiten und gedeihen gut. Diese Tiere würden also im Kamerungebiete mit Vorteil zu verwenden sein, voraussichtlich nach einiger Erfahrung auch teilweise im Flachlande.

Für dieses hat man aber ein Tier, das das Klima sehr gut verträgt und bei großer Genügsamkeit in der Nahrung gute Arbeit verrichtet, es ist das der senegalensische Esel. In Ostafrika wird der Esel vielfach gebraucht. Im Westen ist ein Versuch damit gemacht, soviel ich weiß, seitens der französischen Mission in Gabun und der Sibangefarm und durchaus gelungen. Diese tropischen Esel sind zum Lasttragen bis zu 150 Pfd. sowie zum Reiten sehr gut zu verwenden. Sie ernähren sich zum größten Teil durch Weide. Bei schwerer Arbeit muß man sie außerdem etwas mit Mais oder dergleichen füttern. Ein Schwarzer kann eine ganze Karavane von ihnen führen. Diese in Senegambien allgemein verbreiteten Esel werden auch in unseren Kolonien sehr wertvolle Tiere werden.

Außerdem kenne ich nur noch ein Tier, dem in Zentralafrika in der Beziehung mit Gewißheit eine große Zukunft zu prophezeien ist, das ist der Elefant. Daß sich der afrikanische Elefant nicht zähmen und zur Arbeit verwenden ließe, wie der indische, ist eine Fabel, die sich kaum auf irgend welche Thatsachen stützen lassen wird. Sie wird vor jedermanns Augen Lügen gestraft in unseren Menagerien, Zirkussen und zoologischen Gärten, wo die afrikanischen Elefanten ebenso zahm, ebenso abgerichtet sind wie die indischen. Hagenbeck ist für die Brauchbarkeit des afrikanischen Elefanten ein maßgebender Zeuge, und wie man sie fängt und zähmt und abrichtet, wird man von seinen Leuten, die das in den afrikanischen Wildnissen besorgen, schon lernen können. Alte Elefanten freilich werden dazu nicht zu verwenden sein, man muß Mutterelefanten schießen und die Jungen fangen, die dann erst jahrelang heranwachsen müssen, aber desto längere Jahre die bedeutendsten Dienste leisten können. Dabei sind die Elefanten wie die Esel größtenteils durch Weide bei schwerer Arbeit zu unterhalten. Den Massenfang, wie er in Indien in starken Umzäunungen ausgeführt wird, kann

man in ſpäteren, vorgeſchrittenen Zeiten ohne Zweifel auch im Kamerungebiet, in Gegenden, wie ſie Rogoſinsky am Balombi-ba-Mbu beſchreibt, ausführen.

Die Einführung indiſcher Elefanten am Kongo hat ſchlechte Ergebniſſe gehabt. Mag das Unkenntnis der Behandlung, mag es ungewohntes Klima oder ſonſt etwas verurſacht haben, auf alle Fälle werden die indiſchen Elefanten viel zu teuer ſein und die afrikaniſchen in ihrer Heimat viel ſicherer und billiger zur Arbeit herangezogen werden können. Es kommt nur darauf an, daß man die Jäger findet, die das Fangen beſorgen, und dieſe ſind in Afrika ſelbſt billig zu haben. Es werden dort jetzt ſchon viele junge Elefanten, die nach Europa gehen, eingefangen. Außerdem muß man Leute haben, die das Abrichten und die Gewöhnung an Laſttragen u. ſ. w. verſtehen, und dieſe ſind billig in Indien anzuwerben.

Wenn die Landbebauung im Kamerungebirge fortſchreitet, wenn Wege geſchaffen werden, auf denen Waren fortgeſchafft werden müſſen, werden Eſel und Elefanten mit Beſtimmtheit allgemein verwendete Laſttiere werden.

Die Ausſichten des Bergbaues.

Alle geologiſchen Formationen, die ich im Kamerungebiete beobachtet, laſſen das Vorkommen von Erzen kaum vermuten. Das Tertiärgebirge wie die baſaltiſchen Eruptionen ſind jedenfalls frei von edlen Metallen, in erſteren können höchſtens Kohlenlager aufgedeckt werden. Nur der Gneis, der dem Urgebirge der Landſchaft Großbatanga auflagert, wird vorausſichtlich Erzgänge enthalten. Zunächſt muß aber dort die Ausdehnung des Gneiſes feſtgeſtellt werden, dann kann man Erzgänge ſuchen. Nach meiner Meinung wird man damit aber ſicherer und weit weniger koſtſpielig vorgehen können, wenn das Land durch Anbau mehr und mehr aufgeklärt iſt.

In dem Granit Großbatangas kommt ſeltener Granulit häufig vor, wie er in Sachſen gefunden wird. Auch die Quarzgänge, die die Metalladern des Gneiſes ſind, ſcheinen, nach einzelnem Quarzauftreten zu urteilen, wohl vorhanden zu ſein.

Was ferner das gänzlich unerforſchte, ungeheuer weite Hinterland von Kamerun in dieſer wie in anderer Beziehung bieten wird, iſt völlig unberechenbar und der Zukunft vorbehalten. Dieſer müſſen wir nach meinem Urteilsvermögen alles überlaſſen, was man unter Bergbau zuſammenfaſſen kann. Daß ſie aber nicht ausſichtslos für den Bergbau iſt, davon habe ich ſelbſt eine Probe gehabt. Von Benuë, an dem die Engländer ſeit Flegels Thätigkeit ſehr rührig geworden ſind, ſah ich an Bord meines heimſegelnden engliſchen Dampfers Quarze, die reich ſilberhaltig waren. Es war Silber in dem bekannten gediegenen, fadenförmigen Vorkommen.

Für überſchüſſige deutſche Kapitalien und Menſchenkräfte bieten ſich aber vorläufig greifbare, ſichere Gegenſtände, der Bergbau ſpekuliert außerdem doch noch beſſer in dem ſonſt nichts bietenden Lüderitzland.

Die Lösung der Arbeiterfrage.

Die Bedingung des Schutzes für die Bebauung des Landes mit Handelsgewächsen seitens des Europäers ist nun in den deutschen Besitzungen gelöst. Neben ihr ist nur noch die Lösung der Arbeiterfrage eine Bedingung für die Möglichkeit irgend erheblichen Anbaues.

In dem in betracht kommenden Klima ist der weiße Arbeiter unmöglich. Er könnte höchstens für eine Höhenlage von 1200 m und mehr, wie sie im Innern Ostafrikas vielleicht stellenweise anbaufähig ist, in betracht kommen. Überall aber würden er und seine Arbeit viel zu teuer werden, denn er könnte immer nur eine kürzere Zeit dort bleiben, in der er für weitere Jahre mit verdienen muß. Außerdem müßte sein Lohn seiner Lebensbedürfnisse wegen dem der Eingebornen gegenüber unvergleichlich hoch sein; sein Lebensunterhalt müßte größtenteils hinausgeschickt werden, denn europäische Nahrungsgewächse sind nicht in ausreichender Menge zu ziehen, weil dort zu viel Sorgfalt und Arbeit darauf verwendet werden muß, und schließlich würden mehrfache Transportkosten erforderlich werden, denn Erholung in der Heimat ist Bedingung für mehrjährigen Aufenthalt in den Tropen.

Die Einführung von Arbeitern aus andern Tropenländern, Indien, Westindien u. s. w. verbietet sich, weil ein Anbau mit ihnen in den mit Negern bevölkerten Küsten- und Flußgebieten, die zunächst allein in Frage kommen, ohne eine Verdrängung und Ausrottung der Neger nicht namhaft vordringen könnte, und weil eine Gesetzgebung über die Arbeiterfrage es als ihre vornehmliche Aufgabe betrachten wird, die ungeheure Menge von arbeitsfähigen Negern zur Arbeit aus Nützlichkeits- wie aus Zivilisationsgründen heranzuziehen.

Daß die schwarze Menschenrasse sich nicht von selbst durch vermehrte Thätigkeit höher zu entwickeln vermag, liegt in der erschlaffenden Wirkung der klimatischen Verhältnisse. Seit dem Bestehen der Menschheit haben dieselben auf sie eingewirkt. Sie haben zugleich ihr in der Natur eine so leichte Befriedigung der Bedürfnisse an Nahrung und Kleidung gegeben, daß die ganze Rasse sich in einem Zustand schwächlicher Faulheit und fast tierischer Verkommenheit befinden muß, vor denen die Bewohner anderer Erdzonen schon durch die weit schwierigere Schaffung der Lebensbedürfnisse bewahrt bleiben. Die geringe körperliche Thätigkeit der Sklaven und die wenigen Verrichtungen der Weiber sind garnicht Arbeit zu nennen, und die freien Männer erhalten sich durch Übung der Rede und etwas geistige Überlegenheit notdürftig ihre fast immer nur recht geringe Macht.

Die Aufgabe muß also sein, den Neger durch allmähliche Gewöhnung an Arbeit aus diesen traurigen Zuständen, in denen er mit Ausnahme der wenigen bereits dadurch erzogenen Küstenvölker lebt, herauszuheben und ihn zunächst zum Menschen, dann zum Christen zu machen.

Seitens der weißen Menschenrasse sind verschiedenartige Versuche, die schwarze zur Arbeit zu benutzen oder heranzubilden, mit teilweisen Erfolgen gemacht.

Der Sklavenhandel und seine Greuel sind unterdrückt. Seinetwegen mußte auch die Sklaverei selbst ganz abgeschafft werden, obgleich bei ihr die weit ge-

ringeren Unzuträglichkeiten durch gute Beaufsichtigung hätten geändert werden können. Eine solche Einrichtung würde zweifellos segensreichere Folgen gehabt haben als die Freilassung aller Sklaven, bei der man deutlich genug gesehen hat, daß der Neger im allgemeinen der Bevormundung bedarf. Aus der Erziehung durch Arbeit in der Sklaverei sind Neger einer höheren Entwicklungsstufe zahlreich hervorgegangen. Aber den sittlichen Begriffen des Weißen ist die persönliche Freiheit aller Menschen eine erste Bedingung, wenn auch Gesetze das Halten von Sklaven in Afrika ihm großenteils nicht verbieten.

Nun ist es Rhedern und Kaufleuten zur Arbeit auf den Schiffen und in den Faktoreien, sowie in verschwindendem Maße auch der Verwaltung des Kongostaates und Herrn Wörmann zur Landbebauung gelungen, freie schwarze Arbeiter zu dingen.

Diese Gewöhnung an die Arbeit ist aber eine außerordentlich allmähliche und langsame gewesen. Die Heranziehung zu ihr konnte ferner nur in den englischen und französischen Kolonien, wo kostspielige Macht die Sklavenbefreiung durchführte und reichliche Staatsmittel ohne nennenswerten Nutzen dauernd verausgabt wurden, ebenso wie in Liberia vor sich gehen, ferner in dichtbevölkerter Gegend wie Kabenda und Loango, wo Mangel an Lebensunterhalt zur Arbeit in anderm Lande zwingt. Diese Art der Gewinnung von Arbeitern ist eine so langsame, daß sie mit dem wachsenden Bedarf nicht entfernt Schritt halten kann, zumal da auch die Zufuhr von Sansibar-Arbeitern nach dem Kongo aufhört, und der Kongostaat deshalb alle Arbeitskräfte aus Kabenda und Loango neben den Kru-Negern in Anspruch nehmen wird. Ein allgemeiner Mangel macht sich schon dadurch bemerklich, daß sehr viel halbwüchsige und viel zu schwache Kru-Neger zu schwerer Faktoreiarbeit vermietet werden. In Kamerun und anderen Plätzen braucht man nur die unentwickelten Knaben von der Kruküste am Strande anzusehen, um sich zu überzeugen, daß nur Mangel an anderm Material die „Headmen" und Kaufleute veranlaßt, dieses zu nehmen. Trotzdem herrscht dort noch immer Mangel an Arbeitskräften.

Alle diese Negerstämme sind auch nur dadurch an Arbeit gewöhnt, daß sie in fremden Ländern arbeiten mußten, und der Arbeitgeber dort einen Zwang auf sie ausüben konnte; denn sobald sie ihm entliefen, verfielen sie der Sklaverei. Wenn sie aber am Ende ihrer bedungenen Jahre mit dem ganzen Lohn derselben heimkehrten, wurden dadurch andere Landsleute und nach schnellem Verbrauch des Lohnes sie selbst von neuem bewogen, sich auf Jahre zu verdingen. Im eigenen Lande, wo solcher Zwang fortfällt, ist aber bei den bisherigen Zuständen Gewöhnung an Arbeit nicht möglich. Was Hübbe-Schleiden und Soyaux von Gabun darüber veröffentlicht haben, hat sich durchaus nicht bewahrheitet. Wo fremde Arbeiter zu haben sind, wird man deshalb auch nicht versuchen, freie Eingeborene zur Arbeit zu dingen. Die Versuche, die damit gemacht sind, z. B. auf der Wörmannschen Farm Sibange, von der katholischen Mission in Gabun, von den Schweden Knutson und Waldau im Kamerungebirge, sind sämtlich gescheitert und für immer aufgegeben. Aus freiem Antriebe stetig zu arbeiten,

ist der rohe Neger garnicht fähig. Dem nicht ausschreitenden Zwang aber fügt er sich stets willig und gern. Seine Natur verlangt, gelenkt und gezwungen zu werden.

In ganz Westafrika sind die Gebiete, in denen Freie und Freigelassene zur Arbeit zu dingen sind, außerdem verschwindend. Fast in der ganzen Bevölkerung herrscht die Sklaverei, die allerdings meistens den bösen Ruf, den sie bei uns hat, nicht verdient. Die Freien, die sich Sklaven halten, sind natürlich da überall nicht zur Arbeit zu bewegen. Die Sklaven aber können ohne Kauf nicht in die Dienste des Weißen übergehen. Wenn eine Regierung Mittel und Macht genug hätte, eine Freierklärung der Sklaven thatsächlich für ein größeres Gebiet durchzuführen, würde dieselbe doch ein schreiendes Unrecht sein, wenn die Freien, die nach Landeseigentümlichkeit ihr rechtmäßiges Vermögen darin angelegt haben, ohne Entschädigung, also ohne daß man ihnen dieselben abkauft, ihre Sklaven freilassen müßten. Ohne Kauf sind also von der weitaus überwiegenden Menge der afrikanischen Bevölkerung überhaupt keine Arbeiter zu bekommen.

In Ostafrika und auch im Königreich Dahomey mieten sich vielfach die Kaufleute von farbigen Besitzern die Sklaven zur Arbeit. Sie sind dazu genötigt. Bei irgend größerem und dauerndem Bedarf müssen dadurch Sklavenhalten und Sklavenhandel gefördert werden.

Die Missionen kaufen vielfach Sklavenkinder oder tauschen sie gegen Geschenke ein, was in Afrika ganz dasselbe ist. Die Baseler und die katholische Mission erziehen aus ihnen und andern eine Anzahl Handwerker. Sie haben damit hübsche Erfolge. Ähnliches berichten ja die deutschen evangelischen Missionen aus Südafrika. Die Erfolge der übrigen sind aber sehr gering auch in der Ausbreitung des Christentums, wie jeder Kenner, der nicht Missionar ist, bestätigen wird, weil sie nicht durch Arbeit und zur Arbeit mit einem gewissen Zwang erziehen.

Wenn aber der Neger durch gelinden Zwang in größerem Maße zu noch so unbedeutender regelmäßiger Arbeit erzogen und dadurch auf eine höhere Kulturstufe gebracht werden soll, dann reichen Missions- und Staatsmittel, die zur Besserung dieser Zustände aufgebracht werden, nicht aus, der weiße Privatmann muß umfangreich eingreifen. Das ist aber auch nur möglich, wenn derselbe bei allen Forderungen der Humanität noch im stande ist, seine Rechnung zu finden. Die früheren Greuel haben die christlichen Völker bewogen, durch Menschenliebe die Negerarbeiterfrage ins andere Extrem zu treiben und damit den Plantagenbau, die einzige Aussicht für eine Zukunft Afrikas, unmöglich zu machen.

Erfolge in letzterem haben lediglich die Portugiesen gehabt. Sie haben die Arbeiterfrage durch eingehende Gesetze und Verordnungen in Angriff genommen. Ankauf von Sklaven, Zwang zur Arbeit auf 5, 7 bis 10 Jahre und Freilassung schaffen die Arbeiter. Mit Hülfe der Regierung kaufen jetzt ganz neuerdings die Plantagenbesitzer auf St. Thomé dem Könige von Dahomey Kriegsgefangene ab, die sonst geschlachtet werden. Die großen Menschenopfer bei den Festen des Königs werden dadurch freilich nicht abgeschafft werden, der König wird auch einfach Leute zum Verkauf einfangen lassen, aber eine bedeutende Menschenmenge

wird dadurch doch im Laufe der Jahre vor der Hinschlachtung bewahrt oder einem tierischen Dasein entrissen. In der Kolonie St. Thomé und Principe werden auch die Verordnungen für gute Behandlung und Pflege dieser Arbeiter streng genug gehandhabt, so daß die Freigelassenen eine Bevölkerung bilden, die auf einer viel höheren, christlichen Kulturstufe steht als die Eingeborenen, von denen sie s. Z. gekauft wurden. Diese Einrichtungen aber bleiben als moderne Sklaverei verachtet, weil die Portugiesen gerade früher den Sklavenhandel am ärgsten betrieben. Jetzt findet aber kein Handel mit Sklaven mehr statt, und wenn man den geschaffenen Zustand noch Sklaverei nennen will, so ist es wenigstens eine menschliche und streng geregelte unter Aufsicht der Regierung.

Eine Lösung der Arbeiterfrage in ähnlicher Weise durch die deutsche Regierung würde ich für eine außerordentlich gute Maßregel halten. In seinem von Rechtschaffenheit und Ehrgefühl bei seltenen Ausnahmen durchdrungenen und geleiteten Beamtenstande hat es eine große Gewähr für die richtige und menschliche Ausführung. Zugleich und in dem öffentlichen Erfolg letzterer wird es der Welt zeigen, daß durch die Privatvorteile und die durch diese hervorgerufene Privatthätigkeit bei der nötigen Leitung und Aufsicht auch sittliche und kulturelle Zwecke erreicht werden können, denen alle Geldmittel und alles gute Wollen machtlos gegenüberstehen. Endlich kann die Mission erst auf solchem Boden Wurzel fassen in thätiger Mitwirkung.

Der Freikauf von Sklaven wird von der englischen Regierung als Antrieb zum Sklavenhandel verboten. In einer Kolonie wie Kamerun kann aber ein Loskauf von Sklaven durch Arbeitgeber von Regierungsbeamten geleitet werden. Registrierung und weitere Beaufsichtigung der Losgekauften können einen Handel ganz unterdrücken. Nur Privatpersonen, die einen Vorteil daraus haben, werden natürlich in größerem Maße Sklaven freikaufen. Von den Eingeborenen können sie sie überall bekommen, aber ein den Ankauf leitender Regierungsbeamter kann dafür sorgen, daß kein Sklave ohne eigene Einwilligung losgekauft wird. Der Sklave erhält dadurch die Freiheit, muß aber mindestens die Kaufsumme durch Arbeit abverdienen. Zu dem Zweck ist er verpflichtet, auf Grund eines von der Regierung zu genehmigenden Kontraktes bei dem, der ihn freikauft, eine festgesetzte Zeit zu arbeiten. Dadurch allein können Freigekaufte davor bewahrt bleiben, in die Sklaverei zurückzufallen. Sie bekommen dann weiterhin das sittlich hebende Bewußtsein, sich selbst freigearbeitet zu haben. Arbeiter, die später nicht mehr dienen wollen, können sich durch Nichtauszahlung des Lohnes so viel verdient haben, daß sie durch die Regierung angesiedelt werden können. Die Aftervermietung seitens des Loskäufers darf nur in ganz besonderen Fällen erlaubt werden.

Genaue Gesetze und Verordnungen müssen regeln: den kontraktmäßigen Zwang zur Arbeit, die Rechtsprechung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, die Berufung beim Gouverneur, die Lösung der Kontrakte, die Dauer der Tagesarbeit und die Arbeitsmengen, die Sonntagsruhe, die Lohnauszahlung, Ansiedelung, Nachtlager, Essenrationen, Zubereitung derselben, Kleidung, Erziehung, Unterricht, bei den Erwachsenen zumal über ihre Pflichten und Rechte, Akkordarbeit, Über-

siedlungs-Vorschriften, gesittetes Familienleben, Sorge für Arbeitsunfähige, Landstreicherei, Abgaben an die Regierung u. s. w.

Nur bei solchen Gesetzen und durchgreifender Handhabung derselben werden Privatkapital und Privatkräfte umfangreichen Plantagenbau begründen können, weil sie ihren Nutzen davon haben und so zugleich größere Negermengen befreien und erziehen.

Dabei werden dann aber auch die Missionen kaum Mittel und Kräfte genug haben, alle nötigen Handwerker und unteren Kaufmanns-Gehülfen in Kulturstationen heranzubilden, wie sie bis jetzt die Baseler und die katholische Mission haben. In ihren Anstalten müssen sie Kinder erziehen. Der Unterricht auf den Plantagen und in den späteren Ansiedelungen der Freigelassenen wird ihnen neben der Seelsorge zufallen. Auch sie sind gezwungen, aus den Negern zuerst Menschen zu machen, ehe sie ein volles Verständnis für die Lehren des Christentums finden können. Die Mönchsklöster der Heidenzeit haben nicht weniger durch die Kultur als durch die Predigt das Christentum verbreitet, und die Neger stehen in der Kultur viel tiefer als die damaligen Heiden.

Die großen westafrikanischen Gebiete sind besser zu dieser Sklavenbefreiung geeignet als die ostafrikanischen und übrigen, weil es dort viele Gegenden giebt, wo keine Sklaven gehalten werden, deshalb also die Arbeiterfrage eine noch schwierigere ist. Dort könnte mon nur Kontrakte abschließen unter Mitwirkung der Landeshoheit, die zur Innehaltung zwingt, aber auch die nötige Sorge für die Arbeiter trägt. So könnte das Verhältnis dort ein ähnliches werden wie in den Sklavengegenden.

Auf diese Weise würde allein eine afrikanische Kolonie gedeihen durch die Einrichtung einer mächtigen Regierung. Die Ausdehnung, die das Kulturwerk erhalten würde, müßte auch die übrigen Eingeborenen durch das tägliche Beispiel, wenn auch sehr langsam, doch weit schneller und ausgedehnter aus ihrer Verkommenheit ziehen, als es eine Reihe von Versuchs- und Missions-Stationen ohne diese Mitarbeit vermöchten. Plantagenbau wie Vermehrung von Handel und Industrie würden Deutschland große Vorteile bringen. Der zu Reinlichkeit und Gesittung, Arbeit und Verdienst erzogene Neger würde seinem Erzieher dankbar werden, wie bei uns die mit weiser Strenge erzogenen Kinder ihren Eltern.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Pädagogik.

Gedächtnis und Denken.

Einige meiner Leser werden noch die Jugend-Erinnerung an ein zartes, klassisch angehauchtes Tierchen besitzen, welches „auf Deutsch“ die Sardelle heißt und im Griechischen (ἀφύη) zu den Wörtern gehört, welche die Tücke des griechischen

Sprachgeistes unter die „Ausnahmen“ gebracht hat. Sie pflegte ziemlich vereinzelt in der Gesellschaft der Passatwinde vorzukommen: jetzt dürfte sie wohl ganz allgemein ins Meer der Vergessenheit verschwommen sein, selig verschollen, wie Eichendorff in einer Novelle sich ausdrückt.

So sehr wir ihr dieses andere, beruhigte Dasein gönnen, so sehr bedauern wir, daß sie nicht noch andere specimina von Ausnahmen mit sich genommen hat. Oder sollen wir hoffnungsvoll in die Zukunft blicken? Sollen wir denken, wie die griechische Sardelle jetzt dem geistigen Magen unserer Gymnasiasten erspart bleibt, daß so auch mit der Zeit manches Andere schwinden wird, was jetzt nur zur Überfütterung dient und, wie es scheint, höchstens das Gedächtnis stärkt, aber Anschauung, Beobachtung und Denken schwächt?

Wir wissen es wohl: je älter die Pädagogen sind, desto weniger wollen sie auswendig gelernt wissen. Haben denn aber sie das Pensum zu bestimmen? Gewiß nicht; daher ist trotz dieser Erkenntnis von der Schädlichkeit eines gewissen Memorierens die Praxis wenig gebessert.

Es ist klar, daß dasjenige Auswendiglernen unzweckmäßig und schädlich ist, welches dem Schüler Wörter oder Gedanken einprägt, welche er selten oder nie braucht, oder welche in seinem Wissen tot bleiben. Dennoch, wird man sagen, müssen die Ausnahmen der lateinischen und griechischen Grammatik gelernt werden, denn sie sind nicht selten in der Lektüre, also braucht sie der Schüler. Doch ist dies nicht der einzige Memorier-Stoff, nicht einmal der einzige aus der Grammatik.

Sehen wir zu. Einen lateinischen Autor bekommt auf unseren Gymnasien der Schüler erst in Quarta in die Hand; im ersten Jahr (in Sexta) soll er die regelmäßige Deklination und Konjugation, im zweiten (in Quinta) die unregelmäßige lernen, damit er sie spätestens in Quarta bereit hat, denn sonst kann er den Schriftsteller nicht einmal grammatisch bezwingen.

Dem gegenüber läßt sich jedoch auch denken, daß der Schüler überhaupt nur das Regelmäßige auswendig lernt und daß ihm alle Ausnahmen bei der Lektüre vom Lehrer gesagt werden, so daß er sie nur durch reichliche Lektüre lernt. Undenkbar freilich ist diese Änderung, so lange wir den lateinischen Aufsatz weiterschleppen und so lange der Abiturient ein Exerzitium aus dem Deutschen ins Lateinische anzufertigen hat.

Dagegen ließe sich vielleicht daran denken, die sogen. regelmäßigen Elemente der Sprache, namentlich die Bestandteile des Satzes, den Unterschied der Kasus und der Zeiten, Aktiv und Passiv wirklich gründlich einzuprägen. Dann könnte entweder das Pensum von Sexta und Quinta geteilt werden oder — man erschrecke nicht — der Sextaner lernt erst besser Deutsch, sodaß er erst in Quinta mit dem Latein anfängt. Wem dieser Gedanke noch immer als ein frevles Wackeln an unserem Humanismus erscheint, der möge sich erinnern, daß behauptet worden ist, eine fremde Sprache könne nicht erlernt werden, ehe nicht die Elemente der Muttersprache fest sind.

Das grammatische Pensum im Latein kann also so lange nicht verbessert d. h. verkleinert werden, so lange wir noch den lateinischen Aufsatz behalten, so lange

noch beim Abiturienten-Examen für das Latein eine andere Praxis beobachtet wird wie für das Griechische, so daß aus dem Lateinischen ins Deutsche, nicht umgekehrt übersetzt wird.

Unsere Schüler-Grammatiken müssen noch viel dünner werden, auch die griechische, oder sie müssen viel weniger benutzt werden. Namentlich erscheint ein großer Teil der auf die lateinische Syntax verwendeten Zeit als verloren.

Nicht minder werden die Finessen der griechischen Syntax noch immer systematisch auch mit Hilfe der Grammatik studiert, statt nur bei der Lektüre vom Lehrer gerade so weit auseinandergesetzt zu werden, daß der Sinn des griechischen Originals klar wird.

Die Belastung eines Schülers mit vielen Vokabeln (eben jene berühmten Ausnahmen), welche er nicht oft und nötig braucht, ist doch falsch, weil ihm dadurch ein Teil seiner geistigen Kraft genommen wird. Dagegen ist es sehr bequem für ihn, wenn er sie bei der Lektüre kennen lernt, so daß sie ihm vom Lehrer gesagt werden.

Für eine trostlose Quälerei halte ich die Ausdehnung, welche meist der lateinischen Prosodie gegeben wird. Lateinische Verse *machen* lassen aber erscheint als etwas gänzlich Antiquiertes und der Substanz unseres Geistes völlig Fremdes.

Der Gedanke, daß der Mensch für den Menschen das Wichtigste ist, liegt wohl dem Geschichts-Unterricht zu Grunde. Wir wollen und sollen wissen, was unsere Vorfahren erstrebt, erreicht und erlitten haben. Nun freilich, wenn sich das erreichen ließe, so wäre es gewiß sehr schön. Aber ebenso gewiß ist es, daß es sich nicht erreichen läßt, daß nicht alle menschlichen Ereignisse der Geschichte für uns wertvoll sind, daß auch die wertvollen nicht ausführlich und gründlich genug Gegenstand des Unterrichts auf der Schule sein können.

Erleidet somit die Idee für unsere Schulen eine Einschränkung, so bleibt die Frage bestehen, was alsdann noch für die Schulen als wichtig zu betrachten ist. Nun wissen wir ja, daß die Chronologie die Grundlage der Geschichtskenntnis ist, daß also Zahlen gelernt werden müssen, und sie sind es natürlich nicht, welche ich auf den Sardellen-Aussterbe-Etat gesetzt wünschte; aber die Epochen selbst und ihre Einzelheiten scheinen einer fortgesetzten Durchsiebung doch noch recht fähig und bedürftig.

Und warum? Weil von den vielen geschichtlichen Thatsachen und ihren Daten, welche zum Pensum unserer höheren Schulen gehören, so sehr viele vergessen werden. Zudem läßt sich nicht vermuten oder gar beweisen, daß sie, als sie gelehrt und gelernt wurden, durchweg eine humanitäre Bereicherung des geistigen Lebens der Schüler bewirkt haben. Demnach kann man auch hier glauben: weniger wäre mehr. Wenn weniger gelernt wird, so wird mehr behalten. Wenn weniger gelernt wird, so bleibt dem Geiste mehr Kraft zu anderen Arbeiten. Wenn das Gedächtnis entlastet wird, so vergrößert sich die Kraft und die Neigung zu denken.

Jetzt müßte es in mehrfacher Hinsicht utopistisch scheinen, wenn dem Geschichtslehrer noch zugemutet würde einige national-ökonomische Kenntnisse zu ver-

breiten, welche sich bei mehreren Gelegenheiten ganz zwanglos an geschichtliche Ereignisse anknüpfen ließen. Und doch scheint dies erwünscht.

Haben denn unsere jungen Leute, welche zur Universität gehen oder nach dem Abiturienten-Examen einen anderen Beruf wählen, eine Ahnung von den vielen Verhältnissen des Lebens, von den treibenden Kräften, welche ein Volk in Bewegung setzen? Auf der Universität ferner lernt nur ein ganz kleiner Teil etwas von diesen Sachen, von National-Ökonomie und Statistik, und doch läßt sich behaupten, daß alle es brauchen.

Aber die Studenten haben teils mit ihren Fachstudien genug zu thun, teils wissen sie so gar nichts vom Organismus des staatlichen Lebens, daß sie kein Bedürfnis empfinden, etwas davon zu lernen, was für das Leben des ganzen Volkes wichtig ist.

Wenn die heranwachsende Generation zur Regierung jedesmal dann berufen ist, wenn die ältere aufhört sich damit zu befassen, so ist erwünscht, daß sie möglichst allgemein über Leben und Bedürfnisse eines Volkes unterrichtet ist. Kapital und Arbeit, Preis und Wert, Ackerbau und Industrie u. s. w. sind für die meisten Gelehrten vielleicht ziemlich abstrakte Kategorien, Dinge, welche meist nur nebenher und zufällig während der Zeit der gelehrten Studien gestreift worden sind. Und doch hallen unsere öffentlichen Säle davon wieder. Leider werden diese Ausdrücke nun oft zu Schlagwörtern, welche mit Sympathie und Antipathie ergriffen, mit Leidenschaft angenommen und zurückgewiesen werden — anstatt daß sie Probleme bezeichnen, deren man nur durch die ruhigste Behandlung habhaft zu werden hoffen kann.

Wir werden ja nie zufrieden sein, nie glücklich; vielleicht nicht einmal glücklicher, wenn allerlei heutige „Ideale" verwirklicht sind. Ist unser materielles und geistiges Leben aber nicht reicher als das unserer Vorfahren? Wenn ja, so darf uns die Thatsache, daß wir nicht zufrieden, vielleicht nicht einmal glücklicher werden, nicht davon abhalten, nach einer Verbesserung zu streben, von welcher wir eine Bereicherung des Volksgeistes glauben erwarten zu können.

Das abstrakte Einlernen grammatischer Thatsachen muß zurücktreten vor dem wirklichen Genuß der fremden Schriftsteller. Je weniger das Gedächtnis zu thun hat, desto eher kann man den Geist für Gedanken empfänglich halten. Der Geschichts-Unterricht hat sein Gutes und einen wirklich unantastbaren Grundgedanken. Er mag ja anregen und mitunter ethisch wertvoll werden zumal durch biographische Einzelheiten, aber er hat doch oft eine abstrakt-erkältende Färbung, weil viele Dinge gelehrt werden, welche den Schülern überaus gleichgiltig sind und weil sie oft den Mechanismus des Geschehens zu wenig durchschauen, sodaß ihnen die rein menschlichen Triebfedern geschichtlicher Bewegungen entgehen und sie nicht die Empfindung haben, daß sie selbst das Leben der Welt leben (wie August Böckh sich ausdrückte), indem sie aus der lebendigen Gegenwart dem sein Pensum abarbeitenden Lehrer in die graue Vergangenheit folgen. —

W. U. Z.

Staats- und Rechtswissenschaft.

Weibliche Mörder in Frankreich.

In Frankreich entrollt sich soeben eine Erscheinung, welche, soweit uns die Geschichte bekannt ist, den alten Akiba einigermaßen Lügen straft, eine Erscheinung so seltsam und merkwürdig, daß sie das Interesse des Kulturhistorikers und Völkerpsychologen in nicht geringerem Grade wie das des Kriminalisten erregen muß. Es ist dies die Art und Weise, wie der Schutz des menschlichen Lebens gegenüber solchen Angriffen gehandhabt wird, welche von zarter Hand ausgehen. Einige Beispiele aus dieser neusten Phase der französischen Rechtsentwicklung mögen zunächst die Grundlage unserer Erörterungen bilden. —

In einem südlichen Departement stand vor wenigen Monaten ein dem besseren Bürgerstande angehöriges Mädchen unter der Anklage vor Gericht, ihrem ehemaligen Geliebten eine Körperverletzung mit tödlichem Erfolge zugefügt zu haben. Die Sache war klar, ein Zweifel nicht möglich, und die Geschworenen sprachen das Schuldig. Bei der Verlesung des Wahrspruchs ergab sich, daß die gesetzlichen Vorschriften über denselben nicht genau beobachtet worden waren, weshalb die Jury nochmals in das Beratungszimmer zurückwandern mußte. Hierbei rief ihr der Verteidiger zu, sie sei nicht an den ersten Spruch gebunden, sondern könne die Angeklagte nunmehr freisprechen. Was geschah? Nach zwei Minuten kehrte die Jury zurück, und ihr Obmann verkündete vor Gott und den Menschen, auf Ehre und Gewissen, daß die Angeklagte nicht schuldig sei. Frenetischer Beifall des zumeist aus ces femmes bestehenden Publikums belohnte die Geschworenen für dieses Wirken im Dienste der Gerechtigkeit. Ein anderer Fall. In Auxerre lebte eine junge und hübsche Dame, Frau Francey, welcher ein alter Wüstling, einer jener alten Gecken, an denen Frankreich so reich ist, auf jede Weise nachstellte. Da es ihm nicht gelang, die Dame zur ehelichen Untreue zu verführen, so griff er zu dem Mittel, durch das der Prinz Doria sich der Tochter Verrinas bemächtigte, er überfiel die Dame in ihrer Wohnung und verübte zweimal das Verbrechen an ihr, welches nach dem deutschen Strafgesetzbuche mit fünfzehnjährigem oder lebenslänglichem Zuchthause bestraft wird. Als der Ehrlose zum zweitenmale die Schandthat verübte, griff sein beklagenswertes Opfer zu dem Revolver und erschoß ihn mit sechs Schüssen, von denen die drei letzten bereits einen Leichnam trafen. Da von Notwehr keine Rede sein konnte, wurde die Dame wegen Mordes angeklagt; sie gestand auch völlig ein, mit Vorsatz und Überlegung gehandelt zu haben, trotzdem sprach das Schwurgericht zu Auxerre sie frei und es fehlte wenig, daß die enthusiasmierte Menge sie auf den Händen nach ihrer Wohnung trug. In frischer Erinnerung ist noch die Freisprechung der Frau Clovis Hugues, welche so berechtigtes Aufsehen erregte und so widersprechende Beurteilung erfuhr. Wir glauben bemerkt zu haben, daß die Damenwelt das Verdikt ganz allgemein billigte und als gerecht erachtete, während sich unter den Männern eine starke Indignation geltend machte. Die erwähnten Fälle ließen sich aber leicht in erheblichem Umfange vermehren; wir haben nur

die markantesten und ganz unzweifelhaften aus dem reichen Material herausgegriffen. Wären solche Urteile nur vereinzelt, so könnten sie vielleicht auf individuelle oder lokale Gründe zurückgeführt werden; allein dies ist um deswillen unmöglich, weil sie nicht nur in Ost und West, in Nord und Süd, in der Metropole wie in dem armseligen Marktflecken des Morbihan und Calvados vorkommen, sondern auch von Jahr zu Jahr in steigendem Maße konstatiert werden. Wir haben es also hier nicht mit einer akuten Erscheinung zu thun, sondern mit einer chronischen, und hierin wie in der allgemeinen Verbreitung finden wir den gefährlichen und bedenklichen Charakter. Wie erklärt es sich nun, daß bei einem nicht auf der Kulturstufe der Feuerländer stehenden Volke die Verkennung der Missethat seitens der ordentlichen Gerichte des Landes möglich ist?

Ohne Zweifel ist die rechtliche Stellung des Weibes in Frankreich eine dem Kulturgrade unserer Zeit im allgemeinen und Frankreichs im besondern wenig entsprechende, und man kann es getrost sagen, daß das Gesetz das Weib als Wesen zweiten und demgemäß mindern Ranges behandelt. Wie auf so vielen Gebieten ist auch auf diesem ein klaffender Widerspruch zwischen Sitte und Gesetz vorhanden. Man weiß, welcher Kultus in Frankreich mit der Frau getrieben wird, man kennt den unermeßlichen Einfluß, den la femme auf das politische, soziale und private Leben ausübt, man steht der Thatsache nicht fremd gegenüber, daß sie den großen Mittelpunkt bildet, um den sich das ganze Leben und Treiben des sozialen Körpers dreht, man weiß, daß es nicht nur bei jeder Kriminalprozedur, sondern überall heißt, où est la femme? und daß das französische Sprichwort ce que la femme veut veut dieu die Anschauungen der Franzosen in dieser Beziehung vollkommen präzis und richtig zusammenfaßt. Mit dieser thatsächlichen Präponderanz des Weibes kontrastiert die Behandlung in schroffer Weise, welche ihm der Gesetzgeber angedeihen läßt. Eine schreiende Ungerechtigkeit hat die dritte Republik seit einem Jahre beseitigt, die empörende Zurücksetzung des Weibes gegenüber dem Manne bei der Ehescheidung wegen Verletzung der ehelichen Treue; diese Bestimmung, welche wesentlich auf Napoleons Initiative zurückzuführen ist, dem bekanntlich alles Verständnis für das Weib fehlte, erlaubte dem Manne Freiheiten, welche mit der Stellung des Ehegatten als gleichberechtigter Wesen unvereinbar sind, und es ist sicherlich ein großer Fortschritt, daß die dritte Republik mit diesem Reste mittelalterlicher Barbarei, welchen die Kirche stets mißbilligte, von Grund auf aufgeräumt hat. Allein welche Mißhandlung wird dem Weibe durch die Bestimmung des Gesetzes zu teil, welche die Vaterschaftsklage verbietet! Es ist in diesen Blättern nicht der Ort, für das entgegengesetzte System eine Lanze zu brechen, allein so viel darf mit Zuversicht behauptet werden, daß die weibliche Bevölkerung Frankreichs in der berühmten, besser gesagt, berüchtigten Bestimmung la recherche de la paternité est interdite mit Recht eine Mißhandlung, eine Bevorzugung des männlichen Geschlechts auf Kosten des den Leidenschaften doch in stärkerem Grade unterworfenen schwächeren Teils, ein Mißtrauensvotum erblickt, welches die Befürchtung des Gesetzgebers deutlich zum Ausdruck bringt, eine Zulassung der Vaterschaftsklage werde eine

größere Zuchtlosigkeit des weiblichen Geschlechts zur Folge haben. Dies ist aber nicht die einzige Unbill, welche das Gesetz den Frauen zu teil werden läßt. Den bedauernswerten Vorfällen, welche die Frauen vor die Schranken des Schwurgerichts führten, lag häufig die Thatsache zu Grunde, daß ein Mädchen von dem Geliebten treulos verlassen wurde, weil dieser eine reiche Heirat zu schließen gedachte und ihm hierbei jede Reminiszenz an die folies de la jeunesse unlieb war. In solchen Fällen ist das Weib geradezu schutzlos. Das Gesetz besitzt hier eine Lücke, welche umsomehr empfunden wird, je sensibler das Rechtsgefühl des Weibes ausgebildet ist. Was soll denn das schmählich betrogene Mädchen beginnen? Soll es im Wege des Zivilverfahrens eine Geldentschädigung wegen Vertragsbruchs zu erlangen suchen? Nicht einmal in dieser Hinsicht hat das Gesetz eine ausdrückliche Bestimmung aufgestellt, sondern es als selbstverständlich angesehen, daß die Normen des gewöhnlichen Vertragsrechts auch hier zur Anwendung kommen. Als ob nicht zwischen dem Bruche eines Kauf- oder Mietsvertrages und dem eines Verlöbnisses ein Unterschied wäre, als ob sich zwischen dem verlassenen Mädchen, dieser frivol geknickten Blume, und dem Kontrahenten eines bürgerlichen Vertrags, welchem der andere Teil die Erfüllung weigert, eine Ähnlichkeit mit rationellen Gründen auch nur behaupten ließe! Und jeder, dem jemals sich Gelegenheit bot in einem Rechtsstreite mitzuwirken, welcher eine Entschädigung wegen Verlöbnisbruchs zum Gegenstand hatte, wird es begreifen, daß Damen mit sensiblem Gefühle lieber auf dieses Mittel verzichten als sich in einen Prozeß einlassen, der ihnen die schwersten, wenn auch unbegründetsten Angriffe auf ihre Ehre gewöhnlich bringt. Liegt es doch in dem Interesse des Wortbrüchigen, seiner einstigen Geliebten einen Makel anzuhängen, welcher seinen Wortbruch vor dem Gesetze als gerechtfertigt erscheinen läßt, und was ist bequemer, als ihr ein unkeusches Verhalten anzudichten? Möge der Leser und die Leserin nur nicht glauben, daß es unmöglich ist, eine Untreue nachzuweisen, auch wenn sie niemals begangen wurde. In großen Städten giebt es zahlreiche Schwurbanditen, welche für Geld auch einen Meineid leisten, und das Strafverfahren gegen Frau Hugues hat uns gezeigt, wie man es versteht Zeugen zu „machen," so lautet der Ausdruck im Volke. Also selbst die Möglichkeit einer vermögensrechtlichen Entschädigung ist nur in ungenügendem Maße vorhanden. Wäre sie aber auch in allseitig befriedigender Weise fakticniert, so wäre der lücken- und mangelhafte Zustand der Gesetzgebung darum in keiner Weise verändert. Denn das in seinem ganzen Ich tödlich verletzte Weib kann sich mit dem Mammon nicht begnügen, es verlangt eine Genugthuung und kann sie unseres Erachtens mit Fug und Recht verlangen. Es ist mehr, als von einem sterblichen Weibe gefordert werden darf, wenn man ihm zumutet, sich mit Ergebung in sein Los zu finden, man verkennt die menschliche Natur mit dieser Insinuation; es widerspricht durchaus nicht den Postulaten einer gesunden und darum menschlichen Ethik, wenn man verlangt, daß dem treulosen Wortbrüchigen eine empfindliche Strafe zu teil werde. Oder ist vielleicht das Weib der Orangeschale zu vergleichen, welche man beiseite schleudert, nachdem man ihren Saft ausgepreßt hat? Wahrlich,

wir wünschen den friedfertigen Seelen, welche der geknickten Mädchenblume Entsagung und Verzeihung predigen, etwas von jenem Stahlgeiste urkräftigen Mannesmuts, welcher in Iherings „Kampf ums Recht“ zu heller Flamme emporschlägt. Es ist durchaus kein Einwand, daß in allen Staaten Europas der Verlöbnisbruch keine Strafe nach sich zieht; dies zeigt nur, daß die Regelung der Stellung der Frau noch sehr in der Entwicklung begriffen und weit, sehr weit von dem anzustrebenden Ziele entfernt ist. Ob der Verlöbnisbruch in Frankreich häufiger vorkommt als bei uns, können wir dahingestellt sein lassen, da dieser Umstand für die bedauernswerten Ausschreitungen der französischen Frauen wohl kaum von großem Belang ist. Der Charakter der Französin ist eben ein anderer als derjenige der Deutschen, und es müßten schon ganz gewaltige Einflüsse alterierend auf den Charakter der deutschen Frau einwirken, um bei uns ähnliche Erscheinungen hervorzubringen. Wenn in solchen Fällen, wo die Schutzlosigkeit des Weibes vom Gesetze gleichsam legalisiert ist, das Weib sich in den Zustand unentwickelter Staaten zurückversetzt, zur Pistole greift, um sich mit eigener Hand die Genugthuung zu verschaffen, welche ihm das Gesetz verweigert, wenn die Mörderin dann von dem Gerichte freigesprochen wird, so werden wir zur Erklärung dieses Urteils auf eine unwillkürliche Reaktion des im Volke lebenden Rechtsgefühls gegen das positive Gesetz hinweisen müssen. Wir brauchen nicht den Vorwurf zu befürchten, daß wir diese Art der Rechtspflege billigten; an andern Orten haben wir bereits in schärfster Weise gegen diese Besudelung der Justiz, diese Verhöhnung des Gesetzes durch den Richter protestiert; allein zum Verständnis derselben glauben wir von einer Berücksichtigung dieser Reaktion des Volksgewissens nicht absehen zu können. Der Franzose ist stets Kavalier und denkt als Kavalier und er empfindet stets Mitleid mit dem Weibe, wenn ihm Unrecht widerfährt. Daß ihn dies Gefühl allerdings mit sich fortreißt und die Grenzen mißachten läßt, welche auch dem Richter gesteckt sind, ist leider nicht zu bestreiten, aber zum guten Teile eine Folge seines so leicht erreg- und entflammbaren Temperaments. Solche Reaktionen des Volksgefühls gegen das positive Gesetz sind in Frankreich nicht unbekannt. Das Gesetzbuch Napoleons verhängte in seiner ursprünglichen Formulierung kurz und bündig die Todesstrafe über die Kindesmörderin, ohne ihr die mildernden Umstände zu gewähren, welche bei diesem Verbrechen in so hervorragendem Maße vorhanden sind. Was war die Folge dieser Bestimmung? Die Schwurgerichte sprachen die Kindesmörderin frei, um sie nicht einer Strafe überantworten zu müssen, welche in keinem Verhältnis zu dem Verbrechen steht und von der Nation als empörende Härte empfunden wurde. Schließlich trug die Gesetzgebung diesem Widerspruch zwischen gesetzlicher und gesellschaftlicher Mißbilligung des Delikts Rechnung und führte die Berücksichtigung mildernder Umstände ein, womit die skandalösen Freisprechungen aufhörten. Wenn heute in den Wahrsprüchen eine ähnliche Unzufriedenheit mit dem Gesetze sich ausspricht, so wird es für den Gesetzgeber zu einem unabweisbaren Gebote der Strafpolitik, diesen Widerspruch zu beseitigen, will er nicht die weibliche Selbsthilfe permanent machen und damit eine Sittenverwilderung in bedrohliche Nähe rücken. Den

Frauen Frankreichs ist es nun einmal zum Bewußtsein gekommen, daß das Gesetz den Mann, den Egoismus des Mannes ihrer Schwäche gegenüber schützt und privilegiert, und dieses Bewußtsein wird die mörderischen Attentate nicht eher von der Tagesordnung verschwinden lassen, als bis der Staat ihrem Rechts- und Billigkeitsgefühle eine zureichende Genugthuung verschafft. Man täuscht sich häufig über das Rechtsgefühl des Weibes; das Weib besitzt ein außerordentlich sensibles Gerechtigkeitsgefühl, es empfindet jede Kränkung und verschließt sie nur gewöhnlich in Anbetracht seiner Schwäche in sich. Um so intensiver lodert aber der niedergehaltene Trieb des Ressentiment auf, wenn sich die Gelegenheit bietet, für alle Unbill und Schmerzen gekränkter Liebe Rache zu nehmen. Was liegt dem verlassenen Weibe an der drohenden Strafe, wenn es sich sagen kann, es habe den Verräter, den das Gesetz nicht behelligt, bestraft? Nichts. So wie so ist ja sein Leben geknickt, und wer etwas von der Psychologie des Weibes versteht, weiß, daß der alte Spruch „die Rache ist süß" so recht für das Weib zutrifft. Möchten die maßgebenden Faktoren diese Ätiologie beachten und die Reform des mangelhaften Rechtszustandes energisch in die Hand nehmen, bevor das Gesetz der Wildnis, die Selbsthilfe, verbreitete Anwendung gefunden hat und gleich einem angeschwollenen Bergstrom die Schranken des Gesetzes und der Ordnung einzureißen droht.

So sehr wir im vorstehenden anerkannten, daß bei einem Teile der mörderischen Attentate die Gesetzgebung nicht von dem Vorwurfe freizusprechen ist eine Veranlassung zu den Ausschreitungen zu bieten, mit derselben Energie bestreiten wir bei dem andern Teile die Existenz auch nur des Schattens eines Rechtfertigungsgrundes. Wir wissen sehr wohl, daß die ermordeten Personen ausnahmslos keine Sympathie verdienten, daß sie elende Wüstlinge waren, denen jede Achtung vor der Ehre des Weibes abging, wir verkennen durchaus nicht, daß die Mörderinnen in ihrer geschlechtlichen Ehre und Reinheit aufs tiefste verletzt wurden, aber dies giebt ihnen noch kein Recht sich mit der Pistole Genugthuung zu verschaffen. Anders stünde es, wenn auch hier die Schutzlosigkeit des Weibes sanktioniert wäre. Allein ist dem so? Giebt es in Frankreich keine Gesetze, welche den niederträchtigen Verleumder bestrafen, existiert in der Nation, welche angeblich den Kultus des Weibes in Generalpacht genommen hat, existiert in ihr keine Norm, welche das Weib gegen gewaltsame Attentate auf seine Keuschheit schützt? Gerade das französische Recht ist bei diesen Verbrechen sehr streng. Morin, der Verleumder der Dame Hugues, war zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt worden, eine Strafe, die unserer Ansicht nach durchaus angemessen war, und daß dem elenden Feigling, welcher sich an Frau Francey so schwer verging, mindestens 20 Jahre Zwangsarbeit geblüht hätten, unterliegt keinem Zweifel. Es ist also lächerlich zu sagen, daß das Weib auch hier schutzlos sei; das Weib ist nicht schutzloser wie der Mann. Wir verkennen nicht, daß das leidenschaftliche Temperament des Weibes ein Hinwegsetzen über die Schranken des Gesetzes leichter möglich macht als der ruhigere Charakter des Mannes, allein zur Ausstellung eines Freibriefs reicht dieser Umstand nicht aus. Das Gesetz ist dazu

da, um die Leidenschaften im Zaume zu halten, und im geordneten Gemeinschaftsleben darf das Individuum seinen Naturtrieben nur diejenige Aktionsfreiheit einräumen, welche mit der Existenz aller und der Gesamtheit vereinbarlich ist. Das Gesetz darf nicht zum Popanz werden, sondern muß in lebendiger Machtfülle sich denjenigen fühlbar machen, welche die Hand gegen dasselbe erheben. Daß diese Grundwahrheiten in Frankreich von den Gerichten verkannt und mit Füßen getreten werden können, ist ein Zeichen des moralischen Wahnsinns, welcher als geistige Epidemie die Geister des Landes ergriffen hat. Moralischer Wahnsinn ist es, wenn durch die Freisprechung der geständigen Mörderin erklärt wird, daß die Vernichtung des Lebens kein Verbrechen ist, moralischer Wahnsinn ist es, wenn die Gerichte die Selbsthilfe legalisieren, ungeachtet das Gesetz sie mit schwerer Strafe bedroht, moralischer Wahnsinn ist es endlich, wenn ernste Männer, Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung und feurige Patrioten, es aussprechen, daß der Mord in solchen Fällen nicht nur keine verächtliche, sondern sogar eine lobenswerte Handlung darstelle, welche die Achtung vor der Thäterin nur erhöhen kann. Der Kriminalist weiß, daß Fälle moralischen Wahnsinns nicht zu den Seltenheiten gehören, er findet sich besonders bei solchen Personen, welche ein Verbrechen gegen die Sittlichkeit oder ein gemeingefährliches Verbrechen begehen. Auch dem Historiker ist es bekannt, daß nur mit Hilfe dieses Begriffs die Handlungsweise und das Leben und Treiben so mancher Ungeheuer der Geschichte verstanden werden kann, und auch die Völkerpsychologie weiß längst, daß auch die Völker den geistigen Störungen so gut unterliegen wie die Individuen, wenn sie auch nicht stets in der Lage ist, die Ursachen solcher Störungen in der Weise festzustellen, wie dies durch die Psychiatrie für die Individuen geschieht. Freilich ist es bei einem Kulturvolke ersten Ranges unerhört, daß das kostbarste aller Güter für schutzlos erklärt wird. Wenn es auch schon dagewesen ist, daß schwere Verletzungen des Sittengesetzes, Handlungen, welche uns als absolut unsittlich erscheinen, wie wohl es absolut unsittliche Dinge gar nicht giebt — straflos bleiben, so ist dies keineswegs von solcher Relevanz wie die kontinuierliche Vogelfreierklärung des menschlichen Lebens. Wer aber das Leben Frankreichs seit sechs bis sieben Jahren aufmerksam beobachtete, konnte von dem Hervortreten dieser Erscheinung nicht überrascht werden. Nicht ungestraft predigt man Tag für Tag von einem höheren Rechte als dem positiven, nicht ungestraft lehrt man, je länger je mehr, daß auch in der organisierten Gesellschaft ein Selbsthilferecht existiere. Wer den französischen Volkscharakter kennt, weiß zur Genüge, daß la femme stets milder behandelt wird als der Mann, es bedarf nur einer geschickten, an das Gefühl appellierenden, mit dem üblichen sentimentalen Beiwerk gewürzten Verteidigung, um die Geschworenen mit einem Mitleid für die schöne Sünderin zu erfüllen, das sie ihres Berufs und ihrer Pflichten völlig vergessen läßt, um sie zu einem Wahrspruch zu veranlassen, welcher deutlich zu erkennen giebt, daß das heilige Amt des Richters unwürdigen Händen anvertraut ist. Bereits mehren sich die Stimmen, welche darauf aufmerksam machen, daß die Fortdauer dieser Justizskandale zu einer Abschaffung der Schwurgerichte für bestimmte Verbrechen

und während einer bestimmten Zeit führen könne. Ist die Entrüstung auch jetzt noch eine vereinzelte, so zweifeln wir doch nicht, daß das Volksgewissen bald erwachen, sich gleichsam besinnen und mit machtvoller Energie gegen diese Rechtspflege reagieren werde, welche zu der Anarchie, der Lynchjustiz, amerikanischem Regulatorentum und korsikanischer Vendetta führen wird. Die nächtlichen Minierer der Gesellschaft, die Jünger des Dynamitevangeliums haben natürlich eine berechtigte Freude, daß durch solche Urteile der rocher de bronze, der Glaube an die Rechtssicherheit, zerstört wird, die Millionen Franzosen aber, welcher weder Bakunin noch Krapotkin, weder Jules Vallès nach B. Malou für Verkünder der allein wahren Heilslehre halten, werden sich auf die Dauer nicht mit einer Justiz begnügen, die den Bestand der Gesellschaft in Frage stellt.

Für die Frauen Frankreichs ist es von eminenter Bedeutung, daß diese Rechtsprechung schleunigst geändert werde. Sollte die Selbsthilfe unter den französischen Damen sich noch mehr ausbreiten, so wäre eine steigende Verrohung des weiblichen Geschlechts die unvermeidliche Konsequenz. Und was dies bei dem Einfluß des Weibes in Frankreich bedeuten will, bedarf keiner weitläufigen Erörterung. Denn nicht das ist das Wahre „je roher der Mann, desto roher das Welb," sondern der umgekehrte Ausdruck bezeichnet, wenigstens für die Kulturvölker, vor allem für Frankreich das richtige Verhältnis: „Je roher das Weib, desto roher der Mann."

Mainz. Ludwig Fuld.

Botanik.

Neuere Beobachtungen über Bau und Wachstum der Pflanzenzellwände und der Stärkekörner.

Bis zu dem Jahre 1858 galt es infolge der Arbeiten der Begründer der wissenschaftlichen Pflanzenanatomie, H. v. Mohl, Schleiden u. a. bei den Botanikern als feststehend, daß die Verdickung der Zellwände innerhalb der zuerst entstandenen, sogenannten „primären" Zellwand mittelst Auf- oder Anlagerung periodisch neu gebildeter, durch ihre Trennungslinien dem Auge erkennbarer Schichten, d. h. mittelst Wachstums durch „Apposition" erfolge und ebenso, daß die sogenannte Spiralstreifung, welche die Wände bestimmter, stark verdickter Faserzellen auf der Fläche zeigen — und die man früher als Ausdruck für die Zusammensetzung der Zellwand aus sogenanten Primitivfasern angesehen hatte — nichts Anderes als eine besondere Form der spiraligen Wandverdickung sei, wie sie bei vielen Gefäßzellen so deutlich auftritt.

Dieser Ansicht trat in dem genannten Jahre Prof. Karl Nägeli in seinem umfangreichen Buche über Bau und Wachstum der Stärkekörner, in welchem auch die Molekularstruktur der organischen Gebilde überhaupt und das Wachstum der Zellwände behandelt wird, und später noch in einer Anzahl größerer Abhandlungen entgegen, indem er eine neue, teils auf theoretische Deduktionen aus fertigen Zuständen, teils auf einige nicht richtig beobachtete Strukturverhältnisse, wie namentlich den Bau

der sogenannten Zellstoffbalken von Caulerpa (einer einzelligen Meeresalge) gegründete Wachstumshypothese aufstellte. Nach dieser von ihrem Urheber allerdings als eine gestützte Theorie ausgegebenen Hypothese, welche auch von dem verstorbenen Prof. Hofmeister, von Prof. Jul. Sachs und der von diesen Forschern beherrschten Schule vertreten wurde, sollte das Wachstum der Zellhäute u. s. w., Flächen- wie Dickenwachstum einzig und allein durch Einlagerung neuer, aus dem Protoplasma ausgeschiedener Zellstoffmoleküle zwischen die bereits bei der ersten Anlage der Zellwand beteiligten, d. h. also mittelst Wachstums durch Intussusception stattfinden. Die sichtbare Schichtung wurde als der Ausdruck erst später in der homogenen Wand aufgetretener Differenzierung in wasserärmere und wasserreichere Lamellen erklärt; während die Spiralstreifung sich durch ähnliche Differenzierung in der Fläche herausbilden sollte.

Nachdem auf Grund von — in Präparaten niedergelegten, unbestreitbaren — entwicklungsgeschichtlichen Thatsachen und unter dem Nachweise der Fehlerhaftigkeit der Nägelischen und Hofmeisterschen Beobachtungen über die vorzugsweise als Beweismittel ins Feld geführten Strukturverhältnisse seit einer Reihe von Jahren von dem Referenten fast vergeblich gegen die Nägelischen Hypothesen gekämpft worden war, hat dieselbe nun und zwar unter Bestätigung gedachter Thatsachen in den letzten Jahren auch vonseiten anderer Forscher, so namentlich von Prof. Schmitz in mehreren noch nicht vollständig abgeschlossenen Abhandlungen, von Prof. Straßburger in seinem Buche über Bau und Wachstum der Zellwände entschiedenen Widerspruch erfahren und ist in ihren Grundlagen erschüttert worden.

Es war natürlich, daß sich die genannten Forscher zunächst mit der von Nägeli, Hofmeister und dem Referenten in bildlichen Darstellungen wiedergegebenen Struktur der Zellstoffbalken von Caulerpa befaßten, welche als Beweis für oder wider von entschiedener Bedeutung sein mußte, und der ja auch der Begründer der Intussusceptions- und Differenzierungshypothese sowie seine Anhänger ein so großes Gewicht beigelegt hatten.[1]) Nägeli hatte nun seinerzeit zwei Figuren veröffentlicht. Von diesen giebt die eine die nach seinen Beobachtungen wirkliche und genau seiner Wachstumshypothese entsprechende Struktur in Form von aus dünnen, an die „primäre" Zellwand ansetzenden Zellstofffäden in sich und ohne Beziehung zu dem Dickenwachstum der geschichteten Zellwand zu ihrer endlichen Dicke herangewachsenen, die ganze Dicke der letzteren durchsetzenden Balken wieder. Die andere dagegen versinnlicht diejenige Struktur, welche sich dem Beobachter darstellen müsse, für den Fall, daß die Appositionstheorie richtig sei, bei der die im Innern des Zellraumes dem ersten „Zellstofffaden" parallel verlaufenden Schichten der „Balken" nahe an der Einmündungsstelle in die Zellwand umbiegen und sich als jüngere Schichten dieser letzteren fortsetzen. Mit dieser Gegenüberstellung war

[1]) Caulerpa ist eine Meeresalge aus einer einzigen Zelle gebildet, welche sich gleichsam in Wurzel, Stamm, Äste und Zweige gliedert. Im Innern des Stämmchens und der stärkeren Verzweigungen befindet sich ein Netzwerk von „Zellstoffbalken", welche in die stark verdickte und geschichtete Zellwand einmünden und offenbar einem mechanischen Prinzipe dienen.

aber unwiderleglich zugegeben, daß, wenn die letztere Struktur einmal als die thatsächlich seiende erkannt werde, die Hauptstütze der Intussusception-Differenzierungshypothese und damit diese selbst gefallen sei. Dieser letztere Fall ist denn auch in der That eingetreten. Durch die Beobachtungen von Schmitz und Straßburger ist die schon 1869 (das Mikroskop 2. Band) von dem Referenten veröffentlichte bildliche Darstellung, welche (bei genauer Wiedergabe des Sachverhaltes), so gut es eben zwischen einer der Natur nachgebildeten und einer schematischen Zeichnung der Fall sein kann, mit der zweiten Nägelischen Figur in Übereinstimmung steht, als eine dem natürlichen Sachverhalte vollkommen entsprechende bestätigt worden. Auch die Beobachtungen über die Entwicklung der Verdickung von Gewebezellen, welche von Schmitz und Straßburger ausgeführt wurden, haben sich für die Nägelische Hypothese nicht günstig erwiesen. Vor allem wird von Straßburger eine Thatsache dargelegt, welche wohl als unwiderlegbar gelten dürfte. Diese betrifft die Verdickung der Bastfasern unseres Eibenbaumes (Taxus baccato), deren Wänden im jugendlichen Zustande in den Zellraum hineinragende Kristalle von Kalkoxalat angelagert sind, während dieselben bei den älteren, stark verdickten Wänden von den später entstandenen, der kristallführenden jungen Wand aufgelagerten Schichten umschlossen werden und diese letzteren auf ihrer dem Zellinnern zugewendeten Seite dementsprechend modelliert erscheinen.

Die nach der Außenseite der Zellwand in Form von Höckern, Zäpfchen, Stacheln, Leisten, u. s. w. auftretenden Verdickungen freier Zellen (Pollenkörner, Sporen), deren Entwicklung und Wachstum bisher noch nicht mit Sicherheit festgestellt war und von denen man ziemlich allgemein annahm, daß sie aus einem Wachstum durch Intussusception hervorgegangen seien, werden von Schmitz wie von Straßburger ebenfalls als Produkte der Anlagerung nachgewiesen.

Die Schichten selbst wie die Außenverdickungen lassen beide Forscher aus unmittelbarer Umwandlung winziger Körnchen, der sogenannten „Mikrosomen" hervorgehen, während man bisher allgemein eine Ausscheidung des innerhalb des Protoplasmas aus der chemischen Umbildung von Stärke u. s. w. hervorgegangenen Zellstoffes in flüssiger Form über dem sogenannten „Primordialschlauche" angenommen hatte.

Das Flächenwachstum, für welches bis zur Zeit auch von den Verteidigern der Appositionstheorie die einer vorausgegangenen Dehnung folgende oder mit ihr Schritt haltende Einlagerung von neuen Zellstoffmolekülen zwischen die bereits vorhandenen angenommen wurde, wird auf Grund einer Reihe von Beobachtungen an stark in die Länge wachsenden Zellen als ein durch Anlagerung und Dehnung bewirktes gedeutet und verteidigt.

Dürften auch einzelne Ansichten und Deutungen der genannten Forscher, wie z. B. über die unmittelbare Umwandlung der Mikrosomen in Zellwände, über die Beschaffenheit der einzelnen Schichten — ob sie nämlich vollkommen homogen seien oder aus je zwei verschieden lichtbrechenden und verschieden dichten Lamellen bestehen —, über die Entstehung der stärker lichtbrechenden Innenschicht („Grenzhäutchen" Straßburgers, „tertiäre Membran" der älteren Autoren) und den gänzlichen Mangel der Einlagerung bei der Entwickelung der einzelnen neu gebildeten

Schichten) noch Modifikationen erfahren müssen, so haben doch deren Untersuchungen eine Bestätigung dafür geliefert, daß die Stützen der Nägelischen Hypothese sich als gänzlich hinfällig erweisen, daß dagegen die Appositionstheorie, wonach die Verdickung der Zellwand durch periodisch sich wiederholende Neubildung von in sich abgeschlossener Zellwandschichten, oder — wenn ich so sagen soll — Zellwandgenerationen erfolgt, in der Natur ihre volle Begründung findet.

Die „Spiralstreifung", welche Referent ebenfalls schon vor Jahren (1869) und zwar gerade an der Hand der von Nägeli für die Erkenntnis der Differenzierung in wasserreichere und wasserärmere Streifen und Ringe empfohlenen Untersuchungsmethoden als eine besondere Form der bei den Gefäßzellen vorkommenden, leicht erkennbaren und von keiner Seite bestrittenen spiraligen Verdickung nachgewiesen und seitdem stets verteidigt hatte, ist von Straßburger unzweifelhaft als solche erkannt und anerkannt worden. Und so dürfte denn auch dieses feinere Strukturverhältnis der pflanzlichen Zellwände, welches schon H. von Mohl, Schleiden, Schacht u. a. richtig erkannt und beschrieben hatten, auf seine wahre Natur zurückgeführt sein.

Wie für die Zellwände so wird auch für die Stärkekörner von Straßburger an der Hand von Quellungserscheinungen u. s. w. das Wachstum als auf Apposition beruhend nachgewiesen, für welchen Vorgang Referent schon vor Jahren, W. A. Schimper u. a. in neuester Zeit entscheidende, teils aus der Gestaltung der sogenannten halbzusammengesetzten Stärkekörner, teils aus der Entwicklungsgeschichte dieses geformten Inhaltsbestandteiles der Zelle entnommene Beweise beigebracht haben. Die in den Stärkekörnern häufig so deutlich hervortretende Schichtung wird erklärt, als hervorgegangen nicht aus der Abwechslung von wasserärmeren, dichteren und wasserreicheren, weniger dichten Lamellen, sondern aus dem Vorhandensein von „Adhäsionsflächen" zwischen den einzelnen, um den Kern des Stärkekorns periodisch nachgebildeten Schichten. Wo einzelne Schichten oder Schichtenkomplexe sich durch größere Dichte und stärkeres Lichtbrechungsvermögen vor den übrigen auszeichnen, da sollen diese Eigenschaften — ähnlich wie bei der Herausbildung der innersten, stärker lichtbrechenden Zellwandschicht (Grenzhäutchen Strßbg.) — hervorgerufen sein, durch jeweilige längere Berührung der betreffenden Schichten mit ihrer Umgebung, d. h. mit dem Protoplasma. Das Material für den Aufbau des Stärkekornes wird, wie bei der Zellwandbildung, in Mikrosomen des Protoplasmas gefunden, welche sich allmählich in Stärkesubstanz umwandeln sollen.

Über die Schlußfolgerungen, welche Straßburger aus der Begründung des Appositionswachstums in bezug auf die Molekularstruktur der Zellwände im besondern und der organischen Gebilde überhaupt zieht, sowie über die von demselben der Nägelischen gegenübergestellte neue Hypothese behalten wir uns vor in einem nächsten Referate zu berichten.

Darmstadt, im September 1884.[1]) Prof. Dr. Leopold Dippel.

[1]) Der Abdruck wurde infolge unvorhergesehener Hindernisse unliebsam verzögert.

Litterarische Berichte.

Friedrich der Große als Erzieher seines Volkes. Ein Gedenkbuch zum 100. Jahrestage seines Todes, 17. August 1786, von Konrad Fischer. Hierzu ein Portrait Friedrichs II. Mit einem Vorwort von Dr. Joh. Christ. Gottlob Schumann, Regierungs- und Schulrat in Trier. Trier 1886. Verlag von Heinrich Stephanus.

Die dankbare Erinnerung an Friedrich den Großen wetteifert mit Recht und mit Notwendigkeit grade in diesem Jahre in dem Bestreben, durch Wort und Schrift des Königs eminente und vielseitige Verdienste der Mitwelt vor Augen zu führen und dieselbe dadurch zu erneuter Dankbarkeit anzuregen. Es ist kein Byzantinismus, wenn man sagt, daß das Verständnis für die Größe Friedrichs II. nach allen Seiten seiner Regierungsthätigkeit hin dem Einzelnen unmöglich sei; die Vielseitigkeit seiner Talente und die unermüdliche Verwendung derselben zum Wohle des Staates erfordern, um gebührend gewürdigt zu werden, das ausschließliche Studium eines Menschen. Neben seinen gewaltigen Kriegs- und den durch augenblickliche Erfolge ins Auge fallenden Friedenswerken sind aber diejenigen Thaten meist gar nicht oder doch nur in wenigen Punkten einem größeren Publikum bekannt, welche von der stillen, mühsam arbeitenden, auf sofortige Erfolge verzichtenden, aber immer die Notwendigkeit und das Hohe des Strebens im Auge behaltenden Fürsorge des Königs ehrendes Zeugnis ablegen; hierzu gehört vor allem die Sorge für die Bildung seines Volkes und für die diesem Zwecke dienenden Schulen des preußischen Staates. Diese wichtige Seite der königlichen Thätigkeit darzustellen und zu würdigen ist der Zweck der vorliegenden Schrift, deren Verfasser mit Verständnis und Eifer aus Briefen und anderen Schriften des Königs und aus gleichzeitigen Berichten das Material zusammengestellt hat, welches uns einen Einblick in die Art und die Erfolge dieser rastlosen Thätigkeit des Königs gewährt. Wie seine eigene Erziehung durch Gewöhnung an Wahrhaftigkeit, Thätigkeit und Strenge gegen sich selbst ihn zum Schulmeister für sein Volk befähigt und wie Friedrich II. zur Durchführung seiner heilsamen Verordnungen die geeigneten Männer und Mittel gesucht und gefunden; wie er alle Schwierigkeiten überwunden und die meisten seiner Bestrebungen mit Erfolg gekrönt gesehen hat, wie schließlich diese ganze Thätigkeit auch für die Folgezeit von Bedeutung gewesen ist, dies alles läßt sich aus dem vorliegenden Werke klar und bestimmt erkennen. Anzugreifen wäre nur die Ausführung des Kapitels: Lehrjahre, aus dem wir die Bedeutung der letzteren für Friedrichs Erziehungsthätigkeit nicht zu erkennen vermögen; ferner wenn als Abfassungsjahr der goldnen Bulle 1456 angegeben ist und zwar in einem Briefe des Königs (man weiß nicht, ob es ein Versehen dieses oder des Verfassers ist), vor allem aber der Titel des Buches selbst. Denn bei dem Worte „Erzieher" denkt man nicht bloß an das Gebiet des Unterrichts, sondern erwartet eine Darstellung davon, wie der große König auch in anderen Beziehungen sein Volk erzogen d. h. zur eigenen Arbeit an Wohlstand, Kultur und Gesittung geführt hat. Aber auch bei jener engeren Auffassung des Wortes „Erziehen" vermissen wir immer noch den Hinweis darauf, daß wie beim Lehrer dem Schüler so auch beim König dem Volk gegen über sein eignes Beispiel, seine Pflichttreue und rastlose Thätigkeit ein Mittel und vielleicht das beste gewesen ist, um die heilsamen königlichen Pläne zur Reife zu bringen. Abgesehen von diesen Einwänden jedoch ist das Werk als ein dankenswerter Beitrag zu immer genauerer Kenntnis der Bedeutung des großen Königs zu betrachten und verdient somit die Anerkennung, welche im Vorwort ihm gespendet wird.

C. S.

Das Buch vom Alten Fritz. Leben und Thaten des großen Preußenkönigs Friedrich II., genannt der Einzige. Ein Gedenkbuch von Franz Otto. Vierte durchgesehene Auflage. Auszug aus dem größeren Werke. Mit 67 Text-Abbildungen und Titelbild. Leipzig und Berlin 1886. Druck und Verlag von Otto Spamer.

„Ich habe dir einen Namen gemacht, wie ihn die Größten auf Erden haben" (Chron. I. Kap. 18.) Mit diesen Worten schließt Franz Ottos Buch vom Alten Fritz, und gar gut hat es der Verfasser verstanden, in schlichter und doch ansprechender Form den Lebensgang Friedrichs, den sein Volk den Einzigen nennt, wahrheitsgetreu zu erzählen. Der Auszug aus dem größeren Werke kommt zu gelegener Stunde, das reich ausgestattete und dabei höchst wohlfeile Gedenkbuch ein vielbegehrtes Geschenkbuch werden zu lassen. Durch derartige Bücher werden wir unserer Jugend am besten zum Bewußtsein bringen, daß, wie der Alte Fritz uns wie kein anderer beweist, die Bestimmung des Menschen während des kurzen Zeitraums von dem Augenblicke der Geburt bis zu dem des Todes ist: zu arbeiten. L.

Friedrich der Große als Kronprinz. Von Reinhold Koser, a. o. Professor an der Universität Berlin. Stuttgart 1886. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

In der Reihe der Schriften, welche zum 17. August dieses Jahres erschienen sind, dürfte Professor R. Kosers „Friedrich der Große als

Kronprinz" eine der ersten Stellen einnehmen. Als Mitarbeiter an den friedericianischen Publikationen der Berliner Akademie und der preußischen Archivverwaltung hat Professor Koser sich für eine biographische Behandlung der Geschichte Friedrichs des Großen vorbereitet und bietet uns zum Säkularerinnerungstage den in sich abgeschlossenen Anfang einer einheitlich angelegten Darstellung, welcher einen der bisher am wenigsten eingehend bearbeiteten, freilich auch schwierigsten Abschnitte aus dem Leben Friedrichs des Großen behandelt. Außer den Werken von J. D. E. Preuß, Fr. Förster, Fr. von Raumer, Ranke, Carlyle, Droysen, M. Duncker, E. Bratuscheck u. a. benutzte der Verfasser für die vorliegende Darstellung von den Beständen des K. Hausarchivs und des K. Geheimen Staatsarchivs in erster Linie die sehr umfangreichen Untersuchungsakten von 1730, Teile der Kabinetskanzlei König Friedrich Wilhelm I. und den Nachlaß des Feldmarschalls von Grumbkow, darunter die noch ungedruckten Teile seines Briefwechsels mit dem Kronprinzen und mit dem Küstriner Kammerdirektor Hille. Auch die Berichte der preußischen Gesandten aus dem Jahre 1730 boten ihm als Ausbeute einige nicht unwichtige Marginalien des Königs. Bietet Kosers Werk auch nicht in jedem Kapitel neue Aufschlüsse über den Entwicklungsgang des großen Königs, ist auch das Meiste nicht zum erstenmal mitgeteilt, so sind wir doch für viele Fingerzeige und manche scharfsinnige Kombination, für so manchen wohl zu beachtenden Satz dem Verfasser dankbar, der es verstanden hat, die trübsten Szenen wie die sonnigen Tage aus der Jugendzeit Friedrichs II. derart zu beleuchten und uns in das Seelenleben desselben vor seiner Thronbesteigung einen solchen Einblick zu gewähren, daß wir deutlich schon den Pfad zu erkennen vermögen, den der Prinz als König zu wandeln entschlossen. „Im Elternhause" heißt das erste Kapitel des sehr empfehlenswerten Buches, das uns erzählt, wie Friedrich Wilhelm I. aus seinem Fritz einen guten Christen, einen guten Soldaten und einen guten Wirt machen wollte, weshalb ihn die Erzieher zu „Menage, Sparsamkeit und Demut" anhalten mußten. Doch schon an dem sechsjährigen Kinde wollte der Vater „den aufgeblasenen Stolz und die Neigung zu Depensen" wahrgenommen haben, an dem Kinde, das er unendlich liebt und um dessen Gegenliebe er so besorgt ist, daß er den Erziehern die Weisung giebt, dem Prinzen beim Anlaß zur Unzufriedenheit immer nur mit einer Klage bei der Königin zu drohen und „müssen sie ihn mit derselben allezeit schrecken, mit mir aber niemalen." So dettelte fast, sagt Koser, der König um seines Sohnes Liebe. Und doch zog es den Prinzen zur heißgeliebten und verehrten Mutter hin, die alle Bitterkeit ihres Herzens in die zarten Kinderseelen Friedrichs und seiner Schwester Wilhelmine schüttete, sie so dem Vater entfremdete und sich derart schwer an der Jugend ihrer Kinder verging. Wie es dann so weit gekommen, daß schon der Anblick des Sohnes dem Vater verhaßt zu sein schien und der Prinz schließlich dem Könige aus den Augen zu gehen sich entschloß, erzählt uns der Verfasser auf Grund eingehendster Quellenforschung im II. Kap. in fesselndster Weise; ebenso die traurigen Folgen des Fluchtversuches und des Kronprinzen Verhalten „in der Kammer und beim Regiment." Koser betont hier mit Recht des Prinzen besonderes Interesse für die Handelspolitik und weist speziell hin auf den von ihm am 18. Dezember 1731 dem Könige überreichten Plan wegen des Commercii nach Schlesien. Mit welchem Eifer, heißt es S. 95, der Kronprinz bei der Arbeit war, läßt einer seiner Briefe ersehen: „Ich sitze jetzt bis über die Ohren in meinem schlesischen Handel, und er macht mich so zerstreut, daß, wenn man mich fragt, ob ich Senf zum Rindfleisch haben will, ich imstande bin zu antworten: Sehen Sie in der neuen Zollrolle nach. Ja, das hat etwas auf sich. Ich kann mich einer Sache nicht halb ergeben, ich muß immer kopfüber hinein." Ueber Friedrichs des Großen religiösen Standpunkt als Kronprinz sagt Koser: Friedrich war kein Atheist, sein reformierter Standpunkt aber frei von jeder konfessionellen Färbung, denn „man braucht weder Luther noch Calvin, um Gott zu lieben," sagt er einmal. „Es handelt sich nicht darum, schrieb er am 28. April 1736 an Grumbkow, „in der heiligen Schrift zu lesen, sondern es gilt, die Pflichten der erkenntlichen Kreatur gegen den Schöpfer und des guten Mitbürgers gegen Seinesgleichen auszuüben: das ist mein ganzer Moralkursus und ich bin überzeugt und vergewissert, daß ich mit diesem Glauben mein Heil machen werde." Von besonderem Interesse ist Friedrichs Erklärung, eine Art Trost in der absoluten Fatalität zu finden. Was die Politik des Kronprinzen anlangt, so gab es für denselben „nach grausamer Erfahrung nur die eine politische Weisheit: beobachten und stillschweigen." „Mein Leben, sagt Friedrich selbst 1737, ist ein Gewebe von Widerwärtigkeiten gewesen und die Schule des Unglücks macht umsichtig, diskret und mitfühlend." Der uns gebotene Raum macht es unmöglich, noch mehr aus Kosers trefflichem Werke unseren Lesern als Proben zu bieten. Nur darauf sei noch hingewiesen, wie vorzüglich Friedrich seine Leute kannte. Fleury, der Leiter der französischen Politik, blieb ihm „der Machiavell in der Kutte, der Gott dient und die Welt betrügt," mit ein Beweis dafür, daß sein Urteil über die französischen Staatslenker und ihre Politik durch seine Vorliebe für die Nation zu keiner Zeit auch nur in der leisesten Weise getrübt wurden. Ueber Friedrich II. Antimachiavell sagt Koser, daß derselbe keinen doppelten Maßstab zulassen will für die öffentliche und die private Moral; seine Feder giebt

„ebensowenig der Schurkerei der Könige Quartier wie der Unredlichkeit der gewöhnlichen Sterblichen.“ Nun genug der Proben; sie werden genügen, das Interesse unserer Leser für Kosers Werk zu erwecken, das jedem Verehrer Friedrichs des Großen hochwillkommen sein, jedem Historiker eine schätzenswerte Bereicherung seiner Kenntnisse bieten wird durch den Text selbst wie durch die im Anhang zu den einzelnen Kapiteln gegebenen Anmerkungen. — An Beilagen enthält das Buch die „Relation welche Sr. Königl. Maj. von des Cron Printzens Hoheit intendirten retraite mir (Mylius) dato (1. Sept. 1730) zu Papier dictiret haben, um Sr. Hoheit und übrig darinn benannte Personen zu vernehmen“ und zwei Gedichte des Kronprinzen Friedrich aus dem Jahre 1731. Nach Abschriften von der Hand des Kammerdirektors Hille. L.

Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausgegeben vom Großen Generalstabe Abteilung für Kriegsgeschichte. 5. 6. 7. Heft. Berlin 1886. Verlag von Mittler und Sohn. Kgl. Hofbuchhandlung.

Das 5. Heft der kriegsgeschichtlichen Einzelschriften bringt uns 2 Aufsätze: 1. Brandenburgisch-Polnische Türkenzüge von 1671—1688. 2. Das Tagebuch des Generals der Kavallerie Grafen von Rostitz. 1. Teil. Für den ersten Aufsatz können wir uns nicht begeistern. Er umfaßt in 29 Seiten den Marsch nach Polen im Jahre 1672; die Marschbereitschaft in den Jahren 1673 und 1688 und die Feldzüge der Jahre 1674, 1683 und 1684. Das Resumé des Aufsatzes ist in den Schlußworten desselben recht treffend enthalten, welche daher hier wiedergegeben werden: „Die Schicksale der Brandenburger während der vier hier berührten Feldzüge liefern einen vollgültigen Beweis dafür, daß es die undankbarste und deshalb schwerste Aufgabe für eine Truppe ist, unter fremder Fahne für fremde Interessen kämpfen und bluten zu müssen. Wie oft auch vorher und nachher Teile des vaterländischen Heeres mit der gleichen Bestimmung verwendet worden sind, so ist doch kaum jemals ihre Lage schwieriger gewesen als in diesen Türkenzügen. An der Seite des jeder Zucht entbehrenden polnischen Aufgebots vermochten sich die Hilfskorps bei ihrer numerischen Schwäche den Anmaßungen und dem Uebelwollen der polnischen Heeresleitung gegenüber weder selbständig zu bewegen, noch ihren berechtigten Anforderungen Geltung zu verschaffen. Daß bei dieser Sachlage, der Unregelmäßigkeit der Löhnung und namentlich der Mangelhaftigkeit der Verpflegung, die Kraft der Truppen schließlich erlahmte, auch der Abgang meist außerordentlich groß wurde, kann um so weniger befremden, als die Mannschaften zum Teil erst kurz vor dem Ausmarsch geworben waren und die Fügung der höheren Verbände gewöhnlich erst bei dem Ausmarsch vorgenommen wurde. Trotzdem haben die Brandenburger, wo immer sie während der geschilderten Kriegszüge zur wirklichen Verwendung vor dem Feinde gelangt sind, den Ruhm ihrer Waffen aufrecht erhalten und vermehrt.“ Sehr interessant ist der zweite Aufsatz, dessen 2. Teil im 6. Hefte enthalten ist. Zunächst wird uns hier der Lebenslauf des Generals der Kavallerie Grafen von Rostitz gegeben, von ihm selbst verfaßt. Demnächst werden wir mitten in die Ereignisse der Befreiungskriege versetzt und zwar zunächst in die Zeit kurz vor der Schlacht von Bautzen. Gleich nach seinem Eintreffen bei der Armee wurde der Graf Rostitz dem Hauptquartier des General von Blücher zugeteilt und hatte somit die Gelegenheit, alle Ereignisse mit demselben zu erleben und sie vom Standpunkte des Hauptquartiers aus zu beurteilen. Die Schlacht von Bautzen eröffnet den Reigen der gewaltigen Ereignisse, welche der Leser des Tagebuchs gewissermaßen miterlebt. Es würde zu weit führen, den Leser auf dem Wege der glänzenden Ruhmesthaten weiter zu führen, welche zu vollbringen insbesondere der schlesischen Armee vergönnt war. Graf von Rostitz spricht mit voller Offenheit und gerade dadurch gewährt er dem Leser einen besonderen Genuß. Man lernt die Persönlichkeiten genau kennen, welche damals das Schicksal der Schlesischen Armee lenkten, und ebenso viele andere, hochgestellte Personen, welche auf den Gang der Ereignisse von Einfluß waren. Besonders eingehend sind einige Epochen behandelt, die an sich hochinteressant, durch die ihnen widerfahrene, sehr verschiedenartige Beurteilung Anlaß zu vielfachen Kontroversen gegeben haben, so z. B. die Tage vom 8. bis 15. Februar 1814, die Empörung Sächsischer Truppen 1815, die Schlacht von Ligny, die persönlichen Beziehungen des Feldmarschalls Blücher zu den diplomatischen und militärischen Vertretern Frankreichs, sowie zu denen der verbündeten Mächte nach dem 2. Einzuge in Paris. Wir können das Tagebuch des Grafen Rostitz nur jedem zur Lektüre empfehlen, der sich für die große Zeit der Befreiungskriege interessiert. Das 6. Heft enthält außerdem noch einen ganz eigenartigen Aufsatz: Brandenburg-Preußen auf der Westküste von Afrika. 1681 bis 1721. Bei dem regen Interesse, welches unsere Kolonialbestrebungen heute in ganz Deutschland erweckt haben, und welches hoffentlich noch immer reger werden wird, kann dieser Aufsatz nur als sehr zeitgemäß angesehen werden. Er behandelt: 1. Die Seeunternehmungen der Jahre 1680 81. 2. Die Kolonie und Veste Groß-Friedrichsburg 1681—1721. 3. Das Kastell Arguin. Sehr sauber ausgeführte Skizzen resp. Pläne sind beigegeben. Nr. 1. Uebersichtskarte zeigt die Ausdehnung der Kolonien des großen Kurfürsten und nebenbei unsere heutigen Besitzungen an jenen Küsten. Nr. 2. Facsimile aus dem Jahre 1688 zeigt die Umgebung von Groß-Friedrichsburg. Nr. 3. Grundriß dieser Veste. Facsimile aus dem Jahre

1684. Nr. 4. Veste Groß-Friedrichsburg. Facsimile aus dem Jahre 1708. Nr. 5. Dorotheenschanze bei Accada. Facsimile von 1684. Nr. 6. Kastell Arguin. Facsimile von 1709. Der Aufsatz ist hochinteressant, wir empfehlen ihn aufs wärmste. Die sehr bemerkenswerten Anlagen sind in Sprache und Orthographie der damaligen Zeit wiedergegeben, wodurch das Interesse an denselben wesentlich erhöht wird. Das neueste Heft 7. enthält folgende Abhandlungen: 1. Der Anteil der Kurfürstlich Sächsischen Truppen an der Erstürmung von Prag 25. 26. November 1741. 2. Die Thätigkeit der deutschen Artillerie in der Schlacht bei Loigny—Poupry am 2. Dezember 1870. Der erste Aufsatz giebt auf 15 Seiten eine sehr anschauliche Schilderung des Sturmes auf Prag, in den Anlagen aber unter anderen ein sehr interessantes Reglement in Sprache und Orthographie der damaligen Zeit. Besonders dankenswert ist ohne Zweifel die große Abwechslung, welche der Generalstab uns bietet. Die 3 Hefte, welche wir heut besprechen, führen uns nach Polen und gegen die Türken, durch Deutschland und Frankreich während der Jahre 1813—15, nach Afrika, nach Böhmen und schließlich an die Loire. Die letzte Abhandlung hat uns ganz besonders interessiert. Sie behandelt sehr eingehend die wichtigste Schlacht des Loirefeldzuges, die Schlacht von Loigny. Eine große Menge von Skizzen erleichtert das Verständnis der einzelnen Momente, welche durch Betrachtungen über die Thätigkeit der Artillerie am Schluß eines jeden Moments noch mehr hervorgehoben werden. Leider erfahren wir nichts über den Munitionsverbrauch der deutschen Artillerie. Das Bild, welches der Leser von dem Verlauf der Schlacht erhält, ist zutreffend und genau. Wer sich über die schlachtentscheidende Wirkung der modernen Artillerie orientieren will, findet in dem Aufsatz eine reiche Ausbeute an kriegsgeschichtlichen Beispielen. Die Sprache ist klar, einfach und dabei frisch und anregend. Die gute Aufnahme, welche das Publikum den kriegsgeschichtlichen Einzelwerken hat zu teil werden lassen, ist eine wohlverdiente, und der Leserkreis kann bei so guten Leistungen nur immer größer werden. Wir wünschen aufrichtig, daß dies geschehen möge, und sind sicher, daß die Leser mit uns übereinstimmen werden, wenn wir die Einzelwerke auf das wärmste empfehlen.

Konrad Deubler. Tagebücher, Biographie und Briefwechsel des oberösterreichischen Bauernphilosophen. Herausgegeben von Arnold Dodel-Port, o. ö. Professor a. d. Universität Zürich. Leipzig 1886. Verlag von B. Elischer.

Der Mann, von dem hier die Rede ist — heißt es im Vorwort — war ein armer Bergknappensohn, dann Müller, später Gastwirt, dann Zuchthaussträfling, noch später wieder freier Bürger und sogar Bürgermeister; zuletzt war er Bauer, aber — ein philosophischer Bauer. Der Held des Buches wurde geboren am 26. November 1814 und starb am 31. März 1884. Er ist anziehend sowohl durch die Frische und natürliche Kraft seines Wesens, seinen Eifer, sich stetig zu belehren, als auch durch sein Schicksal. Er wurde nämlich ein Opfer religiöser Verfolgungswut und mußte schmählich und traurig vier Jahre im Zuchthause verdringen, Juli 53 bis März 57. Veranlassung eine Untersuchung gegen Deubler einzuleiten war ein widerwärtiger Artikel des „Humoristen" Saphir (I, 119), ein Artikel, welcher einer Denunciation wirklich ähnlich sieht. Körperlich und geistig dem Untergang nahe verließ D. das Gefängnis. Doch wurde er wieder stark und frisch, und sein Wohlstand wuchs, sodaß er viel Muße fand zu lesen und zu lernen. Besondern Eindruck machte jetzt Ludwig Feuerbach auf den Bauern-Philosophen, sodaß schließlich Deubler im Oktober 62 mit Feuerbach in Briefwechsel trat und dessen Besuch im August 67 in Goisern (bei Ischl) erhielt. Ueberhaupt stand er mit vielen Männern der Wissenschaft in brieflichem und persönlichem Verkehr. Der Kreis, in dem seine Gedanken sich am liebsten bewegten, wird etwa dezeichnet durch die Namen D. F. Strauß, L. Feuerbach, Zschokke, Moleschott, Roßmäßler, Noskoff, J. C. Fischer, Büchner, Darwin, Häckel, Dühring u. s. w. Seine Denk- und Lesefrüchte hat der Herausgeber I 333 f. zusammengestellt; der ganze zweite Band wird durch den Briefwechsel gefüllt; da hätte manches wegbleiben können ohne Schaden und zum Nutzen der Sache. D. zeigt sich überall wahrheitsliebend, frisch, lerneifrig und von einer (in Deutschland wenigstens) seltenen Neigung „große Männer" mit natürlichem Feuer zu bewundern. Es schadet ja nichts, daß viele grade das Gegenteil davon glauben, was er in einer Zeile seiner Grabschrift sagt: „Der Geist ist eine Eigenschaft des Stoffes". Nein, umgekehrt: Stoff ist eine Erscheinung von etwas Geistigem. Seine Neigung zu bewundern reißt ihn mitunter zu bedenklicheren Aussprüchen hin, so wenn er II 278 (26. XI. 83) Hrn. Nordau den geistreichsten Schriftsteller nennt, den er je gelesen hat. Noch schlimmer ist dies (14. III. 84), daß er von einem Buche desselben Schriftstelles sagt: „sein Buch muß mir die heilige Schrift ersetzen." Man denke Herrn Nordau und die Bibel! Hier ist der verewigte Deubler vor Bewundrung gestolpert und gefallen. Wie schön dagegen ist das, was er (I 166. 6. I. 55) früher aus Brünn an seine Frau schrieb und was ganz Kantisch klingt: „Glaube mir, liebes Weib, das Schönste und Erhabenste bleibt doch immer der Sternhimmel über uns und das Sittengesetz in uns." B.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Alencar, J. de, Ubirajara. Roman aus den Urwäldern Brasiliens. Nach dem portugiesischen Original übersetzt und mit Anmerkungen versehen von G. Th. Hoffmann. 8. (W. Friedrich, Leipzig.)

Armeleutslieder. 8. (Gebrüder Knauer, Frankfurt a. M.)

Aus den Frühlingstagen des deutschen Vaterlandes. Eine schlesische Geschichte von G. v. R.-T. 8. (Richard Preyß, Augsburg.)

Bruck, Julius, Von Hüben und Drüben. Scherz und Ernst in Versen. 3. vermehrte Auflage von „Bunte Blüten." 8. (Carl Reißner, Leipzig.)

Büchle, Adolf, Künstlerin-Liebe. Novelle in Versen. 8. (Emil Sommermeyer, Baden-Baden.)

Büchner, Alex., Fidele Geschichten. 8. (Wilh. Friedrich, Leipzig.)

Bülow, Margarethe von, Jonas Briecius. Erzählung. 8. (Grenzbotensamml., I. Reihe, Band 27.) (Fr. Wilh. Grunow, Leipzig.)

Collektion Spemann. Band 172/74: Byrons Werke, übersetzt, mit Einleitung und Anmerkung versehen von Dr. A. Schröter. 3 Bände. 8. (W. Spemann, Stuttgart.)

Cölln, Eduard von, König Konrad der Junge. Epische Dichtung in 12 Gesängen. 8. (H. Haeffel, Leipzig.)

Elchhorn, Dr. Hermann, Das neue Jahrhundert. Quartalsschrift für innere Kultur. 1885/86. Heft III. IV. 8. (Baumert & Ronge, Grossenhain i. Sachs.)

Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Dr. A. Reichenow, Prof. Dr. Schenk, Geh. Schulrat Dr. Schlömilch, Prof. Dr. Wittstein, Prof. Dr. von Zech. Lex. 8. Mit eingedruckten Holzschnitten. I. Abt. Lief. 48 enthält: Handbuch der Botanik. Lief. 18. — II. Abt. Lief. 36: Handwörterbuch der Chemie. Lief. 17. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Fels, N. von, Neidosha. Roman. 8. (S. Schottländer, Breslau.)

Freund, Dr. Leonhard, Einiges über Eduard Lasker. 8. (Gustav Fock, Leipzig.)

Galdos, Perez, Dona Perfecta. Roman aus dem Spanischen von E. Reichel. Einzig autorisierte Uebersetzung. 2 Bände. 8. (E. Piersons Verlag, Dresden.)

Godefroy, Reminiscenzen. Gedichte. 8. (H. Barsdorf, Leipzig.)

Halter, Eduard, Die kleinen Lieder mit Dichten und Trachten. 8. (E. F. Schmidtsche Universitäts-Buchhandlung [Frdr. Bull], Straßburg.)

Hauptmann, Gerhard, Promethidenlos. Eine Dichtung. 8. (Wilh. Isleib, Berlin.)

Heiberg, Hermann, Eine vornehme Frau. 8. (Wilh. Friedrich, Leipzig.)

Henckell, Karl, Quartett-Dichtungen. Unter Mitwirkung von Arthur Gutheil, Erich Hamleden, Alfred Hugenberg. 8. (Otto Meißner, Hamburg.)

Hildeck, Leo, Silhouetten. Drei Erzählungen aus der Gegenwart. 8. (Th. Fuendeling, Hameln a. W.)

Janischek, Maria, Legenden und Geschichten. 8. (W. Spemann, Stuttgart.)

Kirchhoff, Alfred, Länderkunde der fünf Erdteile. Lieferung 4/9. Lex. 8. (G. Freytag, Leipzig.)

Könnecke, Dr. Gustav, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Eine Ergänzung zu jeder deutschen Litteraturgeschichte. Nach den Quellen bearbeitet. Lieferung 4/7. Folio. (R. G. Elwertsche Verlagshandlung, Marburg.)

Kretzer, Max, Drei Weiber. Berliner Kultur- und Sittenroman. 2 Bände. 8. (Herm. Costenoble, Jena).

Schönfeld, Paul, Satiren und Epigramme. 8. (August Gottholds Verlagsbuchhandlung, Kaiserslautern.)

Telmann, Konrad, Moderne Ideale. Roman. 3 Bände. 8. (Carl Reißner, Leipzig.)

Trewendts Hauskalender für 1887. 40. Jahrgang. Mit einem Titelbild und zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Trewendts Volkskalender für 1887. Dreiundvierzigster Jahrgang. Mit vielen Bildern und zahlreichen, in den Text gedruckten Holzschnitten. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Xantippus, Kalypso. Mit einem Lichtdruck nach einer Zeichnung von F. Kirchbach in München. 8. (Otto Heinrichs, München und Leipzig.)

Zu spät erkannt. Ein Zeitbild 1871—1873. Vom Verfasser der Erinnerungen eines deutschen Offiziers. 8. (J. F. Bergmann, Wiesbaden.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Die Markgrafen

Johann I. und Otto III.

von Brandenburg,

in ihren Beziehungen zum Reich. 1220—1267.

Von

Dr. Alfred Bauch.

Preis geheftet 4 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Im Banne des schwarzen Adlers.

Geschichtlicher Roman

von

Rudolf von Gottschall.

4. Auflage.

Geheftet 4 Mk., elegant gebunden 5 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Zur Geschichte und Charakteristik

Friedrichs des Großen

von

Dr. Eduard Cauer,

weiland Stadtschulrat in Berlin.

8. Preis geheftet 8 Mk.; eleg. gebd. 9 Mk. 50 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Illustrierte Frauen-Zeitung.

Großes illustriertes Journal für Unterhaltung und Mode.

Jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis $2^1/_2$ Doppelbogen, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 Mk. 50 Pf.

Die Heft-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe" und kostet das Heft (24 jährlich) 50 Pf.

Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf.

Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Post-Anstalten.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Aus der Säbeltasche

eines alten Kavalleristen.

Erzählungen

von

Fr. v. Krane.

2. Auflage.

Preis geheftet 6 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Vierzig Jahre

von

Karl von Holtei.

Broschiert Mk. 12,00; gebd. in 3 Bänden Mk. 15,00.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschienen!

Trewendts Kalender

auf das Jahr

1887.

Trewendts Volks-Kalender für 1887.

Dreiundvierzigster Jahrgang.

Mit vielen Stahlstichen und Holzschnitten 8. Kartoniert.

Preis 1 M. 25 Pf.; geb. 1 M. 50 Pf.

Auch dieser Jahrgang zeichnet sich durch die Beiträge namhafter Schriftsteller aus und enthält gute Stahlstiche und Holzschnitte nach Originalen bedeutender Künstler.

Für abwechslungsreichen und interessanten Textteil ist in altbekannter Weise Sorge getragen.

Trewendts Haus-Kalender für 1887.

Vierzigster Jahrgang.

8. Kartoniert, mit Schreibpapier durchschossen und außer zahlreichen Text-Illustrationen eine besonders schön ausgeführte **bunte Lithographie.**

Preis 50 Pfennig.

Vorzüglich für den praktischen Gebrauch! Zum **Notizbuch** oder zur **Hauschronik** geeignet. Doch bietet auch dieser Kalender als Unterhaltungsbuch reichen Stoff durch spannende Erzählungen, Anekdoten und gemeinverständliche Aufsätze.

Kontor-, Bureau-, Etui-, Brieftaschen- und Portemonnaie-Kalender in bekannter Ausstattung.

Breslau, August 1886.

Eduard Trewendt,
Verlagsbuchhandlung.

Diese Kalender sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau:

Felix Eberty,

Geschichte des preußischen Staats.

Von der Belehnung der Hohenzollern mit Brandenburg bis zur Wiederaufrichtung des deutschen Reiches.

7 starke Oktavbände. 1867—1873. Bisheriger Preis: Geheftet Mk. 43,50; gebunden in 6 Bänden Mk. 51,00.

Jetziger Preis: Geheftet Mk. 15,00; gebunden Mk. 22,50.

Inhalt der einzelnen Bände:

1. 2. Band: Bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen.
3. 4. Band: Bis zum Ende des siebenjährigen Krieges.
5. Band: Bis zur Schlacht bei Jena.
6. Band: Bis zum zweiten Pariser Frieden.
7. Band: Bis zur Errichtung des neuen Deutschen Reiches.

Bis auf Widerruf zum ermäßigten Preise zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Mappe für die Kunsthefte der Deutschen Revue

höchst elegant in Schwarz- und Golddruck, mit Lederrücken, ungefähr für 12 Hefte Raum gewährend, ist zum Preise von **12 Mark** durch jede Sortimentsbuchhandlung wie auch von der Verlagshandlung direkt zu beziehen.

Breslau.

Geschmackvolle Einbanddecken zur Deutschen Revue

herausgeg. von

Richard Fleischer

liefert zum Preise von **1 Mark** jede Buchhdlg. 3 Texthefte bilden stets einen Band.

Eduard Trewendt, Verlagsbuchhandlung.

Breslau, Eduard Trewendts Buchdruckerei (Setzerinnenschule).

DUE JAN 18 '44

SEP 31 62 H

Digitized by Google

3 2044 098 624 430